UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class Book Volume

053 ZUK 23

Ja 09-20M

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

NOV 16 1983

JAN 16 1984

L161—O-1096

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Dreiundzwanzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1898.

LIBRARY
UNIVERSITY
URBANA

Inhalt.

Achtundvierzig 1
Affekt, vom religiösen 149
Agave, die 240
Agrarsozialismus s. Ungarischer.
Ameise, die 10
Antwort, eine deutsche auf eine dänische Frage 32
Appell, der himmlische 273
Atom, das 398
Ausgleich, der österreichisch-ungarische 27
Bankdirektoren u. Aufsichträthe . 220
Berlin und London 89
Bildung, philosophische 55
Bismarck-Denkmal in Elberfeld s. Notizbuch 93.
Boecklin s. Ungeheuer.
Börsenträume 585
Briefkasten 182, 407
Bulgarien 488
Byrons, Lord, Werke s. Neuphilologie.
Chamberlain s. Notizbuch 358, 537
Chemische Forschung s. Farbenstoffindustrie.
Dämon Papst 565
Dante und der Subjektivismus . 298
Delbrück, Professor s. Notizbuch 43, 95, 453. s. a. Infamie.
Farbstoffindustrie, die 205
Flottengesetz, das, s. Notizbuch 42.
Frage, die soziale, im Alterthum 195
Francillon s. Theater 491.
Frühling 244
Garten der Hesperiden 339
„Gegenwart", die, s. Notizbuch 43.
Geldsorgen 405
Geschichtschreibung, deutsche . . 103
Gladdy 409
Gladstones Tugenden 430
s. a. Gladdy.
Goluchowskis Politik 579
Gravitation und Levitation . . 245
Grobe Unfug-Paragraph, der s. Notizbuch 452.
Gruben und Banken 531
Grünenthal 45
Gurnes Verbrechen 582
Historikertag in Nürnberg s. Museum.
Hohenlohe, Fürst zu s. Notizbuch 540
Homosexuelle Frage, die, s. Paragraph.
Jaurès, Jean, s. Notizbuch 359.
Jesu Leben und Lehre 500
Industriefrühling 309
Infamie, eine 361
Israels Sozialreform . . 137, 525
Jubiläumsfeier von Beamten der Reichshauptbank s. Briefkasten 408.
Jubiläumsfeier der Revolution in Adlershof b. Köpenick s. Notizbuch 452, 539.
Kabelbahn, die glasgower . . . 470
Kabinetsordres s. Notizbuch 223.
Kaiser, an den 541
Kaiserbücherei s. Notizbuch 453.
Kaiserfahrt s. Notizbuch 320.
Kirschbaum, der 62
Kölbing, Professor, s. Neuphilologie.
Kolonialdirektor s. Briefkasten 182
Kolonien-Besiedelung 191
König Otto 97
s. Briefkasten 183. s. a. Otto. s. a. Urtheil.

132741

Köpenicker Schöffengerichtsurtheil s. Notizbuch 452, 539.
Krach, der 352
Kritiken, s. Notizbuch 42.
Kuba 49
Kunstausstellung, die Berliner s. Notizbuch 454.
Lamprecht, Professor, s. Notizbuch 44. s. a. Museum.
Leben 338
Legende, eine 173
Leiter, Lewis Josef, s. Notizbuch 358.
Leiter, was lehrt? 534
Literaturgeschichte 555
London, s. Berlin.
Maikäfer, der 433
Mars Cultor 485
Morgen, vom, zum Abend . . 70
Museum, im 304
Neuphilologie, ein Stücklein neuester 118
Neuseeland 478
Nietzscheforschung s. Notizbuch 453
Nietzsches Ahnen 576
Nietzsches Nachlaß 279
Nietzsches Vorfahren 403
Nordschleswig 387
Notizbuch 42, 92, 222, 317, 356, 450, 537, 588
Otto von Bayern 225
s. König Otto, s. a. Briefkasten 183, s. a. Urtheil.
Paragraph 175 des Reichsstrafgesetzbuches 185
Plötzensee, Erinnerungen an . . 66
Politik s. Quasimodogeniti.
Prähistorische Skizzen 416
Preußenhimmel s. Appell.
Prinz Heinrich von Preußen s. Notizbuch 360.
Pudel-Majestät 495
Pygmalions Marmorbild . . . 81
Quasimodogeniti 134
Räthsel, das, der Schwerkraft . 158
Recht, das, des Schwächeren . . 510
Regirungjubiläum, das zehnjährige s. Notizbuch 356, 452, 537
Reichstagswahlrecht s. Notizbuch 450.
Renaissance-Ausstellung, die . 572
s. a. Notizbuch 454
Sandrock, Adele s. Theater 491.
Schlacht, vor der 270
Schweninger s. Briefkasten 407
Seidel, der Prozeß 292
Selbst-Anzeigen 129, 210, 263, 348, 443, 528
Septimus, die 394
Sklaverei, Leibeigenschaft und Lohnsystem 124
Soziale Frage s. Frage.
Sozialreform s. Israels.
Spanien s. Notizbuch 222.
Spanien und Amerika 179
Spiritus aus Holz? 34
Staatssekretäre s. Briefkasten 182
Tabak und Zucker 447
Tagebuch eines preußischen Staatsanwaltes 321
Theater 491
Thronrede s. Notizbuch 317.
Thür, die weiße 258
Tote, der zurückgeläutete . . . 37
Totentanz, ein 154
Trost 244
Uebungritt, ein 166
Unfug, grober s. Briefkasten 183. s. a. Otto.
Ungarischer Agrarsozialismus . 77
Ungeheuer, das, in der Kunst . 462
Urtheil, das, im Fall Harden . 312
Verbrecherwelt, aus der römischen 142
Vivisektion 330
Wahlen in Frankreich s. Notizbuch 450.
Wahlwehen 455
Wahlzeit-Aufregungen s. Briefkasten 184.
Warschauer-Darmstädter . . . 131
Zola s. Notizbuch 92.

Die Zukunft.

Berlin, den 2. April 1898.

UNIVERSITY OF ILLINOIS.

Achtundvierzig.

Die Tage der Erinnerung an das Rothe Quartal sind vorüber. In Frankreich, dem nie ganz erlöschenden Herd des Feuers, das vor fünfzig Jahren Europa fortzüngelnd in Brand zu stecken drohte, hat man sich weise gehütet, die unter der Asche schlummernde Gluth durch hitzige Feierreden zu einer neuen Flamme anzufachen; Guizot, dem Opfer der Februarrevolution, blieben die Flüche, Thiers, Odilon Barrot und den übrigen Helden der Reformbankette die Jubelchöre erspart und es war, als habe man sich still verschworen, das Ende der Julimonarchie und die Begründung der zweiten Republik mit keinem Wort zu erwähnen. Den Sinn der Deutschen, die in Zeiten äußerster Noth und kraftvoller Erhebung so nüchtern vorwärts zu blicken verstehen, beschleicht in Epochen unfruchtbarer Ermattung immer wieder die Neigung, in sentimentalem Sehnen auf Vergangenes zurückzuschauen und das Entschwundene im Gedächtniß mit schönen Papierblumen zu schmücken. Sie haben, wenn nicht eine schöpferische Politik ihnen Beschäftigung gab, stets gern in Festen geschwelgt, die Schützen, Sänger, Turner bei vollen Bechern gefeiert oder gerührt in der Erinnerung an einen Geburtstag, einen Krieg, eine Revolution verweilt. Diesmal sollte die Erinnerung dem Sieg einer Klasse gelten, der Klasse, die heute herrscht, und man durfte deshalb eine ungewöhnlich warme Färbung der Feierklänge erwarten: die Bourgeoisie, die im Sturmjahr 1848 dem Patrimonialstaat entbunden wurde und seitdem, ob ihr im deutschen Norden der Schein der

politischen Macht auch versagt blieb, alle gesellschaftlichen Kräfte ihrem Interesse dienstbar gemacht hat, würde, so mußte man glauben, zum Gedächtniß ihrer Geburtstunde ein Fest rüsten, wie seit den Tagen trunkener Caesaren keins mehr gesehen ward. Mancherlei wurde wirklich versucht, um die Geister zu stacheln und eine feiertägige Erregung herbeizuführen: die Lober der Revolution gruben die Spur persönlicher Eindrücke aus dem gehäuften Schutt, frischten die Fülle der heiteren und ernsten Anekdoten auf, die im blutigen Lenz einst wild gewachsen waren, und bewirtheten Wochen lang vorher schon ihre Kundschaft mit prächtig angerichteten und reichlich gewürzten Betrachtungen verklungener Herrlichkeit. Von Völkerfrühling und Männerwürde, von dem erzwungenen Ende frevler Tyrannenmacht und dem in muthigem Kampf erworbenen Recht freier Selbstbestimmung wurde laut, in schillerndem Pathos, gesprochen, des Marquis Posa mählich verwelkte politische Lyrik mit aus den stehenden Phrasentümpeln geschöpftem Wasser schnell ein Bischen angespritzt und den Nachgeborenen die Mahnung ins Ohr gelärmt, daß ohne das Märzgewitter ein Deutsches Reich nie und nimmer entstanden wäre. Doch das Mühen blieb fruchtlos, der stärkste Schwarzkünstlerzauber versagte und die lange in Furcht und Hoffnung erharrten Erinnerungtage wären fast völlig unbemerkt verstrichen, wenn nicht ein paar übereifrige Behörden durch unkluge Maßregeln da oder dort ein glimmendes Fünkchen zu flüchtigem Flackern gebracht hätten. Aber auch diese kümmerlichen Flammen schlugen nicht prasselnd in die Geister, sondern nährten nur in Bezirksvereinen die Lauwärme der Beredsamkeit. Man muß gestehen, daß eine frostigere Gedächtnißfeier kaum erdacht werden konnte. Das Bürgerthum mag an die Ausschweifungen des Tollen Jahres offenbar nicht gern mehr erinnert sein; es will Ruhe, die Handel und Wandel fördert und den Profit mehrt, und zittert vor der Möglichkeit des Keimens neuer Konflikte. Den Jüngeren ist das achtundvierziger Pathos fremd; die Sturmglocke tönt ihnen nicht mehr und sie sind geneigt, die deutsche Revolution, die sie nicht erlebt haben, durch ein satirisches Temperament zu betrachten. Den Aelteren, deren Wesen vor dem Rothen März die erste, nie ganz zu verwischende Prägung empfing, leuchtet bei der Erinnerung wohl noch das Auge und ihr stolzes Lächeln scheint, wenn von Achtundvierzig gesprochen wird, anzudeuten: Wir waren dabei. Rasch aber regt auch in ihrem Sinn sich dann ein anderes Empfinden, das frohe Bewußtsein, in der Schmiedestätte eines Völkerschicksals gewirkt zu haben, schwindet und sie denken der alten Thaten und Gefühle nur noch wie einer wundervollen, aber nutzlosen Wallung holder Jugendeselei. War der Ueberschwang, war die Gewaltthat nöthig

und wäre man nicht auch auf stilleren Wegen, mit der besonderen Art der aufsteigenden Klasse besser angepaßten Waffen, ans Ziel gekommen? Es ist bezeichnend, daß nur das Proletariat das Jubeljahr geräuschvoll gefeiert hat, das offiziell noch immer doch als die Geburtzeit der Bourgeoisie gilt. Seit Karl Marx in der Neuen Rheinischen Zeitung gesagt hat, das Volk, der puer robustus sed malitiosus des Hobbes, habe das feine Gespinnst, das den neuen bourgeoisen Anspruch mit dem alten Recht der Krone verbinden sollte, mit starker Faust zerrissen, hat die Sozialdemokratie an der — namentlich von Lassalle klug gestützten — Legende festgehalten, die deutsche Revolution sei das Werk des Proletariates gewesen, das nun, im Bunde mit der aus den einschnürenden Schlingen des Kapitalismus gelösten Wissenschaft, das kraftlosen Händen entsunkene Schwert in neuem Kampf schwingen und die zu früh unterbrochene Befreierarbeit vollenden müsse. Wer die Verlustlisten der Barrikadenkämpfe durchliest, muß zugeben, daß die Legende nicht ganz aus der Luft gegriffen ist: unter den Opfern der Revolution ist die Zahl der gesättigten Existenzen sehr gering, die der kleinen Leute sehr groß. Der städtische Händler, der mit Schillers kühnem Kaufmann kaum noch Aehnlichkeit hat, liebt den Waffenlärm und die Lebensgefahr nicht; er dient dem Gemeinwohl auf seine Weise, ist, als ein ehrlicher Mann, auch zu selbstlosem Thun und Entsagen bereit, läßt aber die grobe Arbeit, die den Kopf kosten könnte, gern durch Andere besorgen, die weniger zu verlieren und einen engeren Pflichtenkreis zu betreuen haben. Das hat vor Marx schon Ludwig von Gerlach, der Rundschauer der Kreuzzeitung, erkannt, der die Arbeiter warnte, für die Bourgeoisie ihre Knochen zu Markt zu tragen. Aber Revolutionen werden nicht nur auf der Straße gemacht und man darf, wenn man den achtundvierziger Kampf gerecht beurtheilen will, nicht nur an die Barrikaden, den Zeughaussturm, die wiener und münchener Krawalle und die badischen Händel denken. Die geistigen Bereiter und Lenker der Bewegung waren damals noch nicht deklassirt; die Mitglieder der politischen Klubs, die frommen Gegner der Lolamontanen, die radikalen Befehder des Fürsten Metternich und die beredten Helden der Paulskirche hatten mit dem Proletariat keine Gemeinschaft und sogar der Thierarzt Urban, dessen groteske Gestalt aus den berliner Märzwirren so wunderlich hervorragt, war ein echtes Angstkind des Bürgerthumes. Sie Alle glaubten, für das Interesse ihrer Klasse zu kämpfen, und kämpften doch für eine europäische Idee, einen Spuk aus der Rousseauzeit, der, wenn er Leben gewann, ihrer zur Herrschaft erwachsenen Klasse Gefahr bringen mußte. In der bürgerlichen Moral, deren politischer Aus-

druck der Verfassungstaat ist, findet der Wahnbegriff von den angeborenen Menschenrechten nicht mehr Raum als in Theokratien; die Formen wechseln, statt der erzenen fesseln den Gefangenen nun güldene Ketten, aber der alte Zwang bleibt unverändert. Die Sozialdemokratie, die so grausam immer die Ideologen höhnt und selbst ganz von einer im herbstlichen Hegelreich erblühten Ideologie befangen ist, mag das Tolle Jahr feiern; daß die Bourgeoisie nicht gerade begeistert ihrer Jugendräusche gedenkt, kann keines Verständigen Staunen erregen. Auch der Korrekteste lächelt wohl in der Erinnerung an die süße Trunkenheit seiner Jünglingsjahre und schreitet, als pochte in seinen Pulsen noch die entwichene Kraft, aufrechter und stolzer einher; aber er läßt sich öffentlich nicht gern daran mahnen, daß auch er einmal bezecht und randalirsüchtig war.

Als Karl Mathy aus der frankfurter Paulskirche schied, schrieb er in das Stammbuch, das die Namen aller Mitglieder der ersten deutschen Reichsversammlung vereinen sollte: „Der Vorzug eines freien Volkes vor einem gegängelten besteht darin, daß dieses die Fehler seiner Lenker, jenes seine eigenen büßt. Bei dem Eintritt in die Freiheit strauchelt ein Volk um so leichter, je straffer die Zügel gehalten waren, je plötzlicher sie gelöst worden sind. Das Kind muß oft fallen, bevor es laufen kann, und der klösterlich geschulte Jüngling wird der tollste Student. Aber das Kind lernt gehen, wenn es nicht zu schwach ist, der Jüngling lernt sich selbst regiren, wenn er nicht dumm oder schlecht ist. So lernt auch ein Volk in freier Bewegung seine Fehler kennen und ablegen, wenn es nicht entartet ist." In diesen guten Worten mischt sich die müde Resignation eines Alternden mit noch wacher Hoffnung der rüstigen Mannesjahre zu sanfter und dennoch tapferer Wehmuthstimmung; der Patriot, der sie niederschrieb, zagte und verzweifelte nicht, aber er mußte seufzend auf das früher so heiß ersehnte Glück verzichten, des geliebten Werkes Krönung selbst noch zu schauen. Das Kind war gefallen, aber es würde einst gehen lernen; das Volk hatte Fehler gemacht, aber es brauchte künftig mindestens nur noch die eigenen Fehler, nicht die seiner Lenker, zu büßen. So dachte schon ein paar Monate nach der Sauserzeit ein der edelsten Begeisterung fähiger Mann, so dachten, so sprachen im vertrauten Kreise die Besten, Reifsten unter den redlichen Männern, deren Herz beim Werden und Wachsen der Bewegung höher geschlagen hatte und die nun mit Mathy empfanden: „Der Uebergang war zu rasch!"... Gewiß hatten die Thaten der Cavaignac, Windischgraetz, Radetzky, Jellacic, Brandenburg und Wrangel die Ernüchterung beschleunigt; aber sie wäre nicht viel später auch eingetreten, wenn nie eine Juni schlacht den schlaffen Sinn der Fürsten zu

einem erneuten Versuch blutiger Unterdrückung aufgepeitscht hätte. Der schöne Traum war eben ausgeträumt und die Erwachenden fühlten im Schädel den dumpfen Schmerz, der allen Taumelräuschen zu folgen pflegt. Sie hatten gehofft, mit einem kühnen Griff Alles erringen zu können: das so lange vergebens erstrebte Reich, das würdige, kluge und starke Reichsoberhaupt, die modernem Anspruch genügende Verfassung und das neue, den veränderten Machtverhältnissen entsprechende Besitzrecht, — und mußten enttäuscht nun erkennen, daß die organisch gewordenen Lebensbedingungen einer Volkheit nicht willkürlich von heute auf morgen zu ändern sind. Sie hatten gewähnt, mit Worten sei die auf Waffen und Traditionen gestützte Gewalt zu bezwingen, mit dem Schlachtruf nach Freiheit und Gleichheit schnell die Einigung der zersplitterten, in verschiedene Sitten gewöhnten deutschen Stämme herbeizuzaubern. Doch immer noch war die Macht der Waffen und Traditionen größer als die Wirkung der schönsten Worte; der Begriff der Freiheit war ungeklärt und an eine mögliche Gleichheit fehlte der zum Kampf gerüsteten Klasse der aufrichtige, selig machende Glaube. Disparate Kräfte hatten sich zu einem flüchtigen Bunde vereint, der bald zerbröckeln mußte. Das im Aufschwung gehemmte Einheitsehnen, das die Regirenden nicht nützlich zu lenken wußten, war einer verärgerten Stimmung gewichen; der Wunsch, den Staat nicht mehr auf Absolutismus oder Kabinetsregirung, auf eine unbewachte, unverantwortliche Autorität, sondern auf das Nationalitätenprinzip zu gründen und an der Leitung der Geschäfte den früher willenlos Hörigen ein nie wieder zu raubendes Recht zu sichern, hatte den Gedanken erweckt, zunächst müßten so rasch wie möglich die alten Ruinen weggeräumt werden; und der Anblick lüstern schwärmender Monarchen und schwacher, frivoler oder vom Alter zermürbter Minister hatte im einmal erregten Sinn die Gewißheit bewirkt, die große Stunde der Befreiung habe geschlagen. Der Befreiung wovon? Darauf war eine klare Antwort nicht zu erlangen. Von altem Druck, lästiger Vormundschaft und der dreisten Willkür der vor grauen Jahren Privilegirten? Das wäre verständlich gewesen, wenn das Befreiungwerk im eigenen Hause begonnen hätte und die entfesselte Kraft nicht an fremdes, von den Fremden oft genug selbst verschuldetes Leid verschwendet worden wäre. Otto von Bismarck, dessen Verhalten während der Sturmzeit noch der Würdigung harrt und der mit Recht immer wieder ironisch fragte, was die berliner Barrikadenhelden denn eigentlich erkämpft hätten, schrieb im April 1848: „Die Befreiung der wegen Landesverrathes verurtheilten Polen ist eine der Errungenschaften des berliner Märzkampfes, und zwar eine der wesentlichsten. Die Berliner haben mit ihrem

Blute die Polen befreit und sie dann eigenhändig im Triumph durch die Straßen gezogen. Zum Dank dafür sind die Befreiten bald darauf an der Spitze der Banden, welche die deutschen Einwohner einer preußischen Provinz mit Plünderung und Brand, mit Niedermetzelung und barbarischer Verstümmelung von Weibern und Kindern heimsuchen. So hat deutscher Enthusiasmus wieder einmal zum eigenen Schaden fremde Kastanien aus dem Feuer geholt. Ich hätte es erklärlich gefunden, wenn der erste Aufschwung deutscher Kraft und Einheit sich damit Luft gemacht hätte, Frankreich das Elsaß abzufordern und die deutsche Fahne auf den Thurm von Straßburg zu pflanzen. Aber es ist mehr als deutsche Gutmüthigkeit, wenn wir uns mit der Ritterlichkeit von Romanhelden vor Allem dafür begeistern wollen, daß deutschen Staaten das Beste von Dem entzogen werde, was deutsche Waffen im Lauf der Jahrhunderte in Polen gewonnen hatten." Den nüchternen Sinn des Realisten mußte das seltsame Schauspiel zum Hohn reizen... Auch die ausbündigste Thorheit kann edlen Regungen entstammen; aber es ist für die Völker ein Glück, daß sie auf die Dauer den Gang der Weltgeschichte nicht zu bestimmen vermag. Nicht das republikanische Frankreich der Menschenrechte und der gekrönten Parvenus, das zum dritten Male in sechzig Jahren das Zeichen zum Kampf für die Freiheit gegeben hatte, sondern das zarische Rußland der Heiligen Alliance schien den Deutschen von damals der Feind und deshalb lag ihnen die Befreiung der Polen näher am Herzen als die Eroberung der wunderschönen Stadt. Polens Wiederaufrichtung war ein Programmpunkt und das Programm mußte um jeden Preis durchgeführt werden. Aber dieses papierne Programm band nur die Vorhutgeister; im Hirn der Menge war sein Buchstabe niemals lebendig geworden. Und als die Stunde der schweren Entscheidung gekommen war, sahen die Führer sich vereinsamt; die Massen fehlten, die sich für das neue Ideal opfern wollten. Wir dürfen sie nicht tadeln, denn dieses Ideal hing ungreifbar in den Lüften. Man hatte mit einem Schlage zu viel erstrebt: Einheit und Freiheit, nationales Lebensrecht und internationale Brüderlichkeit, die Nivellirung der Gesellschaft und die Emanzipation einer Klasse. Schlaue Demagogen, deren gewandtester der österreichische Erzherzog Johann, der deutsche Philippe Egalité, war, hatten Alles versprochen, den ausschweifendsten Wünschen Gewährung zugesagt und insgeheim für den eigenen Vortheil gesorgt. Erst als ihre Vogelstellerlist durchschaut wurde, merkte man, wie unreif, wie unfertig noch Alles war und wie weit die Revolutionirung der Geister hinter dem täuschenden Schein der revolutionären Grimasse zurückblieb. Die Führer schieden,

im tröstenden Bewußtsein, eine große Zeit gemeinsam verlebt zu haben, von einander und dachten mit Mathy: „Der Uebergang war zu rasch."

Keine Energie geht spurlos im All verloren. Wer will die Behauptung wagen, die Flammen, die vor fünfzig Jahren ins Vaterland schlugen, seien unnützlich verprasselt? Die rothe Gluth, die oft ungeschickte Hände schürten, mußte die im Besitzrecht Wohnenden schrecken, aber nur die Befangenen können noch heute verkennen, wie wichtig sie für die Erwärmung der Massen war, ohne deren gern geleistete Hilfe das schwere Einigungwerk nicht gelingen konnte. Es ist thöricht, den Knaben zu schelten, der beim ersten Gehversuch strauchelt, doppelt thöricht, dem zum kräftigen Mann Erwachsenen Kinderschwäche und Kinderkrankheit vorzuwerfen. Das Jahr 1848 bezeichnet im Leben des deutschen Bürgerthumes die Epoche der Pubertät, — mit ihrem unklaren Sehnen, ihren flackernden Willensregungen, ihrem triebhaften Drang nach Bethätigung. In solchen Krisen erwachen leicht wilde Wünsche, die nur die sorgsamste Klugheit der Erzieher zum rechten Ziel lenken kann. Dieser Aufgabe war von den deutschen Obrigkeiten keine einzige gewachsen. Ueber die traurige Haltung der Fürsten ist kein Wort zu verlieren, am Wenigsten über die rathlose, keine Erniedrigung scheuende Schwäche des kranken Preußenkönigs; und von den Ministern des Sturmjahres war Metternich der Einzige, der im Fall noch den Schein der Würde zu wahren wußte. Das sollte Der nicht vergessen, der die unerzogenen Völker schilt und ihre Jugendsünden für unsühnbar erklärt. Im November 1844 hatte Friedrich Wilhelm der Vierte an den österreichischen Kanzler geschrieben, er wolle „bestimmt und entschieden keine Nationalrepräsentation, keine Charte, keine periodischen Reichstage, keine Reichstagswahlen" und fühle sich stark genug, um „jedes fernere Begehren des Fortschrittes nach den Theorien des Tages nachdrücklich und wohlgemuth zurückzuweisen"; im März 1848 kam er auf jeden Wink des Pöbels ans Fenster, entblößte vor den Leichen der Barrikadenkämpfer das Haupt und ritt, mit den deutschen Farben geschmückt, vom Thierarzt Urban mit einer Kaiserkrone aus beklebter Pappe begleitet, durch die von aufrührerischen Haufen gefüllten Straßen der Residenz. Das Unbegreifliche war gethan: die Deutschen hatten eine Revolution gemacht, — ganz nach berühmtem pariser Muster. Sie wollten wohl endlich einmal beweisen, daß sie auch solcher Kulturthat fähig seien. Die Ideen, die den Brand entzündeten, waren fremd, waren aus Frankreich importirt, aber die Stimmung, in die der zündende Funke fiel, war im Lande, in der luftlosen Jämmerlichkeit der Heimath, entstanden. Und die guten Leute, die nach perverser Knaben Art mit dem Feuer gespielt hatten, sahen nun staunend, wie schnell

Alles, was ihnen vorher für die Ewigkeit gegründet schien, in Rauch aufging oder in Asche sank. Sie hatten sich die Sache viel schwerer gedacht, hatten in Götzenbildern Götterkräfte vermuthet. Es war die Aera der Mißverständnisse: die der Pflicht Entlaufenen hatten die Macht und den Muth der Fürsten, die Fürsten die Zähigkeit der Aufrührer überschätzt. Und als Cavaignac in Paris den Schreckensbann brach und die deutschen Fürsten den Rath befolgten, den Bismarck auf der Terrasse der potsdamer Orangerie dem ungläubig lächelnden König ohne Ermatten ins Gedächtniß gehämmert hatte, als sie Muth faßten und gegen Demokraten Soldaten marschiren ließen, da zerrann das Rothe Gespenst im Dunst, die Ordnung und Autorität zog wieder in die Lande ein . . . und die Bourgeoisie athmete erleichtert auf. Es klingt den später Geborenen unsinnig und ist dennoch wahr: die Klasse, für deren Interesse der Kampf unternommen worden war, konnte kaum ihre Freude darüber verbergen, daß er nun zu Ende ging, und feierte den Sieg der Soldaten wie einen Triumph ihrer Sache. In Paris wurde Polignac, in Berlin Wrangel populär und den Helden der Revolution versagte der Bürger den Gruß. Der Phrasennebel war zerflattert, der Klasseninstinkt hatte gesprochen und die Bourgeoisie gelehrt, daß ihr Interesse unlöslich an die den Massengeist bändigenden Gewalten gebunden ist.

. . . Der alte Görres, der die hispanische Monarchenverführerin Lola Montez noch in München auftauchen sah, schrieb vor seinem Tode: „Wenn der Geruch der Verwesung durch die Gesellschaft geht, so thun die Brunnen des Abgrundes sich auf und die Fluthen brechen über sie herein; in der Sprache der Menschenkinder wird es eine Revolution genannt, in der Sprache der Ueberirdischen ist es eine Umwälzung nach dem Richtmaß ewiger Ordnung." Diese mystisch tönenden Sätze sagen uns über das innerste Wesen der Revolution heute nicht mehr als etwa Stahls wirre Streitschrift für das Gottesgnadenrecht christlicher Könige. Die Skepsis einer entgötterten Zeit hat die Grundlagen des alten Glaubens zerbeizt und durchlöchert; wir zweifeln längst schon recht ketzerhaft an der Ewigkeit irdischer Ordnungen und sind nicht einmal sicher, ob der konstitutionellen Monarchie, in der Montesquieu und Dahlmann die beste aller denkbaren Staatsformen sahen, ein eben so langes Leben beschieden sein wird wie den älteren Formen unbeschränkter Königsgewalt. Eins aber wissen wir: das Jahr 1848 hat nicht eine Umwälzung nach dem Richtmaß ewiger Ordnung gebracht, sondern nur einen Besitzwechsel bestätigt, der sich längst in der Stille vollzogen hatte. Drei Jahre vor der Revolution hatte Radowitz schon gesagt, die Herrschaft sei auf den Theil der Gesellschaft übergegangen, „den der Sprachgebrauch

der an Parteibezeichnungen reichen Franzosen unter dem Namen bourgeoisie von dem eigentlichen peuple scheidet. Er beherrscht die Regirung durch die Kammern, die Gerichte durch die Jury, die Militärmacht durch die Nationalgarde, die Meinung durch die Journale; und wo man diese Elemente noch abgewehrt hat, herrscht er dennoch durch die Macht des Geldes, der Industrie und des Handels." Als diese neue Klasse einen Verfassungzustand erreicht hatte, der ihr Eigenthum gegen jeden Eingriff sicherte und ihr die zur Ausbeutung der klug und leise errafften Macht unentbehrliche Bildungfreiheit verbürgte, brauchte sie keine Revolutionen mehr, brauchte sie nur noch Ruhe und stellte sich deshalb auf die Seite der Ruhestifter, der Rechtsstaatsstützen, der Cavaignac und Wrangel. In dem lehrreichen achtundvierziger Jahrgang des Kladderadatsch wird ein Gespräch zweier Börsenbesucher mitgetheilt, von denen der Eine erzählt, die Kurse seien „auf Wrangel" um drei Prozent gestiegen, und der Andere den frommen Wunsch ausspricht, alle Rebellen bald hängen zu sehen, damit die Staatsschuldscheine auf $98^1/_2$ steigen. Und in Sybels Reichsgeschichte kann man lesen: „Je lärmender die Hitzköpfe die Nothwendigkeit des Losschlagens verkündeten, desto entschiedener wurde in bürgerlichen Kreisen der Wunsch nach endlicher Wiederherstellung der Ruhe, gleichviel beinahe, unter welcher Verfassung. Seit dem März stockte Handel und Wandel in allen deutschen Landen. Niemand hatte Vertrauen auf den folgenden Tag; kein Fabrikant oder Kaufmann wagte ein nicht sofort realisirbares Geschäft; alle Besitzenden hielten ihr Geld zurück und vermieden jede Luxusausgabe; von Kredit war unter den günstigsten Verhältnissen keine Rede mehr. Sicher war, daß von der überwältigenden Einmüthigkeit aller Klassen bei der Märzrevolution keine Spur mehr existirte und eine neue Umwälzung in ihrem Siege nicht nur die Throne stürzen, sondern auch alle Eigenthumsverhältnisse von Grund aus erschüttern würde. Welche Menge sonst liberaler Elemente durch solche Aussicht in das reaktionäre Lager hinübergedrängt wurde, bedarf keiner näheren Darlegung." So sah es nach dem stürmischen Lenz im Hochsommer aus: die Gier nach neuem Profit hatte das Sehnen nach Freiheit und Menschenrechten besiegt und die Klasse, die in einer revolutionären Politik der Sammlung ihre Kraft erprobt hatte, rüstete sich in Ruhe und Ordnung für den Sonnentag ihrer Macht... Und heute? Heute denken Hunderttausende, wenn von Achtundvierzig gesprochen wird, zuerst an das Kommunistische Manifest, das damals ins deutsche Land flatterte; und die modernen Feudalherren lassen sich nicht gern mehr daran mahnen, daß ihre Väter einst für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gestritten haben.

Die Ameise.

Die Ameisen gehören zu der Insektenfamilie der Hymenopteren, wie die Blattwespen, Wespen und Bienen. Wie die zuletzt genannten und die Termiten leben sie gesellig. Von allen Thieren jedoch haben die Ameisen das soziale Leben am Höchsten und Mannichfachsten entwickelt. Deshalb beanspruchen sie das besondere Interesse des Menschen. Sie weisen nicht nur eine unermeßliche Schaar von Individuen, sondern auch eine großartige Formenfülle auf. Nahezu 3000 Arten, in etwa 154 Gattungen vertheilt, sind schon aus den fünf Welttheilen beschrieben worden und diese Zahl wächst jährlich noch bedeutend.

Der soziale Ameisenstaat hat eine eigenthümliche Erscheinung zu Stande gebracht, die man Polymorphismus der Art nennt. Ist allgemein der Geschlechtsunterschied beim Menschen wie beim Thier von sogenannten korrelativen Unterschieden im Körperbau begleitet (z. B. dem Bart beim Manne), so werden bei gewissen Thieren jene Unterschiede besonders groß (man vergleiche z. B. den Hahn mit der Henne). Bei den Ameisen wird der Unterschied der Geschlechter so ungeheuer, daß Weibchen und Männchen wie ganz verschiedene Thiere aussehen. Aber noch mehr! Es tritt in den Keimanlagen der Art, und zwar des Weibchens, eine weitere Differenzirung ein, da ein Theil von ihnen sich zu einer zweiten Kategorie Weibchen mit ganz anderer Körperform, sehr verkleinerten Eierstöcken, dafür aber mit höher entwickeltem Gehirn ausbildet. Man nennt diese so spezialisirte Weibchenkategorie „Arbeiterameise". Bei vielen Gattungen hat sich eine dritte Spezialisirung des Weibchens mit mächtigem Kopf und starken Kiefern ausgebildet, die man „Soldaten" nennt. Die Weibchen und die Männchen sind in der Regel geflügelt. Die Arbeiter und die Soldaten sind immer ungeflügelt. Demnach besteht die Ameisenfamilie oder der Ameisenstaat für jede Art aus drei oder vier verschiedenen Formen von erwachsenen Individuen. In seltenen Fällen treten noch weitere Formen auf. Hinzu kommen ferner die junge Brut, die aus den Eiern, den fuß- und augenlosen weißen, zarten Larven oder Maden aller Größen, je nach dem Alter, und endlich aus den bereits ameisenähnlich aussehenden Puppen oder Nymphen bestehen. Bei vielen Arten spinnt sich die Larve ein feines Seidencocon, das man fälschlich Ameisenei nennt. Die wirklichen Ameiseneier sind äußerst klein und sehen wie weißes Pulver aus.

Der Bau des Ameisenkörpers hat einige wichtige soziale Besonderheiten. Das Gehirn, von den Sinnesorganen unabhängig, ist beim Arbeiter und Soldaten relativ sehr groß, beim Weibchen kleiner und beim Männchen fast verkümmert, wie überhaupt das Männchen bei den Ameisen, trotz seinen starken Flügeln und seinen mächtigen Augen, eine klägliche, vergängliche und nichtsnutzige Rolle spielt. Seine ungeheure Dummheit und Unbeholfenheit, trotz seinen wohl ausgebildeten Sinnen, ist der klare Ausdruck seiner Hirnlosigkeit.

Die Ameisen besitzen einen sozialen Magen oder Vormagen (Kropf). Er liegt am Eingang des Hinterleibes, ist ungeheuer dehnbar (er kann durch Ueberfüllung den Kubikinhalt des Hinterleibes manchmal verzehnfachen) und verdaut nicht. Sein unverdauter Inhalt kann beliebig von der Ameise wieder erbrochen und ihren Gefährtinnen oder den Maden als Fütterung von Mund zu Mund ausgetheilt werden. Die gegenseitige Fütterung ist eine Lebensbedingung des Ameisenstaates. Hinter dem Kropf liegt der Kau- oder Pumpmagen; er hat vier harte Klappen, die gewöhnlich den Verdauungskanal der Ameise hermetisch verschließen. Wenn die Ameise für sich essen will, öffnet sie die Klappen und pumpt damit Etwas aus dem Inhalt ihres Kropfes in ihren eigentlichen, hinter dem Kaumagen liegenden Individualmagen hinein, wo dann erst die Verdauung beginnt. Ich habe gelegentlich diese Verhältnisse durch ein Experiment anschaulich dargestellt. Ich gab einer ausgehungerten Ameise mit Berlinerblau gefärbten Honig. Nachdem sie sehr eifrig gegessen hatte, setzte ich sie zu einigen Gefährtinnen, die sie sofort umringten und anbettelten. Bald waren alle mit blauen Tropfen gefüttert. Ich sezirte dann eine nach der anderen und fand, daß der mit blauer Masse gefüllte Vormagen nicht eine Spur der blauen Flüssigkeit in den Kaumagen und in den Verdauungmagen durchgelassen hatte. Erst in den folgenden Tagen färbte sich der Verdauungmagen langsam mehr und mehr blau.

An den Vorderbeinen haben die Ameisen einen feinen, sporenartigen Kamm, der ihnen dazu dient, alle Körpertheile rein zu putzen, was bei den fleißigen Arbeitern sehr nöthig ist. Auch im Mund haben sie einen Kamm, mit dem sie die Beinkämme, ihre Maden und ihre Gefährtinnen reinigen.

Die wichtigsten sozialen Organe der Ameisen sind aber ihre Fühlhörner. Diese enthalten äußerst feine und zahlreiche Sinnesorgane für das Gefühl und den Geruch, die in haarartigen Gebilden enden. Die Funktion dieser Sinnesorgane ist experimentell festgestellt. Besonders wunderbar ist die Thatsache, daß jenes nach außen gewendete und bewegliche Geruchsorgan nicht nur beim Kontakt den Ameisen Kenntniß von der chemischen Beschaffenheit der Körper (ich habe Das „Kontaktgeruch" der Insekten genannt) giebt, sondern vermöge seiner Lage und Beweglichlichkeit auch eine Kenntniß des Raumes durch den Geruch ermöglicht, die wir uns mit unserem nach innen gewendeten kümmerlichem Geruchsorgan gar nicht vorstellen können. Außerdem wittern die Ameisen aus der Entfernung die Gerüche mit ihren Fühlhörnern. Es ist experimentell festgestellt, daß die Ameisen einander als Feinde und Freunde lediglich durch die Fühlhörner erkennen, was schon Huber 1810 vermuthete, und daß sie sich auch in ihren Wanderungen hauptsächlich damit orientiren, obwohl die Augen zur Orientirung außerhalb des Nestes auch mithelfen. Eine Ameise ohne Fühlhörner ist verloren und vom sozialen Leben sofort abge-

schnitten, während sie ohne Augen weiter arbeiten, ihre Gefährtinnen von Feinden unterscheiden und ihren Weg, wenn auch mit mehr Mühe, noch finden.

Lubbock hat bewiesen, daß die Ameisen die für uns unsichtbaren ultravioletten Strahlen des Sonnenspektrums empfinden. Durch komplizirte Experimente mit Firnissen der Augen, Anwendung von Aesculin, das diese Strahlen absorbirt, und Benutzung der uns bekannten Instinkte der Ameisen haben wir bewiesen, daß sie die ultravioletten Strahlen mit den Augen sehen und nicht etwa nur, wie niedere Thiere, mit der Haut empfinden. Die Ameisen haben auch feine Geschmacksorgane im Munde. Die fliegenden Weibchen und besonders die Männchen habe gute, scharf sehende Augen, die Arbeiter dagegen sehen nur mangelhaft. Als ich jene vorhin erwähnten Experimente machte, war ich nicht im Kanton Zürich und das Antivivisektiongesetz war noch nicht erlassen.*) Einstweilen werde ich sie immerhin noch im Kanton Waadt fortsetzen können. Dort wird die Wissenschaft noch nicht, wie hier, zum Dank für ihre Leistungen durch den Sieg der Unwissenheit gestraft, während Jäger und Köchinnen nichtsnutzige Vivisektion weiter treiben dürfen.

Die Arbeiterameisen bilden die wichtigsten sozialen Elemente der Ameisengemeinschaft, während die Weibchen und Männchen nur zur Vermehrung und die Soldaten zu gewissen Spezialfunktionen dienen.

Der Sozialismus der Ameisen ist auf den Einzelstaat der Ameisenkolonie beschränkt. Alle Individuen einer Kolonie sind solidarisch, dagegen mit der übrigen Welt — einige Ausnahmen abgerechnet — und besonders mit allen anderen Ameisenstaaten, auch solchen der gleichen Art, ziemlich konsequent verfeindet. Jeder Ameisenstaat baut sich ein oder mehrere Nester. Hier zeigt sich sofort die ungeheure Mannichfaltigkeit des Ameiseninstinktes. Nicht nur hat fast jede einzelne Art irgend eine Eigenthümlichkeit in ihrer Bauart, — nein: auch die gleiche Art weiß sich nach den Umständen zu richten und danach zu bauen. Unsere gemeinste europäische Ameise, der kleine, braunschwarze Lasius niger Linné, baut z. B. in den Wiesen große, regelmäßige, labyrinthartige Erdkuppeln. Im Geröll nistet er unter Steinen, im Wald in faulen Holzstämmen, in Häusern im faulen Gebälk. Unsere meisten Arten miniren in der Erde labyrinthartige Komplexe von Gängen und Zimmern, wo sie ihre Brut pflegen. Viele bauen darauf eine Erdkuppel, die, wie die flachen Steine, als Fangapparat für die strahlende Wärme der Sonne dient. Wenn die Sonne bei kühlem Wetter scheint, sammeln die Ameisen die ganze Brut unter

*) Vor mehr als einem Jahre haben fanatische Antivivisektionisten — darunter ein ehemaliger Geisteskranker — eine Volksinitiative zur Abschaffung der wissenschaftlichen Thierexperimente in Zürich zu Stande gebracht. Es gelang dem Kantonsrath immerhin, dem physiologischen Institut unter gewissen Kautelen die Vivisektion zu sichern. Das Gesetz gilt nur für den Kanton Zürich.

die Kuppel oder unter den Stein. Bei Nacht, bei Regen oder bei zu heißer Temperatur wird umgekehrt Alles in die Tiefe übergeführt. Die Ameisen bauen mit ihren Kiefern und Vorderbeinen, indem sie während des Regens oder danach die feuchte Erde in Klümpchen verarbeiten und damit mauern. Sie sind vorzügliche Maurer und wissen hier einen Grashalm, dort ein Blatt je als Balken oder als Dach zu benutzen. Ich empfehle jedem Naturfreund, nach einem Maienregen auf einer Wiese diese Thätigkeit zu beobachten.

Andere Ameisen, mit starken, harten Kiefern, miniren ihr Nest in hartem Holz. Bei einer in Baumstämmen lebenden Art (Colobopsis truncata) führt ein ganz enges Loch nach außen. Dieses wird ständig von einem eigenartig umgebildeten Soldaten bewacht: sein großer Kopf füllt das Loch gerade aus und ist vorn flach abgestutzt, so daß er wie ein Zapfen das Loch nach außen abschließt. Es ist selbst einem geübten Auge schwer, das so verstopfte Loch ausfindig zu machen. Wieder andere nisten unter Baumrinde, unter Steinen, in Felsenritzen, im Mauerwerk unserer Häuser. Im tropischen Amerika fand ich fast die meisten Arten in hohlen, trockenen Stengeln des Gebüsches, auch in Akaziendornen und in hohlen Bäumen. Unsere Waldameise, Formica rufa, und ihre nächsten Verwandten bedecken bekanntlich ihr minirtes Erdnest mit einer aus Tannennadeln, Holzstückchen, Harz und Blattresten bestehenden Kuppel, die selbst ein Hohllabyrinth bildet und die Wärme unterhält. Die Thüren werden von den Ameisen morgens geöffnet und abends geschlossen, bei sehr großer Hitze oft umgekehrt. Andere Ameisen benutzen offenbar ein harziges Sekret ihrer Oberkieferdrüse, um damit Holzmehl, Erde, Pflanzenfasern und ähnliche Dinge zu einer Art Karton zusammenzukitten, aus dem sie wunderbare Nester, sei es in Baumhöhlungen, wie unsere europäischen Lasius fuliginosus und Liometopum microcephalum, sei es frei draußen an Baumästen oder Stämmen, fabriziren. Endlich giebt es exotische Ameisen, die zwischen den Blättern der Bäume gesponnene Nester aus einem feinen Seidengewebe bauen. Nach neuesten Beobachtungen sollen sie ihre Larven dazu verwenden, indem sie die den Faden liefernde Larve als spinnendes Instrument zum Bau ihres Gewebes benutzen. Gewisse Arten (Formica exsecta und exsectoides) bilden gewaltige Kolonien oder Staaten, die von 20, 30 bis auf 200, ja 1600 Nester (Formica exsectoides in den Alleghennies) bilden können, die alle mit einander in freundlicher Beziehung stehen und einen ganzen Wald zu beherrschen im Stande sind.

Wie entsteht nun eine Kolonie? Huber, Mac Cook, Blochmann und Lubbock haben Folgendes festgestellt: Zu einer gewissen Jahreszeit fliegt die reif gewordene junge Brut der geflügelten Weibchen und Männchen aus allen Nestern der gleichen Art heraus. In der Luft oder auf Baum- oder Hügelgipfeln findet eine wilde Massenhochzeit statt, bei der ich beiderseitige, besonders

aber weibliche Polygamie feststellen konnte. Kurz darauf gehen die dummen Männchen aus Unfähigkeit, sich selbst zu ernähren, zu Grunde. Die Weibchen beseitigen dann selbst mit den Beinen ihre locker angehefteten Flügel und verkriechen sich in die Erde, einzeln oder mehrere zusammen. Sie bauen sich ein Zimmerchen, legen ein paar Eier und pflegen dürftig selbst die ausgeschlüpften Maden aus ihrem eigenen Körpersaft (sie sind sehr dick und fett), bis daraus drei oder vier ganz kleine Arbeiter geworden sind. Diese fangen sofort an, zu arbeiten und ihre Mutter oder ihre Mütter zu pflegen und zu füttern, die von nun an nichts mehr thun. Das Wunderbare ist, daß die Mutter oder die Mütter so viele Samenfäden aus der einzeitigen, freilich mehrfachen Befruchtung (oder Hochzeit) in ihrer Samentasche behalten, daß sie viele Jahre lang fruchtbar bleiben und Millionen von Eiern legen können. Sie bleiben offenbar in der Regel die Mütter der ganzen Kolonie, so lange diese existirt. Wenigstens hat Lubbock befruchtete Weibchen bis zu acht und elf Jahren in künstlichen Nestern am Leben erhalten und der Bestand der meisten Ameisenkolonien dürfte nicht sehr viel länger sein. Es ist übrigens nicht ausgeschlossen, daß ab und zu später ein von den Arbeitern heimgebrachtes befruchtetes Weibchen aus ihrer Nachkommenschaft hinzukommt. Fremde Weibchen werden aber von den Arbeitern einer Kolonie stets getötet, außer bei parasitären Arten. Die Mütter oder Königinnen werden nun sorgsam durch die Arbeiter gepflegt und gefüttert. Ihre einzige Arbeit besteht im Eierlegen. Ein Hof von Arbeiterinnen umgiebt beständig die Königin, hebt die Eier auf u. s. w.

Das innere Leben einer Ameisenkolonie stellt den reinsten anarchistischen Sozialismus dar. Jedes Individuum arbeitet für die Gemeinschaft. Die Einen bauen am Nest; die Anderen putzen darin jeden Winkel; wieder Andere pflegen die Brut, füttern sie und tragen sie, je nach der Temperatur, in die verschiedenen Theile der Wohnung. Andere wiederum gehen aus dem Nest und sorgen für die Nahrung der Gemeinschaft, indem sie zunächst ihren sozialen Vormagen anfüllen. Die Arbeiter leisten einander alle Liebesdienste, füttern, reinigen, tragen einander und verständigen sich mit den Fühlhörnern. Nur die Männchen und meistens die Weibchen sind unthätig und werden ganz und gar von den Arbeitern gefüttert und gepflegt. Nach außen hin tritt die gemeinsame Schaar in der Regel gegen alles Lebendige feindsälig auf, was zu Offensiv- und Defensivkriegen und Raubzügen führt, deren Studium für den vergleichenden Psychologen ungemein interessant ist.

Wie ich schon sagte, finden sich die Ameisen draußen mit Hilfe ihres Geruchs- und Tastsinnes zurecht, zum Theil auch mit den Augen. Doch ist Das oft höchst schwierig für sie und so helfen sie sich gegenseitig auf zweierlei Weise. Individuen der Arten mit besserem Geruchsvermögen, die etwas Nützliches oder Gefährliches gefunden haben, kommen heim, rempeln viele

Gefährtinnen rasch und zudringlich an, drehen sich dann um und werden von einer Schaar Arbeiter direkt an den Ort des Gesuchten oder der Gefahr mittelst des Geruchsvermögens begleitet. Unterwegs drehen sie sich oft um, um nachzuspüren, ob man ihnen nachkommt. Ameisen mit relativ schlechterem Geruchsvermögen kehren, wenn sie Etwas gefunden haben, heim, packen eine Gefährtin an den Oberkiefern und veranlassen sie, sich bewegunglos und halb gerollt von ihnen an den neuen Ort tragen zu lassen. Die getragene, scheinbar regungslose Ameise sieht und wittert zugleich doch den Weg, mag er auch dreißig bis vierzig Meter und mehr betragen. Ist sie am neuen Ort angelangt, dann kommt sie sofort mit der ersten zum Nest zurück und bringt selbst neue Gefährtinnen zum Auswanderungpunkte. Auf die selbe Weise lassen sich verirrte Ameisen, wenn eine Gefährtin sie trifft, von ihr heimtragen. Wenn aus irgend einem Grund eine Ameisenkolonie ihr altes Nest verlassen will und ein neues bauen muß, wird eben so verfahren. Die unternehmendsten Arbeiter suchen neue Plätze und die glücklichsten und thätigsten unter ihnen bringen schließlich die ganze Kolonie sammt Brut an den von ihnen für gut befundenen neuen Standort. Solche Wanderungen sind höchst lehrreich. Jede Arbeiterameise ist im Stande, alle die eben genannten Arbeiten abwechselnd zu verrichten, obwohl manche Individuen sich für gewöhnlich mehr mit der einen allein befassen. Huber hat nachgewiesen und ich habe es mehrfach bestätigt gefunden, daß Ameisen aus der gleichen Kolonie, die man vollständig von einander getrennt und entfernt hatte, sich noch nach Wochen und Monaten wieder erkennen und als Freunde begrüßen, jedoch nur mit der Hilfe ihrer eigenthümlichen Fühlhorngeruchsorgane.

Ungeheuer variabel ist die Ernährungweise der Ameisen und besonders dadurch wird die Mannichfaltigkeit ihrer Lebensweise bedingt, wie einige Beispiele zeigen mögen. Die Blatt- und Schildläuse sind bekannt. Auf unseren meisten Pflanzen sitzen diese kleinen, zarten, fleischigen Verderber, saugen mit ihrem Rüssel den Pflanzensaft, verdauen aber ihre so zahlreich zugemessene und beständig vorliegende Mahlzeit nur ganz unvollständig, so daß ihre Exkremente aus einer zuckerhaltigen, klaren Flüssigkeit bestehen. Es ist anatomisch sicher nachweisbar, daß dieser helle Tropfen keine besondere Drüsenabsonderung, sondern wirklich das Exkrement der Läuse darstellt. Die meisten Ameisen unserer Gegend pflegen nun die Blatt- und Schildläuse als Stallvieh zu betrachten, sie überall aufzusuchen und mit ihren Fühlhörnern zu kitzeln, bis die dadurch angeregte Laus den hellen Tropfen von sich giebt, der sofort gierig von der Ameise geschlürft wird. Sind keine Ameisen da, so wartet die Blattlaus länger und schlägt schließlich pferdartig aus, während sie zugleich den Tropfen ausspritzt. Dadurch bekommen dann die Blätter einen glänzenden Zuckerüberzug (sog. Honigthau). In der geschilderten Weise füllen also

die Ameisen ihren sozialen Kropf für die Gemeinschaft. Gewisse Arten legen zierlich gemauerte Blattlausstallungen auf den Pflanzenwurzeln in ihren unterirdischen Wohnungen an und pflegen dann sogar die Eier der Blattläuse. Andere Arten bauen mit feuchter Erde Stallungen und Galerien um die Pflanzenstengel herum, die Blattläuse beherbergen, um so ihren Viehreichthum vor fremden Uebergriffen zu schützen. In anderen Gegenden, besonders in den Tropenländern, werden kleine Cikadinenlarven und Schmetterlingsraupen in ganz ähnlicher Weise als Ameisenstallvieh verwendet. Die Ameisen wissen stets ihre Anstrengungen zu vereinigen, um sowohl größere Beutestücke wie auch größere Nestbaustücke heimzuschleppen. In Amerika, Afrika und Indien giebt es Treibjagdameisen (Doryliden), deren ungeheure Kolonien, sei es ober-, sei es unterirdisch, ein Nomadenleben führen. Sie nisten eine Zeit lang in einem Nest oder in einem hohlen Baum mit ihrer Brut und unternehmen von da aus ungeheure Raubzüge, bei denen sie alles Lebendige: Schwabenkäfer, Ratten, Mäuse, Spinnen u. s. w., angreifen, töten, zerstückeln und heimtragen. Wenn sie ein bewohntes Menschenhaus überfallen, müssen alle Bewohner es schleunigst verlassen und thun Das sehr gern, denn in wenigen Stunden wird alles Ungeziefer, groß und klein, zerhackt und weggetragen. Kleine Kinder in der Wiege müssen vor den Eindringlingen geschützt und fortgenommen werden. Dafür ist das Haus dann aber auch rein und bald sind alle Ameisen sammt Beute verschwunden. Bei diesen Doryliden sind die mächtigen Weibchen stets flügel- und augenlos, die auch sehr großen Männchen dagegen geflügelt und mit gewaltigen Augen versehen. Auf einer kurzen Reise in Columbien konnte ich wenigstens theilweise die Raubzüge der Dorylidengattung Eciton beobachten.

Noch viel merkwürdiger ist die Lebensweise der pilzzüchtenden Ameisen, der südamerikanischen Sippe der Attini. In ihren sehr großen Nestern bilden diese Thiere bedeutende, bis über faustgroße Höhlungen. In langen Zügen ziehen sie auf die Bäume. Jeder Arbeiter schneidet mit seinen scharfen Kiefern ein rundliches Stück eines grünen Blattes aus, — und zu Tausenden mit solchen Blättern beladen, kehren sie heim. Da giebt es drei Größen von Arbeitern: großköpfige Riesen, winzige Zwerge und dazwischen mittelgroße Individuen. Die Mittelgroßen verschiedener Größe sind die Blattschneider, während die Riesen zugleich Vertheidiger des Nestes und Blattzermalmer sind. Die heimgebrachten Blätter werden so zu einer Art Hackbrei verarbeitet, der labyrinth- oder besser schwammartig verbaut wird. Dieses Blattmus dient nun den Sporen eines Pilzes (Rhozites gongylophora Möller) zum Nährboden, die massenhaft im Ameisennest vorhanden sind. Rasch bedeckt sich der Blatthackbrei mit weißem Schimmel. Doch wacht ein Heer der Arbeiterzwerge darüber, daß der Schimmel das Nest nicht ausfüllt und dessen Einwohner

erstickt. Jeder wachsende Pilzfaden wird sofort von diesen kaum zwei Millimeter langen Pygmäen abgeschnitten, bis der Pilz sich entschließt, sein zweites Gebilde zu produziren, das Möller Ameisen-Kohlrabi genannt hat, weil es kleine Knollen sind, die Miniatur-Kohlraben ähnlich sehen. Der Pilz produzirt ganze Haufen dieser eiweißreichen Kohlraben und von diesen lebt die ganze Ameisenkolonie. Doch unbegrenzt ist die Nährkraft der Blättermasse für die Pilze nicht. Sobald ein Theil des labyrinthartig aufgebauten Pilzgartens erschöpft ist und bräunlich wird, wird er von den Ameisen abgerissen und in braunen Kügelchen aus gewissen Nestöffnungen weggeworfen, um die herum sie wallartige Hügel bilden. Dafür werden diese Theile durch die frisch ankommenden Blätter immer neu ersetzt. So arbeiten die Blattschneider, Blattzermalmer und Schimmelausjäter in emsiger Eintracht zu dieser großartigen und wälderverderbenden Pilzkultur, die so verbreitet ist, daß sie dem Urwaldleben Südamerikas ein eigenthümliches Gepräge giebt, denn auf Schritt und Tritt trifft man dort Züge Blätter tragender Ameisen und ihre Nester. Ich habe selbst auf meiner kurzen Reise einen großen Theil der prachtvollen und sorgfältigen wissenschaftlichen Entdeckungen des Herrn Professors Möller bestätigen und die noch unbekannten Pilzgärten einiger Arten und Gattungen entdecken können. Gewisse Attini haben einen rudimentäreren Pilzgarteninstinkt und benutzen dazu nur Raupenkoth, Mehlstücke und Dergleichen. Die definitive Pilzform ist ein großer, schöner Agaric. Mein Angriff mit Schaufeln auf ein einen Meter hohes und sechs Meter im Durchmesser messendes Nest der Atta sexdens gestaltete sich zu einem Kampf. Der helfende Indianer ergriff die Flucht. In wenigen Sekunden bluteten meine Hände überall von den scharfen Bissen der großen Krieger. Doch gelang es mir, etwa zwanzig Pilzgärten in einer Ecke des Nestes bloszulegen. Jeder Biß eines Kriegers ist blutig. Die Eingeborenen benutzen diese Thiere, um Wunden zuzunähen, indem sie beide Wundränder von der Ameise zusammenbeißen lassen und dann deren Körper vom Kopf abtrennen. Der Kopf bleibt mit den Kiefern eingebissen und schließt die Wundränder.

Die Sitten anderer Ameisenarten hat Salomon schon gekannt und richtig gedeutet. Sie leben in Massen um das ganze Mittelmeer herum; es ist die Untergattung Messor. Diese Thiere machen auch große Höhlungen. Sie holen auf allen möglichen Pflanzen deren Samenkörner und häufen sie in ihren unterirdischen Kornböden an. Dort wissen sie die Keimung zu verhindern, bis es ihnen just paßt. Dann, im Moment der beginnenden Keimung, wo sich das Stärkemehl in Diastase und Zucker verwandelt, fressen sie die Körner, und zwar im Sommer und im Winter, denn es sind keine eigentlichen Wintervorräthe, wie Salomo meinte. In Texas giebt es ein Pogonomyrmex, das durch Ausrottung aller anderen Pflanzen in der Umgebung

seines Nestes ein einziges Gras, die Aristida oligantha, wachsen läßt und sich aus ihrem Samen ernährt (die berühmte Agrikulturameise von Lincecum).

Andere Ameisen (Myrmecocystus, hortus deorum und melliger) benutzen einen Theil ihrer Arbeiter als Vorrathstöpfe für den Winter. Diese Ameisen werden von den Anderen so überfüttert, daß ihr Vormagen oder Kropf traubenbeerengroß anwächst und den Hinterleib entsprechend ausdehnt. Diese sogenannten „Ammen" können dann nicht mehr laufen und hängen in den unterirdischen Räumen als Vorrathstöpfe für die Gemeinschaft. Solche Arten leben in Mexiko und Texas und werden dort von den Kindern ausgegraben und gegessen.

Wunderbar ist die sogenannte Symbiose einer südamerikanischen Ameise Azteca Mülleri, mit dem Cecropiabaum Imbauba (Cecropia peltata). Der Baum ist inwendig hohl und produzirt auf eigenen Polstern seiner Blattachseln ganz eigene, bei anderen Cecropien nicht vorkommende, reichlich eiweißhaltige Körnchen (Müllersche Körperchen). Die Ameise lebt im Hohlraum der Cecropia, wobei das Mutterweibchen der Kolonie sich an einer wie eigens dazu angepaßten dünneren Stelle einbohrt. Im Baum findet die Azteca Wohnung und Nahrung aus den müllerschen Körperchen. Sie ist aber äußerst kriegerisch, und wenn die vorhin genannten Blattschneider auf die Cecropia wollen, werden sie von den wüthenden Azteca zurückgeworfen, die so den Baum vertheidigen. Mit welcher Wuth die Aztecaarten ihre Bäume vertheidigen, habe ich selbst vielfach in Columbien beobachtet. Doch ist die genannte Symbiose (gegenseitige Lebensabhängigkeit der Pflanze und der Ameise) noch einigermaßen locker, jedenfalls nicht so unbedingt wie die der Atta und ihres Pilzes. Die Atta und der Rhozites gongylophora sind so unbedingt von einander abhängig, daß weder Pilz noch Ameise für sich allein leben kann.

Die Ameisennester haben ihre Schmarotzer und Hausthiere, wie die Menschenwohnungen. Gewisse Milben und Würmer plagen die Ameisen und legen ihre Eier in deren Brut. Ganz wunderbare Verhältnisse haben ferner gewisse Käfer, Lepismen, Asseln u. s. w. zu den Ameisenkolonien. Man nennt sie Gäste, obwohl sie in der Regel für die Ameisen mehr schädliche als nützliche Einmiether sind. Sie werden von den Ameisen geduldet — oder sogar geliebt — wegen eines besonderen Geruches oder angenehmer Absonderungen ihrer Haare, die die Ameisen leidenschaftlich gern lecken. Sie leben dann in der Kolonie wie Mitglieder und nehmen, wie Wasmann so trefflich gezeigt und Janet bestätigt hat, Ameisengewohnheiten an. Sie werden von den Ameisen von Mund zu Mund gefüttert und füttern sich sogar gegenseitig. Sie verkehren durch ihre Fühlhörner mit den Ameisen und unter einander. Ihre Brut wird oft sogar von den Ameisen gefüttert und aufgezogen wie die eigene. Ich habe die Fütterung, den Transport und die Pflege der Larven der Atemeles

(eines Ameisenkäfers) früher genau beobachtet und mich gewundert, wie die Ameisen für diese Einmiether wie für die eigene Brut sorgten, ohne jedoch damals zu wissen, daß diese Käferlarven zu dem selben Käfer gehörten, der als Erwachsener Ameisengast ist. Das hat Wasmann bewiesen. Andere Gäste sind mehr boshafte Diebe, die sich in die Nester einschleichen und die Ameisen oder ihre Brut fressen (Myrmedonia) oder auch nur den Ameisenkehricht (Dinarda) verzehren. Der ausgezeichnete Biologe Wasmann hat beobachtet, wie bei Wanderungen einer Ameisenkolonie in ein neues Nest die ganze Sippe der kleinen Gäste (Käfer, Assel, Lepismen) es versteht, den Ameisen in das neue Nest nachzufolgen, indem sie mit ihrem Geruchsinn der Spur nachgehen. Ich habe selbst diese Beobachtung bestätigt. Dies ist aber bei dem kleinen, rundlichen, in den Nestern des großen und langbeinigen Myrmecocystus megalocola in Afrika lebenden Thorictus Foreli nicht der Fall. Er ist zu klein und zu langsam, um der Ameise folgen zu können. Dafür klammert sich dieser von mir in Algier entdeckte und von Wasmann deshalb nach mir getaufte Käfer stets an den Fühlhornschaft der Ameise und wird so mittransportirt. Eine eigene Einkerbung des Kopfschildes erlaubt ihm, mit seinen Kiefern den Fühlerschaft der Ameise ganz zu umklammern, ohne ihn zu verletzen.

Merkwürdiger fast noch als die Verhältnisse dieser Gäste sind die Sklaven- und Gastverhältnisse gewisser Ameisenarten zu einander. Vor vielen Jahren entdeckte ich zuerst zufällig, daß einzelne unserer Ameisen (zum Beispiel die Formica rufa, unsere Waldameise), die für gewöhnlich fleißig für sich selbst leben, in sehr seltenen Ausnahmefällen — offenbar in Folge eines Krieges, bei dem sie Sieger waren — die Puppen anderer, schwächerer Ameisenarten (Formica fusca) ausschlüpfen lassen, erziehen und dann als Glieder ihrer Gemeinschaft betrachten. So entstehen seltene gemischte Kolonien, die für die folgenden, längst bekannten Thatsachen die aufklärende Entstehungsgeschichte in der Ahnenreihe geben. Charles Darwin hatte diese Entstehungart des Sklavereiinstinktes theoretisch im Voraus vermuthet. Die Formica sanguinea pflegt fast immer, wie Huber zuerst entdeckte, im Juni, Juli und August unregelmäßige Raubzüge zu veranstalten, bei denen sie die Nester der Formica fusca umzingelt, diese schwächere Art angreift, nach heftigem Kampfe die Nestbewohner verjagt, deren Brut ihnen mit Gewalt entreißt und dann nach Hause schleppt. Die so geraubten Larven und Puppen schlüpfen in den Nestern der sanguinea aus, wo sie sich wie geraubte Wickelkinder daheim fühlen. Dort leisten sie ihren Räubern durch Arbeit die größten Dienste, so daß diese, wenn sie auch relativ fleißig sind, doch ein gemüthlicheres und unverschämteres Raubleben führen als ihre nächsten Verwandten. Dies giebt der Formica sanguinea ein ganz eigenthümliches, sehr unternehmendes und intelligentes biologisches Gepräge. Sie ist weniger als andere Arten von

der Tagesarbeit in Anspruch genommen. Ihre sogenannten Sklaven- oder besser: Hilfsameisen glauben sich so sehr zu Hause, daß sie ihre thatsächlichen ehemaligen Geschwister aus dem geraubten Nest nicht erkennen und sie als Feinde behandeln. Es läßt sich überhaupt experimentell feststellen, daß das Erkennungsvermögen der Ameisen erst einige Tage nach dem Ausschlüpfen aus der Puppe, wenn das weiche Chitin härter wird, beginnt. Um Das zu zeigen, habe ich Puppen und frisch ausgeschlüpfte Ameisen verschiedener Arten und Gattungen zusammengethan und daraus eine bunt gemischte Kolonie erzogen.

Die Amazonen-Ameise (Polyergus rufescens) ist in der Sklavenhalterei weiter gediehen. Ihre dolchartig gekrümmten Kiefer sind bereits zur Arbeit untauglich. Wie eine makedonische Phalanx stürmt im Sommer ihr gewöhnlich 300 bis 1200 Ameisen zählendes rostrothes Heer nachmittags in unseren Wiesen aus ihrem Nest heraus. Fest zusammengeschlossen und im Eilmarsch folgt es dem vorher von einigen Räubern rekognoszirten Weg und kann in einer halben bis zu einer Stunde Entfernungen von fünfzig bis hundert Metern zurücklegen. Zwar verliert das Heer oft den Weg oder bleibt unschlüssig stehen, bis einige Ameisen ihn wiedergefunden haben. In der Regel aber erreicht es ein Nest der Formica fusca oder rufibarbis, stürzt sich mit unglaublicher Hast in die Nesteingänge und plündert in wenigen Minuten die ganze Brut der unglücklichen überrumpelten Ameisen, um, mit ihr beladen, wieder nach Hause zu rennen, wo sie die Beute einfach ihren Hilfsameisen hinwirft. Die Beobachtung eines solchen Raubzuges ist wohl das interessanteste zoologische Schauspiel, dem ich je beigewohnt habe. Ich habe sie im Kanton Waadt massenhaft beobachtet und Statistiken über die Zahl der Raubzüge, der Raubsoldaten und der geraubten Nester geführt. Die Amazonen-Ameise ist von ihren Hilfsameisen vollständig abhängig. Ihre ganze eigene Brut wird von ihnen gefüttert und gepflegt. Ja, die Raubameise kann nicht einmal selbst essen und verhungert, wie Huber und ich nachgewiesen haben, neben der reichlichsten Nahrung, wenn ihr diese nicht von den Hilfsameisen in den Mund gegossen wird. Sie ist zwar im Stande, selber zu schlucken, wenn z. B. ihr Mund zufällig in Honig geräth. Aber der Instinkt, selbst zu essen, ist ihr abhanden gekommen.

Die kleine Ameisengattung Strongylognathus zeigt, wie aus dem Sklavenraubinstinkt allmählich Schmarotzerthum entsteht. In Wallis entdeckte ich 1871 eine neue Art, den Strongylognathus Huberi, und konnte durch ein an Ort und Stelle gemachtes Experiment nachweisen, daß er, ähnlich wie Polyergus, rauben kann. Dieses kann aber der häufigere und kleinere Strongylognathus testaceus nicht mehr. Dieses kleine und schwache Thierchen, bei dem der Arbeiterstand im Aussterben begriffen ist, zeigt nach meinen Beobachtungen nur noch lächerliche Spuren der Kampfart seines Stammes-

genossen. Wasmann hat bewiesen, daß das befruchtete Weibchen dieser Ameise sich in die Nester einer anderen Art, Tetramorium caespitum, einschleicht, sich dort neben der Mutter Tetramorium von den Arbeitern aufnehmen läßt und neben ihr lebt. Irgend eine Ursache bewirkt, daß von nun an die Tetramorium nur noch die Arbeiterlarven ihrer eigenen Art erziehen, während sie die Männchen und Weibchen ihrer eigenen Mutter zu Grunde gehen lassen, dafür aber die ganze kleinere Brut der Strongylognathus-Mutter mit aufziehen, vielleicht nur, weil sie weniger Mühe und Arbeit giebt.

Endlich geht das Schmarotzerthum des ganz arbeiterlos gewordenen Anergates atratules noch weiter. Hier wird das befruchtete Weibchen vom Tetramorium caespitum aufgenommen, wobei die eigene Mutter der Kolonie dieser Art auf unerklärliche Weise verschwindet. So lange die vorhandenen Arbeiter leben, wird von ihnen die ganze Brut des Anergates-Weibchens, nämlich nur geflügelte Weibchen und ungeflügelte Männchen, verpflegt und gefüttert. Die Tetramorium-Arbeiter arbeiten nur noch für den Schmarotzer.

Eine andere Ameise, der Formicoxenus nitidulus Nyl. lebt als kleiner, aber fleißiger geduldeter Gast mit seiner ganzen Brut in den Zwischenräumen der Nester der Waldameise. Der nordische Tomagnathus sublevis dringt dagegen nach Adlerz als brutaler ungebetener Gast in das Nest einer schwächeren Ameise (Leptothorax acervorum) ein und drängt diesen Thieren seine Brut auf, während er sich selbst obendrein faul und bequem von ihnen verpflegen läßt.

Die winzige, aber kriegerische Solenopsis fugax lebt in ganz feinen Zimmern und Kanälen, die sie sich in den Zwischenwandungen der Nester größerer Ameisen eingräbt; aber sie lebt da als Feind, Räuber und Dieb, indem sie sich unter die Brut der großen Art einschleicht und diese frißt. Seit meiner hierauf bezüglichen ersten Ameisenpublikation im Jahre 1869 hat sich herausgestellt, daß diese Lebensweise bei einer großen Gruppe der Solenopsisarten und verwandten Gattungen, wie Aeromyrma, einzelnen Monomorium-Arten u. s. w. vorkommt, die alle auf solche Weise kleine, in den Wänden der Nester größerer Arten versteckte Räuber darstellen. Dieses Verhältniß haben wir mit dem Ausdruck Doppelnester oder zusammengesetzte Nester bezeichnet. Es zeigt Uebergänge zum einfachen Nebeneinander- oder Ineinandergreifen von Nachbarnestern feindlicher Ameisenkolonien, das oft unter Steinen u. s. w. gefunden wird.

Im columbischen Urwald habe ich 1896 ein ganz neues, bisher unbekanntes Verhältniß von zwei Ameisenkolonien entdeckt, das man Parabiose nennen kann. Ein kleiner Dolichoderus und ein noch kleinerer Cremastogaster, beide tief schwarz und glänzend, leben meistens — nicht immer — so neben einander: sie bewohnen das selbe, offenbar von ihnen geraubte Nest eines Baumtermiten. Die Hohlräume und Gänge stehen alle in offener Verbindung, werden aber

in einem für das menschliche Auge kaum entwirrbaren Durcheinander von beiden Ameisenarten bewohnt. So viel aber steht fest, daß die beiden Arten sich dennoch nicht mischen. Jede von ihnen bewohnt bestimmte Zimmer und Gänge und besorgt nur ihre eigene Brut, trotz der offenen Kommunikation. Aber es herrscht Friede, niemals Krieg. In gemeinschaftlichen Zügen verlassen beide Arten das Nest, um auf Pflanzen und Bäumen Nahrung zu suchen, jedoch nur bis zu den Stellen, wo die Endziele von einander weichen; dann trennen sie sich und jede Art geht zu ihrem Spezialziel (Schildläuse oder Blumen). Es ist also ein friedliches Nebeneinander ohne Mischung. Das Gastverhältniß könnte man Xenobiose, das Hilfsameisenverhältniß Boethobiose nennen. Diese Ausdrücke würden nicht nur für die Ameisen, sondern auch für homologe Verhältnisse anderer Thiere passen.

Außer den genannten Raubzügen und anderen Verhältnissen bekriegen sich die Ameisenkolonien, auch solche der selben Art, meistens um der Nahrungquellen willen. Wir Menschen halten uns für die Herren der Welt. Das thun offenbar auch die Ameisen in ihrer kleinen Welt, denn jede Kolonie hält ein gewisses Gebiet um ihr Nest herum für ihr Eigenthum. Dieses Gebiet umfaßt Bäume, Pflanzen, Grund und Boden; wer es betritt, wird angegriffen und, wenn möglich, niedergemacht. So entstehen die Kriege zwischen angrenzenden Kolonien, Kriege, die oft bis zur Vernichtung des schwächeren Theiles geführt werden. Für den Sieg sind vor Allem Zahl und Muth der Kriegführenden oder auch gewisse Waffen, wie Stachel und Giftblase, Körperhärte, Geschwindigkeit, harzige Analdrüsensekrete, mit denen gespritzt wird, oder auch gewisse Kampfkniffe, wie z. B. beim Polyergus das Durchbohren des Gehirnes des Feindes, bei der Formica exsecta das Absägen seines Halses und Aehnliches, entscheidend. Die kleineren Sorten pflegen die Beine der größeren zu packen, sie auf diese Weise festzuhalten und schließlich durch die Zahl ihrer Stiche oder Bisse zu töten, während die Großen die Kleinen mit ihren Kiefern zerschneiden oder zerdrücken. Ganze Ketten von Kämpfenden bilden sich, von denen oft wenige den Kampf überleben. Langsam gewinnt der Sieger an Terrain, bis der Feind entweder flieht oder schließlich im eigenen Nest umzingelt, verjagt oder sammt Brut ganz vertilgt wird. Neben solchen größeren Kriegen, die oft Tage und Wochen lang dauern, giebt es unzählige Grenzscharmützel, besonders um den Besitz von Blattläusen.

Doch nicht nur Morden und Kriegführen, — nein: auch Frieden schließen können die Ameisen. Das geschieht nicht nur dadurch, daß zwei erschöpfte Kolonien oft den Kampf aufgeben und ein gewisses Grenzgebiet meiden, sondern auch in gewissen seltenen Fällen durch Bündniß und Verschmelzung. Ich habe Das experimentell hervorgerufen, indem ich aus verschiedenen Kolonien der Waldameise größere Nesttheile sammt Bewohnern mischte

oder wenigstens neben einander stellte, aber an einen ganz fremden Ort, wo sie gezwungen waren, ein neues Nest zu bauen. Die Noth und die Gelegenheit, das gemeinsame Bedürfniß nach Nahrung und Wohnung ließen die Kampflust zurücktreten. Nach meist unbedeutenden Drohungen, Sticheleien und schwachen Kampfversuchen fingen die Ameisen an, gemeinsam zu arbeiten, und bildeten im Verlauf von einem bis zwei Tagen eine einzige, einträchtige Kolonie. Bringt man dagegen eine Partie einer Kolonie in die Nähe des Nestes einer anderen, so wird sie in die Flucht gejagt und oft vernichtet. Einmal (1871) schüttelte ich sogar die Bewohner von zwei Kolonien sehr feindsäliger verschiedener Arten (Formica sanguinea und pratensis) in einen Sack zusammen und ließ sie eine Stunde lang zappeln, um sie dann mit einem künstlichen Glasnest in Verbindung zu setzen. Kämpfend und ringend, in Aufregung und totaler Verwirrung, gelangten die Ameisen in das Glasnest, wohin sie ihre Puppen trugen. Doch die Noth machte den Kampf allmählich flauer. Am anderen Tage hatten sich zwar einige Hundert getötet; die überlebenden fingen aber an — obwohl noch mißtrauisch und drohend —, zusammen zu arbeiten. Einige blieben länger streitsüchtig. Nach fünf Tagen war das Bündniß vollständig. Nach zehn Tagen ließ ich sie auf einer Wiese frei, wo sie ein gemeinsames Nest bauten und fortan in ungetrübter Freundschaft lebten. Als ich jedoch aus dem Ursprungsnest der pratensis ein paar davon zu den neuen Verbündeten brachte, wurden die Ankömmlinge zwar von ihren ehemaligen Schwestern freundlichst empfangen, von den sanguinea aber wüthend angegriffen, mißhandelt und zum Theil getötet. Dieser Fall ist sehr lehrreich und beweist, daß die sanguinea nur mit der einen bestimmten Schaar von pratensis Freundschaft geschlossen hatten und sie von ihren ihnen noch unbekannten Geschwistern zu unterscheiden vermochten.

Das instinktive Pflichtgefühl der Arbeiterameisen habe ich so illustrirt. Einen Meter weit von einem Nest der Formica pratensis legte ich eine starke Abtheilung einer fremden Kolonie. Diese ging zum Angriff über und bald entstand eine große Schlacht, die einige Stunden dauerte und an tausend Todesfälle zur Folge hatte. Während die Nestbewohner zur Vertheidigung ihres Heimes hinausströmten, schüttete ich Honig ganz in die Nähe der zum Kampf eilenden Nestbewohner. Unter gewöhnlichen Umständen wäre der Honig bald schwarz von Ameisen geworden. Doch nippten die vorbeilaufenden Arbeiter nur eine oder einige Sekunden daran, ließen sich nicht weiter versuchen und eilten zum Kampf — in der Regel zum Tode —, obwohl es bei Ameisen kein Strafrecht und kein Kriegsgericht giebt. Wer feig oder egoistisch handeln will, kann es unbehelligt thun. Aber die Ameise kann nicht antisozial wollen, — und darin liegt das Geheimniß ihres Sozialismus. Im Kampf der individuellen gegen die sozialen Instinkte und Triebe pflegen diese meistens

die Oberhand zu gewinnen. Immerhin giebt es kurze Unschlüssigkeiten, die recht lehrreich zu beobachten sind.

Wie schon gesagt, verwirklicht der Ameisenstaat das reinste Ideal unserer modernen Anarchisten: keine Regirung, kein König, keine Gesetze, keine Bureaukratie, keine Behörden. Niemand kommandirt, Niemand gehorcht. Selbst die sogenannten Sklaven sind völlig frei und arbeiten freiwillig, aus Instinkt. Also absolute Freiheit bei absoluter Solidarität. Wenn ein Arbeiter faullenzen will, wird er dennoch gepflegt (man sieht es bei der Amazonenameise, die ja von ihren sogenannten „Sklaven" total abhängig ist). Aber dieses Faullenzen kommt nicht vor, außer bei den Sklavenameisen und den Schmarotzerarten. Es giebt also gar keine „Kratie", keine Parteien, keine Bürgerkriege, keine Verbrechen, wenigstens fast nie (allerdings auch keinen Alkoholgenuß), höchstens ab und zu individuelle Differenzen, die aber fast immer nur ganz kurz und unbedeutend sind.*) Und dennoch besteht dabei die prachtvollste Ordnung, ja, ein wunderbares Geschick, in der denkbar schlimmsten, verwirrtesten Lage in kurzer Zeit durch einträchtige rastlose Arbeit Ordnung zu schaffen. So z. B., wenn man ein Ameisennest brutal zertrümmert, alle Bewohner in einen Sack und dann in eine ihnen ganz unbekannte Gegend wirft. Rasch wird rekognoszirt, die Brut gesammelt, ein Nestplatz gefunden, die Feinde werden bekämpft, das Nest gebaut, Blattläuse gezüchtet u. s. w.

Die wunderbaren und mannichfaltigen sozialen Instinkte der Ameisen haben vielfach ganz irrige Ansichten hervorgerufen und zu einer Art Vermenschlichung der Ameisenseele geführt. In Wahrheit giebt es freilich der Analogien und Berührungpunkte genug zwischen Ameisen- und Menschengesellschaft: Sklaverei, Viehzucht, Gartenbau, Krieg und Bündnisse. Das sind Konvergenzerscheinungen, deren komplizirter Zusammenhang in beiden Fällen (Ameise und Mensch) durch das Faktum der sozialen Gemeinschaft lebender Gehirne hervorgerufen wird. Der Hauptunterschied liegt dagegen in dem ererbten Automatismus des Instinktes bei der Ameise im Gegensatz zur ungeheuren individuellen Plastizität des menschlichen Gehirnes. Fragt man, wie es kommt, daß ein stecknadelkopfgroßes Ameisengehirn (das wunder-

*) Einen Ausnahmefall habe ich freilich in meinen „Fourmis de la Suisse" beschrieben: Eine gemischte Kolonie der Amazonenameise litt in Folge langer Trockenheit an Nahrungmangel. Nun sah ich einige von Amazonen um Nahrung angebettelte Hilfsameisen (Sklaven) ärgerlich werden, ihre „Herren" beißen und sie schließlich möglichst weit wegtragen und wegwerfen. Die harten Amazonen ließen sich Alles gefallen, kamen aber stets sofort wieder heim. Dieser Sisyphusarbeit überdrüssig, fing nun eine Hilfsameise an, eine Amazone so zu beißen, daß diese die Geduld verlor, das Gehirn der „Sklavin" durchbohrte und sie dadurch tötete. Diese Thatsache ist von dem berühmten Kriminalanthropologen Lombroso citirt und als Ameisenverbrechen angesehen worden.

barste Substanzatom der Welt nannte es Charles Darwin) scheinbar so komplizirte Dinge leistet wie das $2^1/_2$ bis $3^1/_4$ Pfund schwere Menschenhirn, so müssen wir die Kehrseite der Sache betrachten, nämlich die ungeheure Beschränktheit einer Ameise, sobald sie Etwas thun soll, das nicht in ihrem ererbten Instinkt liegt. Wir sehen die so komplizirt raubende Amazonenameise neben reichlicher Nahrung verhungern, weil sie den Instinkt, selbst zu essen, nicht mehr hat. Jede Art hat ihre besonderen Künste, aber nur diese, und sie erfindet nie etwas Anderes. Einigermaßen, und besser als andere Insekten, weiß sich allerdings die Ameise neuen Umständen anzupassen, da ihr Gehirn etwas größer ist, aber doch nur in sehr beschränktem Maße. In ihrem Leben lernt eine Ameise außer einer gewissen Ortskenntniß und der Fähigkeit, andere Ameisen zu unterscheiden, fast nichts; sie weiß kurz nach ihrem Ausschlüpfen aus der Puppe, angeboren und ererbt, Alles, was sie auch später weiß, während Säugethiere und schon Vögel Vieles lernen können. Daraus folgt, daß solche Geistes-, d. h. Gehirnthätigkeiten, die einseitig komplizirt, in ihrem ganzen Mechanismus im Gehirn fixirt und ererbt vorliegen, viel weniger Gehirnelemente erfordern als die Fähigkeit, individuell zu lernen, zu kombiniren, sich anzupassen, neue Thätigkeiten einzuüben und diese durch Uebung sekundär automatisch werden zu lassen. Diese Fähigkeit, die man plastisch, im Gegensatz zum Automatismus des Instinktes, nennen kann, zeichnet vor Allem das Menschengehirn aus, obwohl auch wir selbst viel mehr vererbt denken, fühlen und handeln, als wir glauben. Doch giebt es keinen eigentlichen Gegensatz zwischen dem Instinkt und der Plastizität der Vernunft. Es giebt vielmehr tausende von Uebergängen, so besonders die sogenannten erblichen Anlagen, die sozusagen im Keim vorhandene, aber nicht fertig ausgebildete Instinkte darstellen und z. B. einen Mozart oder Koszalski, die als Kinder schon Virtuosen werden konnten, von einem unmusikalischen Menschen unterscheiden, an dem alle Lehrer sich vergebens Jahre lang abmühen.

Die Thiere mit komplizirten, hohen Instinkten sind deshalb durchaus nicht dümmer als solche, die nur geringe Instinkte haben. Es handelt sich nur um zwei verschiedene Modalitäten der Gehirnthätigkeit, die neben einander in verschiedener Höhe einhergehen können, ohne sich gegenseitig auszuschließen, Wie ich schon vor vierundzwanzig Jahren schrieb, lehrt uns ferner der Ameisenstaat, daß der soziale Menschenstaat nicht nach Ameisenvorbild eingerichtet werden kann. Der Mensch hat dafür zu wenig und zu viel. Es fehlen ihm der geschlechtlose Arbeiter, der soziale Vormagen und vor Allem der hohe soziale Instinkt, der ohne jeden Gesetzeszwang lieber für die Gemeinschaft als für sich selbst arbeitet. Dafür kann er in seinem mächtigen Gehirn eine Welt von plastischen Vorstellungen aufnehmen, verarbeiten und kombiniren, was die kleine Ameise in ihrem automatisch einseitigen, wenn auch überaus fein

gebauten und ausgenutzten Gehirnchen nicht kann. Das großartig entwickelte Menschenhirn enthält eine Unzahl plastischer, entwickelungfähiger Potenzen als Anlagen, die zwar mit überwältigend starken, ererbten, egoistischen Raubthierinstinkten und Leidenschaften verbunden, jedoch ungeheuer mannichfaltig durch Zuchtwahl und Anpassung beeinflußbar sind. In ein einziges kollektivistisches oder anarchistisches Dogma läßt sich der Mensch und sein Gehirn nicht einzwängen, denn übermächtige Triebfedern führen ihn mit Gewalt zu einer höheren, im Voraus nicht bestimmbaren Evolution. Wir können immerhin, besonders durch die Geschichte, die Ethnologie, die Psychiatrie, die menschliche und thierische Psychologie, verbunden mit der Anatomie und Physiologie des Gehirnes, die Gesetze jener psychischen Evolution einigermaßen erkennen und negativ wenigstens Das, was sie stört und hemmt, wie den Opiumgenuß, den Alkoholgenuß und andere Entartungursachen, aus dem Wege räumen, positiv aber die tüchtigen Keime auf Kosten der untüchtigen zu vermehren suchen. Leider arbeitet den höheren Erkenntnißfähigkeiten des Menschen bekanntlich die Bornirtheit des Vorurtheiles beständig entgegen, so daß der Sieg der Wahrheit nicht leicht ist.

Trotz der Verschiedenheit ihrer Körperorganisation und Größe von der unserigen, trotz ihrer relativ niedrigen Stellung in der Thierreihe sind die Ameisen in ihrer sozialen Biologie und Psychologie ein höchst werthvolles und interessantes Vergleichsobjekt der lebenden Naturwelt sowohl für die sozialen Verhältnisse des Menschen wie für die menschliche Psychologie überhaupt. Sie beweisen, wie die ewigen, göttlichen Naturpotenzen, sowohl die der Lebewesen als deren Relationen unter einander, die als physikalisch-chemische Kräfte der unorganischen Natur bezeichnet werden, gleiche oder ähnliche Erscheinungen auf ganz verschiedenen Wegen produziren. Sind doch Sklaverei, Viehzucht und Gartenbau von den Ameisen getrieben worden, lange bevor es Menschen auf der Erde gab. Die Ameisen haben aber diese Künste höchst wahrscheinlich auf dem Wege der Zuchtwahl automatisch im Lauf unzähliger Generationen mit Hilfe ererbter Kombinationen erworben, ohne daß je eine Ameise individuell die Zweckmäßigkeit der Sache überschaut hätte. Der Mensch dagegen erfindet individuell, mit Hilfe der unzähligen plastischen Reizkombinationen seines mächtigen Gehirnes, und zwar erfindet er sehr oft individuell Dinge, die schon längst von anderen Naturkräften oder Lebewesen vor ihm zu Stande gebracht worden waren. In den Sprüchen Salomonis 6, 6 u. ff. heißt es: „Gehe hin zur Ameise, Du Fauler, siehe ihre Weise an und lerne. Ob sie wohl keinen Fürsten, noch Hauptmann, noch Herrn hat, bereitet sie doch ihr Brot im Sommer und sammelt ihre Speise in der Ernte." Ich füge hinzu: sie giebt dem Menschen die sozialen Lehren der Arbeit, der Eintracht, des Muthes, der Aufopferung und des Gemeinsinnes.

Zürich. Professor Dr. August Forel.

Der österreichisch-ungarische Ausgleich.*)

Oesterreich und Ungarn sind zwei verschiedene Staaten, die außer dem gemeinsamen Herrscherhause eine gemeinsame Armee, eine gemeinsame Vertretung nach außen, ein gemeinsames Geldwesen und ein gemeinsames Zollgebiet besitzen. Durch das Zoll- und Handelsbündniß wurde die gleichartige Regelung und die gegenseitige Rücksichtnahme in Bezug auf eine Reihe von wirthschaftlichen Materien, insbesondere das Verkehrswesen und die Verzehrungsteuern, festgesetzt. Diese Gemeinsamkeit ist jedoch nur für einen Theil der genannten Angelegenheiten durch das österreichisch-ungarische Staatsrecht für immer festgelegt, während ein anderer Theil von Zeit zu Zeit einer gesetzlichen Neuregelung in beiden Staaten unterzogen werden muß. Dazu gehört das Geldwesen und insbesondere die Ertheilung des Privilegiums an die österreichisch-ungarische Bank; das gemeinsame Zoll- und Handelsgebiet; die Grundsätze der Verzehrungsteuer-Gesetzgebung; und vor Allem die Bestimmungen über die Antheilnahme beider Staaten an den Kosten der gemeinsamen Armee, der Vertretung nach außen und der gemeinsamen Ministerien. Diese von Zeit zu Zeit vorzunehmende Neuregelung nennt man den ungarischen Ausgleich, der traditionell auf Zeiträume von je zehn Jahren geschlossen wurde. Die Geltungdauer des letzten Ausgleiches lief am einunddreißigsten Dezember 1897 ab und wurde in Folge der bekannten parlamentarischen und außerparlamentarischen Wirren nur provisorisch bis zum Ende des laufenden Jahres verlängert.

Die österreichisch-ungarische Monarchie ist ein sehr komplizirtes Gebilde, das in Bezug auf Dinge, die man ohne Uebertreibung als Staatsnothwendigkeiten allerersten Ranges bezeichnen kann, in der Luft hängt. Die Beitragsleistungen zur Armee und zur auswärtigen Vertretung, die Regelung des Geldwesens, der Umfang des Zollgebietes: Das sind Dinge, die in einem modernen Staat in dauernder und organischer Weise sichergestellt sein müssen. In Oesterreich fehlt diese Sicherheit. Hier unterliegen sie

*) Herr Dr. Otto Lecher, der Abgeordnete für Brünn, ist durch die zwölfstündige Rede, die er in der berühmten Nachtsitzung (28/29. Oktober 1897) des österreichischen Reichsrathes hielt, allgemein bekannt geworden. Er hat damals gezeigt, wie man eine verständige und anständige Obstruktion treiben soll, und seine — nicht etwa nur durch die Ausdauer der Nerven und der Lunge ausgezeichnete — Leistung hat selbst den Gegnern Achtung abgewonnen. Es wird deutsche Leser interessiren, die Ansichten des Sekretärs der brünner Handelskammer, der so geschickt und so wirksam in den Kampf der Deutschen Oesterreichs eingegriffen hat, über ein Thema kennen zu lernen, das er schon in seiner Obstruktionrede behandelt hat und das auch dem Ministerium Thun noch die wichtigste, drängendste Aufgabe stellt.

einer alle zehn Jahre sich erneuernden vertragsmäßigen und parlamentarischen Regelung. Dabei kommen als Mitwirkende in Betracht: die beiden Parlamente, die beiden Regirungen und die Bank. Was liegt näher, als daß jeder dieser Faktoren die vertragsmäßige Neuregelung zu benutzen trachtet, um für sich möglichst günstige Vertragsbestimmungen herauszuschlagen? Die Regirungen, um neue Steuern bewilligt zu erhalten; die Bank, um das Banknotenprivilegium möglichst billig einzukaufen; und die Parlamente, um für die von ihnen vertretenen Völker möglichst große Vortheile zu erreichen.

Die Ehe zwischen Oesterreich und Ungarn ist ohne Zweifel dem ungarischen Gatten sehr gut bekommen. Man braucht nicht zu den leichtgläubigen oder bezahlten Lobrednern Ungarns zu gehören, um einzugestehen, daß die transleithanische Reichshälfte in den dreißig Jahren des Dualismus in wirthschaftlicher Beziehung einen ungeahnten Aufschwung genommen hat. Der Grundcharakter der ungarischen Volkswirthschaft ist agrarisch. Ungarn besitzt in Oesterreich, das zum Theil von einer dicht gedrängten Industriebevölkerung bewohnt wird, für seine landwirthschaftlichen Produkte ein zollgeschütztes Absatzgebiet. Auch der Handelspolitik der Monarchie wurde eine agrarische Richtung gegeben. Die seit Jahrhunderten gepflegten Exportbeziehungen nach dem Balkan wurden von Ungarn wiederholt, oft in brutaler Weise, dadurch gestört, daß die Viehimporte aus den Balkanländern unter veterinären Vorwänden sistirt wurden, was dann natürlich Gegenmaßregeln der betroffenen Staaten gegen den österreichischen Industrieexport zur Folge hatte. Die berühmten Dezemberverträge sind, wie offen eingestanden wird, zu Gunsten des landwirthschaftlichen Exportes unserer Monarchie, also in erster Linie zu Gunsten Ungarns, geschlossen worden. Die Bestrebungen, der österreichisch-ungarischen Industrie einen Zollschutz angedeihen zu lassen, wie ihn andere Kontinentalstaaten, namentlich Deutschland und Frankreich, besitzen, fanden in Ungarn einen harten und schließlich siegreichen Widerstand, da man jenseits der Leitha in der Frage der Industriezölle doch nur den Konsumentenstandpunkt vertrat. Der Zinsfuß der österreichisch-ungarischen Bank ist für die wirthschaftlichen Verhältnisse Cisleithaniens zu hoch, für die Ungarns zu niedrig. Das haben zwei den Lesern dieser Zeitschrift als Mitarbeiter bekannte Männer, Dr. Rudolf Meyer und der jetzige österreichische Finanzminister Dr. Joseph Kaizl, überzeugend nachgewiesen. Die Folge des hohen Bankzinsfußes besteht für den österreichischen Kaufmann darin, daß er mit seinem Kreditbedürfniß entweder nach Deutschland gravitiren muß oder daß er es überhaupt nicht in einer rationellen Weise befriedigen kann. Der ungarischen Volkswirthschaft ist aber der für die dortigen Verhältnisse niedrige Zinsfuß ein außerordentlicher Ansporn und Vortheil. Daher ist Ungarn an dem Escompte der Bank mit einer verhältnißmäßig höheren Ziffer betheiligt

als Cisleithanien; eben so hat sich im Hypothekargeschäft der Bank die Antheilnahme Oesterreichs auf einen ziemlich unbedeutenden Bruchtheil reduzirt.

Die ungarische Regirung huldigt dem Colbertismus. Sie gewährt neuen Industrien sehr namhafte Begünstigungen materieller und auch moralischer Art. Steuer- und Gebührenbefreiungen, Zollbefreiungen, Tarifherabsetzungen und Refaktien, Grundschenkungen, Adelsverleihungen gehören in dieses Kapitel. Wo immer der Staat oder die Städte oder sonstige offizielle Körperschaften auf den Konsum einen Einfluß haben, wird ein Hochdruck dahin ausgeübt, daß nur ungarische Industrieprodukte verwendet werden. Trotz den Bestimmungen des Zoll- und Handelsbündnisses ist der Oesterreicher von Lieferungen nahezu ganz ausgeschlossen. Ungarn scheut sich aber auch nicht, wenn es der Vortheil seiner Volkswirthschaft erheischt, die geschlossenen Verträge zu mißachten. Das klassische Beispiel hierfür ist der Mahlverkehr. Er besteht in dem Rückersatz des für ausländisches Getreide erlegten Zolles bei der Ausfuhr des daraus erzeugten Mehles. Obwohl nach dem Zollgesetz solche Zollrestitutionen nur bei den Waaren gewährt werden dürfen, bei denen ein Identitätnachweis möglich ist, und obwohl dieser Identitätnachweis zwischen Frucht und Mehl absolut nicht erbracht werden kann, wurde den pester Mühlen die Zollrückvergütung in ungeheurem Ausmaß gewährt, wobei noch alle möglichen offenen und geheimen Extraprofite hinzukamen. Dank dieser enormen Prämie und einer rücksichtlosen Eisenbahntarifpolitik hat die ungarische Mühlenindustrie die österreichische nahezu erschlagen. Ein anderes Beispiel von der coulanten Art der ungarischen Vertragsauslegung bietet die Transportsteuer, die von der österreichischen Donauschiffahrt, entgegen den Bestimmungen der Donauakte, erhoben wird.

Ungarn ist Oesterreich in politischer Beziehung weit überlegen. Sein Einfluß ist für die Richtung der gesammten Monarchie tonangebend. Pester Blätter sprechen ganz offen von der Superiorität Ungarns. Selbst der Deutsche Kaiser hat in seinem bekannten Toast sich mit dieser Thatsache abgefunden. Und doch leben die Ungarn, wie in wirthschaftlicher Beziehung, so auch in politischer nur von Oesterreich. Der Sohn des Grafen Julius Andrassy hat Das in seinem ungefähr vor einem Jahre erschienenen Buch über den ungarischen Ausgleich insofern anerkannt, als er meinte, Ungarn würde ohne Oesterreich nur die politische Rolle eines Balkanstaates spielen. Die Vortheile, die Ungarn aus dem Dualismus zieht, sind also ungeheure. Dem gegenüber ist der Nutzen Oesterreichs ein geringer. Er besteht eigentlich nur in dem Zollschutz, den die österreichische Industrie auf dem ungarischen Markt findet. Wie groß dieser Export Oesterreichs ist, darüber giebt es — Das ist charakteristisch — keine verläßlichen Ziffern. Ich habe mit kenntnißreichen Fachmännern die brünner Industrie durchgenommen und wir gelangten zu einem Export Brünns

nach Ungarn im Werthe von sechs Millionen Gulden. Ich glaube nicht, daß Cisleithanien nach Ungarn für mehr als zweihundert Millionen Gulden exportirt. Würde das österreichische Zoll- und Handelsbündniß nicht wieder erneuert, dann würde Ungarn einen autonomen Zolltarif einführen. Oesterreich könnte dann durch Gewährung einer Ausfuhrprämie auf seinen ungarischen Export in der durchschnittlichen Höhe der Tarifsätze des heutigen autonomen österreichisch-ungarischen Zolltarifes, also von fünfzehn Prozent ad valorem, den autonomen ungarischen Zolltarif vollständig paralysiren. Es hätte freie Hand für die Fortsetzung seiner industriellen Schutzzollpolitik, für eine industriefreundliche Entwickelung seiner Handelspolitik, insbesondere in der Richtung nach dem Balkan. Es könnte seine Landwirthschaft von der übermächtigen Konkurrenz Ungarns befreien und es könnte seine Volkswirthschaft endlich in den Genuß eines entsprechend niedrigen Bankzinsfußes bringen. Die Kosten dieser Ausfuhrprämie würden keine dreißig Millionen Gulden im Jahr ausmachen, eine Summe, die sich leicht ersparen läßt, wenn die Beitragsleistung Oesterreichs und Ungarns für die gemeinsame Armee und die Vertretung nach außen auf dem Fuß der Parität geregelt würde. Bekanntlich trägt Oesterreich heute dazu siebenzig Prozent und Ungarn nur dreißig Prozent bei, wobei zudem ein Oesterreich um mindestens 6,5 Millionen Gulden in Gold benachtheiligender Modus betreffend die Auftheilung der gemeinsamen Zolleinnahmen geübt wird.

Die historische Entwickelung belehrt uns Oesterreicher außerdem, daß Ungarn sich immer mehr aus dem Bündniß mit uns loszumachen sucht. Die einst gemeinsame Schiffahrt, der einst gemeinsame gewerbliche Rechtsschutz sind längst getrennt. Wo Ungarn des österreichischen Geldes und der österreichischen Produktion nicht mehr bedarf, da wird einfach ein Riegel vorgeschoben. In Oesterreich giebt es keinen Menschen, der nicht davon überzeugt wäre, daß Ungarn weder die gemeinsame Bank noch das gemeinsame Zollgebiet auch nur einen Tag länger dulden wird, als es für Ungarn nothwendig und nützlich ist. Namentlich die Emanzipation von der Konkurrenz der österreichischen Industrie ist ein Ziel, dem Ungarn rastlos und mit allen Mitteln zustrebt. Oesterreich muß deshalb mit der außerordentlich großen Wahrscheinlichkeit rechnen, daß die Gemeinsamkeit des Zollgebietes im besten Falle überhaupt nur noch auf die Dauer des nächsten Ausgleiches — also voraussichtlich auf zehn Jahre — zu retten ist. Nach Ablauf dieses Ausgleiches müßte sich die österreichische Industrie unter allen Umständen mit einem autonomen ungarischen Zolltarif zurechtfinden.

Die Erkenntniß der schweren Benachtheiligung, die Oesterreich durch sein wirthschaftliches Bündniß mit Ungarn erleidet, ist allgemein verbreitet. Selbst jene Industriellen, denen heute noch der Export nach Ungarn zu Gute

kommt, geben zu, daß dieser Export sehr theuer erkauft ist. Die natürlichen Feinde des Ausgleiches sind die Agrarier, die bekanntlich im österreichischen Abgeordnetenhause überwiegen. Hinzu kommt noch ein großes Maß von nationaler, sozialer und religiöser Feindschaft, die im Laufe der Jahrzehnte sich gegen den heutigen Magyarenstaat aufgehäuft hat. Es ist fürwahr keine leichte Aufgabe, das österreichische Abgeordnetenhaus für die Erneuerung des ungarischen Ausgleiches zu gewinnen. Graf Badeni und sein konnationaler Finanzminister haben diese Schwierigkeiten unterschätzt. Sie haben den Ungarn und der Bank neue Konzessionen gemacht und wollten nebenbei für den Fiskus eine neuerliche Erhöhung der verhaßten Verzehrungsteuern auf Bier, Branntwein, Petroleum und Zucker erzielen. Sie rechneten auf die Uneinigkeit der österreichischen Parteien; sie erkauften die Stimmen der Czechen durch die Sprachenverordnungen und glaubten nun den Reichsrath genügend präparirt, um auch einen der österreichischen Volkswirthschaft höchst schädlichen Ausgleich zu schlucken. Es ist anders gekommen. Aber per tot discrimina rerum ist der Ausgleich noch immer nicht erledigt. Badeni und Bilinski haben den Karren gründlich verfahren und die Aufgabe des Ministeriums Thun, diesen Karren wieder flott zu machen, ist keine beneidenswerthe.

Nach zwei Wegen kann ihn der neue Ministerpräsident lenken. Er kann die alte Straße Taaffes und Badenis ziehen, die mit den Trümmern österreichischer Ueberlieferungen besät ist. Er kann den Ungarn alle Vortheile gewähren und die Annahme dieses ungünstigen Ausgleichswerkes im Reichsrath durch politische und nationale Konzessionen erkaufen. Er kann aber auch seine Thatkraft und Entschlossenheit gegen Ungarn kehren. Er kann dem österreichischen Abgeordnetenhause einen Vertrag vorlegen, der der österreichischen Volkswirthschaft bedeutend günstiger wäre als jener der Compagnie Badeni-Bilinski. Badenis Ausgleichswerk wäre eine vortreffliche Folie, von der sich jede, selbst unbedeutende Besserung außerordentlich vortheilhaft abhübe. Das Alles kann Graf Thun. Aber einen schlechten Ausgleich machen und ihn, wie es ihm allerhand Bedientenvolk zumuthet, in Oesterreich mit Verfassungssistirung oder ähnlichen Gewaltmitteln durchsetzen: Das kann er nicht. Es giebt eben Dinge, die man an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhundertes nicht mehr thun kann, so angenehm sich dann auch das Regiren für die in Oesterreich anscheinend allmächtigen Feudaladeligen anließe. Ich gebe zu, daß der Gedanke an die Grenzen seiner Macht für den neuen Ministerpräsidenten, dem man ein starkes Temperament nachrühmt, etwas Unangenehmes haben mag. Aber er wird sich mit ihm befreunden müssen.

Brünn. Dr. Otto Lecher,
Mitglied des österreichischen Reichsrathes.

Eine deutsche Antwort auf eine dänische Frage.

Die Redaktion der dänischen Zeitung Nationaltidende hat an Herrn Geheimrath Adolph Wagner den folgenden Brief gerichtet:

„Hochwohlgeborener Herr Professor!

Die Fragen, welche die öffentliche Meinung in Dänemark in Bewegung setzen, werden ausschließlich durch die Ereignisse im Inlande charakterisirt und nehmen demnach selten das Interesse Europas in Anspruch. Es giebt indessen eine nationale Frage, die über die engen Grenzen unseres Landes hinausreicht; sie betrifft die Verhältnisse, unter denen ein Theil der dänischen Nation im nördlichen Schleswig, das im Jahre 1864 Preußen zufiel, leben muß. Zu verschiedenen Malen hat der dänische Reichstag nachdrücklich die Neutralität Dänemarks in der internationalen Politik behauptet und er ist nicht nur mit den wechselnden Regirungen, sondern auch mit der ganzen Bevölkerung, deren Vertreter er ist, in vollständiger Uebereinstimmung gewesen. Es steht nun hiermit nicht in Widerspruch, wenn die dänische Nation die administrativen Maßregeln der preußischen Regirung gegen die dänischen Schleswiger mit lebhafter Theilnahme verfolgt. Die dänische Sprache, die die Muttersprache der Bevölkerung Nord-Schleswigs ist, wird regelrecht von der Kirche und der Schule ausgeschlossen und die Polizei und die Gerichte gehen so weit, daß sogar der Gebrauch der uralten Benennung Nord-Schleswigs „Sönderjylland“ (Süd-Jütland) verboten ist. Das Dasein wird schwerer für die Bevölkerung dieser Gegenden, die unstreitig Dänen sind von Geburt und der Sprache nach, von Herzen und von Ueberzeugung. Diese Verhältnisse haben aber nicht nur Einfluß auf die Bevölkerung Nord-Schleswigs; ein Volk, so klein wie das dänische, muß es als einen ernsten Verlust empfinden, daß einem großen und tüchtigen Theil seiner Söhne eine fremde Kultur, welche die dänischen Schleswiger an der Theilnahme an dem dänischen Geistesleben hindert, aufgedrängt wird.

Die öffentliche Meinung in Dänemark ist gerade in der letzten Zeit von diesen wichtigen Verhältnissen beansprucht gewesen. Weit davon entfernt, die Frage der Zurückgabe Schleswigs aufwerfen zu wollen, und indem wir uns unbedingt den oft wiederholten Neutralitätserklärungen anschließen, hat unser Blatt gewünscht, eine Untersuchung der Anschauungen, die eine Reihe bedeutender und sehr angesehener Männer über die Stellung der dänischen Schleswiger gegenüber der preußischen Administration hegen, vorzunehmen, um dadurch die öffentliche Meinung in Dänemark über die Gesinnung des großen, mächtigen Europas gegenüber dem Kampfe unserer nordschleswigschen Landsleute für ihre Muttersprache aufzuklären und zu leiten. In dieser Angelegenheit erlaubt die Redaktion sich ergebenst, sich gerade an Sie, Herr Professor, zu wenden, dessen Name in Dänemark gekannt und geehrt ist, indem wir Sie ersuchen, folgende zwei Fragen zu beantworten, die wir Ihnen hiermit vorlegen:

1. Ist das Prinzip, wonach die preußische Regirung die dänisch redende Bevölkerung in Nord-Schleswig administrirt und wodurch sie der Benutzung der Muttersprache in Kirche und Schule alle Hindernisse in den Weg legt, in Uebereinstimmung mit den humanen und civilisatorischen Grundsätzen für das Staatsleben in der Gegenwart?

2. Werden Ihrer Ansicht nach hierdurch Kulturwerthe vernichtet, die auch außer den Grenzen Schleswigs Bedeutung erlangen könnten?“

Erst auf die zweite Anfrage der Redaktion hat Herr Geheimrath Wagner in einem Brief geantwortet, dessen Original er hier zum ersten Male veröffentlicht:

Geehrter Herr!

Wollen Sie mir ein offenes Wort gestatten? Ich verstehe nicht recht, wie Sie die von Ihnen aufgestellten Fragen an Deutsche richten können. Ich hege mit vielen Landsleuten alle Achtung vor dem tüchtigen kleinen dänischen Volk, begreife, daß diesem die Erinnerungen an die Ereignisse von 1864 noch immer etwas auf der Seele lasten, wünschte, daß die Verstimmungen Ihres Volkes gegen Deutsche und das Deutsche Reich sich allmählich verlören und unsere nachbarlich nächsten nördlichen germanischen Vettern sich endlich in die — doch von ihnen eigens verschuldete — durch 1864 geschaffene Lage fänden und mit uns wieder in freundliche politische und Kulturbeziehungen träten.

Aber eine immer wieder neue Anregung der nordschleswigschen Frage ist dafür nicht der richtige Weg. Eine solche Anregung liegt jedoch auch in Ihren Fragestellungen, die jedenfalls meines Erachtens ein Deutscher nicht in der offenbar von Ihnen gewünschten Weise beantworten kann.

Mag sein, daß man 1864 die neue politische Grenze etwas günstiger für Dänemark hätte ziehen und Ihnen so etwa 100 bis 120 000 dänisch sprechende Nordschleswiger hätte lassen können. Das wäre für Preußen und Deutschland keine allzu große Einbuße gewesen. Aber Sie wissen, daß eine reinliche Scheidung nach der Nationalität nicht möglich war. Dänemark muß eben nun einmal die Folgen davon tragen, daß es vor und während des Krieges von 1864 alle ihm günstigeren Vergleichsverhandlungen schroff vereitelt hat.

Nun sind diese Landestheile einmal mit Preußen und Deutschland verbunden. Wir haben so auch einmal eine Handvoll Fremder unter unserer Herrschaft, wie die $2^1/_2$ Millionen Polen im Osten und die Viertelmillion Franzosen im Westen, während so viele Millionen Deutsche nach wie vor außerhalb des Reiches wohnen. Das läßt sich nicht ändern. Wir nehmen es hin.

Eine Einmischung in unsere inneren Angelegenheiten können wir uns aber nicht gefallen lassen. Ich kenne nicht jede Einzelheit in der Verwaltung Nordschleswigs, aber im Ganzen, glaube ich, hat die dänische Bevölkerung nicht irgendwie ernstlich sich über zu starke Germanisirungbestrebungen zu beklagen. Nicht entfernt so wie 1850 bis 1863 die zu drei Vierteln deutsche Bevölkerung Schleswigs und selbst die ganz deutsche Holsteins über Danisirungbestrebungen. Und doch ist es etwas Anderes, in die Sprach- und Kultur gemeinschaft eines großen Volkes von 70 Millionen als in die eines kleinen Volkes von 2 Millionen hinüber gezogen zu werden.

Ich glaube, daß auch gegenwärtig Dänen, Polen, Franzosen im Deutschen Reich unendlich humaner und duldsamer in Bezug auf ihre Nationalität behandelt werden, als die Dänen 1850 und in den folgenden Jahren die Deutschen in

Schleswig, oder als gegenwärtig die Russen die Deutschen in den baltischen Provinzen, oder „Kulturvölker“ wie Czechen und Magyaren die Deutschen (Prag! Siebenbürger Sachsen!) in Böhmen und Ungarn behandeln.

Auf eine gewisse Assimilation seiner fremdsprachigen Elemente wird ein Volk wie das deutsche aber gerade im Interesse dieser Elemente hinstreben dürfen. Es kommt auf die Mittel dabei an und die in Schleswig von der preußischen Verwaltung angewandten brauchen, glaube ich, das Licht nicht zu scheuen. Ich erinnere daran, daß zur dänischen Zeit der Ausdruck „Schleswig-Holstein“ schon verpönt war, trotz der uralten, auch staatsrechtlichen — „auf ewig ungetheilt!“ — „up ewig ungedeelt!“ — Verbindung beider Lande, während ich nicht vernommen habe, daß bei uns gegen den — freilich rein politisch-tendenziösen und meines Wissens früher in Schleswig ungebräuchlichen — Ausdruck „Süd-Jütland“ für das dänische Nordschleswig irgend Strafbestimmungen angewandt seien.

Würde man in Dänemark nicht immer über den Frieden von 1864 hinwegsehen, mit den Franzosen liebäugeln und es ähnlich machen — wenigstens in Worten — wie diese Nation dem Frankfurter Frieden gegenüber, als ob dadurch den von Deutschland in einem diesem aufgedrängten Kriege Besiegten Unrecht geschehen wäre, so würde sich diesseits unserer Grenzen die Bevölkerung auch beruhigen. Anderes habe ich auf Ihre Anfragen nicht zu antworten. Mir die Veröffentlichung dieser Korrespondenz auch in deutschen Blättern vorbehaltend, in vorzüglicher Hochachtung

Professor Adolph Wagner.

Spiritus aus Holz?

In Norwegen ist eine Erfindung gemacht worden, von der vorläufig nur die Techniker sprechen, um die sich aber auch unsere Landwirthe bekümmern sollten. Es handelt sich um den Versuch, Spiritus aus Holz herzustellen, und dieser Versuch scheint von Fachleuten sehr ernst genommen zu werden.

Seit die Chemie zur Wissenschaft geworden ist, war bekannt, daß Cellulose, ein Hauptbestandtheil des Holzes, eine der des Zuckers nah verwandte Zusammensetzung hat. Man hat deshalb oft schon versucht, Holz, das billige Material, in Zucker oder wenigstens dem Zucker ähnliche Substanzen umzuwandeln. Der so gewonnene Stoff sollte dann entweder als Zucker selbst verwerthet oder der Gährung unterworfen und so in Alkohol verwandelt werden. So brauchbar aber Cellulose sich für zahllose Bedürfnisse erwies — es sei nur an die Papierfabrikation, an Celluloid, Schießbaumwolle, Preßspahn u. s. w. erinnert —, so fruchtlos blieb bisher das Bemühen, der Gährung zugängliches Material aus Cellulose zu gewinnen

Die ersten Versuche, dieses Ziel zu erreichen, wurden schon in den fünfziger Jahren von Béchamp angestellt. Häufige Wiederholungen hatten sogar zur Errichtung von technischen Betrieben geführt, die aber wieder einschliefen. Seit ungefähr zwanzig Jahren hörte man nichts mehr von der Sache; und da die Chemiker ihre Berufsgeheimnisse sehr ängstlich bewahren, drang über die Details der früheren Versuche wenig in die Oeffentlichkeit. Jetzt hat eine Arbeit von E. Simonsen, die vom Polytechnischen Verein in Christiania mit der Goldenen Medaille ausgezeichnet wurde, Aufsehen erregt. In dieser Arbeit soll ausführlich dargelegt und erwiesen sein, daß Spiritus, in nicht schlechter Ausbeute und mit verhältnißmäßig einfachen Mitteln, nicht allein aus Cellulose, sondern fast noch vortheilhafter aus Holz zu gewinnen sei. Interessant ist, daß, wie die Chemiker versichern, die Arbeitmethode des nordischen Erfinders prinzipiell von dem früheren Verfahren nicht abweicht; er soll vielmehr die Methode anwenden, die zur Ueberführung des Holzes in gährungfähige Substanzen längst vorgeschlagen war. Gerühmt wird der ungewöhnliche Fleiß und die zähe Geduld, womit die Versuche ausgeführt wurden, und die systematische Entwickelung der Methode, die den Erfinder schließlich zur vortheilhaftesten Ausbeute bei der „Invertirung" des Holzes gelangen ließ.

Nach Simonsens Feststellungen wären aus 100 Kilogramm Holz 6,5 Liter absoluten Alkohols zu gewinnen; dabei muß man bedenken, daß Sägespähne, das bei den Versuchen verwandte Material, ungefähr fünfzigmal billiger sind als Kartoffeln, die bekanntlich für das größte Kontingent unseres Gährungsgewerbes, die Spiritusfabrikation, verwandt werden. Ich will eine ganz kurze Darstellung der neuen Methode zu geben versuchen. Simonsen erhitzt in sogenannten Autoklaven (geschlossenen metallischen Gefäßen) zunächst reine Cellulose und dann gewöhnliches Holz in Form von Sägespähnen mit sehr verdünnter Schwefelsäure bis zu einer Temperatur von etwa 150 Grad, bei einem Druck von etwa 10 Atmosphären. Dabei verwandelt sich das Holz zum großen Theil in eine Substanz, die mit dem Traubenzucker große Aehnlichkeit zeigt und einer normal verlaufenden Gährung zugänglich wird. Der schließlich in einer Stärke von 50 Prozent gewonnene Spiritus hatte ohne komplizirte Reinigungmethode angenehmen Geruch und keinen üblen Geschmack; die Wichtigkeit dieser beiden Umstände kann man nur richtig würdigen, wenn man bedenkt, wie mühsam und kostspielig noch heute die bei der Spiritusraffinirung angewandte Methode ist.

Zehn Jahre war Simonsen mit seinen Versuchen beschäftigt. Jetzt soll er bereits für die nächste Zeit eine Publikation über den fabrikmäßigen Betrieb nach seinem Verfahren in Aussicht stellen. Für einen solchen Betrieb müssen also die Aussichten gut sein, sonst würde man gewiß noch warten, statt sofort mit den gemachten Erfahrungen hervorzutreten. Die Lösung solcher Probleme hat schon manche landwirthschaftliche Industrie zu Grunde gerichtet. Ich brauche nur an den Ruin des Krapp-Anbaues durch das Alizarin, an das Sinken der Vanillepreise seit der Einführung des Vanilins und an den künstlichen Indigo, der schon heute als völliger Ersatz für das Naturprodukt betrachtet wird, zu erinnern. Diese Neuerungen schädigten weniger deutsche Interessen; Simonsens Erfindung aber könnte große und wichtige Gebiete unserer landwirthschaftlichen Industrie sehr empfindlich treffen. Wird, wie man heute schon annehmen muß, das Ziel erreicht, Spiritus billig aus Sägespähnen herzustellen, dann müßte unser Kartoffelbau, so weit er Fabrikation-

zwecken und dabei nicht ausschließlich der Herstellung von Stärke dient, sehr beträchtlich eingeschränkt werden; denn der bei uns fabrizirte Spiritus wird bekanntlich aus Kartoffeln gezogen und der Rath, an deren Stelle künftig Getreide oder Zuckerrüben zu bauen, ist leichter gegeben als in rentirendem Betriebe befolgt.

Man könnte einwenden, über die Herstellung des Spiritus aus Holz fehlten noch genaue Zahlenangaben. Dieser Mangel beseitigt aber nicht die Thatsache, daß die neue Betriebsform weitaus billiger sein wird. Wenn die Landwirthschaft selbst sich der Neuerung bemächtigen wollte, könnte immer nur von großen Unternehmern die Rede sein, die vorzügliche Chemiker heranziehen müßten. Nordamerika, Schweden und andere Länder, die auf Holzexport angewiesen sind, werden sich bemühen, aus der neuen Erfindung Nutzen zu ziehen; bei uns galten Sägespähne bisher nicht viel. Sie werden verfeuert und die Lokomobilenfabrikanten machen dafür besondere Heizeinrichtungen, die dann natürlich kein anderes Material vertragen.

Noch eine andere schmerzliche Ueberraschung könnte dann unseren Landwirthen bevorstehen: die von ihnen so ersehnte Ausbreitung des Spiritusglühlichtes würde sich vollziehen, aber weniger ihnen als den Besitzern großer Waldungen Nutzen bringen. Nur in sehr ausgedehnten Betrieben würde sich die Fabrikation ausreichend verbilligen; vorläufig ist der neue Leuchtstoff zu theuer. Auch regte sich bisher vielfach ein Widerwille dagegen, ein Nahrungmittel, die Kartoffel, zu verbrennen. Die Petroleumglühlichtlampe hätte manche Vorzüge, z. B. das noch hellere Licht, aber die Handhabung des Spiritusglühlichtes ist einfacher und diese Einfachheit kann entscheidend sein. Man muß bedenken, daß große Kommunen vor der Frage eines solchen Wechsels der Beleuchtungart stehen, nicht nur Privatleute, denen ihr Petroleumlicht heute vielleicht noch völlig genügt. Billiger würden auch die Spiritusmotoren werden, die einstweilen nur eine große Fabrik in brauchbaren Exemplaren herzustellen vermochte.

Ist gegen die Invasion des neuen Verfahrens nun Etwas zu thun? Wenn Holz oder Sägespähne die Kartoffel aus der Spiritusfabrikation verdrängen, ist der deutschen Landwirthschaft ein sehr wichtiges Gebiet rettunglos verloren und diese Entwickelung würde zu Zusammenbrüchen führen, die man sich heute am Liebsten nicht ausmalen mag, denen aber, wenn es überhaupt möglich ist, nicht früh genug vorgebeugt werden kann. Eine Erhöhung des Einfuhrzolles auf fremdes Holz würde kaum nützen, da, wie ich schon erwähnte, Sägespähne ja auch bei uns im Inlande überreichlich und halb umsonst zu haben sind. Zum Schutz unserer Spiritusindustrie, die den Weltmarkt für sich hat, wäre also nur eine sehr hohe Ausfuhrsteuer wirksam; natürlich auf Spiritus nach dem neuen Verfahren. So lange unsere Exportbonifikationen bestehen, dürfte es wohl genügen, daß eine solche Rückvergütung der Steuer nur für den aus Kartoffeln fabrizirten Spiritus gewährt wird. Interessant wird jedenfalls die Haltung unserer politischen Parteien in dieser Frage sein. Die Gefahr, von der unsere Landwirthschaft bedroht ist, kann bald so brennend, so Allen sichtbar werden, daß man annehmen darf, auch ein großer Theil der Liberalen werde für energische Abwehrmaßregeln eintreten.

Pluto.

Der zurückgeläutete Tote.

Mit aufgeschürztem Vortuch und scharfem Messer stand er im Kreise seiner Zöglinge und schnitt ihnen der Reihe nach die Köpfe ab. Warf sie in einen Leiterwagen zusammen, — und die Stengel standen kahl da im Krautgarten. Hinterher kam das Weib und hackte auch die Stengel ab. Die Krautköpfe den Knechten und Dirnen, die Krautstengel den Schweinen: so spielte das traute Paar die Vorsehung für den Winter.

Auf einmal bog sich die krumme Alte gerade und horchte.

„Hörst nix, Jockel?" fragte sie ihren Mann.

Der stand auch still, legte die hohle Hand ans Ohr, machte einen kurzen Pfiff und sagte: „Läuten thuns."

„Was mögens denn läuten? Im hellen Werktag?"

„Für unsere geköpften Krauthäupter 'leicht freilich nit."

Schaf Du! dachte sie, sagte es aber nicht, denn er war Schultheiß.

Hastete der Halter Nickel am Feldrain heran: „Weißt es schon? Weißt es schon?"

„Was denn? Was ist denn geschehen?"

Der Halter athemlos: „Läuten thuns!"

„Das hören wir ja, Du Popel! Warum läuten sie?"

„'s selb weiß ich selber nit."

Vom Dorfe her brummte es lange. Dann setzte das Läuten ab und begann wieder.

„Totenschauer läuten! 's hat wieder Einer dran glauben müssen," meinte der Jock und schnitt Köpfe.

Ueber den Feldweg kam der Feidelbub mit dem Rübenkarren gefahren, der berichtete, gestorben sei Jemand.

„Du Jock, Du Schultheiß Jock!" rief der Halter, „jetzt weiß ich schon, wesweg sie läuten. Gestorben ist wer!"

Kam auch schon der Briefbote gegangen: „Eine Neuigkeit, meine Herren und Damen! Der Silsam ist gestorben!"

Dem Jock fiel das Messer aus der Hand, der Jockin die Hacke. Der reiche, kerngesunde Silsam! Der ehrengeachtete Nachbar Silsam!

„'s Herzschlagel. In der Flachsdörrkammer."

Na, jetzt wußten sie auch, woran und wo.

„Mich g'freuts nimmer, 's Krautköpfen," meinte der Schultheiß. „'s ist eh eine Sitzung. Ich geh' zum Michelwirth."

„Thuts lieber beten!" ermahnte die Jockin.

„Halt Deinen Knödelbeißer!" gab der Jock scharf zurück und fiffelte davon.

„Ins Wirthshaus, jetzt!" sagte der Halter. „Da thät ich was Gescheiteres wissen! Thuts beten." Dann trottete er der Alm zu und freute sich über seine Klugheit, daß er gleich gewußt hatte, gestorben sei Einer und beten sollten sie!

Die Anderen eilten ins Dorf. Dort war Alles aufgeregt und fast in

gehobener Stimmung. Es trägt sich doch gar so selten was zu in Tümmelberg. Jährlich zwei, drei Leichen. Dann ists aber auch ein Volksfest! Bis auf einen Bruder hatte der Silsam keinen Verwandten gehabt, also that das Totklagen Niemandem weh, man trank dabei, man munkelte dabei, seufzte ein ums andere Mal: „'s ist Schad' um ihn! Wem ers nur vermacht haben wird!" Und im Ganzen gabs eine rechte Unterhaltung.

Weil der Silsam ein guter Christ gewesen und sonst auch was, so gab es natürlich ein großes Leichenbegängniß. Der Pfarrer betete am Grabe nicht drei Vaterunser, wie es sonst geschah, sondern sieben, falls die ersten drei in der Andacht mißlungen wären. Die Gemeinde half wacker mit, den verstorbenen Mitgenossen ins Himmelreich hineinzubeten. Die drei Glocken läuteten eine ganze Stunde lang, die große brummte in langsamen Schlägen, die mittlere schlug ihre helleren und die kleine bimmelte mit hastigen Schrittlein drunter. Etliche mochten betend sich bei solchem Begängniß wohl der irdischen Vergänglichkeit erinnert haben, die Meisten dachten nichts als etwa, daß bei diesem Knien auf den Erdschollen die Hosen schmutzig werden.

Als es vorüber war, sagten sie unter einander: „So, Das wäre auch vorbei."

Aber es war nicht vorbei, es fing erst an und in der alten Chronik von Tümmelberg ist die unerhörte Geschichte verbucht. Als der Silsam bestattet war, erhob sich auf einmal die Mähr, der Silsam sei nicht gestorben, wie andere Leute, er habe sich — selbst —

Es mußte noch einmal vorzeitig Feierabend gemacht werden in den Gärten und auf den Feldern; und das Wirthshaus war so übervoll, daß der Michelwirth es sogar wagte mit dem abgestandenen Faß Bier, das er schon halb und halb für den Schweinetrog bestimmt gehabt hatte. Der Strick wurde herumgelangt von Tisch zu Tisch, ein schmales Korbband war es eigentlich, Mancher versuchte spaßeshalber seine Zähigkeit. „Halten thäts es! Gehalten hats es!"

Des Verstorbenen Bruder, der Berthold, hätte vielleicht Alles gewußt, aber er war nicht vorhanden. Der Pfarrer ließ ihn holen aus der Holzknechtkaserne, aber der Berthold wollte nichts sagen. Er hatte schon zu viel gesagt, nachts im Traume: „Bruder, Bruder, warum hast Du mir Das gethan? Müssen Alle warten aufs Sterben, hättst nit Du auch warten können? Was pressirts denn so? Die Ewigkeit rennt Dir nit davon! Wenns aufkommt, scharren sie Dich ein wie einen Hund. Die Leut' sind Teufel bei so was und die Schand kommt auf mich!" So hatte der alte Berthold im Traume geschwätzt in der Kaserne, bis er nachher scharf ins Verhör genommen wurde. Na, halt am Strick habe er ihn gefunden, in der Flachskammer. Und warum? Kein Mensch wußte es. Der Silsam war in früherer Zeit immer so heiter gewesen, so angesehen und wohlhabend, wo muß nun der Teuxel denn gesteckt haben? Der Berthold konnte sichs schon denken, als er in den Truhen Geld suchte und Schuldverschreibungen fand. Am nächsten Allerheiligen-Tag wird der eine fällig, der große, und der Klotzenbauer wird herüberkommen aus dem Galtenthal und alle Herrlichkeit ausblasen. So ein Schuldenbrief ist weniger als nichts. Armuth! Mit der wär' am Ende noch fertig zu werden, der Mensch — wenn mans recht nimmt — braucht ja nicht viel, aber der Gläubiger Wuth und der Leute Hohn ist nicht zu ertragen. Das Korbband wetzte ihm beim Tragen an der Schulter herum, strich ein Wenig an den Hals und flüsterte ihm ins Ohr: „Ich wär' das Beste. Versäumen

thätest Du nichts mehr auf dieser Welt. Auf dieser dummen Welt! Ich thät' gar nit so weh. Ein Bissel anziehen, ein Bissel blau vor den Augen und gut ists. Einmal ist Einer zu früh abgeschnitten worden, der hat gesagt: Ihr verflixten Leut', es wär so angenehm gewest, es hat just so schön gegruselt über den Buckel hinab!.. Probirs mit mir. Taugts Dir nit, kannst Dich ja auf die Füß' stellen." O, dieser höllische Korbstrick! Und dann hat ihn der Bruder gefunden, auf die Füße gestellt hat er sich nicht mehr, aber die Zunge hat er der Welt vorgestreckt, wie ein Bub, der Jemandem ein boshaftes Schnippchen geschlagen.

Halb hörte Solches der Pfarrer aus dem Munde des Berthold, halb dachte er sichs: und es wäre nur gut, daß es jetzt erst aufgekommen, da der arme Mensch schon mit christlichem Segen in der Erde ruht.

Nun aber standen etliche Bauern zusammen, meldeten sich im Pfarrhof und fragten, was jetzt zu machen wäre.

„Was wird zu machen sein?" meinte der Pfarrer. „Nichts."

„Aber Das können wir nit dulden! Auf dem geweihten Kirchhof, wo wir selbst einmal liegen sollen, unsere Weiber und Kinder, da können wir keinen Selbstmörder brauchen; 'raus muß er!"

„Ja, Hochwürden Pfarrer, 'raus muß er! Und das heilig' Gebet, das wir für ihn gehalten, nehmen wir auch wieder zurück!"

Dem Pfarrer war es ungleich. Man solle lieber kein Aufsehen machen und den armen Silsam ruhig schlafen lassen.

„Kein Aufsehen! Ruhig schlafen, der Gottlose, in geweihter Erden!" schrien die Bauern, „wenn einmal die Geistlinger selber so reden, dann ists kein Wunder, wenn der Antichrist anruckt mit Haufen!"

Der Pfarrer war ein Wenig betroffen, daß seine Pfarrkinder manche Predigt, die im Lauf der Zeit gehalten worden, so ernst genommen hatten, daß sie so fest waren im Glauben. Er konnte sich eigentlich dazu gratuliren, aber eine Stimme zutiefst in seinem Menschenherzen sagte doch: Knöpfe sinds! Pharisäer sinds!

Er besprach sich mit Jock, dem Schultheiß, was da zu machen wäre.

Der Schultheiß rieb sich am Kinn, es war leidlich glatt rasirt, glotzte tiefsinnig drein, schnalzte mit der Zunge und sagte: „Na!"

Das war aber dem Pfarrer zu wenig.

Und der Schultheiß sprach: „Pfarrer, lassen wir ihn drinnen. Aber das Grab muß er bezahlen, das geweihte, das ihm nicht gebührt. Hundert Thaler für die Gemeinde wird nit zu viel sein."

„Und die Kirche? Soll die schon wieder einmal leer ausgehen?"

„Der Friedhof gehört der Gemeinde, wird von der Gemeinde erhalten, was einkommt, gehört also auch der Gemeinde. Wems nit recht ist, Der soll klagen!"

„Du bist und bleibst ein Steinschädel!" sagte der Pfarrer, bestand aber nicht weiter auf seiner kirchlichen Forderung, weil ers insgeheim ja wußte vom Berthold, der Silsam habe nichts hinterlassen.

Am nächsten Tage wußte es freilich auch der Schultheiß.

„Nichts da ist?! Das ist doch ein hautschlechter Kerl gewesen, dieser Silsam. Ohne Umstände heraus mit ihm!" So sprach das würdige Gemeindeoberhaupt und hieb zornig mit der Faust auf den Tisch.

Da sagte der Pfarrer bescheidentlich: „Wenn nichts da ist, dann soll man

ihn erst recht liegen lassen, wo er liegt. Das Exhumiren kostet ja Geld; wer solls zahlen?"

„Die Kirche solls zahlen!" sagte der Schultheiß, „denn der Kirche wäre es zugestanden, sich vorher zu überzeugen, ob der Tote auch richtig in geweihte Erde gehört oder nit!"

„Mit Dir will ich nicht streiten, machts, was 's wollts", sagte der Pfarrer und ging davon.

Der Schultheiß zog den Berthold heran, des Verstorbenen Bruder: „Hörst, Mensch, Du bist der Bruder, Du bist der Erbe. Willst zahlen, daß er liegen bleiben darf?"

„Du Patsch!" gab der Mann geringschätzig zur Antwort. Sonst sagte er nichts.

„Gut, Du wirst zahlen fürs Ausgraben!"

Der Berthold steckte den Daumen zwischen den Zeige- und den langen Finger, bog die Finger ein, so daß der Daumen hinten hinaus stand und hielt diese zierliche Figur dem Schultheiß vor. Dieser gab ihm einen Fußtritt zur Thür hinaus, — und damit war die Besprechung zu Ende.

Noch an dem selben Tage kamen die Schaufler und begannen zu wühlen auf dem Grabe des Silsam. Der Pfarrer war nicht dabei. Der ging unruhig in seinem Bauerngarten auf und ab und murmelte: „Bestie, Dein Name ist Mensch!" Aber der alte gemüthliche Mann war eingeschüchtert und der Muth des Herzens, mit dem er in früheren Jahren Glaubenseifer und Fehde gegen Andersartige gepredigt hatte, ließ ihn jetzt im Stiche, da es galt, einen abscheulichen Frevel zu verhüten.

Auf dem Kirchhof hatte sich das halbe Dorf versammelt, aber nicht, um zu beten. Im Gegentheil: das vorige Begräbnißgebet mußte rückgängig gemacht werden. Der Kirchendiener mit dem käsweißen Gesicht und dem kohlschwarzen Haar kniete während der Exhumirung vor dem großen Christuskreuz, hob die Hände gegen Himmel und rief in einem halb singenden Ton: „Himmelgott! Wir haben vor drei Tagen für den Silsam sieben Vaterunser gebetet, thu sie streichen! Wir haben eine gute Meinung gemacht für seine arme christliche Seel', laß sie nit gelten! Verzeih uns, daß wir so verblendet gewesen und für einen Selbstmörder gebetet haben, der in die unterste Höllen gehört, — verzeih uns die Sünd!"

„Amen!" sagte die Gemeinde.

Aber der Friede war damit immer noch nicht ganz in die Gemüther zurückgekehrt. Denn nun fiel dem Klampferer Schwend erst das Wichtigste ein: die Glocken! Hatten nicht die Kirchenglocken geläutet beim Begräbniß? Dem Selbstmörder! Die Glocken sind entweiht! Man kann sie zu keinem Gottesdienst mehr brauchen! Das wär sauber! Bei Hochzeiten Selbstmörderglocken! Sie müssen umgegossen werden.

Jetzt, das Umgießen war aber nicht nach der Leute Sinn. Ob es die Dorfgemeinde zu bestreiten hätte oder der Pfarrsprengel: zahlen müßten die Leute und am Ende — so meinten sie — bliebe die Unweihe doch im Erz. Man müsse den Teufel anderswie austreiben. Der Kirchendiener mit dem käseweißen Gesicht und dem kohlschwarzen Haar lehnte am Kreuz, hielt die Arme über der Brust verschränkt und sagte es nur so nebenbei hin: „Wir haben das Gebet zurückgebetet, wir können ja auch die Glocken zurückläuten."

Wie? Sie horchten hin. Die Glocken zurückläuten? „Das ist wieder einmal gescheit, Kirchenwaschel!“ Die es sagten, tippten mit ihrem Finger auf die Stirn. Das war so viel wie zurückgelobt.

Der Kirchendiener sagte ganz gelassen: „Man braucht nur die Glockenklöppel umgekehrt einzuhängen, dann läutets zurück.“

Jetzt spotteten sie nicht mehr. Das war ein Gedanke! Das war ein Mittel; das beste und das einzige. Eilends machten sich etliche Burschе, der Klampferer, der Seiler und der Riemer darunter, mit Werkzeug auf den Thurm und nach drei Stunden läuteten die Glocken zurück. Sie klöckelten verdammt schrill, aber Das war eben das Richtige und unter ihrem Bimmeln wurde der Sarg des Silsam aus der Grube gehoben. Unter Poltern und Fluchen — denn das Ding war schwierig — wühlten sie unterhalb die Erde durch, zogen die Stricke ein und hoben den Sarg, der sich nur knirschend löste von seinen Schollen, aus der Tiefe herauf. Feuchte Erde klebte an den schwarzen Brettern. Am Strick schleiften sie die Masse über den Rasen hin, zum Thor hinaus. Der Abdecker leitete die Arbeit. Und draußen hinter der Kirchhofsmauer am Hagebuttenstrauch haben sie die Truhe eingescharrt.

Ein Anrainer wollte Verwahrung einlegen. Wie kam der Fidel-Veit dazu, bei seinem Acker eine solche Nachbarschaft zu haben?

„Ja, ja, Fidel-Veit“, neckte der Klampferer, „nachher steigt Dir der Silsam durch die Kornhalme herauf und ins Mehl!“

„Wie komm ich dazu!“ rief der Fidel dem Schultheiß entgegen.

„Halt Dein Lugendorf!“ fuhr ihn Der an; damit war der Protest erledigt.

Aber nicht Alles war damit erledigt, es ergaben sich immer noch neue Schwierigkeiten. Der Eckgrubenschuster warf die Frage auf von wegen der Totenzehrung. Nach dem ersten Begräbniß waren die Leute beim Michelwirth zusammengekommen, um für die christliche Seelenruhe des Verstorbenen zu trinken. Diese christliche Seelenruhe mußte jetzt auch zurückgetrunken werden. Nach dem vom Kirchenwaschel erfundenen System war Das gar nicht so schwer. Man setze sich umgekehrt an den Zechtisch, so daß ihm der Rücken zugewendet ist, und trinke. So haben sie sich rings um die Tische gesetzt, sich fest dran mit dem Rücken gestemmt und haben zurückgetrunken fünf Stunden lang, bis in die tiefe Nacht, daß der Selbstmörder doch endlich zurückgebetet, zurückgeläutet und zurückgetrunken sei vom Himmel in die Hölle!

Und während die Leute im Wirthshause soffen und gröhlten, schlich in der Dunkelheit und auf Umwegen der Pfarrer hinaus bis zum Raine hinter der Kirchhofsmauer. Dort am Hagebuttenstrauch brach er zwei dürre Aeste, band sie mit einem Dornzweig kreuzweise zusammen und steckte das Kreuz auf den lockeren Schollenhügel. Dann kniete er davor nieder und sprach ein Gebet für den Seelenfrieden des armen Silsam.

Graz. Peter Rosegger.

Notizbuch.

Das Flottengesetz ist im Reichstag mit stattlicher Mehrheit angenommen worden. Das ist ein Erfolg des Kaisers und der Regirung, ist besonders ein persönlicher Erfolg des Herrn Tirpitz, des Staatssekretärs im Reichsmarineamt, der die parlamentarische Aktion klug vorbereitet und geschickt und nüchtern geleitet hat. Man könnte, ohne der Wahrheit Gewalt anzuthun, auch sagen: es ist ein nachträglicher Erfolg Bismarcks, der den Kampf gegen alle Forderungen für die Wehrfähigkeit des Reiches so erschwert und den Vertheidigern solcher Forderungen so gute Argumente hinterlassen hat, daß selbst Männer von kleinerem Wuchs damit auskommen können, und dessen warnendes Wort sicher auch dazu beigetragen hat, den Anspruch der Flottenfreunde einzuschränken. In allen Lagern herrscht, offen oder heimlich, Freude darüber, daß die Sache nun endlich erledigt ist und der Kampf um die Schiffe bei den nahenden Wahlen die natürliche Gruppirung der Parteien nicht hindern wird. Ueber das neue Gesetz braucht hier, wo es von Adolph Wagner, dem Kontre-Admiral Plüddemann, Karl Peters und dem Herausgeber besprochen worden ist, nichts mehr gesagt zu werden: es ist Gesetz geworden und wir müssen hoffen, daß es dem Reich Nutzen bringt. Auch die letzten Reichstagsdebatten bieten rückschauender Betrachtung keinen lohnenden Stoff. Herr Lieber hatte sich fleißig in die ihm fremde Materie hineingearbeitet und referirte mit der feierlichen Langsamkeit, die er nun einmal liebt, Herr von Bennigsen hatte endlich wieder einen guten Tag und der Freiherr von Hertling trat zum ersten Mal als führender Centrumspolitiker hervor. Im Allgemeinen wurde nur bei ähnlichem Anlaß früher schon oft Gesagtes wiederholt und jede prinzipielle Erwägung beinahe ängstlich vermieden, — vielleicht, weil in fast allen Parteien die Meinungen getheilt waren und weil selbst die unterliegende Minorität mit einigem Stolz auf die Arbeit blickte, die der oft verhöhnte und öfter verwünschte Reichstag vom Jahre 1893 nun leistete. Die Vorwürfe, die dem Centrum gemacht wurden und werden, sind grundlos; denn erstens haben Windthorsts Schüler und Erben ihre Haltung stets nach dem von der Stunde zu erhoffenden Vortheil eingerichtet und zweitens pflegen auch andere Fraktionen vor der Entscheidung taktische Kniffe und Pfiffe nicht zu verschmähen. Dem Centrum mußte daran liegen, gerade in einer Sache, in der sich der Kaiser persönlich so lebhaft engagirt hatte, den Beweis der guten Gesinnung und der Regirungfähigkeit zu liefern. Die Folgen dieses ans Ziel gelangten Bemühens wird das Deutsche Reich erst kennen lernen, wenn die Wähler gesprochen haben.

* * *

Die Verlagsbuchhandlung Schuster & Loeffler hat um die Veröffentlichung des folgenden Briefes gebeten, der eines Kommentares wohl nicht bedarf:

Sehr verehrter Herr Harden,

Sie haben schon wiederholt auf Auswüchse unseres Zeitungwesens hingewiesen und durch Aufdeckung von faulen Stellen versucht, das Ansehen der Presse zu heben. Daß dieses Ansehen bei uns nicht gerade sehr groß ist und daß namentlich Literatur- und Kunstkritik und also auch Künstler und Schriftsteller sehr darunter zu leiden haben, wissen wir Alle; dem Publikum werden allzu häufig bezahlte Kritiken oder Waschzettel aufgetischt und nur mählich geht es ihm dämmernd auf, daß es unabhängige, objektive Besprechungen nur selten zu lesen bekommt. Wer nicht bezahlt oder nicht zur Clicque gehört, Der wird totgeschwiegen.

Aber man hatte doch bisher immer noch das Schamgefühl, das Kind nicht beim rechten Namen zu nennen und das gegenseitige Händewaschen möglichst im Dunkeln abzumachen. Der Wochenschrift „Die Gegenwart" blieb es vorbehalten, ganz offen und dreist auszusprechen, daß sie sich für ihre Kritiken in Form von Inseraten bezahlen lassen müsse. Sie sandte uns, als wir ihr zur Rezension ein Buch geschickt hatten, den folgenden gedruckten Zettel: „Da die ‚Gegenwart' kein ausschließliches Literaturblatt ist, so kann nur der kleinste Theil der eingehenden Rezension-Exemplare kritische Würdigung finden. Es werden vor Allem die durch ihren inneren Werth oder zeitgemäß interessanten Inhalt hervorragenden Erscheinungen ausgewählt und grundsätzlich jene Werke besprochen, welche im Annoncentheil angezeigt werden. Die Inserate gewinnen also durch die redaktionelle Besprechung eine wesentlich erhöhte Wirksamkeit, wie sie kaum ein anderes Blatt zu bieten vermag. Wenn dem Rezension-Exemplar ein Inserat beigefügt wird, werden wir für die sofortige Veröffentlichung der redaktionellen Besprechung Sorge tragen. Hochachtungvoll Berlin W. 57, Culmstr. 7/8. Verlag der Gegenwart". Es ist gewiß bedauerlich, daß eine in gewissen Kreisen noch immer gelesene Wochenschrift sich zu so zweifelhafter Geschäftsmanipulation erniedert, und nicht minder bedauerlich, daß keiner der anderen Verleger, die doch gewiß auch solche Aufforderungen erhalten haben, den Muth hatte, diesen Versuch einer Schändung der Kritik bekannt zu machen. Denn ihnen wie den Schriftstellern muß doch daran liegen, daß die Kritik unabhängig ihres Amtes walte, wenn sie beim Volk Ansehen haben soll; es muß deshalb auch ihr Bestreben sein, von der Kritik Elemente fernzuhalten, die dieses reinlichen Amtes nicht mehr würdig sind. Wir sind gewiß die Letzten, von der Leitung einer Zeitschrift zu verlangen, daß sie alle neuen Erscheinungen besprechen lasse; es ist das Recht jeder Redaktion, Das auszuwählen, was ihr wichtig oder im Guten oder Bösen der Besprechung werth erscheint; wer aber zur Bedingung einer Besprechung ein bezahltes Inserat macht, Der hat das Recht verwirkt, ernst genommen zu werden und über Literaturerzeugnisse zu Gericht zu sitzen. Wir hoffen, dem Ansehen der anständigen Kritik durch diese Veröffentlichung zu nützen, und würden uns freuen, wenn Sie, verehrter Herr Harden, uns bei dieser nicht gerade angenehmen Arbeit unterstützten.

Mit großer Hochachtung

Ihre sehr ergebenen

Schuster & Loeffler.

* * *

In der „Zukunft" vom fünften März habe ich dem „Epilog" Lamprechts ein paar Seiten hinzugefügt und dabei auch von dem berliner Professor Herrn Hans Delbrück gesprochen, der in allerlei ungreifbaren Schimpfreden die „Zukunft" angegriffen und mich verdächtigt hatte, die Anstandspflichten eines Redakteurs verletzt zu haben. Dabei sagte ich, es sei mir unmöglich, mich mit Herrn Delbrück über Anstandspflichten zu unterhalten, und führte drei Vorgänge an, in denen ich das von dem berliner Professor gewählte Verfahren nicht für anständig halten könne. Meine provozirten Bemerkungen, die auch das Verhältniß des Herrn Delbrück zu Treitschke und dessen Urtheil über die Person des jetzigen Herausgebers der Preußischen Jahrbücher streiften, mögen den Betroffenen geärgert haben und dieser Aerger mag durch die Widerlegung seiner Beschuldigung, Karl Lamprecht habe plagiirt, „Humbug" ge-

trieben und den Namen eines Gelehrten verscherzt, und durch eine scharfe Erklärung, die Herr von Tiedemann-Seeheim gegen ihn und seine Zeitschrift veröffentlichte, gesteigert worden sein. Herr Delbrück hielt für anständig, weder auf die von mir angeführten Thatsachen noch auf die Erklärungen der Herren Lamprecht und von Tiedemann einzugehen; auch der seine schwere Beschuldigung Lamprechts bündig widerlegende Aufsatz des Herrn Georg Winter schien ihm nicht der Erwähnung werth. Alle diese Dinge verschweigt er den Lesern seiner Zeitschrift. Dagegen hat er im Aprilheft der Preußischen Jahrbücher die folgenden Sätze veröffentlicht, die ich hier wörtlich wiedergebe:

„Herr Lamprecht und Herr Harden.

Ich habe — nicht aus freien Stücken, sondern da Herr Lamprecht auf meine persönliche Ansicht provozirte — in unserem letzten Dezemberheft gesagt, daß ich der lamprechtschen ‚Deutschen Geschichte' einen wissenschaftlichen Werth nicht mehr zuzuerkennen vermag, und habe dem Autor den Rath gegeben, daß er den Anspruch aufgebe, ein Mann der Wissenschaft zu sein, seine Professur niederlege und in die Redaktion der ‚Zukunft' eintrete. Herr Lamprecht erwidert darauf in der ‚Zukunft': ‚Dieser Schmutz reicht nicht an mich heran'. Daß Herr Lamprecht selbst die Zumuthung, in die Redaktion der ‚Zukunft' einzutreten, als Schmutz auffaßt, ist eine Aufwallung des Ehrgefühles, die ich anerkenne; daß Herr Harden dieses Urtheil in seiner eigenen Zeitschrift abdruckt, zeugt von geringerer Selbstachtung. Was den Charakter des Herrn Harden betrifft, so ist die öffentliche Meinung über ihn wohl allmählich klar geworden; ich will aber auch nicht verhehlen, daß ich für seine Infamie, ich meine damit eine ehrenrührige Handlungweise, einen urkundlichen Beweis in Händen habe."

Noch bevor ich diese Zeilen gelesen hatte, erhielt ich, am siebenundzwanzigsten März, vom Professor Lamprecht aus Leipzig den folgenden Brief:

„Verehrter Herr Harden,

Sie werden die neueste Herzenserleichterung Delbrücks schon gelesen haben. Ich brauche Sie nicht darauf aufmerksam zu machen, mit welcher kindlichen Verdrehung er die Stelle in den Preußischen Jahrbüchern, wo er mir ‚Humbug' vorwirft, escamotirt, um meinem Ausdruck ‚Schmutz' eine Beziehung zu geben, die meiner Meinung direkt widerspricht. Sollte er nicht an den Humbug erinnert werden wollen? Herr Delbrück schamhaft?? .... Mit bestem Gruß Ihr ergebener Lamprecht."

Mit dem von Lamprecht ausreichend charakterisirten Taschenspielerstück des Herrn Delbrück habe ich mich jetzt nicht zu beschäftigen. Ich fordere ihn hiermit zunächst auf, erstens die Thatsachen öffentlich anzuführen, die beweisen, daß in der Redaktion der „Zukunft" seit ihrem Bestehen jemals auch nur die allergeringste Unsauberkeit irgend welcher Art vorgekommen ist; zweitens die Thatsachen zu enthüllen, die zu einem ungünstigen Urtheil über meinen Charakter „allmählich" Anlaß gegeben haben; drittens ohne Säumen den „urkundlichen Beweis" zu veröffentlichen, den er für meine von ihm behauptete „ehrenrührige Handlungweise in Händen hat". Da ihm daran liegen muß, mit der Beweisführung nicht Wochen lang, bis zum Erscheinen des Maiheftes seiner Jahrbücher, zu warten, und da die Enthüllung der „Infamie" des Herausgebers für die Leser der „Zukunft" besonders wichtig sein müßte, erkläre ich mich bereit, das Material des Herrn Delbrück hier zu veröffentlichen. M. H.

Grünenthal.

Port Arthur und Kuba, der sterbende Gladstone und der siegende Tirpitz, die Chinesenanleihe und das Flottengesetz: Alles war während der letzten Woche fast spurlos vergessen. Die Börsenleute sprachen wohl von diesen Dingen, guckten ängstlich in alle Wetterlöcher, um recht früh zu erkennen, ob zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten der längst befürchtete Krieg ausbrechen könne, ob die Marineverstärkung eine Eisenhaussе oder die londoner Verstimmung einen allgemeinen Kurssturz bewirken werde, und kauften, verkauften oder fixten, je nach dem Rath der halblaut von Mund zu Mund geraunten Weisheit. Die Anderen aber, die nicht Registrirten, redeten nur von Grünenthal. Und von ihm redeten in den Ruhepausen gewiß auch die Börsenleute. Wo man ging und stand, auf der Pferdebahn und im Kaffeehaus, in den Theaterfoyers und auf der Reichstagstribüne: Grünenthal, immer Grünenthal. Vielleicht war es in der schöneren Gegend, die der Berliner mit gekniffener Lippe stolz die Provinz nennt, nicht ganz so schlimm. In Parvenupolis wurde man mit Grünenthal nicht weniger gequält als Heine einst an der selben Stelle mit der Weise vom grünen Jungfernkranz. Ernste Männer sogar, die sich sonst um Reportage und Verbrecherchronik kaum kümmern, lenkten das Gespräch gewöhnlich bald auf den sensationellen Fall Grünenthal. Und erst die holden Frauen, die das Persönliche, das fait divers und die Anekdote stets mehr interessirt als die langweilige Politik! Die Leiter des Berliner Lokal-Anzeigers, die schlauesten Ergründer der Massenpsyche, die man in der Wahlzeit lieber die lautere Volksseele nennt, hatten sich flink der lohnenden Sache bemächtigt, täglich neue Gräuel enthüllt, deren Richtigkeit nicht zu kontroliren war, — und nun klang Einem überall der Name Grünenthal entgegen, der Name des früheren Obersaktors der Reichsdruckerei, der ganze Bündel von Tausendmarkscheinen . . . Ja, was hatte er eigentlich mit den Tausendmarkscheinen gemacht? Hatte er sie gestohlen? Gefälscht? Heimlich dem Ausschußmaterial entwendet und mit falschem Aufdruck versehen? Kein sterblicher Mensch konnte eine bündige Antwort geben, Keiner den objektiven Thatbestand des Verbrechens schildern. Gab es überhaupt einen Thatbestand? Wurden Scheine vermißt und war die Reichsbankverwaltung einem Diebstahl, einer Fälschung auf der Spur? Auch diese Frage blieb unbeantwortet. Der Staatssekretär von Podbielski hatte im Reichstag zwar über die Sache geredet, von einer Summe von Zufälligkeiten und einem zu spät zugedeckten Brunnen gesprochen, aber aus seinen Mittheilungen war ein klares Bild der wirklichen Vorgänge nicht zu gewinnen. Der Staatssekretär wußte wohl selbst noch nichts Rechtes und die Verwalter der angeblich bestohlenen Reichsbank hüllten sich weise in Schweigen. Doch was lag der Volksseele an dem Thatbestand und ähnlichen Kleinigkeiten? Die Hauptsache war: Grünenthal hat Jahre lang wie ein Pascha mit unzähligen Roßschweifen gelebt, Hunderttausende verprаßt und ist jetzt im Gefängniß; alles Uebrige wird der Lokal-Anzeiger, wenn die Zeit erfüllt ist, schon melden.

Und er meldete Wundermären. Herr Grünenthal, dessen Portrait der Neugier natürlich nicht grausam vorenthalten wurde, ist von seiner Frau, der Mutter seines Kindes, geschieden. Also Ehekonflikte im Hintergrund, — vielleicht eine Neigung zu brutaler Gewaltthat, die das unglückliche Weib aus dem Hause trieb? Nein; die Frau lebt ganz behaglich in Magdeburg, wird gut alimentirt und verkehrt sogar noch mit dem Furchtbaren, dem übrigens in seiner langen Berufslaufbahn von allen Vorgesetzten die glänzendsten Zeugnisse ausgestellt worden sind. Also eine komplizirte Natur von dämonischer Tücke, ein Verbrecher großen Stils, ein Mann, der es in der schweren Kunst der Verstellung weiter noch als der verruchteste Jesuit aus den Hintertreppenromanen gebracht hat. Er bewegte sich würdevoll und korrekt in der Gesellschaft ruhiger Bürger, trank morgens und abends in Philisterlokalen seinen Schoppen Bier und brachte, wie ein sittsamer Steuerzahler, eine alte Frau und ein blutjunges Mädchen, die er dreist für Verwandte ausgab, in die Kneipe mit. Niemand hätte dem gesetzten, wohlhäbigen Manne Arges zugetraut. Und nun kam Alles heraus. Die Alte hatte ihm ihr engelhaft schönes Kind für schnöden Mammon verkuppelt und er hatte gewagt, die kaum erblühte Buhlerin in den Kreis ehrbarer Leute zu schmuggeln. Er hatte den Leib seiner Elly, dem mit der Hilfe der Mutter die erste Frucht abgetrieben worden war, mit Edelsteinen bedeckt und ihr unermeßliche Schätze zu Füßen gelegt. Woher nahm er das Geld? Die Söhne von Millionären pflegen selten Setzer zu werden. Also gestohlenes Gut. Er hatte in der Reichsdruckerei mit der Herstellung der Kassenscheine zu thun: braucht man da noch länger zu forschen? Er leugnet zwar Alles und will sein Geld in der Lotterie und bei Spekulationen gewonnen haben. Aber jeder Verbrecher leugnet zunächst die strafbare That. Und hat Grünenthal nicht schon selbst zugegeben, daß er einen Theil seines Geldes auf einem Kirchhof versteckt hatte? Konnte einem Unschuldigen der Gedanke kommen, so ruchlos die majestätische Ruhe des Todes zu entweihen? Der objektive Thatbestand würde sich finden. Sicher war, über jeden Zweifel erhaben, daß hier von einem grausigen Verbrechen der Schleier gezogen war. Ein Glück nur, daß wir den Lokal-Anzeiger haben.

Allmählich rieselte der Wunderborn leiser. Die freundliche Tante Voß, die anfangs angedeutet hatte, es könne sich um den Verlust einer Milliarde handeln, und die in herrlichem Zorn gegen die Sorglosigkeit der Regirung und gegen die ungehörige Begünstigung der Staatsbetriebe gewettert hatte, wurde nach und nach still und selbst die Soziologen des Lokal-Anzeigers mußten bekennen, daß nicht alle Meldungen, die sie geschäftig verbreitet hatten, den inzwischen erforschten Thatsachen entsprachen. Die liebliche Elly hatte gar nicht so viel Geld erhalten. Grünenthal hatte wirklich spekulirt, wild und mit fast nie ausbleibendem Erfolg. Und auch andere Angaben des Verhafteten wurden als wahr erkannt. Aus den Blättern, die in der Sache von ihren Reportern mangelhaft bedient worden waren, wehte nun ein Entrüstungstürmchen auf die sündigen Häupter der glücklicheren Konkurrenten hernieder:

wie könne man eine noch unaufgeklärte, aber offenbar ganz einfache Geschichte, die den vom Gesetz gewiesenen Gang gehen müsse, so gewissenlos aufbauschen, wie mit solcher Frivolität die üble Lust an Sensationen aufstacheln! Die anständigen Zeitungen hätten sich dazu nie hergegeben und seien auch jetzt nur bemüht, die Beunruhigung des Publikums einzuschränken oder möglichst ganz zu beseitigen. Das ist der Presse edelster Beruf und wir werden, wie bisher, so auch im neuen Quartal, unentwegt u. s. w.... Herr August Scherl hat trotzdem seine pfiffigen Leute gewiß nicht gescholten, vor dem jähen Ausbruch der Entrüstung gewiß nicht das Fürchten gelernt. Er wußte: es ist zu spät; die Rubrik Grünenthal ist zu angenehm gruselig, als daß die Leser sie sich jetzt noch rauben ließen. Der Mann mochte unschuldig sein und eines Tages freigesprochen werden: einerlei. Die Leser würden nicht zürnen, sondern stets dankbar der Reizung gedenken, die im milden März mindestens acht Tage lang so wohlig an ihren Nerven rüttelte und riß. Der Kriminalfall war ihnen gleichgiltig. Ob der Verstand der Verständigen Grünenthal des Diebstahls oder des Münzverbrechens schuldig finden würde: diese Frage erregte sie nicht. Und wenn es gar nicht erst bis zur Hauptverhandlung käme, wenn das Verfahren schon vorher eingestellt würde: die schwärmende Phantasie der Masse läßt sich den brünstig einmal umklammerten Besitz nicht wieder nehmen.

Seit den fernen Tagen des Grafen von Monte-Cristo war ihr so Reizendes kaum je geboten worden. In einer Zeit, die das Geld zum einzigen Werthmesser erhöht hat, lebt in bescheidener Stellung ein Mann, durch dessen Finger Millionen gleiten. Er birgt das wahre Wesen unter der Maske bürgerlicher Biederkeit. Als die Stunde gekommen ist und er die Umgebung in Sicherheit gewiegt glaubt, greift er mit gierigem Finger in den Haufen der papiernen Schätze hinein. Tausende, Hunderttausende: so viel er will. Nein: doch nicht immer so viel, wie er will. Er hat sich, nach dem Muster eines Helden Jokais, eine Doppelexistenz geschaffen. Vor den Augen der Welt führt er das alte Leben eines bescheidenen Rentners fort, heimlich aber schwelgt er in allen Lüsten und Lastern. Eine junge, strahlend schöne Geliebte, die er in Gold und Juwelen bettet, bacchische Orgien.... Das kostet Geld; und eines Tages schwindet selbst diesem Schlaukopf die Möglichkeit, ohne Gefahr neue Scheine zu erraffen. Was nun? Der Bösewicht braucht nicht lange zu überlegen; er weiß ja, wie man das moderne Geld macht, das Mephisto dem darbenden Kaiser empfahl. Eine Handpresse und das sonst noch nöthige Werkzeug ist bald beschafft. Nun regnet es wieder Kassenscheine, die kein ungeübtes Auge von echten unterscheiden kann. Das lustige Leben geht weiter und der Arge grinst vergnügt bei dem Gedanken, daß die guten Leute am Stammtisch ihn für einen korrekten Hausvater halten, der den lieben Verwandten abends auch ein Glas Bier und ein Schnitzel gönnt. Aber die Rache naht und die Vorsehung rüstet dem Frevler schon das Strafgericht. Schlotternd muß er in finsterer Nacht auf den Friedhof schleichen, um den Rest des unredlich erworbenen Gutes scheu zu vergraben. Schlug ihn nicht das Gewissen? Fürchtete er

nicht, die Eingeurnten könnten die starre Hand aus der Erde recken und drohend auf den Verbrecher deuten, der mit dem Raub ihre Ruhstatt entheiligen wollte?

... Im Theater würden die Klugen zweifelnd fragen, wie der Arge nachts auf den Kirchhof kam, wer ihm den Schlüssel gab und durch welche Höllenkunst es ihm gelang, dem Auge und Ohr des Wächters zu entgehen. Im Theater hätten die Klugen vielleicht schon viel früher die Geduld verloren und so laut, daß die minder gebildeten Nachbarn es hören konnten, gemurmelt, es sei eine Schmach, dem Publikum der Reichshauptstadt ein altes, verstaubtes Melodrama aufzutischen, das in London oder Paris noch jetzt am Ende gefallen könne, aber nicht in Berlin, nicht in der Metropole moderner Weltdramatik. Wenn ein Theaterschneider den Grünenthalstoff benutzen will, muß er sich im fernsten Osten oder im höchsten Norden Berlins eine Schauspielstätte suchen; nur an der Peripherie zieht dieser Artikel noch. Die Ganzberliner sind längst darüber hinaus; sie sind modern, reden von Psychologie und Psychophysik, von Intimität und Kausalität, und wollen auf der Bühne ein Bild der Alltagswirklichkeit sehen oder in ein mystisches Märchenreich hineinblinzeln, das „ahnen macht". Sie merken nicht, wie das verstoßene, verlästerte Melodrama behend durch alle Ritzen wieder hereindringt, wie es unter allerlei modischen Vermummungen wieder die eine Welt bedeutenden Bretter erobert und im Leben den ganzen Kreis phantastischer Vorstellungen beherrscht. Sie feiern Henrik Ibsen und verschlingen nach der Heimkehr aus den Tempeln der gereinigten, erneuerten Kunst, in Wonne erbebend, die Wundermären von Grünenthal.

Mancher Mann wird vielleicht meinen, Herr von Podbielski hätte klüger gehandelt, wenn er den Fragern im Reichstag erwidert hätte, er müsse bis zum Abschluß des schwebenden Verfahrens über die Sache schweigen. Es wird auch Leute geben, die nicht sicher sind, ob eine allzu ausschweifende Reporterarbeit dem Gang der Untersuchung förderlich sein kann und ob nach solcher Vorbereitung ein Angeklagter, den die Großmacht der öffentlichen Meinung längst schon in den tiefsten Abgrund verurtheilt hat, dem Strafgericht noch zu entrinnen vermag. Diese Erwägungen brauchen uns jetzt nicht zu bekümmern. Der Fall Grünenthal ist für Den, der die Massenpsyche ergründen möchte, einstweilen interessanter als für den Kriminalisten und den Politiker. Er könnte der Ausgangspunkt einer Aesthetik werden, die sich nicht mit ungreifbaren Abstraktionen, sondern mit den unersättlichen Phantasiebedürfnissen der Menge beschäftigt. Er zeigt, deutlicher noch als der Fall Dreyfus mit seinen verschleierten Damen, gefälschten Briefen und Karnevalsgraphologen, daß diese Bedürfnisse nur durch bunte Abenteuerlichkeiten zu sättigen sind. Nach Sue und dem alten Dumas ist Herr August Scherl der beste Menschenkenner. Der frühere Oberfaktor der Reichsdruckerei mag von Schuld und Fehl freigesprochen werden: den Märchengrünenthal des Lokal-Anzeigers kann kein Richterspruch mehr aus dem Gedächtniß der berliner Menschheit tilgen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. April 1898.

Kuba.

Wer nie in glühender Hochsommerhitze im Städtchen Santa Cruz de Teneriffa dreimal täglich Tomaten und mindestens zweimal Fische aß, Der kann sich von der süßen, einlullenden Langeweile des Paradieses keine klare Vorstellung machen, kann nicht begreifen, weshalb der starke, noch gar nicht nervöse Adam sich zu der gefährlichen Apfelmahlzeit verleiten ließ. Die Sehnsucht nach Abwechselung weckt leicht selbst im Sinn der Stärksten, Tugendsamsten den sündigen Trieb und Langeweile ist aller Laster Anfang; man will, wie Ibsens reizend abscheuliche Hilde, endlich einmal etwas Spannendes erleben und möchte in mancher Minute einer amusanten Sünde gern sein Seelenheil opfern. Auch dazu fehlt in Santa Cruz die Gelegenheit; man lernt da die Sünderstimmung verstehen, aber zur That kann der schlimmste Wille sie nicht rüsten; kein Schlänglein lockt in die Seitengäßchen des Lasters, nur die süße Langeweile erinnert an ein Paradies. Wenn man morgens, recht früh, im warmen Ozean gebadet, einen Spazirgang an der steinigen Küste gemacht und unter Hotelpalmen das erste Tomatengericht verzehrt hat, ist das Tagwerk vollbracht. Anfangs entschließt man sich wohl noch zu Ausflügen nach Laguna, Orotawa oder dem Pic; bald aber lähmt die Hitze die Kraft zur Entschließung und hindert so tollkühnes Planen. Wozu einen Wagen, ein Pferd, einen Esel besteigen? Wozu sich überhaupt bewegen? Auf Teneriffa bewegt sich kein Mensch freiwillig, während die Sonne scheint. Die Spanier liegen in Hängematten oder langen Schiffsstühlen, zu Hause oder im Klub, und krie-

chen erst abends hervor, um der Militärmusik zu lauschen oder bei einem bräunlichen Borgia ein dunkes Getränk zu schlürfen, dessen Mischung das Geheimniß des gedunsenen Wirthes ist. Dann erscheinen auch die Sennoras und Sennoritas, deren üppige Jugendblüthe das Auge erfreut, und die Paare schieben sich ein Stündchen schattenhaft an einander vorüber. Die Verwegensten gehen auch wohl bis zum bröckelnden Hafendamm hinaus; die Meisten aber, Männlein und Weiblein, kauern auf den durchwärmten Straßensteinen oder warten, bis ein Strohstuhl frei wird, auf dem sie dann sitzen und ins Weite starren können. Nach zehn Uhr entschwindet die holde Weiblichkeit; die Zeit der Serenaden beginnt und die Männer, die keiner Trauten musikalische Grüße zu bringen haben, schlummern auf Steinen oder Strohstühlen weiter, — schlummern und rauchen schwärzliche Cigaretten. Sie schlafen vom Morgen bis zum Abend daheim und können die Nacht deshalb im Freien verpaffen. Alles ist still; selten nur schleicht ein Mönch, ein Soldat oder eine träge Magd durch die Gassen und die zärtlichen Klänge der Serenaden verflattern sacht in der linden Nachtluft. Wenn aber auch eine muntere Bande aus voller Kehle galante Lieder über den Marktplatz schmettert, wenn Hilferufe erschallen oder ein Schuß knallt: von den Schlummernden hebt dennoch Keiner das Haupt; Jugend will austoben, Händel giebts überall und man wird früh genug erfahren, ob wieder einmal irgendwo Einer gemordet wurde... Der Fremde schickt sich schnell in die Landessitte; er gewöhnt sich daran, daß im Hotel kein Stückchen Eis und kein frisches Fleisch zu haben ist, gewöhnt sich sogar an die Tomatenkost und die gewürzten Fischsuppen und findet sich resignirt mit der Thatsache ab, daß auf Teneriffa an keinem Baum der Erkenntniß ein Apfel reift. Die Hitze sänftigt den stürmisch begehrenden Sinn; und mit der Sehnsucht nach Abwechselung schwindet schließlich jeder sündige Trieb.

Einer Versuchung nur lernt der auf das Kanarieneiland verschlagene Fremde nie ganz widerstehen; und da es so ziemlich die einzige ist, die sich ihm bietet, werden strenge Moralisten ihn trotz seiner Entsagung vielleicht zu den schlimmen Adamssöhnen zählen. Wenn ein Schiff dem Hafen von Santa Cruz naht, weicht er von dem geliebten Ruhesitz auf der Azotea und schleppt sich, mag die Sonne noch so heiß brennen, im Schweiß seines Angesichtes zum Landungplatz hinab. Wer weiß? Das Schiff kann ja das Spannende bringen, das er erleben möchte. Und bringt es Das nicht, so bringt es doch Briefe, Zeitungen, neue Menschen, einen Hauch aus der fernen Welt, in der man lebt, liebt und kämpft, in das schlummernde Paradies. Wo kein Baum der Erkenntniß wächst, muß man sich mit Holzpapierblättern begnügen.

... Es war, vor sechs Jahren, gegen drei Uhr nachmittags. So ungefähr die heißeste Stunde an einem selbst im kanarischen Juli noch ungewöhnlich heißen Tage. Ich trank im Drawing-Room, dem kühlsten Ort des Hotels Camacho, gerade die sechste Tasse Thee — Limonade nützte schon lange nicht mehr —, als plötzlich ein liebenswürdiger Franzose, der seit elf auf der Azotea geschlummert hatte, ins Zimmer trat und mit einer Lebhaftigkeit, die mich fast erschreckte, rief, der Dampfer aus Havana sei eben angekommen; ob wir einen großen Entschluß fassen und an Bord gehen wollten. Den Besuch der südamerikanischen Schiffe, die von Rio oder Santos nach Hamburg fuhren, hatte die Quarantaineflagge uns verwehrt; auf dem havanesischen Boot konnte man vielleicht wenigstens guten Tabak billig einhandeln. Wir hüllten uns in weißen Flanell und fuhren hinüber. Ein schönes, sauberes Schiff. Auf dem Promenadendeck trank der spanische Kapitän Glühwein. In der Offiziermesse lärmten ein paar Kreolen, deren aufgeregtes Wesen seltsam von der feierlichen Würde der Spanier abstach. Und unten, im Mannschaftraum, lagen drei pechschwarze Burschen auf dem Bauch, spaßten mit einem Affen, dessen Anciennetätrechte selbst der Kapitän gelten ließ, schälten sich Bananenfrüchte und rauchten Cigaretten. Der Franzose, der schon ein Jahr in Santa Cruz schmorte und nur mit Spaniern verkehrte, sprach mit Allen; und Alle sprachen mit ihm über Kuba. So könne es nicht weitergehen, meinte der Kapitän; die Eingeborenen würden nachgerade zu frech und es sei ein Fehler der Liberalen gewesen, daß sie der Insel die spanische Verfassung gewährten; nur die Hand eines harten Herrn könne noch helfen. So dürfe es nicht weitergehen, meinten die Kreolen; der Steuerdruck und die Privilegienwirthschaft der Spanier sei unerträglich geworden, und wenn das von Lopez in der Junta und von den Eulenbrüdern begonnene Werk der Befreiung nicht bald vollendet werde, müsse die unterdrückte Bevölkerung sich an die Vereinigten Staaten wenden; nur die schnelle Gewährung unbeschränkter Autonomie könne noch helfen. Die drei Schwarzen rissen die Augen auf, verzerrten die Wulstlippen zu einem seligen Lächeln und stammelten Allerlei von der Herrlichkeit ihrer Heimath; als sie gefragt wurden, ob ihre Lage sich seit der Abschaffung der Sklaverei wesentlich gebessert habe, grinsten sie einander verschmitzt an, stützten den Kopf auf die Arme und gaben keine Antwort mehr. Bald aber waren sie wieder kreuzvergnügt, balgten sich jauchzend mit dem Affen um einen Bananenzweig und sangen kreolische Lieder, die sie einst auf der Plantage gelernt haben mochten. Abends lungerten sie dann auf dem Marktplatz von Santa Cruz umher und geriethen aus Rand und Band, als die Militärkapelle Carmens Habanera

spielte. Vom Meer strich ein leiser Wind herüber; und in den boshaft kichernden Lockruf müder und doch nach neuen Reizen schon wieder gieriger Wollust klang, wie in die im Genießen morsch gewordene Heidenwelt der zur Einkehr mahnenden Christenruf, dumpf schwingend der letzte Ton der Abendglocken hinein.

Was mag aus den drei schwarzen Kerlen inzwischen geworden sein? Oft mußte ich an sie denken, seit Kuba in unseren Zeitungen so viel Raum einnimmt. Sie waren so harmlos, so ausgelassen vergnügt, daß der Unkundige kaum glauben konnte, die Sprossen eines Jahrhunderte lang unter der Knute gehaltenen Sklavenstammes vor sich zu haben. Die kubanischen Neger, die in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts auf die Insel geschleppt wurden, um die ausgerottete Indianerbevölkerung zu ersetzen, und ihre Kinder, die Morenos und Pardos, haben freilich nie viel gearbeitet, wenn die Peitsche des Aufsehers sie nicht dazu zwang; und als sie aus den Sklavenketten und von der Knute befreit wurden, mußten die Plantagenbesitzer, um den Betrieb nicht einschlafen zu lassen, chinesische Kulis importiren. Das half. Die Konkurrenz des billigen und rührigen Arbeiters stachelt den trägen stets mehr als der härteste Ruthenstreich. Das moderne Kapital braucht für das Heer der ihm Hörigen keine Knutenschwinger: es gebietet über andere, stillere und wirksamere Mittel, die selbst die ärgste Arbeitscheu geborener Tagediebe leicht überwinden. Meine drei Schwarzen bauen jetzt vielleicht Zucker, Mais oder Tabak. Was konnte es sie kümmern, ob Martinez Campos mild oder Weyler mit unbarmherziger Grausamkeit auf Kuba herrschte und ob nach dem strengen dann wieder ein sanfter Herr kam? Ihr Schicksal blieb stets unverändert; ihre Leiber gehörten von der Wiege bis zur Bahre der spanischen Bourgeoisie und sie würden sicher keinen Unterschied merken, wenn etwa Kreolen oder Amerikaner an die Stelle der Spanier träten. Die humanen Leute, die für Kubas Befreiung vom Kastilianerjoch schwärmen, denken gewiß nicht an die Leiden der Farbigen. Es ist die alte Geschichte: eine Kolonie, die sich lange geduldig vom fernen Mutterland ausbeuten ließ und darin das Walten der Weltordnung sah, wird durch die verfeinerten Formen des Ackerbaues, durch Industrie und Handel mählich revolutionirt; die zu Wohlstand gelangten Eingeborenen streben nach Selbständigkeit, blicken neidvoll auf die fremden Eroberer, die behaglich in den fettsten Pfründen und höchsten Aemtern sitzen, und verkünden eines Tages, im Interesse der Aermsten müsse der entscheidende Kampf gewagt werden. Warum auch nicht? Die Besitzenden stehen in solchen Kämpfen selten im ersten Glied; und für die geschlachteten Söldner findet man heute in Asien und Afrika bequem reichlichen Ersatz. Die Neger-

aufstände, deren brutale Niederzwingung seit dem Jahre 1812 die Antilleninsel mit Blut gedüngt hat, weckten dem Leid der Aermsten in keiner mitleidigen Seele ein Echo; erst als die kapitalistische Entwickelung des Landes weit genug gediehen war, entschlossen die Herren sich, die Schwarzen aus der Sklaverei zu entlassen, die den gewandelten Wirthschaftzuständen nun nicht mehr entsprach. Jetzt handelt es sich um den Kampf zweier Kapitalistenklassen, — und da macht es sich immer gut, wenn das Interesse der Aermsten ins Feld geführt werden kann. Das oft gesehene Schauspiel zeigt uns auf Kuba eigentlich nur einen neuen Zug: die Yankees möchten die fruchtbare Insel, die Kolumbus einst Juana taufte und die später als Perle der Antillen gepriesen wurde, in ihre Fänge reißen und sind seit Jahrzehnten still und rastlos bemüht, unter den Füßen der faulen, energielosen Spanier Minengänge zu graben. Die spanischen Konquistadoren braucht man nicht zu bedauern; sie haben in dem schönen Lande seit Jahrhunderten unsinnig gehaust, haben, ohne an den kommenden Morgen zu denken, Raubbau getrieben, ihre durch Gewalt erworbenen Privilegien und Frohnrechte eifersüchtig bewahrt und für die innere Kräftigung der Kolonie nicht das Geringste gethan. Es ist nur natürlich, daß die Kubaner sich danach sehnen, der großen nordamerikanischen Republik angegliedert zu werden, daß sie von einem sinkenden sich zu einem aufsteigenden Volk wenden möchten; und wenn die Spanier über Rebellion und Rechtsbruch klagen, muß man ihnen lächelnd die Frage vorlegen, welches heilige Recht ihnen denn erlaubt, an der Floridastraße die Herren und Gebieter zu spielen. Die Yankees haben auf die schöne Antilleninsel noch bessere Ansprüche als die entarteten Enkel des Cid Campeador und sie werden, weil sie auch mehr Geld haben, ihr Ziel erreichen. Nur sollten alle Betheiligten sich die Mühe der Heuchelei sparen. Spanier, Kreolen und Amerikaner denken nicht an Menschenbeglückung, sondern an Mehrung ihrer Handelsprofite und werden, wie bisher, auch künftig bereit sein, ihrem Kapitalistenvortheil Leben und Wohlfahrt der Masse zu opfern. Wer immer siegen möge: meine drei Schwarzen werden bei kargem Lohn Zucker, Mais oder Tabak bauen, — wenn sie inzwischen nicht in den Kämpfen der spanischen und der kreolischen Bourgeoisie gefallen sind.

Auch lebend würden sie kaum je erfahren, wo jetzt das Geschick ihrer Heimath entschieden wird. Noch ist, während diese Zeilen geschrieben werden, Mac Kinleys Botschaft an den Kongreß und die Aufnahme, die sie in Washington und bei den Jingos findet, nicht bekannt, noch liest man in den Zeitungen, der nächste Tag könne den Ausbruch des Krieges zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien bringen. Das würde ein lustiger

Krieg werden, ein ganz moderner, — ein Börsenkrieg. Die Spanier haben kein Geld, die Yankees haben keine Flotte. Aber für diesen Krieg wären die gewöhnlichen Waffen, wären Truppen, Kanonen und Panzerschiffe auch gar nicht brauchbar; ihn werden die Besitzer der spanischen und der amerikanischen Werthpapiere unter einander ausfechten und das Handgemenge hat, wenn nicht alle Zeichen trügen, längst schon begonnen. Früher wähnte man, nur der Ehrgeiz eitler Monarchen oder in ihrer Machtstellung bedrohter Minister könne zu Kriegen führen und nie werde ein freies, souveraines Volk frevelnd zum letzten, furchtbarsten Mittel der Könige greifen. Jetzt erleben wir das neue Schauspiel eines von der Plutokratie vorbereiteten und in wollüstigen Fieberschauern ersehnten Krieges. Die Leute, die auf Lieferungen für die Marine hoffen oder auf eine Hausse in amerikanischen Eisenbahnpapieren rechnen, rufen in hehrem Patriotengefühl zur Schlacht; die Anderen, die spanische Exterieurs liegen haben, erwarten steigende Kurse für den Tag, wo die Yankees für Kuba einen guten Preis zahlen werden, und blasen deshalb mit vollen Backen die Friedensschalmei. Darf man zweifeln, wer siegen wird? Die Amerikaner stützt auf beiden Seiten des Ozeans die ganze Haussepartei; und gegen diese Schutztruppe ist mit Kaperbriefen und Torpedos, ist selbst mit der wilden Bravour verzweifelnder Toreros nicht viel auszurichten.

... Einst glich Kuba wohl Teneriffa: kein Baum der Erkenntniß, keine Kultur, — ein schlummerndes Paradies, in dem die Schlange die Gier noch nicht aufgescheucht hat. Da kamen die Kapitalisten aus dem europäischen Süden und dem amerikanischen Norden, sahen, daß im Schoß der Antillenkönigin Schätze ruhten, und machten sich still an die Arbeit. Sie brauchten billige Hände und warben erst Nigger und, als die nicht mehr billig genug waren, Kulis. Und nun begann die Entwickelung, die man, mit einem stolz klingenden Namen, Kulturgeschichte nennt. Der kapitalistische Geist rüttelte das Land aus langem Schlaf; und als die Rechtszustände den veränderten Bedürfnissen nicht mehr entsprachen, regte sich, leise zunächst und dann lauter, der Aufruhr und ein Kampf hub an, der scheinbar für ideale Güter und Menschenrechte, in Wirklichkeit aber für die Modernisirung der Wirthschaftverhältnisse geführt wird und in dem der für die neue Form des Kampfes ums Dasein besser Gerüstete siegen muß. Die Fremden sollten in Santa Cruz nicht über Langeweile klagen: wenn sie weicht, welkt unter dem hellsten Himmel das Paradies.

Was läßt sich zur Hebung der philosophischen Bildung thun?

Wie schlecht es heute mit der philosophischen Bildung der Deutschen steht, Das ist Wenigen bewußt und noch Wenigere machen sich darüber Sorge. Vom Hauptstrom der Zeit wird die Philosophie, wenn nicht gänzlich verschmäht, so doch als eine bloße Nebensache behandelt. An den gelehrten Schulen bildet sie nicht mehr einen regelmäßigen Unterrichtsgegenstand, sondern es liegt an der Zufälligkeit der Lehrer, ob irgend welche Anregung nach jener Richtung erfolgt; was sich an philosophischer Unterweisung vorfand, Das ist schrittweise preisgegeben worden, nicht durch die Schuld der Unterrichtsverwaltung, sondern durch einen mächtigen Zug der Zeit, dem jene nur zögernd folgte. Die Universitäten halten natürlich die Philosophie fest und finden dafür nicht selten zahlreiche Hörer, aber unter der Gesammtzahl der Studirenden bilden diese nur eine Minorität; und von ihnen wieder gelangen nur Wenige zu einem zusammenhängenden Studium und einer technischen Durchbildung in der Philosophie. Man hört diese oder jene Vorlesung, man liest dieses oder jenes Buch, aber man thut es meist ohne festen Plan und ohne einen inneren Zusammenhang; man rafft endlich auch wohl zum Zweck irgend welches Examens mit Hilfe geschickter Handbücher seine Kenntnisse zusammen, aber wie wenig damit für die Dauer gewonnen ist, Das wissen wir Alle. Darüber kann kein Zweifel walten, daß für den Durchschnitt auch der akademisch Gebildeten heute die Philosophie keine geistige Macht mehr bedeutet, daß sie nicht mehr als ein nothwendiges Stück höherer Bildung anerkannt und geschätzt wird.

Wie gering unsere Zeit von der Philosophie denkt, dafür erscheint namentlich bezeichnend folgende Thatsache und mehr noch als die Thatsache selbst der Umstand, daß sie wie selbstverständlich hingenommen wird. Die technischen Hochschulen, diese eigenste Schöpfung unseres Jahrhunderts, wollen mit Recht auch für die allgemeine Bildung Sorge tragen; sie besitzen deshalb gewöhnlich Lehrstühle für Geschichte, Literatur, neuere Sprachen, Staatswissenschaften u. s. w. Einen Lehrstuhl für Philosophie hat meines Wissens bei uns nur die Hochschule zu Dresden; die übrigen erklären durch das Thatsächliche ihrer Einrichtung, daß sie die Philosophie nicht mehr zu den bildenden Fächern rechnen.

Im Ueberblicken des Ganzen, was heute in Deutschland für die philosophische Bildung geschieht, empfängt man den Eindruck, daß, was als Erbtheil der Vergangenheit an uns kam, seine Existenz kümmerlich weiterfristet, daß aber, wo die Zeit ihre eigenen Wege geht, sie die Philosophie einfach ablehnt. Je moderner, desto unphilosophischer! Läßt sich ein solcher Zustand

als normal betrachten und hinnehmen? Sehen wir, was nach früheren Ueberzeugungen die Philosophie der Bildung des Menschen leisten sollte. Es war Zweierlei: erstens sollte sie einen Grundstock von Ueberzeugungen sichern, die zur inneren Einheit und auch zur Befestigung des Lebens dienten und namentlich die Ziele des Handelns klärten; dann aber erwartete man von ihr eine formale Schulung des Denkens, eine Sicherheit in der Handhabung der logischen Gesetze. Daß beide Aufgaben heute veraltet sind, wird Niemand behaupten; die Ablehnung der Philosophie kann nur in der Meinung erfolgen, daß für ihre Lösung heute bessere Mittel und Wege gefunden sind, als die Philosophie gewährte. In Wahrheit bietet sich jetzt eine andere Art der Lösung: es ist die Arbeit unmittelbar an den Dingen, es sind die großen Komplexe des praktisch-politischen wie des wissenschaftlich-technischen Wirkens, die unablässig eine Erziehung der Individuen üben. In den Hauptgruppen der Arbeit stecken allgemeinere Ueberzeugungen, ja, es steckt in ihnen eine gewisse Lebensanschauung; sie wirkt, wenn auch unvermerkt, auf Jeden, der in die Arbeit eintritt; gegenüber der Anschaulichkeit und Eindringlichkeit ihrer Leistung mag alle philosophische Lehre ein abstraktes Schattenbild dünken. Zugleich aber sind jene Gebiete, namentlich die Einzelwissenschaften mit der Vollendung ihrer Methode, eine unvergleichliche Macht formaler Bildung geworden, sie erziehen ihren Jünger ohne viel Raisonnement durch den Zwang der Arbeit selbst; und diese Schulung im Ringen mit den Dingen läßt mit ihrer Sicherheit und Feinheit das Verfahren der überlieferten Schullogik leicht als primitiv und roh erscheinen. So ist die Lage offenbar gegen früher erheblich verändert; ein Monopol für die Entwickelung von Lebensanschauungen und für die Schulung des Denkens besitzt die Philosophie nicht mehr. Aber daß sie überflüssig geworden sei, indem die neue Art Alles leistet, was früher ihr zufiel, Das ist damit noch nicht erwiesen. Vielmehr hat jene Art gerade in Dem, was ihre Größe bildet, in der engen Verbindung, dem unzertrennlichen Verwachsen der geistigen Thätigkeit mit dem besonderen Vorwurf, zugleich eine Schranke. Denn dieser Weg ergiebt weder eine volle Klarheit und Freiheit noch die nothwendige Universalität. Keine volle Klarheit, weil die Ueberzeugungen nicht selbständig genug heraustreten, um zur Sache eigener Prüfung, Entscheidung und Verantwortung zu werden; keine genügende Universalität, weil jene Arbeit an der Sache sich naturgemäß auf einen besonderen Kreis bezieht und die aus seiner Erfahrung entwickelte Ueberzeugung nur einem Theil der Wirklichkeit entspricht: leicht verschwindet hier der Mensch hinter dem Naturforscher, dem Historiker, dem Politiker u. s. w., die partikularen Lebensanschauungen dieser aber mögen sich bis zu schroffem Konflikt entzweien, die wachsende Differenzirung der Arbeit muß die innere Gemeinschaft der Menschheit mehr und mehr zerstören.

So sorgt die Arbeit der einzelnen Gebiete keineswegs für ein wirk-

sames Ganze von Ueberzeugungen. Und doch sollte man nach dem Anblick der Zeit meinen, daß ein solches heute nöthig genug ist. Denn augenscheinlich stehen wir inmitten großer Verwickelungen prinzipieller Art und es ringen im Leben, Handeln und künstlerischen Schaffen schroffe Gegensätze um den Sieg; immer empfindlicher wird der Mangel gemeinsamer Ziele und Ideale. Wer in solcher Lage eine innere Unabhängigkeit bewahren und in die Arbeit die Kraft des ganzen Menschen einsetzen will, Der bedarf einer Ueberzeugung vom Ganzen des Lebens; dazu aber ist unentbehrlich die Hilfe der Philosophie. Ihre Zurücksetzung besagt nichts Anderes als eine Erniedrigung des geistigen Niveaus, einen Verzicht auf eine Lebensführung aus dem Ganzen und Eigenen.

Nicht viel anders steht es mit der formalen Bildung; auch ihr fehlt ohne Mitwirkung der Philosophie die nöthige Freiheit und Universalität. Wie oft zeigen sich die in den einzelnen Gebieten Tüchtigen unfähig zu einer bewußten Darstellung und Rechtfertigung ihrer Methode, wie leicht wird das intellektuelle Vermögen einseitig entwickelt, wie unsicher und unbehilflich erscheinen die Arbeitenden oft jenseits ihres Spezialgebietes! Auf die Regeln der Logik herabsehen dürfte allenfalls, wer sich in ihrer Handhabung völlig sicher fühlte; daß unsere Zeit so klar in ihren Begriffen, so bestimmt in ihren Urtheilen, so folgerichtig in ihren Schlüssen sei, um ein Recht zu solchem Gefühl zu haben, läßt sich schwerlich behaupten. Ferner ist die Logik nicht nur ein Mittel zur Klärung des eigenen Gedankenstandes, sie ist auch ein vorzügliches, ein unentbehrliches Werkzeug im Kampf der Geister. An solchen Kämpfen fehlt es heute wahrlich nicht; warum unterlassen wir es, jene Waffe zu schleifen und geschliffen zu halten? Wenn heute protestantische und katholische Theologen polemisch zusammenstoßen, so ist gewöhnlich der Katholik in der Debatte überlegen; sollte Das nicht in einigem Zusammenhang damit stehen, daß er eine gründliche logische Ausbildung erhalten hat, während Das bei dem Protestanten leider eine Ausnahme bildet?

Kurz, man kann die Philosophie bei Seite lassen, aber man kann es nicht ohne Schaden. Solchen Schaden mag der Einzelne ruhig hinnehmen, nicht aber darf und kann es das Ganze der Menschheit. In ihrem Leben muß die Philosophie wieder eine bedeutendere Stellung gewinnen. Daß Dies geschehe, liegt wesentlich nicht an äußeren Einrichtungen, sondern an inneren Bewegungen; die Hauptsache ist ein Wiedererstarken des Verlangens nach einer kräftigen Einheit der Gedankenwelt und nach einem vernünftigen Inhalt des Lebens. Das aber sind Aufgaben weitaussehender Art, die in die Zukunft weisen; die nächste Frage geht dahin, was unter den gegenwärtigen Verhältnissen zur Hebung der philosophischen Bildung geschehen kann. So beschränke ich mich heute allein auf diese Frage.

Unbedingt muß an den Gelehrtenschulen mehr für die Philosophie ge-

than werden. Ein abgesondertes Unterrichtsfach braucht sie deshalb nicht zu bilden. Das verbietet nicht nur die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, bei der gegenwärtigen Bedrängung der Schule durch neue und wachsende Forderungen dafür einen freien Platz zu finden, es spricht dagegen auch die eigene Lage der Philosophie. Ihre Stärke liegt heute durchaus in den peripheren Gebieten, namentlich an den Berührungpunkten mit der Naturwissenschaft und mit der Geschichte; in den centralen Fragen und beim Reinmenschlichen ist sie matt, unsicher und zersplittert. Wollten wir z. B. einen dogmatischen Unterricht in der Ethik bieten, wir müßten entweder bloße Allgemeinheiten geben, die den Zeitaufwand nicht lohnten und dem Lernenden nur Widerwillen einflößten, oder wir müßten den Schüler mitten in die Parteikämpfe der Gegenwart versetzen und Das kann nun und nimmer Sache des Unterrichtes sein. Frühere Zeiten hatten eine feste Tradition philosophischer Lehren und zugleich auch des Unterrichtes: nachdem ganze Epochen Aristoteles beherrscht hatte, mußte er bei uns im Jahrhundert der Aufklärung dem damals so gefeierten Wolff weichen. Kant ist bei aller überragenden Größe zu einer solchen Stellung im Unterricht nicht gelangt; und er ist nach der Natur seiner Philosophie dazu in Wahrheit nicht geeignet. So fehlt uns heute eine feste Tradition; künstlich erzwingen und aufdrängen aber läßt sie sich nicht.

Damit gelangen wir zu dem Ergebniß, daß sich heute an den Gelehrtenschulen die Philosophie nur im Anschluß an andere Fächer treiben läßt. Insbesondere kann die Erweckung von Ueberzeugungen und Werthschätzungen, die Entwickelung einer philosophischen Welt- und Lebensanschauung nicht durch einen lehrhaften Vortrag, sondern nur in Anknüpfung an große historische Vorbilder erfolgen. Als solche Vorbilder behalten die griechischen Denker, behalten namentlich Plato und Aristoteles einen unvergänglichen Werth. Gewiß muß alle Beschäftigung mit ihnen die innere Wandlung der Zeiten und den Gegensatz des modernen Denkens unabläßig im Auge behalten, unmöglich läßt sich nach scholastischer Art die Arbeit auf jene Stufe zurückschrauben. Aber zur Einführung bleiben jene Denker besonders geeignet, weil bei ihnen die Probleme wie die Lösungen noch einfacher und durchsichtiger sind, weil alle Mannichfaltigkeit in festen Zusammenhängen steht, weil durch alle Mühe der Begriffsarbeit große Gesinnungen und ausgeprägte Persönlichkeiten hell hindurchscheinen. Einer stärkeren Beschäftigung des gelehrten Unterrichtes mit diesen Denkern kommt auch eine Bewegung der klassischen Philologie entgegen. Noch vor einigen Jahrzehnten wurden die Philosophen von ihr mit Ungunst behandelt; es schien, als seien zur Einführung in das Alterthum die Dichter, Historiker, Redner weit geeigneter als die Denker. Heute ist diese wunderliche Meinung aufgegeben; wir finden die hervorragendsten Philologen in fruchtbarer Arbeit an der Erforschung von Philosophen. Das muß seine

Folgen auch auf den Schulunterricht erstrecken: er kann zugleich die beste Vergegenwärtigung der antiken Welt erreichen, indem er sich gründlich mit ihren leitenden Denkern beschäftigt. Manches — ich möchte sagen: das Beste — von Plato und Aristoteles ist für den Unterricht keineswegs zu schwer, man muß sich nur einige Mühe geben, es der Jugend in angemessener Form darzubieten. Und in dieser Richtung zeigt sich schon eine höchst erfreuliche Bewegung. Unter der Leitung des Professors Lincke erscheint eine Sammlung von „Klassiker-Ausgaben der griechischen Philosophie" (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses), die speziell für die Bedürfnisse der obersten Stufe des Gymnasialunterrichtes eingerichtet ist und mit vollem Bewußtsein für die Hebung der philosophischen Bildung arbeitet. Nicht minder werthvoll sind Bestrebungen, wie sie in dem eben erschienenen Buch des Professors G. Schneider „Die Weltanschauung Platos, dargestellt im Anschluß an den Dialog Phädon" (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung) zum Ausdruck kommen. Jenes unvergleichliche Meisterwerk Platos wird hier klar und geschickt in seinen einzelnen Abschnitten dargelegt, erklärt, zusammengefaßt und zur Einführung in das Ganze der platonischen Weltanschauung verwandt. Mag man sich noch so kritisch zu den Ergebnissen des Phädon verhalten: sein Problem wird immer den denkenden Menschen anziehen; zugleich entwickelt die Behandlung durch Plato eine reiche Fülle der wichtigsten Begriffe, die zum unverlierbaren Bestande der geistigen Arbeit gehören. Schriften, die solche Werke auch der Schule näher bringen, möchten wir eine weite Verbreitung und zahlreiche Nachfolge wünschen; dann könnte in Wahrheit der griechische Unterricht das Hauptmittel einer philosophischen Bildung werden.

Was immer hier an Inhalt geboten wird, Das muß auch der formalen Bildung Dienste leisten. Aber daneben läßt sich auf irgend welche systematische Behandlung der Logik nicht verzichten; die Schule ist dafür unentbehrlich, weil sie allein jene feste Einübung und sichere Handhabung der Elemente durchsetzen kann, welche die Voraussetzung aller bleibenden Wirkung der Logik bildet. Ihren besten Anschluß aber wird die Logik im deutschen Unterricht finden, wo der Aufsatz sofort zur Umsetzung der Einsichten in eigene Thätigkeit auffordert. Freilich stellt auch der logische Unterricht in der Neuzeit neue Forderungen. Die Schullogik unterliegt leicht der Gefahr, Nothwendiges zu versäumen, indem sie Ueberflüssiges thut. An der Ausscheidung des Ueberflüssigen aus dem von der Scholastik überkommenen Bestand arbeitet aber die logische Wissenschaft heute mit großem Eifer; Das wird sicher auch der Schule zu Gute kommen. Zugleich mit solcher Abstreifung von Verwelktem bedarf es einer engeren Verknüpfung der Logik mit der lebendigen Arbeit der Wissenschaft. Für die Schule besagt Das namentlich eine richtige Auswahl der Beispiele. Nichts hat mehr Widerwillen gegen die herkömmliche Logik erzeugt

als die Verwendung nichtssagender, ja läppischer Beispiele; hatte man sich umständlich mit Sätzen der Art zu befassen, daß Cajus sterben müsse, weil er ein Mensch sei, alle Menschen aber sterben müßten, so war es nicht verwunderlich, wenn schließlich die ganze Logik als ein Breittreten selbstverständlicher Dinge erschien. Um das zu vermeiden, sind die Beispiele aus der thatsächlichen Arbeit der Wissenschaft auszuwählen; sie müssen wirkliche Probleme enthalten, die auch dem Lernenden Aufgaben stellen und ihn in eigene Bewegung versetzen. Kommt deutlich zur Einsicht, wie viel sich an die scheinbar einfachen Funktionen knüpft, wie viel Arbeit große Denker auf Definitionen, Eintheilungen u. s. w. verwandt und wie sehr sie dabei ihre Eigenthümlichkeit ausgeprägt haben, werden Schlußketten zur Auflösung vorgelegt, in denen sich ein bedeutender Gedankenlauf entfaltet, so wird die Logik bald aufhören, als ein leeres Spiel zu gelten. Wir bedürfen demnach geschickter Sammlungen logischer Beispiele für die besonderen Zwecke der Schule; dafür hat schon Trendelenburg in seinen „Erläuterungen zu den Elementen der aristotelischen Logik" gearbeitet, dafür haben auch neuerdings vortreffliche Männer, wie z. B. Freyer und Polle, gewirkt; hier bleibt noch Manches zu thun übrig. Nur vereinte Arbeit und längere Erfahrung kann diese Aufgabe gelingen lassen.

Was die Hochschulen anbelangt, so muß wenigstens in einem Worte der Wunsch zum Ausdruck gelangen, die völlige Ignorirung der Philosophie an den technischen Hochschulen möge endlich aufhören; wer solche Ignorirung nicht sofort als einen Mißstand empfindet, Den würden weitere Gründe nicht überzeugen. An den Universitäten fehlt es nicht an Fürsorge für die Philosophie, und wenn die Entwickelung der Wissenschaft neue Bedürfnisse hervorgetrieben hat, wie z. B. in der Psychologie, so ist eine Befriedigung bald erfolgt. Daß heute in den philosophischen Vorlesungen die centralen Probleme gegen die peripheren stark zurücktreten, daß z. B. Metaphysik, Religionphilosophie, Philosophie der Geschichte von manchen Universitäten ganz verschwunden sind, Das entspricht der Hauptrichtung der Zeit und wird sich nur durch die eigene Bewegung der Wissenschaft ändern lassen. Aber es giebt einen Punkt, wo auch in den Einrichtungen ein Fortschritt möglich und erwünscht scheint. Dem akademischen Betriebe der Philosophie, wie freilich auch dem der anderen Geisteswissenschaften, fehlt ein Zwischenglied zwischen den Professoren und den Studenten, fehlt Das, was die Mediziner und Naturforscher an den Assistenten besitzen. Von allen Seiten ertönt heute der Ruf, die bloßen Vorlesungen genügten nicht, die eigene Thätigkeit der Studenten müsse mehr angespannt werden. Gewiß; nur sei nicht vergessen, daß, wie alle Thätigkeit, so auch diese ihre Voraussetzungen und Bedingungen hat, namentlich bei einem so hoch entwickelten technischen Stande des Wissens, wie ihn die Gegenwart bietet. Es bedarf dazu eines Besitzes von Kenntnissen und einer Schulung in der

Methode, die sich nicht so leicht und nebenher ergiebt. In der Philosophie wäre z. B. nothwendig eine Weiterführung der logischen Elementarbildung, eine Einführung in die Grundbegriffe und Hauptprobleme, auch in die Terminologie, eine Analyse und Erläuterung schwieriger Werke — man denke nur an Kants Kritik der reinen Vernunft —, Uebersichten und Repetitorien der Geschichte der Philosophie u. s. w. Das Alles ist nicht Sache der Professoren und es ist auch nicht die Aufgabe der Seminare, denen es heute gern zugewiesen wird. Denn das Ziel der Seminare ist nicht sowohl, die Lernenden in dem vorgefundenen Bestande der Wissenschaft zu orientiren, als sie zur eigenen Weiterarbeit an der Wissenschaft zu üben, dieser selbständige Jünger zu gewinnen; Das wird sich, namentlich in der Philosophie, immer auf eine kleinere Zahl erstrecken und läßt sich nicht verbreitern, ohne sofort zu sinken. So bleibt jene Einführung in den thatsächlichen Stand der Wissenschaft eine Aufgabe für sich und fordert eigene Kräfte; sie fordert Assistenten, denen sie als eine besondere und umgrenzte Pflicht zufällt. Solche Assistenten mögen oft die Privatdozenten sein und aus jenen mögen diese oft hervorgehen, aber der inneren Beschaffenheit nach bleiben die Aufgaben verschieden; ein tüchtiger Assistent braucht noch keineswegs ein guter Privatdozent zu sein, und umgekehrt; auch ist ja keineswegs sicher, daß an jeder Universität ein Privatdozent für Philosophie vorhanden ist und daß er Lust und Geschick zu jener anderen Aufgabe hat. Deshalb ist es wünschenswerth, daß an jeder Universität eine ständige Assistentenstelle eingerichtet würde, was mit bescheidenem Aufwand geschehen kann; solche Einrichtung könnte dazu beitragen, der Thätigkeit der Professoren einen festeren Untergrund zu geben und das Studium der Philosophie wissenschaftlicher und zusammenhängender, minder dilettantisch und zerstückelt zu gestalten, als es heute meist betrieben wird. Was sonst zur Förderung der Philosophie an den Universitäten geschehen kann, ist mehr die Sache der einzelnen Dozenten und steht in engem Zusammenhang mit ihrer Art und Persönlichkeit; es muß außer Acht bleiben, wo von allgemeinen Einrichtungen die Rede ist.

Wir sehen, daß es nicht an Angriffspunkten zur Hebung der philosophischen Bildung fehlt. Das Einzelne mag dabei unbedeutend scheinen; durch die Verbindung läßt sich auch innerhalb der geistigen Lage der Gegenwart erheblich mehr erreichen, als heute gewöhnlich erreicht wird. Nur müßte das Hauptziel als eine Sache von Werth und Bedeutung anerkannt werden, nur müßte auch die öffentliche Meinung darüber klar sein, daß auf geistigem Gebiet eben so wenig wie auf materiellem Erfolge möglich sind ohne Ernst und ohne Arbeit.

Jena. Professor Rudolf Eucken.

Der Kirschbaum.

O diese grüne verschwiegene Wildniß!

Das ganze Thal entlang zogen sich saftige Wiesen, die ihre breite Schönheit jedem Blicke preisgaben, aber in ihrer Mitte lag ein lauschiges Stück Wald: Das war eine grüne verschwiegene Wildniß! In dem nahen Dorfe hieß dieser Hain „das Schänzle", weil Schanzen und Wällen die langgestreckten Erdhaufen glichen, die man vor vielen Jahren zusammengefahren und hier aufgeschichtet hatte, als die Wiesen zur Entwässerung mit Gräben durchzogen wurden. Um das Schänzle kümmerte sich Niemand und so wuchsen hier Erlen und Eschen und Kiefern in buntem Gemisch fröhlich um die Wette und wurden majestätische Bäume, die in der Sommersonnengluth köstlichen Schatten spendeten. Später war allerlei Unterholz groß geworden und hatte auf dem lockeren Erdreich der aufgeworfenen Wälle dichtes Gebüsch gebildet. Das umschloß nun rings den Hain wie eine Mauer, so daß es kein heimlicheres Plätzchen in der Welt gab als das Schänzle. Kaum zeugte noch ein verwittertes Brückenbrett über dem tiefsten Graben von sorglicher Menschenhand: im Uebrigen hatten die Bäume und Sträuche, die Anemonen und Narzissen hier das Wort und sie sprachen mit viel anmuthigem Hin- und Herneigen, verschämtem Geflüster, unwilligem Kopfschütteln oder beifälligem Gemurmel den lieben Sommer lang über Alles, was ihnen die jungen Dichter im Frühling vorgesungen hatten, und immer waren sie uneins über das Lied, das der Fink oder der Dompfaff, der Zeisig oder die Amsel gezwitschert; nur über den Sang der Nachtigall sprachen sie nicht. Wenn sie flötete, so schwiegen Alle, — und Alle verstanden sie.

Auf dem Schänzle war auch ein Kirschbaum groß geworden, ein schlanker Baum mit glänzender grauer Rinde, der trug süße rothe Früchte. Wenn er blühte, sahen alle Bäume im Hain voll Freude auf ihn und sagten unter einander: „Nun ists Frühling, nun müssen wir uns sputen, grün zu werden!" Und wenn die Blüthe fruchtkräftig geworden war, dann schüttelte der Baum die feinen weißen Blättchen ab, daß sie wie verspätete Schneeflocken in der Luft wirbelten und sich neckisch auf das Gebüsch rings niederließen.

In der Nähe des Kirschbaumes stand ein struppiger Brombeerstrauch, der trug kleine schwärzliche Beeren, die im Schatten nicht reif wurden. Er sah die glänzenden Früchte des Kirschbaumes schwellen und es verdroß ihn, daß sie so süß und roth und voll waren, während die seinigen klein und bitter blieben. Er streckte eine dornige Ranke aus, faßte den Baum fest an und rief: „Mach mir Platz, Du beschattest mich, neidischer Baum, Du bist schuld, daß meine Früchte herb sind." Der Kirschbaum verstand ihn gar nicht und schwieg; aber das Geisblatt hatte die Worte des Brombeerstrauches gehört, winkte ihm

mit einem graugrünen Zweige verständnißvoll zu und flüsterte: „Du hast Recht, mir geht es just wie Dir. Wenn ich blühe, kommt kaum eine Biene, um Honig zu sammeln, und kein weicher Lufthauch spielt schmeichelnd mit mir und raubt mir kosend meinen Duft, denn ich stehe im Schatten. Der Kirschbaum nimmt Luft und Licht für sich allein.“ „Ja“, rief der Brombeerstrauch laut, „er gönnt uns Anderen nichts, auf unsere Kosten wird er groß!“

Jetzt hatte der Baum ihn verstanden und wehrte ganz erschrocken den garstigen Brombeerstrauch ab. „Ihr thut mir Unrecht“, versicherte er, „die Erlen und Eschen beschatten Euch mehr als ich; kann ich dafür, daß hier so viele Bäume stehen?“

„O bewahre“, meinte der Brombeerstrauch, „Das sind leere Ausflüchte, Du bists, Du nimmst uns Luft und Licht, weil Du süße rothe Früchte tragen willst.“

„Gewiß will ich Das“, erwiderte sanft der Kirschbaum, „ich nehme jedoch nur, was ich dazu brauche.“

„Aber der Brombeerstrauch will auch Früchte tragen“, eiferte das Geisblatt. „Bist Du denn mehr als wir? Wenn Du da stehst und Dich in der Sonne breit machst, kommen wir Anderen zu kurz.“

Der wilde Hopfen hatte gemerkt, daß Etwas vorging und war mit langen Schritten neugierig herangekommen. „Wenn ichs mir recht überlege“, mischte er sich nun ein, „so haben wir alle Drei Grund, zu klagen. Es ist schlimm um uns bestellt; wir kriechen unser Lebtag am Boden, der Baum da steht aufrecht und strebt frei in die Lüfte. Was haben wir von unserem Leben?“

„Nichts als Mühe und Arbeit haben wir“, entschied der Brombeerstrauch; „aber muß es so sein? Soll es immer so sein?“

Der Kirschbaum wehrte sich lebhaft: „Was legt Ihr mir da Alles zur Last! Habe ich mich hierher gepflanzt, Euch und mich verschieden gemacht? Mutter Erde hat es so haben wollen und deshalb wird es so wohl gut sein. Ich thue, was ich soll. Mein Stamm steht aufrecht und meine Zweige breite ich aus, weil ich muß; wäre ich sonst ein Baum? Und ich blühe und trage süße rothe Früchte, weil die Fülle des Saftes mich drängt, und wenn ich blühe, loben die Menschen Gott und sagen: Wie schön bist Du! Und wenn ich Früchte trage, zwitschern die Vögel: Wie gut bist Du! Ich erfreue und erquicke und nütze, — wollt Ihr mir Das verargen?“

Der Brombeerstrauch flüsterte dem Hopfen und dem Geisblatt zu: „Schweigt jetzt, die Bäume möchten uns hören. Heute Abend, wenn die erste Fledermaus fliegt, sprechen wir weiter.“ Damit ließ er den Kirschbaum los und bog sich zurück, als ob er dem Baume Recht gäbe und in sein Schicksal ergeben sei.

Die Sonne wandelte unterdessen lächelnd ihre Straße; sie hatte schon die Höhe des blaukristallenen Himmelsgewölbes erreicht und nun ging es auf der anderen Seite mit großen Schritten wieder hinunter. Die Schatten, welche die Bäume vom Schänzle auf die goldgrüne Wiese warfen, wurden länger und länger, bis Frau Sonne hinter den Bergen verschwand und nur noch der helle Saum ihres langen, strahlenden Schleppgewandes zu sehen war. Dann sank ruhesam die Dämmerung wie ein feiner Schleier auf das Thal herab, ein feuchter Duft stieg von den Matten auf und schwebte ihr entgegen; hie und da blinkte im Dorfe ein erleuchtetes Fenster. Mit der Dämmerung breitete sich friedliche Ruhe über das Thal und über den Hain, die Vögel schlüpften in ihre Nester und die Bäume standen schlaftrunken still; nur der lebhafte, kindliche Bach murmelte im Traume. Hin und wieder schlug ein Hund im Dorfe an und ein anderer antwortete. Im nahen Walde schrie klagend ein Käuzchen. Zwei Dohlen hoben sich von ihrem Neste in dem spitzen Thurme der Dorfkirche, breiteten ihre schwarzen Schwingen aus und schwebten langsam über das dämmernde Thal und den schweigenden Hain dem dunklen Walde zu. Da huschte gespenstisch leicht ein Schatten dicht am Kirschbaume her: die erste Fledermaus war vorübergeflogen.

„Habt Ihr den Nachtvogel gesehen?“ fragte der Brombeerstrauch; und das Geisblatt und der wilde Hopfen nickten. Das Geisblatt war mit sich einig und brach zuerst das Schweigen. „Ich bins müde,“ begann es, „hier im Schatten meinen Duft zu verschwenden und weiter nichts zu thun, als eine Laube zu bauen, damit der plumpe Müllerbursch seinen blöden Schatz treffen kann; ich will empor und der Kirschbaum soll mir dazu helfen: ich umschlinge ihn und klettere an ihm in die Höhe. Habe ich nur erst seinen untersten Zweig erreicht, so kann ich mich halten; dann solls schnell gehen und schließlich bin ich oben und der Baum unten! Aber der Anfang wird schwer sein, denn der Stamm des Baumes ist blank und glatt, er bietet mir keinen Halt.“

„Nun, da bin ich ja recht am Platze,“ meinte der Brombeerstrauch. „Daß der Baum mir verhaßt ist, brauche ich Dir nicht zu wiederholen, Du weißt es. Laß mich zuerst heran; Du kletterst dann auf meinen Rücken und von da in den untersten Zweig, während ich dem Baume an die Wurzel gehe. Stehe ich erst an seiner Stelle, so werde ich es sein, der süße rothe Früchte trägt.“

Hier nickte der wilde Hopfen zustimmend und nahm das Wort: „So solls werden! Ist das Geisblatt erst oben, klettere ich hinterdrein und mit vereinten Kräften werden wir den Baum schon nöthigen, uns so viel Raum zu geben, wie wir haben wollen. Ich werde mirs wohl sein lassen da oben, Das sage ich Euch.“

Gesagt, gethan. Der struppige Brombeerstrauch drängte sich näher und

näher heran und schob seine Wurzeln in die des Baumes hinein; das Geisblatt kletterte dem Brombeerstrauch auf den Rücken und von da in den untersten Zweig, und als es diesen gefaßt hatte, klammerte es sich fest und spann eine Ranke nach der anderen um den Baum, so daß von seinem grauglatten Stamme schließlich nichts mehr zu sehen war und nur noch seine Krone über das grüne Rankengewirr hinausragte.

Der Kirschbaum seufzte unter der Last. „Du nimmst meinen Wurzeln die Nahrung, Brombeerstrauch," klagte er, „ich fühle, daß der Saft nicht kreist." Und das Geisblatt bat er: „Umschlinge mich doch nicht so fest, Du saugst mir das Mark aus; wie kann ich blühen und Früchte tragen, ohne Luft und Licht? Willst Du mich erdrosseln?"

„So thöricht werde ich nicht sein," lachte das Geisblatt, „Du sollst mir noch viel nützen, Kirschbaum, ich will an Dir hinauf, hinauf, hoch hinauf! Uebrigens sind ja Deine rührsamen Klagen auch gar nicht ernsthaft gemeint, Das weiß ich wohl. Wenn Ihr stämmigen Bäume einmal eine Last tragen oder von Eurer aufgestauten Saftfülle Etwas abgeben sollt, denkt Ihr gleich, es gehe Euch ans Leben. Nun, so schlimm ists nicht. Aber wenn Du Dich schon über mich beklagst, was willst Du dann erst sagen, wenn der Hopfen kommt? Das ist ein wilder Geselle!"

Und der wilde Hopfen kam. Mit Riesenschritten eilten die langen Ranken über den Brombeerstrauch und das Geisblatt hinweg in die Krone des Kirschbaumes hinein, sie krochen herüber und hinüber zwischen den Aesten, ringelten sich um den kleinsten Zweig und spannen ein dichtes Netz, in dem die Blätter des Baumes verschwanden. Dieser stöhnte: „Ihr erstickt mich, laßt ab, ich kann Euch nicht tragen, es geht über meine Kräfte," aber der wilde Hopfen ließ sich nicht rühren, ob auch der Kirschbaum arbeitete, daß dicke, klare Schweißtropfen wie glänzende Perlen an seiner Rinde hingen. „Wenn Du nicht weiter kannst, Kirschbaum," sagte er, „so quäle Dich nicht unnöthig, dann wirst Du abgelöst: Geisblatt, Brombeerstrauch und ich, wir sind gern bereit dazu. Mir besonders gefällt es hier oben ganz ausgezeichnet, ich brauche mich nicht mehr nach der Sonne zu strecken, sie kommt zu mir. Ja: Das heißt, sein Leben genießen! Das ist Leben!"

„Wir gedeihen prächtig bei dieser Vertheilung von Luft und Licht," fiel bekräftigend das Geisblatt ein; „in kurzer Zeit werde ich groß und stark sein und einen Stamm und Aeste haben, ich werde ein Baum sein wie Du."

„Und ich werde rothe, schwellende Früchte tragen, wenn meine Wurzeln Dich erst verdrängt haben," triumphirte der Brombeerstrauch. „Dann werden Alle stillstehen, wenn ich blühe, und sagen: Wie schön bist Du! Und wenn ich Früchte trage, werden die Vögel zwitschern: Wie gut bist Du!"

„Nein", rief der Kirschbaum in zorniger Erregung, „nein, Ihr irrt!

Ihr irrt! Zu dem Unkraut gehörst Du, aber nicht an meine Stelle, wilder Hopfen, wenn Du Dich faul und begehrlich nur von der Sonne willst bescheinen lassen; das Geisblatt kann mich nicht ersetzen, weil es nicht selbstständig stehen kann, und nie wird der Brombeerstrauch schön sein wie ich im schneeweißen duftenden Blüthen-Brautkleide. Ihr lehnt Euch gegen die Mutter Erde und ihren Willen auf, — aber vergeblich. Sie ist stärker als Ihr und wird Euch zur Ordnung zwingen."

Aber die Drei hörten nicht auf ihn.

Im nächsten Jahre trug der Kirschbaum keine Früchte, im folgenden keine Blätter mehr; er war erschöpft. Einem Windstoß, der durch das Thal fuhr, konnte er nicht Widerstand leisten; mit einem schmerzlichen Todesseufzer legte er sich zur Seite, — und mit ihm fielen Geisblatt und Hopfen zu Boden und begruben im Sturze auch den struppigen Brombeerstrauch.

Elisabeth Gnauck-Kühne.

Erinnerungen an Plötzensee.

Vor dem Gitterfenster
Wiegt eine Linde
Die blühenden Zweige,
Es wehen und flattern
Die grünen Blätter,
Die gelblichen Blüthen,
Und zwischendurch blickt
Das düstere Grau
Und der hellweiße Schimmer
Des Wolkenhimmels.
Ich aber lehne
In einsamer Zelle
Und schaue durchs Gitter
Nach der blühenden Linde,
Nach dem düsteren Grau
Und dem hellweißen Schimmer.
Der Kukuk ruft und der Hänfling zwitschert, —
Und ich bin gefangen.

An diesem Gedicht hat mein Zellennachbar, der Insasse von A II 56, ein wegen Unterschleifs zu sechs Monaten verurtheilter Kaufmannslehrling, unbewußt mitgearbeitet. Daß nämlich der unsichtbare Singvogel, den ich irgendwo draußen im Garten so begehrlich zwitschern hörte, gerade ein Hänfling war, Das wußte ich nicht, trotz meinem Doktordiplom mit dem mächtigen hölzernen Siegel an schwarzgelber Schnur. Mein Nachbar aber, der Kaufmannslehrling, wußte es. Und von ihm habe ich es gelernt.

Nach fast einem Vierteljahr Moabit reichlich zwei Jahre Plötzensee; nach dem akuten Fieber das chronische Siechthum. Das ist freilich nicht das Amusanteste, was man erleben kann. Aber ich kann doch nicht leugnen, daß ich die

Versetzung von Moabit nach Plötzensee recht ernstlich als ein Avancement empfunden habe. Denn in der relativ genießbaren Abendsuppe schwammen zwei Dutzend Speckstückchen, zwei Dutzend veritable Speckstückchen; und sie waren sogar nur leicht ranzig. Und am Tage darauf kam ein Aufseher zu mir in die Zelle, setzte sich auf den — salva venia — Klosetkasten und fing an, Stunden lang mit mir zu plaudern. Er geruhte sogar detaillirte Rathschläge behufs Konservirung seiner werthen Gesundheit bei mir einzuholen. So ausführlich hatte seit drei Monaten kein Mensch mit mir gesprochen. Selbst mein Anwalt nicht.

Auf dem besagten Klosetkasten hat übrigens seitdem noch mehr als eine obrigkeitliche Person gesessen. Ich habe das stilvolle Bild jedesmal mit innigem Vergnügen betrachtet.

Einige Tage nach meiner Uebersiedlung wurde mir eröffnet, daß ich zum „Kartonkleben", Das heißt zum Kleben pappendeckelner Schachteln, ausersehen sei. Das Gesuch eines Verlegers, mich schriftstellerisch beschäftigen zu dürfen, war abgelehnt worden. So klebte ich denn, nach Anweisung eines übrigens recht freundlichen und geduldigen Werkmeisters, drei Monate lang meine Schachteln . . . oder vielmehr: meine Schachtel, immerfort die selbe viereckige glanzpapierweiße Schachtel, hundert Stück per Tag, bei Androhung von Hungerstrafe, — pardon, von „Kostverlust", um königlich preußisches Staatsdeutsch zu reden.

Mit diesem königlich preußischen Staatsdeutsch-Prachtwort machte ich übrigens theoretisch gleich am ersten Tage Bekanntschaft. Die einförmige Konstruktion der Isolirzellen suggerirt nämlich den Hunderten von Gefangenen jahraus, jahrein die selben Sünden wider die Hausordnung; die Aufseher wissen diese Sünden schon auswendig und bemühen sich, sie für jeden Neueintretenden mit dem Reiz des Verbotenen auszustatten. Da ist erstens das Klappbett, das die Gequälten zu leidlosem Vergessen einladet. Da ist zweitens das Fenster, vergittert und so hoch hinauf wie möglich placirt und doch zum Hinaussehen verlockend. Da sind drittens die Heizungröhren, die zwiefach kostbaren Heizungröhren: sie laufen gerade unterm Fenster weg, man kann hinaufsteigen und so durchs Fenster hinausspähen nach Bäumen und Wiesen und blauem Himmel und sogar nach lebendigen, nicht eingesperrten Menschen; und sie leiten den Schall quer durch die Wand nach der Nachbarzelle und ermöglichen eine Konversation. Der Ordnung gemäß sagte mein Aufseher, als er mir am Tage der Ankunft in meiner neuen Residenz die Honneurs machte: „Unter'n Dag 't Bett 'runterklappen — is verboten. Aus'm Fenster kucken — is verboten. Uf die Röhren kloppen — is verboten. Wird Alles mit Kostverlust bestraft." Und somit war ich von berufener Seite in alle legitim verbotenen Freuden eines plötzenseer Zellenhäftlings eingeweiht, legte mich Monate lang jeden Nachmittag aufs Bett, konversirte Tag für Tag per Heizungröhre mit meinem Nachbarn und sah jeden Morgen um Sonnenaufgang zum Fenster hinaus.

Und schön waren die Sonnenaufgänge von Plötzensee! Diese goldrothe Gluth, dieser feurige Sonnenball hinter den trauergrünen Kiefern . . . Und diese feinen, lichtrosigen Wolkenschleier am grünblauen Morgenhimmel! Und ich mußte oft genug lächeln über die Ohnmacht meiner Richter, die all diese Schönheit vor meinem Auge nicht verbergen konnten.

Daß ich nicht vergesse: einen täglichen Spazirgang gabs auch. Jeden Vormittag wurde mit einem eisernen Schlägel an die Thür geklopft. Das hieß

auf Deutsch: Toilette machen. Halstuch um, die Pantoffeln mit Schuhen vertauscht, das Blechschild mit der Zellennummer an die Brust gesteckt und die Mütze von schwarzem Tuch aufgesetzt, die sich vorn in eine bis weit unters Kinn reichende Gesichtsmaske verlängert, mit zwei Löchern für die Augen, aber keinem Loch für den Mund. Und dann wird die Zellenthür aufgerissen: „Rraus da!" Und vorwärts gehts, jede Zelle entläßt einen Maskenmann, der Aufseher wacht darüber, daß man hübsch Distanz hält, über die Wendeltreppe hinunter in den „Freihof", — canis a non canendo. Der Wachtthurm in der Mitte, die zwanzig Radiärmauern im Zweidrittelkreis ringsherum, die Räume zwischen je zwei Mauern innen durch eine Thür, außen durch ein Gitter abgeschlossen, — von oben gesehen, sieht das Ganze wie ein riesiges Spinnennetz aus. Die Stelle der Spinne vertritt der Aufseher, der oben in dem runden Thurmgemach zwischen den vielen Fenstern steht. An Mauern und Gittern aber hängen vielerlei kleinere Spinnennetze. Die Länge einer Radiärmauer habe ich einmal gemessen: siebenmal die Spannweite meiner Arme. Und da spielt man nun Löwe im Käfig, auf und ab, auf und ab, zwanzig Minuten lang, eine halbe, vielleicht auch zuweilen eine ganze Stunde, — genau weiß ichs nicht, denn ich hatte ja drinnen keine Uhr. Die war zur Deckung der Gerichtskosten versteigert worden, als einziges „bei mir vorgefundenes Werthobjekt." Und daß diese Uhr kaum dreißig Mark werth war, während die Gerichtskosten hundertundfünfzig Mark betrugen, Das freut mich noch heute.

Nach drei Monaten fand sich ein Privatmann, dessen Angebot, mich literarisch zu beschäftigen, als annehmbar befunden wurde. Nun wurde Verschiedenes anders. Der Oberinspektor — sein Gott habe ihn selig, den guten alten Herrn! Er hat mir nur ein einziges Mal drei Mittage Kostverlust aufgebrummt — kam zu mir in die Zelle, offerirte mir die Anschaffung von allerhand Schreibgeräth und ließ mich durch einen wesentlich achtungvolleren Stil und Tonfall fühlen, daß ich fürderhin ein Gefangener erster Klasse sei. Nun verschwand der häßliche, ungefüge Arbeitstisch und der stinkende Leim aus meiner Zelle. Auch eigene Kleider hätte ich tragen dürfen; aber ich empfand einen solchen Heißhunger nach Lecture, daß ich lieber alles verfügbare Geld auf Bücher verwandte.

Übrigens wurde die Einzelhaft nach der Hausordnung durch allmonatige Besuche gemildert, die mir die Gefängnißbeamten abstatteten. Und zwar ganz wesentlich gemildert; denn alle politischen und sozialen Antagonismen verschwinden vor der Wohlthat, mit einem menschlichen Wesen sprechen zu können. Besonders dem Herrn Pastor bin ich herzlich dankbar für seine Bekehrungversuche, die zu den anregendsten Diskussionen Anlaß boten. Ich hielt ihn durch alle erdenklichen Kniffe in meiner Zelle fest, um noch einige Minuten lang die geistige Turnübung fortzusetzen, die meine verstaubte Denkmaschine vor dem Einrosten bewahrte. Einen giftigen Groll fühlte ich dagegen gegen jene Beamten, die, wie es insbesondere einige standesbewußte jüngere Assessoren öfters thaten, der Vorschrift nur nominell dadurch genügten, daß sie, mit verheißungvollem Knarren die schwere Thür aufsperrend, mit kurzem, hochmüthigem Gruß meine Zelle betraten, ihren Namen in die Besuchsliste einzeichneten und sofort wieder verschwanden. Solche Fälle brachten mich in die sanftmüthige Stimmung eines Verdurstenden, dem ein vorüberfahrender Limonadehändler muthwillig den rettenden Trank verweigert.

Und nicht nur Menschen, auch die kleinsten Thiere hieß ich in meiner Zelle willkommen. Ich konnte mich köstlich über eine plumpe, ernsthaft-schwarzbraune Spinne amusiren, die, während ich zehn Folioblätter beschrieben hatte, zehn Zoll weit an der Holzleiste zwischen Wand und Diele entlanggerückt war. Absichtlich hielt ich acht Monate jedes Jahres hindurch die vier aufsperrbaren Fensterflügel Tag und Nacht offen, nicht nur, um frische Luft zu athmen, sondern auch, um geflügelte Insekten zu mir hereinzulocken; und ich erlebte auch wirklich die Freude, daß bald ein glänzender Käfer munter über meine Manuskripte kroch, bald eine zartgeflügelte, goldäugige grüne Florfliege senkrecht die Wand hinaufstieg, mit ihren langen, haarfeinen, licht moosgrünen klugen Fühlern unaufhörlich die Luft sondirend. Im Anfang trachtete ich das Treiben meiner kleinen Gäste nach eigenem Gefallen zu beeinflussen, indem ich ihnen meinen Finger in den Weg legte oder ähnliche Kurzweil trieb. Aber ich wurde bald gewahr, daß ich sie damit nur erschreckte, quälte und verscheuchte und daß sie sich offenbar just dann am Wohlsten fühlten und mir die meiste Gelegenheit zu anregenden Beobachtungen boten, wenn ich sie ungestört ließ.

Sogar mit der Gasflamme über meinem schwanken Schreibtischchen konnte ich mich, wenn auch ohne Worte, unterhalten wie mit einer lebendigen Freundin. Sind doch wenige Dinge mir, dem Skeptiker, so sehr Glaubenssache wie Preyers geniale Theorie von der Flamme als Ursprung und Urbild des Lebens, — diese Vollstreckung eines der hellsten Vermächtnisse Goethes, des großen Ahnenden. O, er wußte es wohl, Sankt Wolfgang der Weise, warum er seinen Homunculus, die noch ungeborene Flamme, ins Meer tauchen und Galatheens, der Liebreizenden, Muschelwagen brünstig umlodern läßt, auf daß der bloße Stoffwechsel durch die Liebe zum Leben werde, zum ewig nach Entwickelung hungrigen, ewig nach Vervollkommnung dürstenden, ewig sich aufwärts sehnenden Leben — : „So herrsche denn Eros, der Alles begonnen!“. . . Und ich kokettirte mit meiner Flamme. Erst ließ ich, noch unsicher und zaghaft, meinen kleinen Finger möglichst flink quer durch die Gluth streichen, dann zwei Finger, endlich, als ich daran gewöhnt war, die ganze Hand, ungezählte Male hin und her. Schließlich konnte ich es ganz langsam thun, ohne mehr als eine gelinde Wärme zu spüren. Freilich, sobald ich einen Augenblick still hielt, biß mich meine Flamme bös in den Finger, daß es nur brannte und schmerzte. Aber auch dafür war ich dankbar. Denn wo die Luft fehlt, da werden schmerzhafte Sensationen zu einem erwünschten Surrogat, um die Oede des Lebens durch Abwechselung erträglich zu machen.

Und doch: sobald mir das Glockensignal zum Schlafengehen in die Ohren bimmelte, drehte ich meiner Flamme unbarmherzig das Genick um. Denn ich wollte nicht fasten, so mühsam und widerwillig ich auch den dicklichen, holzfaserreichen Mittagsbrei hinunterlöffelte.

Ach ja, man wird furchtbar genügsam da drinnen . . .

Und heute?

Ich habe meinen Richtern versprochen mit verdoppelter Energie nachzuholen, was ich etwa durch die Haft an Gelegenheit zu propagistischem Wirken versäumen sollte. Ich bin just dabei, Wort zu halten.

London. Dr. Ladislaus Gumplovicz.

Vom Morgen zum Abend.

Vor einem Vierteljahrhundert erschien in Deutschland eine kleine Sintfluth von Kriegspoesie, Lyrik und Epik, große und kleine Sammlungen, von bekannten und unbekannten Dichtern. Und dazu gehörte auch ein kleines Büchlein mit dem einfachen Titel „Lieder aus Frankreich" von Wilhem Jensen. Es schlug eine ganz eigene, den anderen Erscheinungen der Zeit fremde Saite an. Alle anderen, die guten und die schlechten, variirten ziemlich das selbe Thema und brachten in Rhythmen und Reimen, was überall in der Luft lag: Entrüstung, Kampfeslust, Rachebegeisterung, Siegesjubel, Rausch, — mit einem Wort: Kriegspatriotismus. Es waren Melodien, die gewöhnlich nur so lange wirken, wie das Krachen der Flinten und der Donner der Kanonen dauert. Die „Lieder aus Frankreich" aber waren eine Art lyrischer Philosophie des Krieges, wenn man so sagen kann. Und sie hatten nicht nur mit der gleichzeitigen, sondern auch mit der Kriegslyrik der Körner, Arndt und Schenkendorf nichts gemein. Es ist diesmal kein Soldat, dem der heiße Kriegsodem vorübergehenden lyrischen Schwung einhaucht und die Begeisterungschreie eines ganzen Volkes in dröhnenden Reimen von den Lippen fließen läßt. Es ist vielmehr ein ganzer Dichter, der den Krieg miterlebt, also einer, dessen subjektives Empfinden der Typus vom ewigen Empfindungskern der ganzen Gattung ist. Allen Farben der Poesie begegnet man in dem kleinen Büchlein. Um schreckhaftige blutige Bilder des Todes ranken sich die duftigen Rosen der Liebe. Stille Märchenblumen stehen daneben. Und hinein grinsen schauerliche Gespenster der Weltgeschichte, blicken die süßen blauen Augen der Erinnerung, — und neben Sterberöcheln spottet und lacht der Humor.

Wilhelm Jensen ist vor Allem als Lyriker eigenartig und bedeutend. Seine schönsten rhythmischen Schöpfungen stehen in den Sammlungen: „Aus wechselnden Tagen", Stimmen des Lebens", im „Skizzenbuch" und im „Vorherbst." Sie erschienen zum sechzigsten Geburtstag des Dichter (in Weimar bei Emil Felber) als Auswahl unter dem Titel „Vom Morgen zum Abend."

Ausgegangen ist Jensen von Geibel und Storm. Aber mit jeder neuen Sammlung unterschied er sich schärfer von seinen ursprünglichen Meistern. Gedichte, die an sich schön sind, die aber ein Anderer auch gedichtet haben könnte, wurden immer seltener. Die Physiognomie des Dichters in seinen Dichtungen gestaltet sich immer ausgeprägter, immer individueller. Und zu den ersten, aus überfließendem Herzen quellenden reinen Empfindungakkorden gesellen sich mit der Zeit und immer häufiger andere Töne, scharfe, rücksichtlose, zornige Noten, in denen die schreienden Dissonanzen des Lebens zu kraft- und machtvollem Ausdruck kommen.

Die Lieder des Zornes und des geißelnden Spottes verdrängen aber nicht die anderen Stücke, deren Werth und Wesen ein eigenthümlicher Schmelz und Duft und jener Stimmungzauber ist, den man auch Poesie schlechtweg nennt. Die vornehmste Quelle dieser Lyrik nennt uns der Dichter selbst, wenn er von der „lockenden Zauberwelt", der „freien, hehren, guten" Natur singt:

Es rauschen die Wasser, es braust der Wind,
Es funkeln die glühenden Lichter,
Mit tausend Stimmen umwirrt und umspinnt
Dein ruhloser Herzschlag den Dichter.

Es trug Dein Herz zum seinen das Blut
Hinüber auf heimlicher Brücke,
Drauf schwillt es in stümischer Sehnsuchtfluth,
Zu Dir, seiner Mutter, zurücke.

In diesem Verhältniß des Dichters zur Natur liegt das Geheimniß seiner Poesie und zugleich das Grundmotiv seiner dichterischen Weltauffassung. Denn aus dieser leidenschaftlichen, sehnsuchtvollen Liebe zur Natur und ihrer ewigen, wenn auch oft bitteren Wahrheit entspringt auch des Dichters Unwillen über unsere gesellschaftlichen Zustände.

Doch nicht einen melancholischen Hang, nicht traumhaftes Weltvergessen, nicht Lebensflucht und Todessehnsucht, wie etwa bei Justinus Kerner, bedeutet Jensen das Lauschen auf die Befehle der Wunderwelt Natur. Nicht mit weltflüchtiger schwächlicher Sentimentalität wendet der Dichter sich an die Natur, sondern mit dem Vollgefühl von Lebenskraft und Lebenslust, in dem er sich eins fühlt mit der Natur als dem ewigen Strom und Ozean alles Lebens. Sein Durst nach Schönheit wird aber dem Dichter von der Alltäglichkeit des Lebens nicht befriedigt. Denn die höchste Schönheit ist nur eine traumhafte Ahnung, ist nur eine ewig unbefriedigte und deshalb eben so schmerzvolle wie berauschende Sehnsucht seiner Brust:

Mir bleibt nur das Eine, als Mitgift Euch
Zu leihen, daß manchmal ein ahnender Strahl
Des verlorenen Glücks Eure Seele beschleicht — —
Im Windesflug und im Wolkenzug,
Im unendlichen Blau und im wogenden Halm,
Im murmelnden Quell und im rauschenden Meer,
Da streift Ihr mein Haar und da weht der Hauch
Meiner Lippen Euch an.

So spricht „Lilith", die der Lebenden Keiner geschaut als Einer allein:

Und sie griff in die heiße, verlangende Brust,
Und die ungeheure, die jammernde Sehnsucht
Warf sie hinein ins enge Menschenherz.

Das tiefste Lebensgefühl, das Verlangen nach der höchsten Blüthe des Lebens, ist also eigentlich ein großer geheimer Schmerz, eine „ungeheure, jammernde Sehnsucht."

Sie kommt noch in anderen Gestalten der Gedichte zum Ausdruck. Es handelt sich immer um Naturen, die an dem sie umgebenden Lebensinhalt kein Genügen finden. Sie tragen im tiefsten Innern eine unstillbare Sehnsucht nach reineren Formen, nach werthvollerem Gehalt des Lebens, nach einer geahnten, geträumten Schönheit, die sie um jeden Preis gewinnen möchten. Es ist das Suchen nach Gott, wie man es auch genannt hat, das Träumen von einem Ideal; es ist Das, was in seiner stärksten Ausprägung den Dichter, den Künstler, das Genie macht; es ist der ernste Grund und Hintergedanke des Don Quixote. Und dieser Zug ist charakteristisch für Jensen. Durch die vornehme Novelle in Jamben „Am Aschenkrug" klingt dieser Grundgedanke hindurch wie leises, wundersames Läuten; in dem historischen Roman „Die Pfeifer von Dusenbach" ist Sehnsucht nach Schönheit der Stern des Helden, der ihn aus Verworfenheit und Niedrigkeit zu glück- und lichtvollen, glänzenden Lebenshöhen leitet.

Dabei soll eine Seite in Jensens Schaffen nicht schweigend übergangen werden: die stets wiederkehrende Betonung atheistischer Weltanschauung. Er empfiehlt sich damit kaum. Unser gebildeter Mittelstand ist zwar überwiegend ungläubig, aber doch nur so halb und halb, wie sie eben Alles sind, die guten Leute. Irgendwo stecken ihnen Fetzen vom alten Glauben noch im Blut und sie haben nicht den Muth des offenen Unglaubens und seines lauten Bekenntnisses. Sie glauben nicht an Gott, aber vor einem Menschen, der laut ein Gottesleugner ist, wird ihnen bang. Es ist ein Stück von der alten Heuchelei und Feigheit, und wer es mit dem deutschen Bildungphilister nicht verschütten will, Der hüte sich, daran zu rühren. Er mag Gott und seine Welt so schlecht machen, wie er will; nur muß er nicht ausdrücklich sagen, daß er wirklich den lieben Gott damit meint. Jensen weiß, daß er mit seinem ehrlichen Atheismus Unbehagen bereitet. Er kämpft auch weniger gegen den Glauben als gegen die Phrase und die Verlogenheit, die in ihrer widerlichsten Gestalt da erscheint, wo der Mensch aus Feigheit sich selbst belügt.

Zwei Elemente in der Seele des Dichters ringen also nach Ausdruck: ihre Liebe und ihr Haß. Ihre Liebe, Das ist: ihr Traum von Schönheit und Glück, ihre Sehnsucht danach, ihr heißes, verlangendes Schmachten, ihr Ahnen süßer Geheimnisse in jedem Blumenantlitz, ihr Aufschauern vor jeder ausgesprochenen landschaftlichen Stimmung, ihre stille Seligkeit, ihr lautes Postulat des höchsten Genusses, ihr Durst, die ganze Welt in sich zu schlingen. Ihr Haß aber, Das ist: ihr Auflehnen gegen falsche Götter, ihr Abscheu vor dem „Gemeinen", das auch ihn „bändigen" möchte, vor dem Verlogenen, Auf-

geblasenen, Gespreizten, vor dem Gemachten, Gezierten: dem Häßlichen mit einem Wort. Und Beides zusammen, Haß und Liebe, ist der Inhalt von Jensens Lyrik. Sie hat nur einen ungeheuren Fehler: sie ist kaum gekannt, am Wenigsten wohl von Denen, die im lyrischen Reich der Gegenwart mit selbstsicheren Machtsprüchen Könige absetzen und auf den Thron erheben.

Lange genug haben die Alten die Jungen ignorirt, — weil sie nicht zwitscherten, wie die Alten sungen. Ja, dieses Ignoriren dauert noch fort. Und nun vergelten es die Jungen, die übrigens unterdessen älter geworden sind. Sie ignoriren die Alten gründlich, — und sie haben heute das Wort. Wenn aber die Dichter selbst einander nicht gerecht werden können oder mögen, was soll man da von der Masse sagen?

... Ein junger Künstler kommt nach einer ostfriesischen Insel in der Nordsee, seiner Heimath, um das Grab seines Vaters zu besuchen, oder richtiger, um die Welt kennen zu lernen und auf sich wirken zu lassen, wo sein Vater in fast königlicher Stellung und Wirksamkeit sein Leben beschloß. Er hat seinen Vater im Leben nicht gekannt, er betritt zum ersten Male die Insel, das „märchenhafte Königreich" seiner Vorfahren. Er giebt sich nicht als „Prätendenten", er möchte sogar „incognito" reisen; aber als das vollkommene Ebenbild seines Vaters wird er sofort von Allen als rechtmäßiger „Prinz" erkannt und der Ruf Vive le roi! tönt ihm von allen Seiten entgegen, so daß fremde Mitreisende, die den Zusammenhang der Dinge nicht kennen, in der That an einen „Verwunschenen Prinzen" zu glauben anfangen. Das „le roi" ist freilich mit „Vogt" zu übersetzen: denn ein Vogt war der Vater, und zwar ein mächtiger innerhalb seines Reiches, mächtig noch mehr durch seine Persönlichkeit als durch seine obrigkeitlichen Befugnisse, einzig als groß angelegter, als außerordentlicher, als wahrhaft königlicher Mensch, dem der Sohn nicht nur körperlich, sondern auch geistig gleicht.

Das ist ungefähr der Inhalt des Romans „Die Namenlosen" und es ist zugleich, mit mehr oder weniger dichterischen Zuthaten, die Ursprungsgeschichte Jensens. Er ist ein Friese; sein Vater war Vogt auf der Insel Sylt, ein Mann, der in der inneren Geschichte von Schleswig Holstein, zur Zeit der dänischen Herrschaft, einen bedeutenden Platz ausgefüllt zu haben scheint. Ein Landsmann und Jugendfreund Jensens, Cajus Möller, schreibt darüber: „In der schleswig-holsteinischen Landesversammlung der Jahre 1848 bis 1851 spielte Landvogt Jensen eine der hervorragendsten Rollen; obgleich das Nothwerk weniger Jahre, gilt das von ihm redigirte schleswig-holsteinische Staatsgrundgesetz allgemein als die haltbarste der in jenen Tagen zu Stande gebrachten deutschen Landesverfassungen; 1863 hat sie, wie man weiß, noch einmal eine kurzlebige Rolle gespielt. Hoher geistiger Schwung und ein energischer Charakter dürften von dem Wesen Wilhelms Jensen als Erbtheil dieser

Seite eben so sicher nachzuweisen sein wie eine gewisse unbefriedigte Streitbarkeit und der von der Elbe bis zu dem Nordcap gemeinsame nordgermanische, den Inselfriesen aber noch besonders eigene Zug grübelnder Schwermuth."

Jensen lebt jetzt in München oder bei Prien am Chiemsee. Ich lernte den Dichter im schönen Freiburg kennen. Er stand damals auf der Höhe seines Lebens und Schaffens. Ungefähr dreizehn Jahre verlebte die junge Familie in dem traulichen Breisgauwinkel. Und der Schwarzwald mit seinen dunklen Forsten und blumigen Matten und der Kaiserstuhl, vom Rhein bespült, und etwas ferner, an des Reiches Grenzen, der Wasgauwald: das Alles wurde nun die eigenste Welt des Dichters, in der er lebte und webte, die ihm ans Herz wuchs wie eine zweite Heimath und die seine unerschöpfliche, mächtige Phantasie überall mit poetischen Gestalten aus Gegenwart und Vergangenheit bevölkerte. Und der Dichter, der so viel einsam schweifte, der in seiner stillen Poetenstube unter dem Dach, hart am Rande der traumhaft rieselnden Dreisam, mit nimmer rastender Feder Werke auf Werke schuf, er machte zugleich, im Verein mit der schönen Herrin des Hauses, seinen Herd zu einer Stätte feiner Geselligkeit und Gastlichkeit, die überall hin entzückend und bezaubernd wirkte und deren sich Jeder, der einmal davon berührt wurde, mit den reinsten Empfindungen erinnern wird. Wilhelm Jensen gehört zu den seltenen Schriftstellern, in denen der Mensch nicht der Feind des Dichters ist, die nicht verlieren, wenn man sie persönlich kennen lernt.

Jensens Prosawerke — unter denen die Novellen, oft wunderbare Stimmungbilder, reiner und ästhetischer wirken werden als die Romane — sind zahllos wie die Sandkörner am Meer. Auch sie sind durch und durch subjektiv. Auch sie sind eben Werke eines Lyrikers. Und sie haben vor Allem ein Verdienst: sie schmeicheln weniger als andere jener mächtigen Mittelklasse des Volkes, die in Deutschland hoch hinaufreicht und die, wenn auch keine Literatur, so doch „Familienblätter" für Frau und Töchter braucht. Jensens Bücher sind aristokratischer und männlicher als die meisten deutschen Bücher seiner Generation.

Von der Satire und Ironie abgesehen, beruht Jensens stärkste poetische Eigenart in seinem Bedürfniß und Vermögen, in alle Dinge seine eigene seelische Stimmung hineinzutragen, besonders in die stille, leblose Natur, die dann in seiner Darstellung lebendiger wirkt als das Lebendigste. Jensen besingt das Meer wie eine Geliebte, mit großer, begeisterter Liebe, mit leidenschaftlicher Hingerissenheit, daß man den übergewaltigen dämonischen Zauber, unter dem er zu stehen scheint, schauernd mitfühlt. Nie verfällt Jensen, wie es bei Heine natürlich ist, seiner Geliebten gegenüber in einen leichten, spöttischen oder gar beschimpfenden Ton; aber er ist zugleich weit entfernt von schwacher und schwachsüchtiger Sentimentalität. Er kennt die Uebergewaltige

durch und durch: ihre Grausamkeit, ihre totgierige Tigerwuth, ihre Katzentücke, ihren nimmersatten Heißhunger, ihren kalt lächelnden Hohn über den Verzweiflungsschrei von Millionen. Doch ihre alles Irdische übertreffende Schönheit reizt ihn nur um so mehr. Ob er uns am Küstendamm hinführt und uns zeigt, wie das Ungethüm — selbst während es in scheinbarer Ruhe, in leichtem Lächeln die Lippen kräuselt — mit immer geschäftigem Zahn das Werk des Menschen zerfrißt und zernagt, mit unheimlich raschem Erfolg; ob das Meer in ewiger, glanzvoller Ruhe und Heiterkeit vor uns liegt oder ob seine ergrimmten Wogen, wie Abgründe gähnend, die Erde zu verschlingen und mit ihren Donnern den Himmel zu erschüttern drohen: immer greifen uns die Schauer der Poesie daraus an; jeder Ton, jede Farbe in der unendlichen Skala ist vom Dichter mit fehlloser Sicherheit getroffen.

Dann die Sonne. Für Jensen ist die Sonne das höchste Sinnliche, die oberste Gottheit in der Welt der Erscheinungen, mit der nur noch der Ozean allenfalls rivalisirt. Sie ist ihm im Denken und Empfinden allgegenwärtiges Symbol der Poesie, die ihm für das geistige Leben, für die innere Welt, Das bedeutet, was die Sonne für die äußere ist. Ueber seinen Landschaften liegt meist sonnenheiße zitternde Luft; und „rinnendes Licht" über den Dingen, mit Goldgerieſel verglichen, ist ihm eine Lieblingsanschauung. Von der Sonne nimmt seine Sprache oft die Bilder. Aber nicht nur von außen fällt goldener Sonnenzauber in seine Dichtungen. Er bricht als goldener Quell und Strahl auch aus dem Innern hervor: aus armem, verschüchtertem Wort, aus dem geheimnißvollen Flimmern eines Kinderauges, und er liegt auf dem lieblichen blüthenhaften Knabenantlitz, über grobem Kittel, auf der edlen, makellosen Mädchenstirn über zugleich spöttisch zuckenden und warm lächelnden Lippen. Für Jensen hat die Schönheit ganz den ursprünglichen Begriff des Scheinenden, Leuchtenden, Strahlenden, des Sonnenhaften. Nächtlich mittelalterlicher Spuk ist aus seinen Dichtungen und Geschichten fast ganz verbannt. Dafür geistert darin oft das wundersame Mittagsgespenst durch die Traumverschlafenheit der reglosen Haide, wenn, gleich sichtbar gewordenen Blumen-Traumgedanken, leuchtende Falter über sie hingaukeln.

Die Gestalten in Jensens Dichtungen sind keine, von denen man sagen mag, daß sie wie aus dem Leben weggelaufen sind. Sie haben immer fast etwas geisterhaft Unkörperliches. Sie sind den poetischen Gestalten der alten Volksphantasie nah verwandt. Sie sind, wie jene aus Sehnsucht und Bangniß, so überhaupt aus Stimmung geboren, aus landschaftlicher oder historischer Stimmung; sie sind nichts als die bald spukhaft, bald zauberhaft, immer aber lebendig wirkende Personifikation dieser Stimmung, ihre Gestalt gewordenen Symbole. Die Menschen des täglichen Lebens, in ihrer vollen individuellen Eigenart, mit der Freude an dieser Art, zu erfassen und in sein

Werk zu bannen, darum ist es Jensen kaum zu thun. Nur die stärksten Züge mag er, sie noch übertreibend, herausgreifen, um sie zu malerischen oder auch nur didaktisch satirischen Kontrastwirkungen zu verwerthen. Und Dem entspricht sein Stil. Jensen würde es für die größte Sünde wieder den Heiligen Geist der Poesie betrachten, die Menschen so reden zu lassen, wie sie im Leben reden. Er ist gewiß ein feiner Beobachter, er sieht sogar tausend Dinge und tausend innerliche und äußerliche Beziehungen der Dinge, die ein Anderer nicht sieht. Doch er sieht nur, was ihn interessirt. Ein objektiver Künstler ist er in seinen Romanen nicht; dazu ist die moralisirend-lehrhafte Tendenz in ihm zu stark. Dazu ist er zu sehr norddeutscher Protestant. Dazu ist ihm „das Fiedeln, Schreien, Kegelschieben" ein zu sehr verhaßter Klang. Dem modernen Naturalismus steht Jensen ferner als irgend Einer. Wenn man vom Roman verlangt, daß man daraus das Leben kennen lerne: Das leisten Jensens Romane nicht. Sie wollen es nicht. Was sie geben wollen, ist allein die Idee des Dichters vom Leben, sein ethischer und ästhetischer Begriff von der Welt. Und darin beruht ihre eigene Wirkung, — besonders auf Solche, die das Leben noch wenig kennen, auf junge, schwärmerische, hochgemuthe Geister und edle Frauen, die in diesen Büchern dem geheimen Traum ihrer eigenen Seele begegnen, nur bestimmter und klarer, als sie ihn selbst geträumt haben, auch reicher und farbiger und größer.

Gewiß hätte Jensen viel stärker und nachhaltiger gewirkt, wenn er weniger geschrieben hätte. Aber wer kennt die Bücher, nennt die Namen . . .! Wir leben nicht mehr in den Zeiten des Lope de Vega. Wir leben in einer Zeit, wo Alles schreibt und fast Niemand Zeit hat, zu lesen. Jensen schrieb sich ein „Epitaph":

Ob dann, wenn man zum letzten Schlaf
Mich in die Erde tragen wird,
Fortdauern Einiges von mir
Noch in der Nachwelt Tagen wird,
Ich weiß es nicht, ich glaub' es kaum.
Die Welt will andre Gabe heut.
Und jene Welt, drin ich gelebt,
Man trägt sie auch zu Grabe heut!

Welche Resignation! Und wie bedauerlich und schmerzlich bei einem Dichter von so mächtiger Persönlichkeit, aus dem eine so bedeutende eigene Weltanschauung spricht, der so viel zarte Schönheit verschwenderisch ausgestreut hat und der schon ein starker Dichter wäre, wenn wir auch nichts von ihm besäßen als den reichen Band seiner Gedichte „Vom Morgen zum Abend".

Mannheim. Benno Rüttenauer.

Ungarischer Agrarsozialismus.

„Alles ist in Ordnung", sagen die Obergespane der vom Agrarsozialismus angesteckten Gegenden des Alföld; die Ruhe würde nirgends gestört und man brauchte die Aufstände nicht mit Waffengewalt zu unterdrücken, wenn es keinen Varkonyi gäbe, dessen Zeitung „Földmivelö" (Feldarbeiter) alles Unheil anrichtet. So sprechen übereinstimmend die Obergespane. Man fragt erstaunt: Ja, was ist denn diese bis jetzt unbekannte Größe, die man Varkonyi nennt, und was ist denn das Blatt Földmivelö, das die Macht besitzt, die Kornkammer Ungarns in Brand zu stecken und die Fackel des Aufruhrs in ganz Ungarn anzuzünden? Varkonyi ist ein ältlicher, geistig verkommener budapester Hausherr, der hier vier Häuser besitzt, die beiläufig ein Vermögen von einer Million Mark repräsentiren; und der Földmivelö ist ein schlecht geschriebenes Wochenblättchen, dessen Inhalt Gebildeten und Ungebildeten unverständlich ist, weil das Blatt eine schwülstige Sprache führt, ungefähr wie die Offiziösen, wenn sie eine Mittheilung der Regirung stilisiren. Varkonyi macht den Eindruck einer mit Bier und Branntwein geheizten Lokomotive; er schwatzt einen Unsinn zusammen, als ob er stets betrunken wäre. Und dieser Mann allein soll — wie die Obergespane sagen — in Ungarn den Ausbruch des agrarsozialistischen Aufstandes bewirkt haben. Regimenter sind in Bewegung, die Dörfer des Alföld werden militärisch besetzt, Polizei und Gendarmerie sind Tag und Nacht auf den Beinen, Hausdurchsuchungen, Verletzung der Preßfreiheit stehen auf der Tagesordnung; Hunderte von verdächtigen Bauern werden verhaftet und ihre Familien dem Hunger und Elend preisgegeben; die Grundbesitzer und Wirthschaftbeamten flüchten in die Städte, — und trotz Alledem befürchtet man einen allgemeinen Bauernaufstand für das nächste Frühjahr. Das Alles soll der alte Varkonyi angerichtet haben, so daß Alles in Ordnung wäre, wenn zufällig Varkonyi nicht existirte.

Der Vater Varkonyis war Feldarbeiter in der Bauernstadt Czegled. Er kam noch als junger Mann nach Budapest, wo er Agent der Pferdehändler wurde. Nachdem er sich auf diesem Wege eine kleine Baarschaft erworben hatte, übernahm er im Jahre 1878, als Bosnien von unseren Truppen besetzt war, Lieferungen für die Armee, wodurch er sein kleines Vermögen verdoppelte. Nun spekulirte er in Grundstücken und machte auch sonst zweifelhafte Geschäfte, so daß er einmal zu tausend Gulden Geldstrafe verurtheilt wurde. Schließlich zog er sich mit einem Besitz von vier budapester Häusern von den Geschäften in das Privatleben zurück, um seinen Lebensabend in beschaulicher Ruhe zu verbringen. Aber der alte Mann langweilte sich bald; sein Hausarzt sagte ihm, wenn er den ganzen Tag zeche, beim Kartenspiel sitze und sich keine Bewegung mache, so werde ihn nächstens der Schlag treffen. Das wollte unser Agrarapostel natürlich nicht; er suchte, zur Erheiterung seines Daseins, die Freunde seiner Familie im Alföld auf. Vor vier Jahren, als der Agrarsozialismus sich im Alföld zu regen begann, knüpfte er Verbindungen mit den alfölder Feldarbeitern an, die, wenn sie in Geschäftsangelegenheiten nach Budapest kamen, bei Varkonyi umsonst Quartier fanden. Inter pocula entwickelte sich in Varkonyi der Ehrgeiz, ein sozialistischer Führer zu werden; durch seine Feldarbeiter-Freunde wurde er mit den hiesigen Sozialdemokraten bekannt. Ihnen erschien der vierfache Hausbesitzer als sozialdemokratischer Genosse zunächst verdächtig; auch sonst machte sein hochfahrendes Wesen einen üblen

Eindruck. Er gab ganz tolle Ideen zum Besten, die selbst die Sozialdemokraten als verrückt bezeichneten. Eines Tages trat er mit einem Steuerprojekt hervor, das in der Forderung gipfelte, man müsse von 70 000 Gulden Einkommen 100 Prozent Steuern zahlen, — was der Konfiskation des Vermögens gleichkäme. Dieser Unsinn wurde von den Sozialdemokraten verspottet, Varkonyi gerieth in Wuth und beschimpfte die Genossen so, daß der vor zwei Jahren hier abgehaltene Landeskongreß der Sozialdemokraten ihn aus der Partei stieß. Nun gründete Varkonyi ein Wochenblatt unter dem Titel „Feldarbeiter", das er im Alföld verbreitete, um sich dort unter den Agrarsozialisten eine Sonderpartei — eine Varkonyi-Gruppe — zu bilden. Seine persönlichen Anhänger schaarten sich um ihn, aber nach kurzer Zeit verließen sie ihn wieder und traten in die Mutterpartei zurück. Varkonyi war ein geschlagener Mann. Da ereignete es sich, daß der idealistische Anarchist Dr. Schmidt im „Feldarbeiter" anarchistische Ideen predigte, die das Volk nicht verstehen konnte, bis auf einen Punkt: das Volk solle den Grund und Boden unter sich vertheilen. Jeder, auch der Grundbesitzer, so hieß es, erhält einen gleichen Antheil am Grund und Boden; wenn der Grundbesitzer Widerstand leistet, so solle man ihn erschlagen. Diese anarchistische Theorie war einfach und verständlich; auch hat sie im Volke Wurzel gefaßt, so daß Varkonyi einen Landeskongreß der Feldarbeiter einberufen konnte, auf dem die Feldarbeiter den Sozialdemokraten gegenüber eine feindliche Stellung einnahmen und sich unter dem Titel „Unabhängige Sozialistenpartei" konstituirten. Der Anarchismus hätte diesen Erfolg in Ungarn auch ohne den komischen Varkonyi und sein Blatt errungen, denn der Boden war für diese Sorte von Anarchismus seit Jahren vorbereitet und die Behauptung, daß Varkonyi an dem Ausbruch des Anarchismus die Schuld trage, ist nicht klüger als die, ein Geschwür an einem kranken Körper sei die Ursache der Krankheit, während es doch nur ein Symptom ist.

In Ungarn giebt es noch immer nur zwei große Volksklassen: den grundbesitzenden Adel und den feldarbeitenden Bauernstand. Vor dem Jahre 1848 war der Adel die „politische" Nation und der Bauernstand die „arbeitende" Nation. Der Adel beherrschte die Gesetzgebung und Verwaltung, er vertheidigte das Land gegen den äußeren Feind auf dem Schlachtfelde, während er im Innern der Gesammtmonarchie die Kräfte der Nation wahrte; er repräsentirte die Bildung, den Fortschritt und war auf den Gebieten der Geistesarbeit thätig. Das ist nun anders geworden. Mit dem Verlust seiner Vorrechte verlor der Adel seinen Grund und Boden oder vergeudete ihn. Industrie und Handel waren ihm verpönte Dinge; selbst den Ackerbau nahm er nicht ernst. „Der Bauer soll Ackerbau treiben", sagte er, „der Jude soll handeln und der Zigeuner musiziren." Zugleich vermehrten sich seine Bedürfnisse, er verpachtete oder verkaufte seinen Grundbesitz oder warf sich, um die Stellung als dominirende Klasse zu behaupten, auf den Staat und bemächtigte sich aller Aemter und Mandate und aller vom Staat ausgehenden Begünstigungen. So behauptete er seine Herrschaft im Staat und in der Gesellschaft, aber nicht auf Grund seines Vermögens. Nun liegen sich die beiden großen Volksklassen, Adel und Bauernstand, in den Haaren. Der Grund des Streites ist die Armuth auf beiden Seiten. Der Adel hat kein Geld und der Bauer hat kein Brot. Weder der kleine Grundbesitzer noch der Bauer ist im Stande, seine Steuern zu zahlen, die Gemeinde zu erhalten, sammt den

Geistlichen und der Schule, und die vielen anderen Lasten zu tragen, die der Staat ihm auferlegt. Sein Hab und Gut, sein Haus und Hof ist fortwährend mit Exekution bedroht. In früheren Zeiten öffnete der Grundbesitzer in den schlechten Erntejahren sein Kornmagazin und versorgte das Volk mit dem nothwendigen Getreide zum Lebensunterhalt und zur Saat. Heute ist Das nicht mehr der Fall. Der Grundbesitz ist verschuldet und der Gutsherr muß die Zinsen zahlen; die Steuern und die kostspielige Bearbeitung der Felder verschlingen einen Theil seines Einkommens und er hat im Herbst nur so viel Getreide, wie er selbst braucht oder, um weiter wirthschaften zu können, verkaufen muß, und es bleibt nichts übrig, um dem Volk auszuhelfen. Der Bauer ist darüber ungehalten und erbittert; er meint, wenn er mehr Grund und Boden hätte, könnte er existiren. So wird der Gedanke einer „gleichen" Vertheilung des Bodens zur fixen Idee: er erscheint als das einzige Rettungmittel, das vor dem Elend schützen kann. In einem guten Erntejahr wird der Agrarsozialismus verschwinden, aber in den Jahren der Mittelernte sofort wieder auftauchen. Dazu kommt die schlechte Verwaltung und die Thatsache, daß der Adel jeden Einfluß auf das Volk verloren hat. Die Pächter aber — meist Juden — saugen den Bauern den letzten Blutstropfen aus. Adel und Bauernstand sind von einander getrennt, seit eine neue Klasse von Menschen, die jüdischen Pächter, sich zwischen sie gedrängt haben und jede Verständigung der beiden Klassen vereiteln. Der Gegensatz wird noch dadurch erhöht, daß der Militärstaat und die Bureaukratie fortwährend neue Forderungen an den Besitzer des Bodens stellen. Wenn der Bauer hört, daß eine neue Reform eingeführt wird, so weiß er schon, daß man seine Steuern wieder erhöhen wird. Im Komitat, im Parlament, bei den Gerichten begegnet der Bauer den adeligen Herren; und den Haß gegen das erdrückende Regirungsystem überträgt er auf die Personen — auf die „Herren" —, die das System durchführen. Die Aufregung der Gemüther wird noch durch die kirchlichen Reformen gesteigert, weil die Geistlichen gegen die Civilehe agitiren und die Weiber fanatisiren. Es ist charakteristisch, daß die Bauern, so oft sie gegen die „Herren" und die Behörden demonstriren, zugleich die Abschaffung der Civilehe fordern.

Als man im Jahre 1552 die Führer des süddeutschen Bauernaufstandes vor den Reichstag rief, sagten sie: „Wozu sollen wir hingehen? Der Reichstag thut nichts für uns; er will nur immer, daß wir mehr zahlen sollen." Das Selbe gilt heute für Ungarn. Das Volk hungert und im Handumdrehen — vor leeren Bänken — wird ein Budget von 500 Millionen bewilligt. Den Geist, der die Regirung beseelt, charakterisirt am Besten der folgende Umstand. Vor vier Jahren, als am hiesigen Handelsplatz eine Krisis eingetreten war, stellte Wekerle aus dem Valuta-Goldfonds den Banken 20 Millionen zu drei Prozent zur Verfügung. Heute giebt der Ackerbauminister den hungernden Arbeitern 100 000 Gulden zur Aushilfe. In den Kellern ist das Gold angehäuft zur eventuellen Valuta-Regulirung und wird dort noch lange liegen; aber um die Hungersnoth zu stillen, findet die Regirung kein Mittel. Die Manlicher-Gewehre werden gewiß die Unruhen unterdrücken, aber dadurch wird der Agrarsozialismus nicht aus der Welt geschafft; dazu wäre eine organische Hilfe nöthig, dazu brauchten wir schöpferische Politiker und nicht Regirungmänner, die in den Tag hinein leben und nicht eine einzige Idee zur Beseitigung des Uebels hervorbringen.

Trotzdem liegt die größte Gefahr nicht in dem Agrarsozialismus selbst, denn das ungarische Volk ist viel zu nüchtern, um sich von den Anarchisten auf die Dauer dupiren zu lassen. Die höchste Gefahr für Ungarn liegt in der Verquickung des Bauernaufstandes mit der Nationalitätenfrage. Wenn es den Anarchisten gelingen sollte, die Agitation vom Alföld nach Siebenbürgen unter die rumänischen Bauern zu tragen, dann werden wir Dinge zu hören bekommen, die die civilisirte Welt in Staunen versetzen werden. Die rumänischen Bauern werden wiederholen, was sie in den Jahren 1848 und 1849 gethan haben: sie werden zu Hunderttausenden das Land durchziehen und rauben, brennen und morden. Um einer solchen Katastrophe vorzubeugen, wäre es die Pflicht der Regirung, an die Lösung der Nationalitätenfrage zu schreiten oder wenigstens einen modus vivendi mit den Rumänen, Serben und Slovaken zu finden. Die Chauvinisten behaupten, Das sei unmöglich; man könne nur mit Gewalt die Nationalitäten niederhalten. Das ist falsch. Die überwiegende Mehrheit der Nationalitäten ist versöhnlich gesinnt, wird aber von den Ultras terrorisirt. Ein serbisch-kroatischer Führer, der oppositionelle Staatsmann von Zsivkovics, veröffentlichte im Budapester Tagblatt einen Artikel, in dem er den Weg andeutete, der zur Lösung der Nationalitätenfrage führen könnte. Er sagt: „Die Mehrheit aller Nationalitäten würde die ungarische Staatsidee und die ungarische Sprache als Staatssprache anerkennen, wenn die Chauvinisten nicht zugleich forderten, daß die ungarische Sprache auch in allen Verwaltungzweigen — mit gänzlicher Ausschließung der Sprache der verschiedenen nicht ungarischen Nationalitäten — zur Geltung komme. Die Nationalitäten sollten durch Zulassung der Anwendung ihrer Sprache im Gemeinde-, Gerichts- und Verwaltungwesen zu ihrer Entwickelung freien Spielraum erhalten und ihr Schulwesen sollte in dem der nationalen Ausbildung entsprechendem Sinn geregelt werden. Schließlich verlangen sie die gerechte Eintheilung der Kreis- und Wahlbezirke, wodurch die gesetzliche Möglichkeit geboten würde, daß sie an den Staatsgeschäften verfassungmäßig theilnehmen können. Auf diese Weise würde sich die ungarische Staatsidee auch bei den nicht ungarischen Nationalitäten Eingang verschaffen." Dieses juste milieu-Programm findet bei den Chauvinisten keinen Anklang; die Regirung aber ist den Chauvinisten gegenüber machtlos, denn nur dadurch kann Banffy sich noch halten, daß die Chauvinisten ihn als ihren Gesinnungsgenossen betrachten. Ein Abgeordneter der liberalen Partei gestand neulich im Parlament, daß er 5000 Gulden für seine Wahl aus der Parteikasse erhalten und daß die Regirung drei Millionen für die Wahl ihrer Parteimänner ausgegeben habe. Die Opposition war darüber ganz entrüstet; nicht so der Ministerpräsident, der in einem Interview erklärte: „Ich gebe zu, daß unser Wahlsystem zahlreiche Gebrechen aufweist. Das wird aber so lange dauern, wie wir mit staatsrechtlichen Fragen zu kämpfen haben, und so lange es eine Partei geben wird (die Kossuthpartei), deren Programm mit dem bestehenden Staatssystem kollidirt. Hört Das einmal auf, dann wird die Korruption überflüssig sein." Nach Banffys Erklärung ist heute also die Korruption bei den Wahlen unvermeidlich. Wozu dann die parlamentarische Komoedie? Es wäre doch einfacher, die Beamten zu Abgeordneten zu ernennen und dadurch bei den Wahlen die drei Millionen zu ersparen.

Budapest. Graf Nikolaus Bethlen.

Pygmalions Marmorbild.

Pygmalion: (an einer Apollo-Statue arbeitend)
Die Hand ist lahm, — der Thon, der einst beflissen
Ein Diener meines Willens war, ist hart.
Das ist nicht mehr des großen Künstlers Art!
Ein tück'scher Gott hat mir die Kraft entrissen.
Ich knete, drücke, wälze mich im Staube,
Und wo ich einst den Stoff zum Größten fand,
Im Thon, jetzt ist er nichts als nasser Sand.
Mir fehlt der Flug des Geistes, fehlt der Glaube,
Ja, mir fehlt Alles, was mich einst erfüllte:
Der Gott, der mir die Liebessehnsucht stillte,
Nahm mit der Sehnsucht mir des Künstlers Kraft.
Einst war die Liebe meine Leidenschaft,
Doch aus dem Leiden floß ein frischer Quell,
Und wenn am Schwersten mich der Schmerz erfaßte,
Wenn alle Hoffnung in ein Nichts verblaßte,
Dann wards in meinem tiefsten Innern hell:
Was ich im Treiben dieser Welt verloren,
Das ward durch meine Kunst mir neugeboren.
Doch jetzt, da Aphrodite mich erhört,
Da keine Sehnsucht meinen Frieden stört,
Weil meines Herzens letzter Wunsch gestillt
Und jenes wundersame Marmorbild,
Von Blut durchflossen und von Geist durchwebt,
An meiner Seite mir als Gattin lebt,
Jetzt, da die Göttin höchstes Glück mir lieh,
Versagt der Arm und schweigt die Phantasie.

Psyche: (naht singend)
Ein bunter Vogel schwebt hernieder,
Singt helle, muntre Frühlingslieder,
Ein Schmetterling umflattert ihn
Und auf dem Felde Blumen blühn,
Schneeglöckchen, Veilchen, blauer Flieder,
Und alle singen heitre Lieder:
Mir wird so wonniglich dabei,
Das macht die Frühlingsmelodei.
Geliebter, he? Wo weilest Du?

Pygmalion: Mein Kind, hast Du die Augen zu?
Was birgst Du da in Deinem Schoß?
Laß doch die Hand vom Kleide los.

Psyche: Das sind die Blumen, die ich brach.
Pygmalion: Du bluteſt —
Psyche: Weil die Roſe ſtach,
Die Wilde, die im Sterben ſticht.
Pygmalion: Wie ſteht der Kranz Dir zu Geſicht!
Psyche: Ich wand ihn für des Meiſters Haupt.
Daß ich Euch ſchmücke, Herr, erlaubt.
Pygmalion: Der Kranz, mein Kind, gebührt mir nicht;
Als ich in Finſterniß mich wähnte,
Mich nach dem Sonnenſtrahle ſehnte,
Da ſchuf mein Geiſt mir ſelbſt das Licht.
Du biſt das Licht, das ich entzündet,
Du haſt des Meiſters Glück gegründet.
Doch meine Kunſt iſt wie geblendet,
Seit mir der Schalk ins Haus geflogen:
Einſt war die Muſe mir gewogen, —
Jetzt bleibt das Kunſtwerk unvollendet.
Psyche: Das darf den Meiſter nicht erſtaunen,
Der Marmor ſtillt nicht mehr Dein Sehnen,
Er kann nicht lachen, kennt nicht Thränen,
Weiß keine unſrer Weiberlaunen.
Was er Dir ſagt, verſtehſt Du kaum,
Sein Leben iſt ein blaſſer Traum.
Ich aber, ich bin Wirklichkeit:
Hier unter dieſem weißen Kleid
Hörſt Du mein Herz ganz deutlich ſchlagen.
Fühlſt Dus? Sei ſtill, Du hörſt es ſchon,
Das eine Wort, Pygmalion.
Und da willſt Du mit Kunſt Dich plagen?
Pygmalion: Du biſt ein Weib mit allen Tücken ...
Psyche: Darf ich Dich jetzt mit Blumen ſchmücken?
Pygmalion: Gieb Deine Blüthen, ſüßer Traum,
Gewebt aus Duft und Meeresſchaum.
Ich will vergeſſen, daß die Kraft,
In Stein zu bannen mein Empfinden,
Aus unbegreiflich dunklen Gründen
Für immer mir hinweggerafft.
Was iſt die Sucht nach allem Glanz,
Was iſt der Ruhm? Der Lorberkranz,
Wie welk erſcheinen ſeine Zweige,
Wenn ich an Deinen Lippen hänge,
Unendlich weitet ſich die Enge,
Ich ſchlürfe Wonne bis zur Neige.

* * *

Pygmalion. Demophilos.

Demophilos: Nun gut, mein Freund, ich will nicht lächeln,
Ich billige den Liebesrausch,
Und doch, — ein sonderbarer Tausch!
Was Du empfängst, ist wie ein Röcheln,
Ist ohne Farbenpracht, ein Wust,
Ist nur verkappte Sinnenlust,
Die Du gemein hast mit der Heerde
Der großen Menge auf der Erde,
Ja, die das Thier erfaßt als Brunst, —
Und dafür opferst Du die Kunst,
Die Dich befreit aus Erdengruft
Und kühn emporträgt in die Luft,
Auf jene himmelsnahe Flur,
Auf der Dein Geist mit Götterstärke
Phantastisch sich gestaltet Werke,
Sich in den Dienst zwingt die Natur.

Pygmalion: Aus Deinen Worten tönen wieder
Die halb vergessnen Kindeslieder,
Die längst entschwundne Jugendzeit,
Mit ihrem Hoffen, ihrem Bangen
Und dem unsagbaren Verlangen
Nach höherer Glückseligkeit.
Wer so wie ich nach Glück gerungen,
Wer so gejauchzt und so gestöhnt,
Der hat des Hoffens sich entwöhnt,
Hat die Begeisterung bezwungen.
Wo einst die Welt mir nicht genügte
Und sich der stolze Sinn kaum fügte
In die beschränkte Erdenbahn,
Da streift' ich ab den falschen Wahn,
Der mich so quälte zum Ermüden,
Bis in den Traum hinein mich plagte,
Und seit ich diesem Wahn entsagte,
Bin ich fast glücklich, bin zufrieden.

Demophilos: Weil Deinem Ohr der Sang nicht tönt,
Hast Du des Schaffens Dich entwöhnt
Und übst nicht mehr die Symphonie,
Treibst nur noch Schäfermelodie.
Glaub' mir, die Liebe, die Du fühlst,
So viel Du auch mit Worten spielst,
Sie ist kein Zeichen Deiner Stärke
Und ist von Größe grundverschieden.
Der Starke fühlt sich nur zufrieden,
Wenn er sich Welten schafft durch Werke.

Pygmalion: Was lockst Du mich zu neuem Schaffen?
Ich bin ergeben dem Gefühl.

Demophilos: So spricht der Geist, der im Erschlaffen:
Du opferst Ernst dem Kinderspiel.

Pygmalion: Soll ich verlassen, die ich schuf,
Der ich zur Dankbarkeit verpflichtet?

Demophilos: Sie hat die Kraft in Dir vernichtet!

Pygmalion: Hinweg, — dämonisch klingt Dein Ruf.

Demophilos: Es ist der Ruf aus göttlichem Gefilde,
Auf dem die Sonne neuen Ruhmes lacht,
Es ist ein wilder Sang aus grimmer Schlacht,
Du siegst: und es entspringt ein neu Gebilde.
Die Hoffnung schon erschüttert Deine Glieder, —
Leb wohl, mein Freund: Du siehst mich wieder.

* * *

Psyche. Pygmalion.

Psyche: Ich sah Dich nie so aufgeregt,
Es stürmt in Dir wie Wirbelwind.

Pygmalion: Was mich im Innersten bewegt,
Ist eine Welt, geliebtes Kind.

Psyche: Die bösen Geister, die Dich locken,
Vertreibe sie von unsrer Schwelle.

Pygmalion: Dein Bitten klingt wie Silberglocken,
So kindlich rein, so sonnenhelle.

Psyche: Wenn Du mich liebst, was soll die Schlacht,
Der Friede ists, den ich empfinde.

Pygmalion: Du bist die Tugend, ich die Sünde,
Du bist der Strahl und ich die Nacht.

Psyche: Pygmalion, was willst Du sprechen,
Was ists, das furchtbar Dich ergreift,
Welch Schreckensplan ist Dir gereift!
Du willst mit Deiner Psyche brechen!

Pygmalion: Mit Psyche? . . . Nie! Du wirst so blaß,
Du schauderst, zitternd wie vor Frost,
Und scheu senkst Du den Blick, — o laß
Ein Wort mich hören, mir zum Trost.
Sag, daß Du meiner Liebe traust,
Auch wenn mein Blut empor jäh wallt,
Wenn meine Zunge Thorheit lallt,
Daß Du auf meine Treue baust.

Gieb einem Bettler höchsten Lohn
Durch einen Laut —
Psyche: (hingerissen) Pygmalion!

* * *

Psyche.

Psyche: Der Sonnenball senkt sich ins Meer,
Es leuchtet auf das Sternenheer
Und Nebel aus den Thälern fließen, —
S' ist Zeit, ich will die Hütte schließen.
Ach, Psyche, Psyche, hab' Geduld,
Es ahnt mein Herz, er kehrt zurück,
Zu grausam wäre das Geschick,
Die Gottheit straft nicht ohne Schuld.
Es trieb ihn fort mit tausend Armen, —
Ließ mich allein mit meinem Jammer,
Hier sitz' ich nun in meiner Kammer
Und sehne mich bis zum Erbarmen.
In jedem Ton vernehm ich ihn,
Mein Aug' erspäht aus jedem Schatten
Den treulos mir entfloh'nen Gatten,
Ach, könnt' ich doch zurück ihn ziehn!
Komm her, Du Stuhl, auf dem er saß,
Du Cither, die er herrlich spielte,
Als er noch Liebe für mich fühlte,
Als er die Welt mit mir vergaß.
Sing' wieder muntre Frühlingslieder
Vom Silberquell und Blüthenduft —

(Die Cither entsinkt ihr)

Es geht ein Schauer durch die Luft,
Ich fühle es: er kehrt nicht wieder.

* * *

Ein Festplatz. Links ein Brunnen, aus dem Wein fließt. Buntes Volksgemenge.

Ordner: Hinweg, Ihr Laffen, — Tod und Pest!
Was drängt Ihr, schon des Weines voll,
Ihr irrt natürlich Euch im Fest,
Nicht Bacchus feiern wir, Apoll.
Bürger: Schrei' uns doch nicht so ins Gesicht,
Uns kümmert nur der schöne Strahl,

Der spendet Wein heut ohne Wahl,
Zu wessen Ehren, schert uns nicht.

Trinker: Mein Freund, Du sprichst nicht mit Vernunft.
Es will mich nämlich so bedünken,
Wohl schert es unsre Säuferzunft,
Für welchen Gott wir uns betrinken.

Bettler: Ihr Herren, gebt vom Ueberfluß
Doch einem Blinden Etwas ab,
Mein Leben gleicht dem dunklen Grab,
Durch Mitleid stärkt Ihr den Genuß.

Ritterknabe: Wie sitzt der Mann in sich gekauert,
Er sieht so krank und elend aus.
Ihn hungert bei dem Freudenschmaus,
Ich geb' ihm Gold, weil er mich dauert.

Ritter: Gieb ihm die Börse, — gieb sie ganz,
Doch was Du thust, Du mußt bedenken,
Durch Mitleid läßt kein Mann sich lenken,
Uns zwingt das Pathos der Distanz.

Dirne: (am Arm eines Soldaten):
Ob Du mirs glauben willst, ob nicht, ich schwöre,
Schon eine Woche bin ich tugendhaft,
Wenn ich Dein Liebeswerben heut erhöre,
Thu' ichs aus Leichtsinn nicht, aus Leidenschaft.

Junges Mädchen: (sittsam an der Seite eines Jünglings):
Mit Eurem Freund meint Ihr, — Ihr irrt,
(zerstreut) Mir wird so bang hier und so heiß,
Das fühlt' ich nie, bin ganz verwirrt.

Jüngling: So liebst Du mich, mein Kind?

Sie: (kokett) Wer weiß?

Dichter: (beiden Paaren nachsehend)
Die Liebe und ihr Zerrbild, die Gemeinheit:
Wie eine Welt so groß der Unterschied,
Wer Beide wähnt als eine Einheit,
Den geißle ich in meinem Lied.

Ein Zweifler: Ich rathe gut, wähl Dir den Knittel
Zu allen Deinen Liebesliedern,
Und hüte Dich vor dem Zergliedern,
Der Zweck ist gleich, nur nicht das Mittel.

Dilettant: Begeistert bin ich stets und voll von Plänen,
Selbst dieses Fest hier führt mich zum Parnaß, —
Und doch, ich fühls heraus, es fehlt mir was:
Ich zwing' kein Lächeln ab und keine Thränen.

Dichter: Mein Freund, ich will verrathen, was Dir fehlt,
Verstehst Du, was die Welle Dir erzählt,
Begreifst Du ihr Geflüster als Gebet?
Du bist ein kluger Mann, doch kein Poet.

Bürger: Seht hin, sie bringen den Apoll.
Das Haupt, dem dieses Werk entsprungen,
War von des Gottes Geist durchdrungen,
Die Gottheit spricht aus jedem Zoll.
Neider: Dein Urtheil ist kritiklos und banal,
Das Werk entspricht nicht meinem Ideal.
Ihr könnt den Meister tausendmal bekränzen,
Ich finde, eng gesteckt sind seine Grenzen.
Ein Weiser: Der spricht stets von der Menschheit Grenzen,
Hält Alles für verfehlt und schief,
Ist selbst total unproduktiv,
Die schlimmste Art der Impotenzen.
(Die Tänzerinnen nahen.)
Chor: Rhythmisch heben sie den Fuß,
Senken ihn gleich wie zum Gruß,
In der Art liegt tiefster Sinn,
Schweigend spricht die Tänzerin.
Wie sie heben, wie sie beugen,
Schmiegsam sich zur Erde neigen,
Das ist Hoffen, Das ist Sehnen
In der Sprache der Hellenen.
Trommeln wirbeln, die Trompete
Tönt, es naht der Gott Apoll,
Senkt die Kniee zum Gebete,
Jeder ihm die Ehre zoll'.
Ihm, dem Tröster und dem Rächer,
Mit der Leier, mit dem Köcher,
Hell umstrahlt vom Glorienschein,
Steht sein Bild aus Elfenbein.
Und der Mann, von Gott gesendet,
Der das Kunstwerk kühn vollendet,
Daß es unsre Insel sühne,
Naht am Arme seiner Phryne.
Seht, er gleicht dem Göttersohn,
Kühn entflammt aus seinen Blicken
Das begeisterte Entzücken,
Alles jauchzt: Pygmalion!
Pygmalion: Freu' Dich, Phryne, Du hast Theil
An dem rauschenden Triumph.
Als das Schwert mir alt und stumpf,
Gabst Du mir den Donnerkeil,
Gabst die Freiheit im Gefühl,
Sieh, Das ist des Künstlers Ziel,
Ist der schönste Himmelsgruß,
Freude, Freiheit im Genuß.
Wer kann meinen Rausch ermessen,
Was vergangen, sei vergessen.

Erster Bürger: Was drängst Du mich, steh fest auf Deinen Beinen.
Zweiter Bürger: Es ist das Mädchen hier, sie scheint zu weinen.
(Psyche wird ohnmächtig)
Dritter Bürger: Da fällt sie um, wird bleich und blasser.
Zweiter Bürger: Das macht die Hitze, gebt ihr Wasser!
Dritter Bürger: Du armes Kind, vorhin blickt' sie so heiter!
Ordner: Gebt Platz, Ihr Bürger, unser Zug geht weiter!

* * *

Psyche.

Psyche: Die müden Füße schleppten mich zur Hütte,
Es ist vollbracht — der letzte schwere Gang.
Noch tönt im Ohr der rauschende Gesang.
Ihr Götter, höret Psyches letzte Bitte
Und laßt mich träumen, was ich lang geträumt,
Zeigt das Gefilde wieder, das umsäumt
Vom rothen Goldesstrahl in ew'ger Stille
Den müden Geist mit süßem Schlaf umhülle.
O seht auf Euer Kind barmherzig nieder
Und wandelt in den Stein die kranken Glieder.
Nicht Worte find' ich für mein heißes Sehnen,
Ich bitte Euch mit Seufzen und mit Thränen.
Chor: (von oben tönend) Deine Thräne wird zum Wort,
Deine Seufzer zum Gesang,
Führen Dich zum letzten Gang,
Zu dem heiß ersehnten Ort.
Alles Leben ist ein Wähnen,
Alles Lieben ist ein Sehnen,
Ohne Rast und ohne Ruh
Jagen sie dem Ende zu.
Doch die Gottheit lächelt mild,
Sei gegrüßt, Du Marmorbild!
In den Adern fühlst Du schon,
Statt des Bluts den Marmor fließen,
Wenn sich Deine Augen schließen,
Träume von Pygmalion.
Psyche: Habet Dank, Ihr höchsten Wesen,
Süß zu träumen, heißt, genesen.
Seht, er naht, er liebt mich wieder,
Wie versteinert sind die Glieder,
Welches Summen, welch ein Ton, —
Höchstes Glück, — Pygmalion!

(Sie ist in die Knie gesunken, ihre Arme beugen sich erwartungvoll nach vorn; da fällt ein heller Strahl auf das versteinerte Bild.)

Alfons Jaffé.

Berlin und London.

In den Zeitungen liest man seit Wochen, nur die Haltung des englischen Marktes drücke unsere Kurs- und Geldverhältnisse. Richtig ist, daß man jetzt in Berlin, Frankfurt, Hamburg jeden Morgen die letzten new-yorker Notirungen mit besonderem Eifer nachliest und jeden Mittag die Nachrichten über die londoner Tendenz gespannt erwartet, — schon deshalb, weil drüben Etwas vorgeht, während an unseren Börsen Lethargie herrscht. Mindestens mitschuldig daran sind die Reformgesetze, unter denen der oft besprochene Uebergang vom börslichen zum banklichen Effektenverkehr sich nur allzu rasch vollzieht; über Jahr und Tag freilich werden die früher zahlreichen Zwischenhändler, zu denen auch die Mittelfirmen zu rechnen sind, die Narben kaum mehr fühlen. Jetzt ist dieser Uebergang aber noch fühlbar und es wäre nützlich, wenn die Statistik feststellte, in welchen Branchen die Flüchtlinge aus dem Courtagen- und Spekulationgebiet ihre Nahrung suchen.

Von einem lebhafteren Börsenverkehr ist also keine Rede mehr. In Berlin wirkt es heute schon wie ein Ereigniß, wenn auf dem Maklermarkt einmal ein Bankier oder dessen Vertreter erscheint und außer den bereits früher ertheilten Ordres eine plötzlich gefaßte spekulative Meinung zum Ausdruck bringt. Die große Spekulation hat eben aufgehört oder tritt, von hundert Augen bewacht und von hundert Köpfen nachgeahmt, doch nicht mehr in der früheren Form hervor. Den Großen fehlt die Vielheit der Gegenpartner, die einst bei relativ kleinem Depot in Privatbankhäusern spielen konnten. Vorläufig flüchtet dieses Publikum in die berliner Wechselstuben, deren Zahl noch durch die der Breslauer Diskontobank vermehrt worden ist. Das ändert aber an der Thatsache nichts, daß auch jetzt noch die meisten Wechselstuben nur wenig zu thun haben.

Lehrreich ist freilich auch der scheinbare Einfluß Londons. In leicht erklärlichem Selbstbewußtsein glaubten die Meisten, die den Dingen fern stehen, schon, Deutschlands Bank- und Börsenwesen ruhe ganz in sich selbst und brauche sich um das Ausland gar nicht mehr zu kümmern. Da erschien am politischen Horizont die Kuba-Frage, die für unsere Interessen kaum ein Wölkchen bedeutet, — und nun blicken wir dennoch auf alle wechselnden Phasen des Zwistes so gespannt, als ob wir die Kapitals- und Handelssorgen der Engländer und Amerikaner zu theilen hätten. Man stößt da eben auf die geheimnißvolle Solidarität der Interessen, die mit „Brief" oder „Geld" im Kurszettel nicht erklärt ist. An verschiedenen Stellen der Erde sind dunkle Punkte sichtbar geworden und Aller Augen richten sich auf England. So lange die Entschlüsse des amerikanischen Kongresses noch unbekannt waren, hätten die deutschen Börsen inkonsequent gehandelt, wenn sie den alten Glauben aufgegeben hätten, der in dem Konflikt zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien überall nur new-yorker Baissemanöver wirksam sah. In Paris und London hat man sich bei solcher Unklugheit nicht so lange aufgehalten.

Es wäre falsch, wollte man den Mißerfolg der chinesischen Anleihe in England gerade auf die eben erwähnten Kriegsbefürchtungen zurückführen. Nein: in diesem Fall haben sich Englands Kapitalisten nur sehr national gezeigt. Während ihre Banken zu der Anleihe bereit gewesen waren, sobald ihnen Lord Salisbury das Interesse an der metallisch gesicherten Freundschaft mit China geschildert hatte,

schien plötzlich, als der Termin näher rückte, das Bild verändert. Die ungeheuren Erwerbungen Rußlands in Ostasien waren bekannt geworden; und so wurde nur der halbe Betrag der Anleihe in England gezeichnet. Das deutsche Publikum war weniger vorsichtig. Als einzelne Zeichnungsstellen bei uns so anständig waren, ihren Kunden mitzutheilen, daß sie die neuen Papiere in London bereits unter dem Subskriptionskurs haben könnten, bestanden die Hoffenden dennoch auf Zutheilung. Dabei hat das Publikum gewiß nicht der Frage nachgedacht, wie die Zinsenlast gedeckt werden könnte; die Zahl der Neugierigen wächst, die sich für den Modus interessiren, nach dem die Likinzölle einer genauen Verwaltung unterstellt werden könnten. Da übrigens in Berlin aus Hochadeligen und Bankleuten ein Konsortium zur Ausbeutung von Kohlenminen in Shantung gebildet worden sein soll, möchte ich nicht verschweigen, daß ich über die Qualität dieser Kohle recht Ungünstiges gehört habe. Aber es ist ja auch eine düsseldorfer Montanbank an dem Geschäft betheiligt und so erfährt die Welt vielleicht bald Näheres über den Werth oder Unwerth des deutsch-chinesischen Heizmaterials. Es wäre wohl etwas gewagt, Baumwollfabriken zu gründen, nur weil Kohle in der Nähe sein soll; und es ist merkwürdig, daß unsere ohnehin gedrückte Textilindustrie für eine so wichtige Exportfrage bisher nicht das geringste Interesse gezeigt hat. Jedenfalls hat das Deutsche Reich die Mission erfüllt, die Auftheilung eines Riesenreiches zu eröffnen, von dem nun besser vorbereitete Mächte die größten Bissen ungenirt verschlingen; dabei berufen sie sich mit Recht auf das Beispiel Deutschlands, obgleich wir, trotz allem Prunk und Lärm der Demonstration, uns mit einem recht bescheidenen Antheil begnügt haben.

Die Banken, die für ihre Kunden noch Spanier liegen haben, mußten sich während der letzten Wochen mit Politik beschäftigen. So entstand ein Cirkular, das den unglücklichen Rentenbesitzern zwar die Einlösung des Aprilcoupons anzeigt, aber für den Julicoupon starke Zweifel ausdrückt und sogar den Rath durchblicken läßt, doch lieber zu verkaufen. Dieses Rundschreiben scheint einigen einflußreichen Zeitungschreibern mißfallen zu haben. Ein anderes Cirkular, von dem man an der berliner Börse sprach, könnte noch unangenehmer wirken. Man — vielleicht auch nur ein Baissespekulant — wollte nämlich wissen, eine erste Bank habe ihrem Publikum zum Verkauf der Industriepapiere gerathen. Da ein solcher Rath weniger mit Politik als mit den hohen Kursen jener Papiere in Verbindung zu bringen wäre, kann man der an der berliner Börse verbreiteten Meinung kaum zustimmen, die Abwärtsbewegung werde nächstens beginnen. In New-York und London glaubt man, der Ausbruch eines spanisch-amerikanischen Krieges, der ja Handel und Industrie Beschäftigung verschaffen würde, werde, mit dem Schwinden der Unsicherheit, eine rasche Erholung bringen. Natürlich macht man sich schon jetzt auf interessante Entdeckungen, wie leere Proviantmagazine u. s. w., gefaßt, aber auch auf ein technisches Schauspiel ersten Ranges, das zeigen würde, wie ein zu Wasser und zu Lande ungerüstetes Volk mit dem ihm eigenen maschinellen Geist sich schnell in eine kriegerische und schlagfertige Macht verwandeln kann.

Die Aufmerksamkeit, die London jetzt auf sich lenkt, hat wohl auch zu dem Gerücht geführt, die Diskontogesellschaft wolle dort eine Filiale errichten. Von unseren Instituten hatte bisher die Hamburger Kommerzbank eine englische Filiale in der London and Hanseatic Bank, ferner die Gruppe der Meininger Bank in der German Bank of London, die aber liquidirte. Ihnen folgte die Deutsche

und später die Dresdener Bank; auch die großen französischen Banken haben drüben Filialen. Es wäre an sich also nicht unwahrscheinlich, daß auch Herr von Hansemann über den Kanal ginge. Da man in Berlin eines Tages durchaus Hausse machen wollte, erzählte man, die Firma Samuel, Montagu & Co. sei von der Diskontogesellschaft erworben. Das wird zwar bestritten, aber die genannte Firma ist sehr reich und muß als ein erstes Haus in der Wechselarbitrage sehr liquide sein; dieser Umstand wäre bei einem Kaufpreis von mehreren Millionen Pfund für den Käufer nicht unwichtig. Wie die Dinge heute liegen, kann man unseren ersten Instituten noch eine Reihe der allergrößten Unternehmungen zutrauen; wir werden vermuthlich noch manche Kapitalsvermehrung und manche Auffaugung alter Firmen erleben.

In Rheinland-Westfalen ist einstweilen die expansive Kraft der Provinzbanken noch sehr groß. Dort giebt es Industriestädte, die trotz ihren 30 000 Einwohnern zu den verhältnißmäßig höchstbesteuerten der Monarchie gehören und in denen bisher eine Volksbank nach dem System Schulze-Delitzsch Alles war. Eine größere Provinzbank braucht also nur die Mitglieder einer solchen Genossenschaft einzuberufen, die ja recht gern ihrer Haftbarkeit ledig werden möchten, ihnen die eigene Aktie, falls der Kurs 130 oder 140 ist, in Tausch für die Antheile anzubieten, — und die Aktiengesellschaft würde in der nächsten Generalversammlung beschlossen werden. Zunächst kämen für solche Transaktionen in Frage: die Aachener Diskontogesellschaft, die Kommanditbank Peters & Co. in Krefeld und der Barmer Bankverein, während der Schaaffhausensche Bankverein, der in Emissiongeschäften eine größere Thätigkeit entwickelt, gegen eine Decentralisirung zu sein scheint. In einem Punkt dürften alle vier Banken übereinstimmen, selbst wenn sie es offiziell ableugnen: in einem gewissen Antagonismus gegen die Bergisch-Märkische Bank mit ihrer vorgreifenden Aktivität. Die rheinisch westfälischen Berichte lauten günstig, wenn auch einige Spekulanten das Gegentheil behaupten. Von der bloßen Erwähnung neuer Unternehmungen sollte man sich aber nicht blenden lassen. Hören wir z. B., daß von Deutschland aus Trambahnen in Argentinien „elektrisirt" werden sollen, so muß es doch erlaubt sein, sich zu erinnern, daß drüben Pferde und Futter spottbillig sind, während Kohle sehr theuer ist. Das wäre also ein Verlust bringender Fortschritt, wenn nicht von den schlauen Unternehmern eine List angewandt wird. Vielleicht aber bildet das Elektrizitätwerk, das in Argentinien arbeiten will, eine dritte Gesellschaft, der sie nur die theuren Maschinen liefert. Ein anderes erstes Etablissement begründet seine Aufsehen erregenden Preisherabsetzungen mit dem Rückgang der Rohstoffe, während doch Kupfer, Blei und Isolationmaterial hohe Preise haben. Man will eben dem Personal dauernde Arbeit verschaffen und hat, wie ich höre, sogar drei Arbeitschichten zu acht Stunden eingeführt.

Von der Stettiner National-Hypotheken-Kreditgesellschaft wurde viel gesprochen. Wenn man hofft, ihr würden unsere Pfandbriefinstitute mit Millionen Hilfe bringen, vergißt man eine Kleinigkeit. Diese Hilfe würde nämlich im Publikum den falschen Glauben hervorrufen, die soliden Hypothekenbanken hätten ein Interesse daran, den schlimmen stettiner Unfall zu vertuschen, — und dann wäre es mit dem festen Vertrauen auf die Sicherheit unserer Pfandbriefe für Jahre vorbei.

Pluto.

Notizbuch.

Das pariser Appellgericht hat das gegen Emile Zola gefällte Urtheil aufgehoben und das ganze Verfahren, dessen Hauptverhandlung vor den Geschworenen der Seine allein fünfzehn Tage währte, für nichtig erklärt. Die angeblichen Rechtsbeugungen, über die unsere journalistischen Zufallsjuristen so wundervoll zu wettern wußten, sind für diesen Kassationsspruch nicht in Betracht gekommen; sie wurden sogar von dem Referenten und dem Oberstaatsanwalt, die dem Angeklagten und Verurtheilten doch offenbar wohlwollend gesinnt waren, nicht als vorhanden anerkannt und werden selbst in unseren Dreyfusblättern nur noch schüchtern erwähnt, seit Mittelstaedts Artikel in der „Zukunft“ erschienen ist und der Rechtsanwalt Dr. Staub in seiner Deutschen Juristen-Zeitung gesagt hat, ein Vertheidiger, der sich vor deutschen Gerichten so benähme, wie der gepriesene Herr Labori es vor dem pariser Schwurgericht that, würde ungefähr eine halbe Million an Disziplinarstrafgeldern zu zahlen haben. Das Appellgericht hat die Nichtigkeit des Verfahrens ausgesprochen, weil der Strafantrag gegen Zola, statt von dem der bewußten Rechtsverletzung beschuldigten Kriegsgericht, von dem Kriegsminister Billot gestellt worden war, dem dazu die rechtliche Legitimation fehlte. Man könnte sich darüber wundern, daß dieser grobe Irrthum den der Regirung zur Verfügung stehenden Juristen so lange verborgen blieb; aber auch Zolas Freunde, an deren Spitze zwei frühere Justizminister und die Advokaten Demange, Labori und Clemenceau standen, haben ihn ja nicht bemerkt und man muß deshalb annehmen, daß die Rechtslage nicht ganz so klar war, wie sie jetzt scheint. Das kann uns, die wir uns nicht ohne zwingende Nothwendigkeit in die inneren Angelegenheiten anderer Länder, und besonders Frankreichs, zu mischen wünschen, übrigens ziemlich gleichgiltig sein. Wir brauchen auch nicht neugierig zu fragen, welche Mittel etwa angewandt worden sein könnten, um heimlich auf den Appellhof zu wirken, ob er sich für den Schimpf rächen wollte, den die Regirung seinem aus den Panamahändeln bekannten Mitgliede Quesnay de Beaurepaire schweigend zufügen ließ, oder ob von irgend einer Seite politische Intriguen angezettelt worden sind, um dem Ministerium Méline kurz vor den Wahlen noch Schwierigkeiten zu schaffen. Ein Ministerium, das sich solange am Ruder hält, hat, nach Bismarcks Wort, immer mit der haine inassouvie der Leute zu rechnen, die selbst gern endlich an die volle Schüssel gelangen möchten. Herr Méline hat bisher aber im Verlauf der heiklen Sache eine so ungewöhnliche Gewandtheit bewiesen, daß ihn auch der neueste Streich kaum ernstlich schrecken wird. Er kann ruhig sagen: Wir haben erreicht, was wir wollten; ein Volksgericht hat in voller Freiheit Zola zu der schwersten Strafe verurtheilt, mit der das Gesetz sein Vergehen bedroht, und der Spruch des Appellhofes hat den Zweiflern gezeigt, daß in unserem Frankreich die Politik nicht die Justiz hemmt, daß vielmehr das Recht herrscht, das strenge, heilige Recht allein. Es wäre immerhin unangenehm gewesen, einen Mann vom Range Zolas ein Jahr lang im Gefängniß festzuhalten, selbst wenn dieses Gefängniß so fidel ist wie die politische Abtheilung von Sainte-Pelagie. Daß dem großen Epiker dieses Schicksal nun erspart bleibt: darüber dürfen auch Die sich freuen die mit Mittelstaedt finden, Zola habe „die über ihn verhängte Strafe im vollsten Maße verdient“. Er hat üble Mittel angewandt, eine betrübende Unkenntniß der Rechtszustände verrathen, allzu sehr — und allzu spät — an die Art erinnert, wie der gerade von ihm so grausam verspottete Victor Hugo Politik zu treiben pflegte

und durch mangelndes Augenmaß sein Vaterland hart an den Rand des Abgrundes gebracht; aber seine Absicht war rein und er bedeutet der für den Kulturwerth großer Dichtung empfänglichen Menschheit zu viel, als daß man wünschen könnte, ihn ein Jahr lang der Bewegungfreiheit beraubt zu sehen ... In deutschen Blättern las man, er sei jetzt „freigesprochen" worden; diese Angabe ist natürlich falsch und beweist leider wieder einmal, daß unsere Dreyfüsler sich noch immer nicht entschließen können, die Sache mit der besonders für Deutsche gebotenen kühlen Ruhe und Objektivität zu behandeln. Und doch sollten sie inzwischen gemerkt haben, was ihr Wüthen schon angerichtet hat. Der Antisemitismus ist in Kreise gedrungen, die ihm früher verschlossen waren; und der Aufsatz Après le procès, den Ferdinand Brunetière im zweiten Märzheft der Revue des deux mondes veröffentlicht hat, lehrt, daß ein tiefes Mißtrauen gegen jüdisch-kapitalistische Machenschaften undurchsichtigen Wesens in Frankreich heute bereits die feinsten Geister ergriffen hat. Das mag man bedauern; staunen darf man darüber nicht. Hier ist die Möglichkeit, daß der frühere Hauptmann Alfred Dreyfus unschuldig ist, immer betont worden; aber hat man je erlebt, daß für einen angeblich unschuldig Verurtheilten eine Welt alarmirt und, gegen alle offiziellen und populären Gewalten, gegen die Regirung, das Heer und die Volksstimmung, von einer winzigen, aber an Kapital reichen Minderheit der Kampf Jahre hindurch fortgesetzt wurde? Das Kapital hat nie eine stärkere Kraftprobe abgelegt; und da dieses Kapital zum großen Theil im Besitz von Israeliten ist, kann kein Verständiger sich wundern, wenn die Antisemiten sich vergnügt die Hände reiben und wenn gerade jetzt als Ausdruck höchster politischer Weisheit das Bild Forains betrachtet wird, das einen reichen, feisten Hebräer an seinem Geldschrank zeigt und die — von Drumont und seinen Leuten auf die Entscheidung des Appellhofes bezogene — Unterschrift trägt: Patience! ... Avec ça, on a le dernier mot!

* * *

In Elberfeld wurde am letzten Märztage ein Bismarck-Denkmal enthüllt. Die Einladung zur Feier hatten die folgenden Herren abgelehnt: die Kommandirenden Generale des siebenten und achten Armeecorps, die Kommandeure der vierzehnten Division und der siebenundzwanzigsten Brigade — die Generale von Goetze, Erbgroßherzog Friedrich von Baden, Heinrich XVIII. Prinz Reuß, und der Generalmajor von Schierstedt —, der Oberpräsident der Rheinprovinz, Excellenz Nasse, und der Landeshauptmann der Rheinprovinz, Geheimrath Klein. Alle diese Herren waren durch „unaufschiebbare Geschäfte" verhindert, der städtischen Feier beizuwohnen.

* * *

Nicht weit von Elberfeld liegt Essen, die geschäftliche Hauptstadt des Ruhrkohlenreviers. Da sollte im März ein Konzert veranstaltet werden, dessen Ertrag den Angehörigen der Opfer des letzten großen Grubenunglückes überwiesen werden sollte. Die Grubenverwaltung erklärte aber, für die Hinterbliebenen sei schon ausreichend gesorgt; und so ließ man den Konzertplan wieder fallen. Schade. Falsche Scham ist auf Kosten der Aermsten stets recht übel angebracht. Gewiß hat die Grubenverwaltung nicht nur ihre rechtlichen, sondern auch ihre moralischen Verpflichtungen erfüllt und ihr Verhalten verdient keinen Tadel; aber war es deshalb denn nöthig, die private Wohlthätigkeit in ihrem Walten zu hemmen? Ein paar Zahlen werden die Antwort erleichtern. Nach dem Gesetz erhalten 19 kinderlose Wittwen jähr-

lich zwischen 275 und 151, im Durchschnitt 224 Mark oder 62 Pfennige auf den Tag. 39 Wittwen, von denen die meisten mehr als zwei Kinder haben, erhalten jährlich im Durchschnitt 644 Mark oder 1,77 Mark auf den Tag. Das sind für eine Stadt, wo der Kommandirende General 31 000, der Divisionär 19 000 und der Oberbürgermeister — abgesehen von dem wahrscheinlich hohen Einkommen als Mitglied des Aufsichtrathes einer Straßenbahngesellschaft — 24 000 Mark jährlich bezieht und wo mehr Millionäre wohnen als in mancher königlichen Hauptstadt, am Ende wohl nicht gerade glänzende Jahreseinnahmen und man braucht nicht Sozialdemokrat zu sein, um zu wünschen, so schroffe Gegensätze möchten beseitigt oder doch gemildert werden. Am vierten Mai 1897 wurden bei dem Brand in der pariser rue Jean Goujon 124 Menschen getötet; die Mehrheit der Hinterbliebenen war so gestellt, daß ihre Monatseinnahmen ungefähr den Jahrespensionen glichen, auf die in Essen die höchsten civilen und militärischen Würdenträger Anspruch haben. Dennoch verschmähte man damals die private Wohlthätigkeit nicht. Eine Dame gab 200 000, der Deutsche Kaiser spendete sofort 10 000 Francs und die vom Figaro veranstaltete Sammlung brachte in einer Woche 229 000 Mark. Nach dem westfälischen Grubenunglück, das 116 arme Teufel tötete, brachte die von dem verbreitetsten Annoncenblatte der reichen Stadt Düsseldorf veranstaltete Sammlung nach fünf Wochen 262 Mark. Um die selbe Zeit kam ein Delegirter der Vaterländischen Frauenvereine aus Berlin ins Ruhrkohlenrevier, um „im Allerhöchsten Auftrage Unterstützungen zuzuweisen und die noch im Krankenhause weilenden Verletzten zu besuchen". Trotzdem wäre der Ertrag eines Wohlthätigkeitkonzertes den Armen gewiß nicht unwillkommen gewesen.

* * *

Im Berliner Tageblatt las man neulich: „Umfangreiche Modernisirungen und Umbauten sind auf dem in der kieler Staatswerft liegenden Prunkschiff ‚Hohenzollern' im Gange. Im Ausrüstungbassin ist man damit beschäftigt, die Masten herauszuheben und durch neue zu ersetzen, die fast fünf Meter höher sind als die alten. Durch diese Erhöhung der Takelage wird der Gesammteindruck der ‚Hohenzollern' ein noch imposanterer werden. Im Innern werden die Gemächer des Kaiserpaares aufs Prächtigste renovirt. Die Stufen der vom Deck nach den königlichen Gemächern führenden Treppen erhalten Granitlinoleum, die Räume eine prachtvolle Ausstattung. Auf dem Brückendeck erheben sich zwei eigenartige Baldachine für den Aufenthalt des Kaiserpaares. Auch eine Schiffspost wird an Bord eingerichtet. Nach der Rückkehr von einer mehrwöchigen Uebungfahrt wird am Heck ein prachtvoller, von Säulen getragener Balkon mit einer Galerie angebracht werden, der in direkter Verbindung mit den kaiserlichen Gemächern stehen und eine ganz besondere Zier der Kaiseryacht bilden wird."

* * *

„Ein Mitglied des Censorenamtes vom höchsten Range richtete an den Kaiser von China einen Appell, worin das ganze Tsungli-Yamen angeklagt wird, mit russischem Gelde bestochen zu sein. Die hierfür ausgegebene Summe übersteige zehn Millionen Taëls. Li-Hung-Tschang allein habe $1^1/_2$ Millionen Taëls erhalten. Der Censor fügt hinzu, er verlange eine Untersuchung und erbiete sich, sich enthaupten zu lassen, wenn Li-Hung-Tschang seine Unschuld beweisen könne; dagegen verlangt er, daß Li-Hung-Tschang hingerichtet werde, wenn ihm seine Schuld bewiesen werde." Also meldete Reuters Depeschenbureau neulich aus Tientsin. Es klang ein Bischen chinesisch, aber

China ist jetzt ja Trumpf und wir müssen uns mählich in die Sitten der Kuliheimath schicken. Herr Professor Hans Delbrück ist nicht Mitglied des Censoramtes vom höchsten Range und ich habe nie die Gelbe Jacke getragen, nie mich, wie der edle Li, in der Gunst der Monarchen und Plutokraten gesonnt. Das Verfahren aber, das der treffliche Hans Tapps mir gegenüber anzuwenden für passend hält, erinnert recht anmuthig an den Inhalt des Reutertelegrammes. Ich habe ihm, als er mich durch allerlei ungreifbare Schimpfreden provozirt hatte, drei Punkte genannt, in denen sein Vorgehen als Redakteur und Professor mir nicht anständig schien, während es in seinen Augen offenbar als anständig galt. Darauf hat er nicht mit einer Silbe geantwortet, wohl aber die dunkle Drohung ausgestoßen, er habe für „meine ehrenrührige Handlungweise einen urkundlichen Beweis in Händen". Ich ersuchte ihn „zunächst", diesen höchst interessanten Beweis ohne Säumen zu veröffentlichen, — wenn es ihm beliebe, in der „Zukunft", die ich, als dazu besonders geeignet, gern zur Verfügung stelle. Aber Herr Delbrück will nicht. Er hat an alle berliner Zeitungen — an manche, deren Leiter es doch nicht ganz korrekt fanden, nur den Schimpfer zum Wort kommen zu lassen, ohne Erfolg, wie ich rühmend hervorheben muß — einen „Offenen Brief an Herrn Maximilian Harden" verschickt, der den folgenden allerliebsten Satz enthält: „Wenn Sie es nicht selber wissen, daß das Urtheil über ein Wort, wie ich es gesprochen habe, dem Richter gebührt, so lassen Sie es sich sagen: auf die Beschuldigung einer ehrenrührigen Handlungweise antwortet man nicht, indem man Beweise verlangt, sondern, indem man klagt." In der feierlichen Großhanserei ist namentlich das „man" ganz reizend. Wenn Sie es nicht selber wissen, mein theuerster Herr Delbrück, so lassen Sie es sich sagen: es giebt im Deutschen Reich und in den ringsum liegenden Ländern sehr viele und sehr ehrenwerthe Männer, die auf eine aus dem Hinterhalt geschleuderte Beschimpfung unter keinen Umständen mit einer Klage, sondern, nach ihrer Standessitte, mit einer Herausforderung antworten würden. Und es giebt, besonders im politischen Leben, sehr viele Andere, die sich mit schweigender Verachtung begnügen würden. Bismarck hat, seit er nicht mehr Kanzler ist, nie wegen Beleidigung oder Verleumdung geklagt und sein kleinerer Antipode Eugen Richter hat die wildesten Beleidiger niemals vor ein Schöffengericht geschleppt. Renan schwieg, als er beschuldigt wurde, von Rothschild bestochen zu sein. Auch Lamprecht hat nicht geklagt, als Sie ihm literarischen Diebstahl und „Humbug" vorwarfen, Herr Hans Delbrück, und Sie haben, als er Ihren Anwurf als „Schmutz" bezeichnete und Sie später der „kindlichen Verdrehung" seiner Worte bezichtigte, von einer Absicht, ihn deshalb zu verklagen, bisher kein Sterbenswörtchen gesagt. Mit dem generalisirenden „man" müßten Sie also hübsch vorsichtig sein... Aber ich habe nicht das geringste Bedürfniß, mit Herrn Delbrück Offene Briefe zu wechseln, nicht den mindesten Wunsch, seiner gespreizten Pathetik nachzuahmen; für mich bleibt die Sache im Bereich der — niederen — Komik. Ich hätte viel zu thun, wenn ich alle Wichte verklagen wollte, die irgendwo Verleumdungen gegen mich niederlegen, und werde, ohne von Prinzenerziehern a. D. Belehrung zu erwarten, für etwa nöthige Kämpfe stets die Waffen wählen, die mir für den besonderen Fall geeignet und nützlich scheinen. Herrn Delbrück habe ich „zunächst" aufgefordert, seinen „urkundlichen Beweis" zu veröffentlichen und die Wahrheit seiner übrigen Beschuldigungen zu beweisen. Das that ich, weil ein Prozeß Monate lang dauert und weil es mir unverantwortlich scheint, mit der Enthüllung einer von einem an weithin sichtbarer Stelle wirkenden Manne angeblich begangenen „Infamie" so lange zu warten. Auch haben

wir gerade in den letzten Jahren mehr als einmal erlebt, daß öffentlich unlauterer Dinge beschuldigte und wirklich fleckige Leute den Mund weit aufrissen und riefen: Die Klage ist bereits eingeleitet und die schnöden Verleumder u. s. w.! Sie sagten sich: Bis zum Termin vergeht Zeit, ein Termin läßt sich hinausschieben oder vertagen, — also können wir noch ein Weilchen wenigstens den gekränkten Ehrenmann spielen. Ich habe keine Veranlassung, Lärm zu schlagen oder einen Zorn zu markiren, den ich nicht empfinde. Herr Delbrück hält es für passend, mit seiner Enthüllung, von der er sich also keinen überwältigenden moralischen Eindruck versprechen kann, noch ein paar Monate zu warten. Ich würde nicht eine Sekunde zögern, einen Menschen, dessen ehrenrührige Handlungweise mir urkundlich erwiesen ist, unschädlich zu machen. Aber der Geschmack ist verschieden und ich habe mich in der Erwartung nicht getäuscht, daß der Herr Professor die besondere Art seiner Geschmacksrichtung durch weitere Publikationen verrathen würde. Sein Offener Brief ist als Selbstanzeige unbezahlbar. Wenn der geschmackvolle Jugendlehrer aber geglaubt haben sollte, ich würde mich des Prinzipes wegen weigern, vor das Schöffengericht zu gehen, und ihm im engsten Kreis der Getreuen wenigstens die Rolle des braven Mannes lassen, der sein Reinigungwerk nicht vollbringen kann, weil ein Unreiner ihm ausweicht, — dann freilich hätte er sich getäuscht. Zur Vorlegung eines urkundlichen Beweises braucht man keine Gerichtsverhandlung. Aber ich habe nie daran gezweifelt, daß Herr Delbrück die Sache hinziehen will und habe, um Das auch Anderen zu beweisen, „zunächst" — nachdem ich mich schon vorher um einen Anwalt bemüht hatte — die öffentliche Aufforderung an ihn gerichtet. Er verweigert die Aussage und wird nun natürlich vor das Schöffengericht gestellt werden. Ich habe ihn verklagt, — nicht, wie er gern glauben machen möchte, weil ich das Bedürfniß empfinde, meine Unschuld zu beweisen, sondern, weil ich ihn auch aus seinem letzten Schlupfwinkel verdrängen und zeigen will, wie der Mann aussieht, der die Ehre hat, an der berliner Universität Lehrer der Jugend zu sein. Wie Lassalle einst zum Herrn Wackernagel, so spreche ich zu ihm: „Sie haben mich gezwungen, in Sie einzutreten; doch es soll wenigstens nicht Ihr Vortheil gewesen sein!" . . Und dabei fällt mir ein: der Vergleich mit dem chinesischen Denunzianten hinkt. Der Mann aus dem Reich der Mitte sagt doch offen, welcher Schandthat er den Träger der Gelben Jacke beschuldigt, während ich nicht einmal ahnen kann, welches schnöden Verbrechens ich angeklagt bin. Aber eine gewisse Aehnlichkeit mit dem chinesischen Handel ist doch vorhanden: denn auch diese Sache wird, so hoffe ich, den Kläger oder den Angeklagten am Tage des Gerichtes den Kopf kosten.

* * *

Unter den Lehrern und Lehrerinnen der berliner Volksschulen herrscht Jubel: ihre ohnehin schon so überreichlichen Einnahmen sollen vermehrt werden. Zwar ist die Gehaltsskala des Herrn Schulregenten Bertram, die z. B. den Wohnungzuschuß für verheirathete Lehrer von 650 auf 648 Mark herabsetzen wollte — „Das läßt sich vierteljährlich besser verrechnen" —, nicht angenommen worden. Aber die rühmlichst bekannte Firma Bertram & Co. sucht eifrig weiter und wird gewiß eine Skala finden, die weder die mittleren noch die unteren noch gar die oberen Gehaltsstufen verbessert und doch den Schein großmüthigsten Wohlwollens wahrt. Die Damen und Herren, die an berliner Volksschulen ihres Amtes walten dürfen, jubeln schon jetzt. Hoffentlich wird das Ei des Bertram bald gefunden, damit die reich Beschenkten, wie alle übrigen Freunde der „Zukunft", ein helles und frohes Osterfest verleben können.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. April 1898.

König Otto.

Während ringsum in Europa die früher scheinbar festesten Throne wankten, wurde, am siebenundzwanzigsten April 1848, Maximilian von Bayern, Ludwigs Erben, der zweite Knabe geboren. Es war eine böse Zeit für die Könige. Herr Omnes war wieder einmal aus langem Schlaf aufgestanden, hauste lärmend im Land und wollte den Lenker des eigenen Schicksals, den schrankenlos souverainen, spielen. Mit mißtrauischem Blick maßen, wenn sie sich unbeobachtet wähnten, die Monarchen die steile Höhe, auf der ihr goldenes Stühlchen stand, und ein Zittern befiel sie bei dem Gedanken, in der nächsten Stunde schon könnten derbe Fäuste hinauflangen und die Ragenden roh in das Gewimmel der Ehrfurchtlosen herniederzerren. Was sollte da unten aus den Verwöhnten werden, fern von dem bunten Troß, der sich vor Großen bückt, um vor Kleinen das Dienerhaupt desto höher tragen zu dürfen, der sich einen Charakter verleihen, ein glänzendes Münzlein oder farbiges Bändlein anhängen läßt, weil er durch die Kraft des eigenen Wesens und im selbst erworbenen Gewand nichts gelten würde, — fern von dem Glauben, der in den alten Liedern lebt und die Wehrlosen lange vor der Pöbelwuth schützte? Die Götter selbst sind verloren, wenn erst der Glaube an ihren himmlischen Ursprung welkt. Dem in der Wiege zappelnden Prinzlein mag die Amme die Weise vom Königssohn gesungen haben, der sich, da dem Vater Krone und Reich geraubt ward, als Taglöhner verdingen mußte; und der Bayernfürst Max mag den Kopf des Kleinen manchmal unruhvoll gestreichelt haben.

Er sollte, als Zweitgeborener, nach menschlicher Voraussicht nie die Last einer Krone tragen; aber würde der freche Empörergeist einer gährenden Zeit ihm auch nur sein Prinzenrecht gönnen oder den Verzärtelten aus der warmen Heimath scheuchen? Der Eltern Wille hatte den in schlimmer Stunde Geborenen Otto genannt, nach dem anderen Wittelsbacher, der als Feldherr und Staatsmann sich um Friedrich den Ersten so große Verdienste erwarb, daß er als Bayernherzog Heinrich den Löwen beerben durfte. Ob der kleine Otto je in das Ansehen dieses Namens hineinwachsen, im werdenden Reich der Deutschen aus eigenem Werth je Etwas bedeuten würde? Oder ward ihm bestimmt, ein letzter Königssproß zu sein, ein heimloser Prinz ohne Land, auf den die Menge höhnend mit dem Finger deuten würde, als auf Einen, der in die Zeit nicht mehr paßt und gespenstisch nun, mit längst erloschenem Anspruch, durch das helle Gebiet der Allbeherrscherin Demokratia spukt?

Er wuchs unter Gleichen heran, trat in das Heer und trug für Bayern zuerst und dann für die Einheit der deutschen Stämme die Waffen. Königssöhnen, so will es die unverrückbare Ordnung, ziemt nur der Kriegerberuf, ziemt, auch wenn sie vom Krieger nichts in sich haben, doch nur des Kriegers Kleid, der Schein der Wehrhaftigkeit, die der hohen Würde gesellt sein soll. Prinz Otto war wohl kein schlechterer Soldat als andere Fürstenkinder; er wahrte den Schein und schien ein Held, weil er nicht beim ersten Kanonenschuß in Ohnmacht fiel. Ein Fürst, der im öffentlichen Wandel nicht mehr Aergerniß giebt als ein Privatmann und Steuerzahler ruhigen Schlages, gilt schon als ein Musterbild ritterlicher Tugend. An dem Prinzen Otto war nichts auszusetzen und das Auge der Bayern leuchtete, so oft es den jungen Wittelsbacher in seines Wesens Freundlichkeit sah. Denn der Sturm des bösen Jahres war inzwischen verbraust, Herr Omnes hatte die allzu hastig errafften Waffen sorgsam wieder in die Zeughäuser geschleppt, das alte Treugefühl hervorgesucht,—und die Monarchen blickten getrost in die Tiefe nieder, aus der ihnen nun keine Gefahr mehr drohte. Auf der steilen Höhe stand das goldene Stühlchen wieder ganz fest; und ein Bischen weiter unten war eine goldene Wand gezogen worden, die Besitz und Bildung säuberlich von der wimmelnden Hunnenschaar trennen sollte. Das war die Errungenschaft des Großen Jahres. Eine sehr gute Einrichtung; denn nun mußte das wüste Gesindel erst die goldene Wand durchbrechen und die Reihen der Besitzenden und Gebildeten überrennen, ehe es sich an das goldene Stühlchen wagen konnte. Früher hatte der König mit dem Troß der Privilegirten oben gethront und sich kaum um das ungegliederte Gehudel da unten gekümmert. Als es ihm fürchterlich

zu werden begann, zogen Andere die schützende Wand; und damit sie gezogen und, als eine neue Abgrenzung erworbener Rechte, von Jedermann aus dem Volk anerkannt wurde, hatten von dem Gesindel ein paar hundert Namenlose ihr Leben gelassen. Die Königischen im Land kicherten in den Bart, rieben die Hände und raunten schmunzelnd einander zu: „Jetzt sind wir so weit; jetzt kann, wie in alten Zeiten, sogar ein Toller wieder die Krone tragen."

* * *

Prinz Otto, den des Vaters Hand einst in Sorge unruhvoll streichelte, dessen Fürstenzukunft einst unsicher schien, ist seit zwölf Jahren König von Bayern. Er weiß es nicht. Sein Geist ist umnachtet, war schon in undurchdringliches Dunkel gehüllt, als Ludwig der Zweite den Tod suchte und fand und seinem jüngeren Bruder die Krone ließ. Dem Volk blieb das gräßliche Schauspiel erspart, einen Irren im Purpur zu sehen, den weihenden Goldreif auf der Wölbung über einem zerstörten Hirn zu erblicken. Die Mauern von Nymphenburg, Schleißheim und Fürstenried haben den Aermsten spähsüchtiger Neugier verborgen. Nur allerlei Gerüchte krochen aus den Ritzen und wuchsen unterwegs. Der Bejammernswerthe sei in die niedersten Formen der Thierheit gesunken; keine Hemmung wilder Triebe mehr, kein noch so leises Flimmern der Erkenntniß, kaum die Spur einer Regung des Instinktes. Er falle gierig mit Mund und Fingern über die Krankenkost her, befriedige während des Speisens schamlos die Nothdurft, wälze sich auf allen Vieren durch die Säle und freue sich, wenn man ihn zum Schein auf harmlos Vorüberwandelnde schießen läßt, — auf Landeskinder, die er kraft seines Amtes zu schirmen berufen ist. Denn er ist König. Mit seinem Bilde werden die Münzen geprägt und der Fremde, der jenseits des Weltmeeres den schmalen Jünglingskopf betrachtet, ahnt vielleicht gar nicht, daß er einen geistig unrettbar Erkrankten vor sich hat. In seinem Namen wird Recht gesprochen, werden Todesurtheile verkündet und vollstreckt und ihn, den Unseligsten, sucht, bang verröchelnd, der letzte Ruf der aus der Menschengemeinschaft Gestoßenen, die vor der Grabesnacht schlotternd um Gnade winseln. Ihm leistet der ins Heer Eintretende den Eid der Treue, auf sein Haupt flehen die Priester am Altar den Segen des Höchsten herab. Er weiß es nicht, weiß nicht einmal, daß sein Bruder dem Wahnsinn verfiel und der greise Oheim an seiner Statt die Regentengeschäfte besorgt. Königliche Pracht umgiebt ihn, auf seinen irren Wink eilt die Dienerschaar hin und her, bückt sich und wedelt. Keiner wagt, ihm den Titel zu weigern, der nach göttlichem und menschlichem Recht ihm gebührt, und sogar seine Aerzte, die ihn doch in den

schwächsten Stunden sahen, sprechen in ihren Attesten ehrerbietig von dem psychischen Verhalten Seiner Majestät. Und diese Majestät wälzt sich auf dem Mosaikboden der Prunksäle und lallt unverständliche Laute.

... Ob in diesem lichtlosen Hirn nie, auch nicht für kurze Sekunden, ein Funke aufflammt, eine flüchtige Ahnung der furchtbaren Wirklichkeit erwacht? Ob je eine schnell geknüpfte und schnell gelöste Assoziation dem Irren plötzlich, wie im Blitzlicht, verrieth, daß er König ist und mit der Grimasse der Sklavenehrfurcht vorlieb nehmen muß, daß er wie ein krankes, ungütiges Thier lieblos gepflegt und wie eine allmächtige Majestät doch umdienert wird? Wenn Otto von Bayern eines Tages Krone und Purpurmantel heischte und in seinem Käfig vor den grinsenden Wärtern den König spielte!... Das Gitter des Käfigs ist dicht; nur Gerüchte dringen heraus. Wehe der Monarchie, wenn einem wahnsinnigen König Menschenverstand und Menschensprache wiederkehrten und er zu erzählen begönne, was er in den Minuten der Dämmerung, beim trüben Flackern des Bewußtseins, einst hörte und sah!

Früher hätte dumpfer Aberglaube solche Zweifel genährt. Die anthropocentrische Weltanschauung duldete den kränkenden Gedanken nicht, der irdische Herr der Schöpfung könne auf die tiefste Stufe der Thierheit sinken, in die Niederung seiner kreuchenden Diener; ihn mochten Dämonen und Schwarzalben plagen, aber sein vom Götterodem beseeltes Wesen konnte nie völlig entadelt werden. Der psychisch Kranke war heilig, war ein zu besonderem Zweck geweihtes Gefäß des göttlichen Willens, den kein nur den Alltagserscheinungen der Zeitlichkeit erschlossenes Auge zu ahnen vermag. Und gar ein vom finsteren Wahn umsponnener König: wer wollte das Telos erkennen, das hinter dem Gespinnst vielleicht geheimnißvoll waltete?... Reste des mystisch-poetischen Dämonenglaubens haben sich lange erhalten. Es ist bekannt, daß die bayerischen Bauern noch heute in Ludwig dem Zweiten nicht einen Kranken, sondern einen hochsinnigen Schwärmer sehen, den die Tücke schnöder Neider aus der Macht und dem Leben vertrieben hat. Die wirre Phantastik des Königs stützte diesen Kinderglauben; die Menge erfuhr nicht, daß Ludwig sich mit Stallknechten umhertrieb, plumpe Burschen zärtlich umfing und die höchsten Diener des Staates zwang, wie Hunde an seiner Thür zu kratzen, wenn sie Einlaß begehrten; sie vernahm nur von großartigen Bauten, prunkvollen Festen, einem königlichen Drang nach erhabener Einsamkeit und der Sehnsucht, Künstlerträumen für kurze Stunden den Schein der Wirklichkeit zu gewinnen. Und als die Wahrheit ans Licht sickerte, war im Massenempfinden die Legende nicht mehr zu entwurzeln. Ein wunderschöner König, der hoch oben

im weißen Gebirge hauste, unter den kleinen Leuten sich Freunde suchte, den Glanz entschwundener Tage wieder erstehen ließ und, wie ein in Menschengestalt vermummter Gott, auf goldenem Schlitten nachts durch die Schneefläche des Berglandes fuhr: Herrlicheres konnte kein Dichter dem Märchentrieb des Volkes ersinnen. Und damit nichts fehle, kam noch die dunkle Sage hinzu, der Einsame habe niemals ein Weib berührt, nach der verbotenen Frucht nie die reine Rechte gestreckt. Wie ein Sündenloser, von gemeiner Menschlichkeit nicht Befleckter, lebte er hinter blüthenweißen Schleiern, lebt er noch jetzt im Gedächtniß der Einfalt... Dem armen Otto war das Geschick nicht so gnädig. Sein Geist erkrankte, ehe sein Haupt die Krone trug. Das Volk hat ihn nie, wie so oft in guten Jahren den strahlenden Bruder, als König gesehen, nie eine edle Absicht an ihm bemerkt, ein hold ins Ohr klingendes Wort von ihm gehört. Niemand hat je an seiner Krankheit gezweifelt, über deren Fortschreiten und Stillstand Bulletins ausgegeben wurden, — und die nüchterne Knappheit der ärztlichen Ausdrucksweise mordet die Mystik. Wenn das Wort Gehirnerweichung einmal ausgesprochen ist, schwindet die Märchenstimmung auf Nimmerwiedersehen. Dann denkt man nicht mehr an der Furien Rache, die Iphigeniens Bruder peinigte, nicht an Lears grauses Rasen auf öder Haide: dann steht vor dem Sinn das Bild eines hilflosen Kranken, der im Mannesalter wieder zum Kinde geworden ist und den die Sorge der Wärter vor den Regungen wüster Bestialität bewahren muß. Das Mitleid bleibt, aber die scheue Ehrfurcht entweicht, denn dieser gepäppelte, gesäuberte, nur von thierischen Trieben erfüllte Leib ist nicht ein zu besonderem Zweck geweihtes Gefäß des göttlichen Willens, ist wahrlich nicht jeder Zoll ein König. Und die unverständige Einfalt selbst glaubt dem Arzt, der auf die Frage, ob in diesem lichtlosen Hirn nie ein Funke aufflammen, eine flüchtige Ahnung der furchtbaren Wirklichkeit erwachen kann, kühl und sicher antwortet: „Nein. Das psychische Befinden Seiner Majestät hindert jede Möglichkeit auch nur kurzen Erwachens aus düsterer Wahnsinnsnacht."

* * *

In Weimar steht, auf der Hügelkrümmung der Berkaer Chaussee, ein einsames Haus. Auch da wohnt ein geistig unheilbar Erkrankter, wohnt ein Mann, in dem die lyrische Grundstimmung stärker war als die scheidende, unterscheidende Kraft des Theoretikers der Erkenntniß und der mit so stürmischer Leidenschaft doch, wie sonst nur um irdischen Besitz, um das Gold und das Weib, gerungen wird, um die Erkenntniß der Wahrheit rang. Der Pfarrerssohn hatte sich auf das blanke Eis der höchsten Gletscherblöcke

gewagt, hatte das Haupt trotzig in den Himmel gereckt und war als ein Siecher dann, ein zum Geistestod Verdammter, thalwärts geschlichen. Er konnte sein letztes Wort nicht sprechen, — vielleicht nicht einmal sein vorletztes; aus dem heißen Wirbelsturm rastloser Entwickelung riß ihn das Schicksal und warf ihn, ein Häuflein entgeisteter Erde, auf dürren Strand. Er lernte den Weltruhm nicht kennen und mußte, schmerzlich oft stöhnend, auf den Beifall der Volksgenossen verzichten. Der Weltruhm ist gekommen, in den Vorhutgeistern seines Volkes ist die von ihm ausgestreute Saat aufgegangen: er weiß es nicht. Wohl ihm: er weiß auch nicht, wer ihn heute bewundert und wie die verhaßten Vielzuvielen mit schmatzenden Lippen jetzt die Quellen verpesten, die sein Zauberstab einst aus totem Gestein erweckte. Aber er hat gelebt, hat sich selbst, mit schon müden, zitternden Händen, den Riesentorso seines Denkmals gethürmt und wird im Gedächtniß der guten Europäer, auch der von seinem Ziel nicht geblendeten, weiterleben. Wenn Friedrich Nietzsche der Menschheit auch leiblich stirbt, wird sie schaudernd fühlen, daß die Hülle einer großen, starken und reinen Seele in Staub zerfällt.

Wenn Otto von Bayern, wie der Spruch der Aerzte jetzt ahnen läßt, dem Nierenleiden erliegt, das den Fünfzigjährigen heimgesucht hat, wird nichts von ihm im Gedächtniß des Volkes fortleben; nichts Gutes, doch auch nichts Schlechtes. Er konnte seinem Lande nicht schaden, nicht den Schrecken verbreiten, den Samuel auf dem Wege der Könige sah, als der eifersüchtige Rachegott ihn Israel vor den Monarchen warnen hieß. Er konnte selbst beim schlimmsten Willen nicht den kleinsten Theil des Unheils stiften, das tolle Herrscher von den Tagen der rasenden römischen Imperatoren bis auf den russischen Paul und den englischen Georg angerichtet haben ... Was ist ein König, den von der Macht nur der Schein, nur der Name schmückt und der auch im Purpur, mit Krone und Szepter, ein krankes, nach Beute brüllendes, von keiner Bewußtseinsschranke in seiner wilden Gier gehemmtes Thier bliebe? Im zerstörten Geist des lyrischen Philosophen lebt die alte Anmuth des Wesens fort und er bietet welkend noch dem Blick ein liebliches Bild; dem irren König schwand mit dem bewußten Willen und den hemmenden Vorstellungen jeder an menschliche Art mahnende Zug.

Dennoch wird man auch dieses Königs später gedenken. Als er geboren ward, wankten in Europa die Throne; als er ins vierte Lebensjahrzehnt schritt, konnte im deutschen Land ein Wahnsinniger König heißen, drei Lustren fast und länger vielleicht, — und das Volk blieb ruhig und treu. Auch diese Wandlung darf, wenn man des Tollen Jahres gedenkt, nicht vergessen werden.

Deutsche Geschichtschreibung im Zeitalter Herders.

Neben den drei großen Historikern, die seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als Herolde einer entwickelnden und zugleich allgemeinen Geschichtschreibung aufgestanden waren, ist in Deutschland diese neue Auffassung der Historie doch auch sonst nicht unvertreten geblieben. Freilich mit Herders, Winckelmanns und Mösers Leistungen darf man diese Arbeiten nicht vergleichen. Aber sie sollen auch nicht übergangen werden, wie noch neuerdings ein summarischer Ueberblick über die Geschichtschreibung dieser Zeiten gethan hat.*) Ihre Existenz ist ja freilich sehr unbequem für eine Auffassung, die begründen will, daß eigentlich nie etwas Anderes als Staatsgeschichte den Anspruch auf den Namen der Geschichte hätte machen dürfen; aber man wird sie durch Abneigung und Schweigen nicht aus der Welt schaffen können.

Gatterer, Pütter, Meiners, Schlözer und Johann Gottfried Eichhorn sind neben den deutschen Historikern dieser Zeit an erster Stelle zu nennen; sie gehören zu Denen, die der Ausbreitung der Geschichtschreibung auf das Gebiet der Kultur gedient, die Abwendung von reiner Diplomatie- und Kriegsgeschichte eingeleitet haben und die doch auch, in freilich viel bedingterem Sinne, die praktische Entfaltung des Entwickelungsgedankens in der Geschichtschreibung gefördert haben. Sie haben Alle in Göttingen gewirkt, damals der unbestritten ersten Universität Deutschlands; nur der Schwabe Spittler ist ihnen an wissenschaftlicher Bedeutung an die Seite zu stellen. Ihre Thätigkeit drängt sich in eine verhältnißmäßig kurze Zeit zusammen: Gatterers Weltgeschichte ist in den Jahren 1785 bis 87, Spittlers Geschichte des Fürstenthums Hannover und Pütters deutsche Verfassungsgeschichte 1786, Meiners' Geschichte des weiblichen Geschlechtes 1798 bis 1800 erschienen. Aber sie gehören auch ihrer geistigen Gesammtrichtung nach zu einander, besonders, weil sie Alle eben so wohl das Arbeitgebiet der Historie wie die Blickweite ihrer Kausalitätforschung ausgedehnt, d. h. weil sie Alle Kultur- und in einem gewissen Sinne auch Entwickelungsgeschichte geschrieben haben.

Und wunderbar: an einzelnen Stellen läßt sich doch auch hier wieder nachweisen, wie die Berührung mit systematischen Wissenschaften der Geschichtschreibung in ihrem Fortschreiten nach beiden Richtungen hin förderlich war.

*) Schäfer hat in seiner akademischen Rede (Das eigentliche Arbeitgebiet der Geschichte [1888] S. 17 ff.), die einen solchen Ueberblick giebt, mit keinem Wort die göttinger Schule erwähnt. Winckelmann und Herder sind wohl genannt, aber dem Zusammenhang nach als Gründer von Einzeldisziplinen, Justus Möser als Autor eines scharfsinnigen Aperçus.

Pütter war Jurist, er beherrschte das Wirrsal des Staatsrechtes am Ausgang des Reiches mit völliger Klarheit und dieser systematische Sinn mag ihn auch geleitet haben, als er in seiner „Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des Teutschen Reiches“ die Jahrhunderte langen Zusammenhänge dieser Materie doch in sehr viel höherem Maß als Totalität begriff, als man bisher gewöhnt gewesen war. Das Buch hält mehr, als sein Titel verspricht; es ist eigentlich fast eine deutsche Geschichte, wenigstens in der Abgrenzung, die bis heute üblich war. Sein Hauptaugenmerk ist auf die Abwandlung der Verfassung gerichtet, aber er zieht doch auch rein geistige Bewegungen in den Bereich seiner Darstellung, so weit sie juristische Folgen hatten; so die Reformation. Methodisch wichtig sind freilich nur jene, die Hauptabschnitte des Buches; und auch in ihnen wird man nur eine Annäherung an den Entwickelungsgedanken nachweisen können. Aber schon ihre leitende Idee, Schritt vor Schritt nicht nur den Handlungen der Fürsten und Regirungen, sondern der Geschichte von Institutionen zu folgen, kann nur von ihm eingegeben sein. Wenn seine Darstellung sich auch vielfach nur mit der Punkt für Punkt fortschreitenden Beschreibung des Thatsächlichen begnügt und also streckenweise eben so tief im Chronikenstil wie die damalige Diplomatie-Geschichte stecken bleibt, wenn sie sich auch sehr selten zu ganz allgemeinen Betrachtungen, zu Ueberblicken über ganze Entwickelungreihen erhebt: immerhin ist doch schon der wenigstens halb bewußte Zweck der maßgebende, die Geschichte von Einrichtungen als ein Ganzes erblicken zu lassen. Und zugleich wurde doch wieder ein neues Gebiet, diesmal der innerstaatlichen Entwickelung, das Staatsrecht in fachmäßiger Bearbeitung, in den Bereich der Geschichtschreibung gezogen. Ein Vorgang, der doch für die Geschichte unserer Wissenschaft wichtig ist, denn Voltaire z. B. war über solche Dinge nur sehr oberflächlich informirt gewesen; hier aber ergriff der erste Vertreter der analogen systematischen Wissenschaft das Wort.

Ein ähnliches Anfangsstadium bezeichnet Gatterers Weltgeschichte, die bis zur Entdeckung Amerikas fortgeführt wurde. Sie empfiehlt sich dem modernen Leser in anderer Hinsicht als das Werk Pütters, indem der Verfasser in Voltaires Art und in ganz umfassender Darstellung alle Gebiete der Kulturgeschichte seinem Buch einverleibt: er unterscheidet geistreich zwischen Völker- und Menschenhistorie und weist jener die politische, dieser die Geschichte der geistigen und materiellen Kultur zu. Aber auch hier entspricht die Ausführung zu wenig dem Plan oder besser: der in dieser systematischen Disposition schlummernden Tendenz; das Werk ist gar zu sehr Notizen- und Nachrichtensammlung, als daß man es eine Etappe auf dem Wege zu einer neuen Geschichtschreibung nennen dürfte.

Spittler ist auch in seinen besten Büchern, so in seiner Geschichte von

Hannover, noch mehr Chronist als Gatterer und Pütter. Er theilt dies Buch sauber nach den Regirungzeiten selbst der unbedeutendsten Fürsten ein, aber er wendet doch auch den mehr organischen Entwickelungen, namentlich der Verwaltung, so viel Sorgfalt zu, daß man ihm Unrecht thäte, wollte man ihn nicht neben Pütter nennen. Sein Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten ist freilich mehr ein trockenes Handbuch als Darstellung und selbst seine kleine Kirchengeschichte, von der man mehr erwartet, kommt nicht allzu weit über unproduktive Deskription hinaus; sie nimmt wohl hier und da den Anlauf zu weitgreifender, ganze Zeiträume umfassender Betrachtung, kommt aber doch nicht über gelegentliche Aperçus in dieser Richtung hinaus. Wie wenig der Treffliche sich über seine eigene Bedeutung klar war, ergiebt sich deutlich aus einer Wendung seines literarischen Apparates, mit der er Voltaires „Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten" abschätzig bei Seite schiebt mit den Worten: Ein geschmackvoller historischer Entwurf, aber keine Geschichte!

Johann Gottfried Eichhorn hat, was Gatterer begann, wesentlich gefördert: auch er widmet der Kulturgeschichte nicht allzu ausgedehnte, aber systematisch disponirte Kapitel. Namentlich, wo sich ihm zu wenige Nachrichten über die auswärtige Politik darbieten, bevorzugt er nothgedrungen die Kultur. Da er nämlich — sicher unter dem Einfluß Herders — den an sich werthvollen Gedanken hegte, seine Weltgeschichte müsse auch Asien, Afrika und Amerika umfassen, und ihn auch mit all der systematischen Beharrlichkeit und der Pedanterie durchführte, die Herder nicht hatte, so gerieth er an Stellen, wo die gebenedeiten Staatsaktionen unseliger Weise fehlten. Ranke würde solche Völker als der Historie und ihrer Beachtung unwürdig gebrandmarkt haben, Eichhorn aber machte aus der Noth eine Tugend und sprach wesentlich über ihre Kultur. Selbst in den politischen Abschnitten, die er der Geschichte der Griechen und Römer widmet, ist er zuweilen über die primitive Einfalt des Chronistenstils hinausgekommen und entwirft auch von solchen Zeiten, über die die erdrückendste Fülle des gleichgiltigsten Kleinkrams zu berichten wäre, ein Bild in großen Zügen, — sicherlich wieder unter der Einwirkung des herderschen Beispiels. Allerdings hält er sich nicht dauernd auf dieser Höhe. Seine Geschichte der drei letzten Jahrhunderte, die noch 1817 in dritter Auflage erschien, artet in ein Kompendium roh-deskriptiver Geschichte der auswärtigen Politik aus und die meisten analogen Abschnitte seiner Weltgeschichte sind wenig besser.

Meiners hatte wohl von allen Göttingern den höchsten Ehrgeiz: er ist auf ganz neue Gedanken gekommen. Er hat den Versuch einer Religionengeschichte der ältesten Völker, einen Vergleich der Sitten des Mittelalters mit denen des achtzehnten Jahrhunderts, eine Geschichte der Wissenschaften in Griechenland und Rom, eine Geschichte der hohen Schulen, endlich eine Ge-

schichte des weiblichen Geschlechtes geschrieben. Das waren fruchtbare Pläne, die sämmtlich nur im entwickelungsgeschichtlichen Sinn gefaßt werden konnten, aber freilich nur zum Theil so ausgeführt zu werden brauchten. Denn der Vergleich, das wesentlichste methodische Mittel der entwickelnden Geschichtschreibung, muß, angewandt auf zwei weit von einander entfernt liegende Zeitalter, auch zu weiteren Konsequenzen in der selben Richtung führen und die Geschichte einzelner Zweige der geistigen Kultur kann kein anderes Ziel haben, so wenig wie die Geschichte einer großen sozialen Gruppe, der größten, die es giebt, eines ganzen Geschlechtes. Doch die Grundtendenz dieser Werke verbürgte allerdings noch nicht die Folgerichtigkeit der Ausführung. Es ist bei Meiners nicht anders als bei den anderen Göttingern: Ansätze, Anläufe und Spuren einer Innehaltung des Programmes finden sich wohl, aber es kommt nicht zu systematischer Durchführung der leitenden Ideen. Die Historiker von heute, die da meinen, der Unterschied zwischen entwickelnder und beschreibender Geschichte sei ein Wahn, und dieser Meinung oft so überhebelichen Ausdruck geben, hätten hier Gelegenheit, an einem praktischen Beispiel sich von der Unhaltbarkeit ihrer Anschauung zu überzeugen. Meiners macht in seiner Geschichte der antiken Wissenschaften gar nicht selten den Versuch, den Fortschritt oder die Wandlung der geistigen Bewegung der Griechen entwickelnd nachzuweisen, so etwa bei Gelegenheit des Ueberganges von den Sophisten zu Sokrates, aber in der Hauptsache verfällt er immer wieder in die tote Deskription, d. h. in das — ich möchte sagen — nur addirende Aneinanderreihen der Lehren der einzelnen Philosophen. Und ähnlich verläuft sich die Darstellung seiner Geschichte des weiblichen Geschlechtes im ersten Bande vielfach in eine Art ethnographischer Notizensammlung, während der zweite Theil, der das Mittelalter sehr kurz abfertigt, bei den neuen Jahrhunderten aber um so länger verweilt, zuletzt fast ganz in allerlei Anekdotenkram und Hofklatsch aufgeht, den er Brantôme und anderen unterhaltenden Lästermäulern nacherzählt. Die Ansätze zu entwickelnder Betrachtung, die man zuweilen findet, sind oft ganz naiver, fast thöricht primitiver Art, oft auch freilich weiter reichend.

Den größten Erfolg hatte Schlözers Thätigkeit. Auch ihm mag seine Berührung mit systematischen Studien wirksam geholfen haben: er war der erste Vertreter nicht nur der deskriptiven, sondern auch der theoretischen Statistik. Seine Weltgeschichte im Auszug, die in drei kleinen Bänden bis Chlodwig reicht, ist ein gedankenreiches Buch. Weß Geistes Kind er ist, zeigt sich sogleich, wenn man bei ihm liest, wie er sich über die Ursache der Größe der Römer kurz also äußert: Religion mit Wärme, doch ohne Schwärmerei als eine moralische und politische Triebfeder, Aberglaube als Leitseil für den Pöbel. Das ist etwas manierirt gesagt und sehr anfechtbar, wie das Meiste,

was in diesem wunderlich willkürlichen Buch steht; aber wie selten schwang sich damals ein deutscher Berufshistoriker dazu auf, überhaupt über ganze Perioden, ganze Völker generelle Beobachtungen anzustellen! Mochte auch er nicht zu wirklicher Entwickelungsgeschichte durchdringen: er gönnte doch der geistigen wie der materiellen Kultur große Abschnitte in seinem Werk und erhob sich mit seinen Anläufen weit über das Niveau der gelehrten Historiker seiner Zeit.

Das lag allerdings nicht allzu hoch, aber all dieser Durchschnittsthätigkeit muß doch mit einem Worte gedacht werden. In den dickleibigen, sehr fleißigen, sehr nützlichen und sehr gedankenarmen Werken, die man der Geschichte einzelner Disziplinen der deutschen Wissenschaft gewidmet hat, ist dieses Mittelgut in unerträglicher Weise als die Hauptsache behandelt; eine Darstellung, die nur das Wesentliche in Betracht zieht, wird ihnen nur wenige Zeilen zu widmen haben, aber sie nicht gänzlich ignoriren dürfen. Nur ist Eins vor Allem zu bemerken: der wissenschaftliche wie der literarische Werth dieser gelehrten Kerntruppen der neueren Jahrhunderte — denn die ganze Epoche zwischen Renaissance und Aufklärung bildet in diesem Stück eine Einheit — ist sicher ganz außerordentlich übertrieben worden. Der ferner Stehende muß, wenn er allein nach Geschichten der Geschichtschreibung urtheilen wollte, den Eindruck empfangen, als seien Thuanus, Sleidan, Hortleder, Pufendorf und wie alle die Größen dieses roh empirischen oder, besser gesagt, stofffammelnden Zeitalters heißen mögen, wahrhaft bedeutende Historiker, die mit Tacitus oder Thucydides — wenn nicht auf eine Stufe gestellt, so doch — einigermaßen verglichen werden könnten. Und wie enttäuscht würde er sein, wollte er nur eins ihrer Werke aufschlagen! Man greife des Beispiels wegen die gerühmten Res gestae Friederici Wilhelmi heraus, — was findet man da: ein Geröll von Rohmaterial aus Aktenstücken, durch spärliche Zwischenbemerkungen und noch seltenere Versuche einer eigenen Darstellung nur sehr locker verbunden. Friedrich der Große hat über dieses Buch als literarisches Denkmal ein vernichtendes Urtheil gefällt, das er ohne alle Ungerechtigkeit auch auf die in Pufendorfs Fußstapfen wandelnden Historiker der Folgezeit erstreckt hat. Er sagt im Hinblick auf Pufendorfs Friedrich Wilhelm: Nos auteurs ont (ce me semble) toujours péché, faute de discerner les choses essentielles des accessoires, d'éclaircir les faits, de resserrer leur prose traînante et excessivement sujette aux inversions, aux nombreuses épithètes, et d'écrire en pédants plutôt qu'en hommes de génie. Es hieße, das Andenken der gewaltigen Historiker des Alterthumes schänden, wollte man diese Schrift mit ihren Werken in einem Athem nennen. Die Ueberschätzung aber, die man heute dieser Literatur noch oft angedeihen läßt, ist nur dadurch zu erklären, daß man als alleinigen Maßstab für die

Bedeutung eines Historikers die größere oder geringere Authentizität seiner Quellen gelten läßt. In der That läßt dieses Kriterium wohl einen Theil der wissenschaftlichen Fähigkeiten der einzelnen Geschichtschreiber erkennen, nämlich das Maß von Kritik, das sie bei der Auswahl des Rohstoffes anwenden. Alles Uebrige, was von der Geschichtschreibung zu fordern ist, Bearbeitung, Durchdringung, Ordnung und Sichtung dieses Rohstoffes, bleibt dabei aus dem Spiele, gleich als ob alle Forderungen dieser Art nur nebensächliche seien. So darf denn von einer Bedeutsamkeit dieser Historiker nur mit der einen sehr wichtigen und sehr abschwächenden Voraussetzung gesprochen werden, daß man ihnen nur sehr primitive Leistungen zutraut. Jedes übertriebene Loben ist auch dann unangebracht, da es von den selben üblen Wirkungen begleitet ist wie ein Uebermaß im Tadel, vor dem immer mit so sehr viel größerem Eifer gewarnt wird. Denn im Grunde wird genau das selbe Ergebniß herbeigeführt wie durch jenes, nur daß nicht die zunächst behandelten Autoren verunglimpft werden, sondern andere. Gewiß ist es wichtig für die Geschichte der geistigen Kultur, daß Otto von Freising in seinem großen Werke mehr erreicht hat als Pufendorf, und doch wird dieser Sachverhalt durch ein übermäßiges Lob Pufendorfs eben so verdunkelt, wie es durch eine ungerechte Kritik Ottos geschähe. Eine fragmentarische oder „individualistische", d. h. in diesem Falle nur noch deskriptive Behandlung bringt jedem Gegenstande Schaden, der Geschichte einer Wissenschaft aber frommt sie am Allerwenigsten.

Im Zeitalter Herders nun stand es um die Geschichtschreibung nicht wesentlich besser. Die führenden Vertreter ihrer berufsmäßigen Ausübung standen kaum auf einer höheren Stufe und sie haben es an ehrlicher aber unsäglich geistloser Detailarbeit auch damals nicht mangeln lassen. Aber was sie zu Stande brachten, hat kein Recht auf einen Platz in der Geschichte der Historiographie. Da ist Häberlins Reichshistorie in zweiunddreißig Bänden, ein Buch, das auch Giesebrecht, dessen literarischem Gaumen man Ueberempfindlichkeit schwerlich wird vorwerfen dürfen, als ein Ungeheuer gebrandmarkt hat. Und wenn die Könige unter den Historikern des Zeitalters auf diesen Kärrner verächtlich herabschauen mochten, so fehlte es auch ihm nicht an Selbstgefühl. In spitzigen Anspielungen höhnte er die neue historische Metaphysik, die nach französischem Muster jetzt leider auch in Deutschland um sich greife. Und er ereifert sich dagegen, daß man nun von einer geschmackvollen deutschen Reichshistorie, als welche er sein zweiunddreißigbändiges Ungeheuer unzweifelhaft betrachtete, gar auch Berücksichtigung „der Geschichte der Religion, des Justizwesens, der Gelehrsamkeit, der Sitten der Nation, des Gewerbes, des Handels und anderer dergleichen Dinge" verlange.*) Man sieht: an Beck-

*) S. das Citat bei Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie (1885) S. 898.

messern hat es unserer Zunft damals so wenig wie zu allen Zeiten gefehlt. Aber auch Häberlins etwas weniger umständliche Vorgänger in der deutschen Geschichtschreibung, Mascou und Bünau, die Beide in ihrem späteren Lebensalter noch Zeitgenossen Winckelmanns, Mösers und Herders waren, haben als Historiker der großen Darstellung wenig mehr geleistet. Sie haben nicht ohne Kritik im Detail gearbeitet, aber mehr ist auch nicht von ihnen zu rühmen. Sie haben in ihren zahlreichen Bänden kleine kulturgeschichtliche Exkurse gegeben; in der Hauptsache waren sie rein politische Historiker. Die innere Verwandtschaft zwischen nur beschreibender und Diplomatie- und Kriegsgeschichte ist auch hier zu Tage getreten. Wer den Blick immer auf die in schnellem Wechsel vorüberziehenden Schauspiele auf der Bühne des Völkerlebens und ihre Einzelvorgänge, nicht aber auf den Gang der Handlung gerichtet hält, Dessen Auge bleibt auch an den buntesten und lautesten Szenen haften; und Das sind die großen Aktionen der auswärtigen Politik.

Es hätte übel um die im engeren Sinne politische Geschichtschreibung dieser Epoche in Deutschland gestanden, wenn sie auf die berufsmäßig arbeitenden Gelehrten beschränkt geblieben wäre. Aber ein Dichter und ein König haben sie zu Ehren gebracht; und diese Beiden sind denn auch die einzigen Historiker dieser Richtung, die sich einen Namen gemacht haben. Aber auch ihre Werke heben sich über das Niveau der Gesammtheit mehr als literarische denn als wissenschaftliche Produkte. Friedrichs des Großen Schriften verdienen ihren Ruf als wissenschaftlich treue Berichte großer eigener Thaten und als Erzeugnisse einer weit klareren und geschmackvolleren Feder, als sie damals den deutschen Gelehrten in der Regel zur Verfügung stand. Aber Memoiren nehmen an sich eine Ausnahmestellung ein; sie gehören im Grunde nicht zur Geschichtschreibung großen Stiles. Mögen sie auch noch so sachlich gehalten sein, wie die des Königs unzweifelhaft es waren: sie behaupten ihren Werth als Dokumente, aber niemals oder doch nur in den allerseltensten Fällen als Geschichtdarstellungen. Sie sind als Berichte an sich beschreibender Natur und werden es, wie ein sehr großer Theil der Einzelforschung, auch dann bleiben müssen, wenn alle große Geschichtschreibung einmal, wie zu hoffen steht, eine entwickelnde geworden ist. Damals waren freilich die meisten, wenn nicht alle Darstellungen ganz der selben Art, aber trotzdem ist an dem Unterschiede festzuhalten. Friedrich der Große hat da, wo er den Boden autobiographischer Mittheilung verläßt, bei der Abfassung seiner brandenburgischen Hausgeschichte, sich insoweit als Schüler Voltaires erwiesen, als er zwar, ganz wie sein Meister, in dem Haupttheil der Schrift die wesentlichsten äußeren Ereignisse der Politik seines Staates rein beschreibend erzählt; aber in den freilich nur locker angefügten Abhandlungen über Religion, Sitten und Regirungweise wurde er nicht nur Verfassung-, Kultur- und Literarhistoriker, sondern verfuhr auch schon hier

und da entwickelnd, — ganz wie Voltaire selbst. Und Das geschah, obwohl gerade diese Theile, wie wir heute wissen, auf den sorgfältigsten, also auch umständlichsten und schwer zu bewältigenden Archivforschungen beruhten. Und auch an diesem königlichen Geschichtschreiber wird der enge Zusammenhang zwischen entwickelnder und systematischer Wissenschaft offenbar; Friedrich, der schon jung sich als politischen Theoretiker versucht hatte, hat auch dieser rein historischen Schrift eine systematische Abhandlung beigegeben: über die Gründe für die Aufstellung und Abschaffung von Gesetzen.

Schiller wollte in seinen beiden umfassenden Geschichtwerken vor Allem den äußeren Hergang der Dinge erzählen, ihn in all seiner Buntheit und Mannichfaltigkeit wiedergeben. Zuweilen wirft er auch einen Blick auf die großen organischen Zusammenhänge, so, wenn er von den wirthschaftlichen Zuständen der Niederlande redet; aber es geschieht nur gelegentlich. Näher liegen ihm die tiefen psychologischen Verknüpfungen in den Seelen der Handelnden, aber auch sie stehen nicht eigentlich im Vordergrunde: in der Hauptsache verfährt er beschreibend. Aber zum Mindesten in der Theorie war doch auch er von der Nothwendigkeit der Aufdeckung großer Entwickelungreihen überzeugt.

So gehören denn diese beiden literarisch Großen unter den damaligen Historikern der deskriptiven und rein politischen Richtung ihr nicht wirklich ganz an. Und das Bild, das die Geschichtschreibung der Zeitgenossen Herders, Winckelmanns und Mösers bietet, wäre überhaupt dürftig genug, müßte nicht noch einiger Versuche gedacht werden, die damals zur theoretischen Bestimmung der Aufgaben der Historie gemacht worden sind. Daß es die illustren Namen Lessings, Schillers und Kants sind, an die sie sich knüpfen, läßt erkennen, welches Gewicht ihnen beizumessen ist. Von diesen Schriften muß ausführlicher als von allen anderen die Rede sein, denn obwohl sie nur Darlegungen über das Amt des Geschichtschreibers, nicht historische Werke selbst sind, so beanspruchen doch diese sehr dicht auf einander folgenden Aeußerungen — Lessing ließ sich 1780, Kant 1784, Schiller 1789 vernehmen — sehr viel mehr Aufmerksamkeit als die bändereiche Praxis Gatterers, Spittlers und der allermeisten anderen Mitglieder der Zunft.

Das mindeste Gewicht wird man von vorn herein der Stellungnahme Lessings beizumessen geneigt sein. Der muthige Brecher der Tradition, dem die deutsche Poesie nicht so viel, wie lange Zeit hindurch mit großer Ausdauer verkündet wurde, und unsere geistige Kultur etwas mehr, als heute manche Stimmen wahrhaben wollen, zu danken hat, zeigt als literarische Persönlichkeit einen Januskopf, wie so viele bedeutende Menschen, die auf der Schwelle zweier Zeitalter stehen. Er hat unser Volk gewiß von manchen Vorurtheilen eines rationalistischen Zeitalters befreit, aber er hat doch auch wieder ganz im Sinne der von ihm so hart und erfolgreich bekämpften alten

Zeit neue geistige Dogmen sehr apodiktisch aufgestellt und mit nicht immer ausreichender Umsicht als unumstößlich verkündet. Moderne Leser würden, wenn sie zu seinen nicht ästhetischen Prosaschriften griffen, oft erstaunt sein, wie vielfach die Anschauungen dieses Heros der deutschen Aufklärung noch religiös gebunden waren. Das tritt besonders da hervor, wo schon vor ihm die Popularphilosophie der Epoche — in ihren konservativen Elementen — ein innerlich unwahres Kompromiß mit dem christlichen, dem Gottesglauben geschlossen hatte. Unter all diesen Voraussetzungen ist es zuletzt nicht allzu verwunderlich, daß Lessing die Weltgeschichte als die Erziehung des Menschengeschlechtes durch einen persönlichen, immerfort eingreifenden Gott auffaßte. Nicht zwar in einem orthodox-dogmatischen Sinn, wie man ihm fälschlich untergeschoben hat, predigte er hier eine theologische Teleologie. Allerdings war sie immerhin noch mehr fast als etwa die Vicos christlich gefärbt: die Rolle, die in dieser universalgeschichtlichen Uebersicht der Offenbarung eingeräumt ist, die Einseitigkeit, mit der sich der Verfasser der jüdisch-christlichen Religionentwickelung zuwendet, die in diesem Munde mehr seicht als naivgläubig klingende Auffassung von dem Lehramt Gottes in der Geschichte: sie bedeuten alle eben so viele Rückschritte, selbst gegen Montesquieus Urvernunft. Und hier findet man nicht, wie in Herders unvergleichlich tieferem Werk, ein Gegengewicht in der Fülle neuer Anschauungen oder gar in dem historischen Sinn des Autors. Aber immerhin liegt doch auch dieser, wie an sich jeder teleologischen Geschichtauffassung die Idee der Entwickelung zu Grunde, — und eben deshalb verdient Lessing, trotz aller unklaren Vermischung organischen Wachsthumes und göttlicher Eingriffe, in dieser erlauchten Reihe genannt zu werden.

Die Antrittsrede über Bedeutung und Studium der Universalgeschichte, mit der sich Schiller in sein jenaer Lehramt einführte, ist unzweifelhaft unbefangener und wissenschaftlicher gedacht als Lessings Schrift. Der Entwickelungsgedanke als solcher tritt in dem schönen Gleichniß am Anfang ganz rein hervor. Schiller nennt die Geschichte einen ununterbrochenen fortlaufenden Strom, von dem aber die Weltgeschichte nur hier und da eine Welle beleuchte. Man kann die Einheitlichkeit des großen Zusammenhanges der Geschicke und die Unauffindbarkeit so vieler Glieder in dieser ununterbrochenen Kette von Ursachen und Wirkungen nicht greifbarer und schöner kennzeichnen; und die — nicht nur unbewußte, sondern leider später ausdrücklich verworfene — Voraussetzung dieses Vergleiches kann auch nur die Vorstellung von dem natürlichen, d. h. nicht irgendwie künstlich beeinflußten und geleiteten Wachsthum der Geschichte sein. Aber Schiller war doch zu sehr ein Sohn seines Jahrhunderts, als daß er bei einer so unvoreingenommenen und objektiv bescheidenen Meinung hätte beharren können. Denn in dem naiven Satz, den gut gemeinte, aber sehr in die Irre gehende Verehrung auf ihn gemünzt hat:

hätte Schiller nicht unser größter Dichter sein wollen, so wäre er unser größter Geschichtschreiber geworden, ist der Nachsatz fast eben so falsch wie der unbegreifliche Vordersatz. Schiller hat sich selbst viel zu oft als philosophischen Kopf eingeführt, als daß man ihn zu einem Historiker im wahren Sinn des Wortes stempeln könnte. Und so ist nur begreiflich, daß sein Vortrag im Haupttheil geradezu ein Hymnus auf die Zweckauffassung der Weltgeschichte wird. Er leitet den Geschichtschreiber geradezu an, diese Zwecke des Schicksals zu finden und von ihnen aus, nun wieder rückwärts schreitend, Das, was er vorher rein erfahrungmäßig gefunden hat, nachträglich zu „ordnen". Das, worin er vorher nur Ursache und Wirkung sah, soll er jetzt als Mittel zum Zweck erkennen lernen. Und so lange noch wichtige Bindeglieder fehlen, schiebt er die Entscheidung auf, aber „diejenige Meinung siegt, welche dem Verstande die höhere Befriedigung und dem Herzen die größere Glückseligkeit gewährt." Eine Fülle von unglücklichen Rathschlägen, die die Geschichtschreibung geradezu zur willkürlichen Konstruktion anleiten: dem teleologischen Grundzug ist damit eine Anwendung gegeben, die alle wahrhaft historische, wahrhaft wissenschaftliche Betrachtung der Dinge nur gefährden und irreführen kann. Alles, was da gesagt ist, wäre zu billigen, wenn es sich um die Herstellung von Ursachenreihen allein handelte. Für sie wird der Historiker gar nicht selten des hier beschriebenen konstruktiven Verfahrens bedürfen; aber Alles wird verdorben durch die unglückliche Wiedereinführung des Zweckbegriffes in die Geschichte. Für die Methode freilich bleibt als positiver Bestandtheil, ganz wie von Herders Praxis, eine Grundrichtung bestehen, die eben so weit fort von toter und fragmentarischer Deskription wie zu einer systematisch verfahrenden Auffassung der Kausalitätreihen hinweist.

Schiller schrieb vor Allem unter dem Einfluß der kantischen Philosophie, aber die Schrift, in der der Meister selbst vier Jahre vorher seine Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht niedergelegt hatte, bewährt, wie freilich nicht anders zu erwarten ist, eine sehr viel stärkere Kraft des Denkens, einen sehr viel tieferen Einblick in das Werden der Geschichte als die Ausführungen seines großen Schülers. Zwar ist auch sie beherrscht von der Idee, die Entwickelung des Menschengeschlechtes sei bestimmt, einen Zweck zu verwirklichen; aber erstens ist sehr maßvoll, was Kant darüber singt: er sieht das Ziel der Geschichte in der vollständigen und zweckmäßigen Auswickelung aller Naturanlagen. Das ist jedenfalls die Zweckvorstellung, die sich am Wenigsten weit von dem reinen und unverwischt-empirischen Entwickelungsgedanken entfernt, wie Kant denn auch in seinen analogen Betrachtungen über die Natur dem Gedanken Darwins schon sehr nah gekommen ist. Zweitens aber bringt er eine Fülle von Einzelausführungen vor, die durchaus nicht auf leer begriffliches Eintheilen und Scheiden hinauslaufen, sondern voll

von tiefgründiger Wirklichkeiterkenntniß sind. Wer auf Grund geschichtlicher Forschungen, wie der Schreiber dieser Zeilen, in den Gegensätzen von Persönlichkeit- und Genossenschaftdrang, von Absonderung- und Einigungtrieb die Pole des sozialen Lebens zu erkennen glaubt, ist aufs Höchste überrascht und erfreut, diesen Gedanken hier wiederzufinden. Kant erklärt diesen Zwiespalt für den Kontrast, der alle Geschichte durchziehe und beherrsche. Weiter offenbart er im Einzelnen eine sehr bemerkenswerth realistische Geschichtauffassung, wenn er in Streit und Kampf und allen Gegensätzen der Menschheit die wesentlichste Ursache ihres Fortschrittes sieht. Im Gegensatz zu allen christlichen und rousseauischen Idealen redet er sehr unehrerbietig von einem durchaus friedlichen Zustand, in dem die Menschheit den Schafen wohl an Gutmüthigkeit, aber auch sonst ähnlich sein möchte. Und eben so wichtig ist auch der Gedanke, daß, was dem Einzelnen nicht verstattet sei, die Entwickelung aller seiner Anlagen, um so mehr Aufgabe der Gattung sei. Am Sieghaftesten aber bricht die Originalität dieses gewaltigen Denkers da durch, wo er als ein Vorläufer aller großen Soziologen und Menschheitpädagogen des neunzehnten Jahrhunderts in eine Klage darüber ausbricht, daß die Menschheit noch immer plan- und ziellos ihres Weges schreite, statt über das Wohin zu entscheiden und Beschluß zu fassen.

Trotzdem, Das darf natürlich nicht verhüllt werden, ist die Zweckauffassung die herrschende: die Geschichte des Menschengeschlechtes im Großen ist ihm die Vollziehung eines verborgenen Planes der Natur. Und man wird zugeben müssen, daß diese Definition nicht eben glücklich ist. Zunächst, weil überhaupt jede teleologische Auffassung der Geschichte dem eigensten empirischen Charakter dieser Wissenschaft widerspricht; gerade sie verträgt noch weniger als viele andere die Hineintragung ihr innerlich fremder metaphysischer Elemente; dann aber, weil gerade diese Begriffsbestimmung besonders zweideutig ist. Denn sie ist offenbar von dem Bestreben eingegeben, einer rein empirischen Auffassung der Geschichte der Menschheit als eines organischen, nicht durch irgend welche äußeren oder inneren Willenseinwirkungen bestimmten, sondern pflanzenartig unbewußt fortschreitenden Wachsthumes Zugeständnisse zu machen: die Wahl des Ausdruckes Natur für den Zweck setzenden Urheber alles Geschehens beweist Das. Er ist im Grunde aber eben so unklar wie die von der Aufklärung so sehr geliebte „Vorsehung". Es sind kleine, halb ängstliche Aushilfsmittel, um ein Surrogat für den Gottesbegriff zu finden, den man nicht mehr aufrechterhalten, dem man aber auch nicht entschieden eine gänzlich entgötterte Welt entgegensetzen mag. In dem Wort Natur fallen Subjekt und Objekt, Schöpfer und Schöpfung zusammen; denn wie sollte der Gegenstand Dessen, was die Natur plant, anders genannt werden als ebenfalls wieder Natur? Kant vermeidet die Ausdrücke Gott oder Vorsehung. Aber eben

dieses Entgegenkommen ist logisch unhaltbar: was soll man sich denn unter einer planenden, also auch denkenden Natur vorstellen? Es ist eins der zahlreichen Begriffskunststücke Kants, mit denen er sich bei all seinem durchdringenden Intellektualismus doch als echten Nachfolger der Phantasie-Philosophen des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts erweist, sicher aber auch einer seiner schwersten Irrthümer; denn die modernen Mystiker und Theosophen, die die selbe Unklarheit so geflissentlich pflegen, die vom Weltgeist und anderen Vermittelungen zwischen pantheistischer, theistischer und organischer Naturauffassung mehr selbst überzeugt als Andere zu überzeugen im Stande sind, wird man nicht zu seiner Hilfe herbeirufen dürfen, so wenig wie ältere Gefühlspantheisten; ganz von ihrer geistigen Potenz abgesehen: sie erheben doch den Anspruch logischer Konsequenz durchaus nicht in dem Maße wie Kant. Und Spinozas System, an das man auch denken könnte, ist sehr viel klarer und folgerichtiger als diese kantische Gedankenreihe. Kant ist sich selbst der Unklarheit in diesem Punkte bewußt gewesen. Denn dieser Zweckmäßigkeit der Natur, die eins der Fundamente seiner Philosophie ausmacht und auf die er immer wieder zurückkommt, hat er doch auch wieder Grenzen setzen wollen, die er mit nicht sehr glücklichen Begriffsunterschieden begründet. Alles Erklärbare nämlich, so formulirte er seine These, sollte man getrost der mechanischen, d. h. also im modernen Sinne der organisch-empirischen Forschung überlassen, man könnte sich deren unteleologischer Führung überhaupt ganz überlassen, wenn sie Alles zu erklären vermöchte. Da sie Das aber nicht kann, so muß eine mit Zwecken operirende Erklärung in ihr Recht treten, um so mehr, als alles empirisch nicht Erklärte „den Eindruck des Zweckmäßigen" macht. Aber diese Zweckerklärung soll wieder nicht absolute Geltung haben, sondern nur die unerklärten Grenzgebiete betreffen. Man betrachte diese Deduktion genauer und man wird mehrere Fehlschlüsse darin nachweisen können. Weil unsere empirische Forschung nicht zureicht, muß eine Erklärung aus Zwecken eintreten. Eine in sich widerspruchsvolle Forderung, die an einer bestimmten Stelle ein Bedürfniß zum Leitmotiv der Forschung macht, das man sich doch scheut, überall sonst als Richtschnur anzuerkennen. Der richtige Nachsatz wäre: kann menschliche Schwachheit nicht weiter vordringen, so möge sie das unbekannte Land im Dunkel lassen, dies Dunkel anerkennen, aber nicht mit erträumten Leuchtfeuern den Schein erwecken, als sei es dort hell. Hätten wir eine rücksichtlos kritische, d. h. eben wahrhaft produktive Geschichte der geistigen Kultur unseres Volkes, man müßte längst schon allgemein diese Schwäche Kants, wie so viele andere, laut bekannt und hervorgehoben haben. In diesem Zusammenhang aber muß um so stärker darauf hingewiesen werden, daß Kant mit hartem Hochmuth Herder entgegengetreten ist und als der Vertreter scharfen Denkens ihn als den unklaren Träumer so schonungslos angegriffen

hat. Herder nun ist freilich in diesem Punkte eben so unklar; auch er mischt Natur und Zweck achtlos durcheinander. Aber ihm, dem wahrhaft fruchtbaren Geschichtphantasten, wenn das abschätzig klingende Wort in einem lobenden Sinne angewandt werden darf, kann nachgesehen werden, was Kants Ansehen aufs Empfindlichste schädigen muß, zumal er an diesen Aufgaben nicht, wie Herder, praktisch, sondern als wegweisender Theoretiker theilgenommen hat.

Sucht man aber nach den Ursachen all dieser Irrthümer, so wird man, meine ich, auf ein allgemeines geistiges Manko des achtzehnten Jahrhunderts und seines Rationalismus stoßen. Eben die unstillbare Sehnsucht, Alles, aber auch Alles, zu erklären und in ein logisch abgerundetes System zu bringen, hat den Repräsentanten der Aufklärung — denn Das ist Kant zuletzt in einem höchsten Sinne — zu einem im Grunde irrationalen Verhalten gebracht. Es ist, als ob sich an ihm — wie noch viel mehr an Leibniz und allen seinen Vorläufern, am Wenigsten an Spinoza — die Phantasie, die man so einseitig zu Gunsten des Verstandes bei Seite zu schieben gedachte, hinterrücks gerächt hätte. Denn angeblich vertrieben, schlich sie sich in die rationale Thätigkeit selbst ein; und während man immer noch wähnte, dem Verstande und ihm allein zu dienen, spann die ältere Philosophie dieser Periode in die blaue Luft Gedankennetze, deren Aussehen ein sehr nüchternes wissenschaftlich strenges war und deren Gewebe doch nicht mehr Festigkeit besaß als die leichten Gewebe der Dichter. Kant ließ sich von diesem Trugspiel wenig täuschen, wenn er es bei Anderen antraf; war er doch weit mehr noch der Schüler der großen englischen Erfahrungphilosophen, die für ihr festes Gebäude so zerbrechliche Bausteine nicht hatten brauchen können. Aber ganz unwirksam ist dieser Trieb zur Gedankendichtung, zu philosophischer Poesie, doch auch in ihm nicht geblieben; seine Erkenntnißtheorie selbst hat sich dieser Neigung nicht zu entziehen vermocht: seine Kategorientafel ist bei aller Nüchternheit und Trockenheit des Gegenstandes eins der hervorstechendsten ihrer Produkte. Die graue Farbe des Gewandes kann hier so wenig wie etwa gegenüber der leibnizischen Metaphysik über das Wesen der geistigen Produktion hinwegtäuschen, die es verhüllt. Ein — man möchte sagen — ästhetisches Bedürfniß mag der letzte geistige Ausgangspunkt dieses philosophischen Fabulirens, dieses Gedankenrausches gewesen sein: die Freude an der Vollständigkeit, an der formalen Schönheit eines Systems.

Die selbe Lust am System, die so befruchtend auf die historische Praxis und mehr noch auf die historische Theorie der Aufklärung gewirkt hat, hatte von Anbeginn die Forscher, die sich ihr ergaben, über die Grenzen hinausgelockt, die menschlicher Einsicht gesetzt sind. Und es ist wunderbar, daß Keiner — mit der einzigen Ausnahme von Ferguson — diesem Sirenenruf widerstanden hat. Bis auf Kant meinte man, die Kausalität des Geschehens nicht um ihrer selbst

willen und ohne jeden weiteren Hintergedanken erforschen zu sollen, sondern man träumte von Absichten und Zwecken, die hinter diesem Ursachenzusammenhang verborgen seien und die man ans Licht ziehen müsse. Wer sie eigentlich hege, darüber war man nicht im Mindesten klar: da zuletzt wohl noch die Nachhut der geistigen Bewegung, wie Lessing z. B., an einen persönlich eingreifenden Gott und Menschheit-Erzieher glaubte, aber nicht mehr die Führer, nicht mehr Herder und Kant.

So endet denn die geistige Arbeit, die sich der Aufklärung und Geschichtschreibung zugewandt hat, mit einem Mißklang. Was an Vicos traumhaft ahnendem Wissensdrang nicht im Mindesten Anstoß erregen kann, erscheint nach Jahrzehnte langer Abklärung wie ein Mißerfolg. Und so sehr man auch versucht ist, sich über ihn mit der Erwägung hinwegzutrösten, daß von ihm ja nur die Theorie der Historie betroffen wurde, nicht aber die Praxis: der thatsächliche Verlauf der weiteren Entwickelung spricht dagegen. Daß die Aufklärung zuletzt nicht vermochte, über dieses wichtigste Dilemma hinwegzukommen und es befriedigend zu lösen, ist symptomatisch. Die Kraft dieser geistigen Bewegung war erschöpft, sie hatte ihr Ziel erreicht. Zu weiterer Leistung reichte der ursprünglich so starke Impuls nicht mehr aus. Und im Grunde ist es der Praxis nicht anders ergangen als der Theorie: unbarmherzig ist die nun folgende Epoche unserer Kultur über die Ergebnisse der Geschichtschreibung dieser Jahrzehnte hinweggegangen und hat sie und selbst ihre Anregungen mit einer Rücksichtlosigkeit bei Seite geworfen, die uns heute ins Herz schneidet. Wer sich aber erinnert, daß aller Fortschritt auch im geistigen Leben an Kraftproben und stille, unsichtbare Kämpfe geknüpft ist, Der wird sich nicht verhehlen dürfen, daß auch Herder und die Göttinger nicht so schnell von den Historikern des neuen Jahrhunderts vergessen worden wären, hätten ihre Werke mehr innere Festigkeit besessen.

Ein eigenthümliches Verhängniß, das freilich allen großen Errungenschaften der Aufklärung anhaftet. Zur wissenschaftlichen Kritik der „geoffenbarten" Religion, insbesondere des Christenthumes, hat dies Zeitalter einen großen Anlauf genommen. Aber es kam nicht über diesen Elan des ersten Angriffes hinaus. Als man nun zum Detail, zur Ausführung des Planes, schreiten mußte, versagten die Kräfte: die Bibelkritik auch der radikalsten Aufklärer ist beschämend unzulänglich, vergleicht man sie mit den Ergebnissen der modernen Theologie von Baur bis Holtzmann. Die moderne wissenschaftliche Aesthetik sowohl wie die Kunstgeschichte sind von Winckelmann begründet worden, aber der Kunst selbst wurde durch das falsche Dogma von dem absoluten Kunstwerth der Antike ein entsetzlicher Stoß versetzt: alle Produktivität wurde durch diesen Bannfluch eines erklärten Epigonenthumes gelähmt, ja die gute technische Tradition, die man als Erbe der Renaissance noch immer,

theils gedankenlos, weiter gepflegt hatte, wie in der Malerei, theils gar nicht übel und jedenfalls originell fortgebildet, wie in der Baukunst des Rococo, wurde unter dieser Begeisterung für das Kopiren verschleudert und zu Grunde gerichtet. Und was nun zum Vorschein kam, war als Gedankenarbeit oft bedeutend, wie die Entwürfe des Cornelius, aber als Kunst nur ein halb lebendiges, halb schattenhaftes Wesen. Malerei ohne Farben, Skulptur ohne den Blick für den herben Reiz der wirklichen Körperform, Architektur ohne Sinn für die Bedürfnisse des Klimas und der Bauzwecke und — schlimmer als Alles — überall Kunst ohne den Muth und ohne die Kraft wirklicher Originalität: Das ist die Summe, die sich aus der Kunstthätigkeit dieser Epoche, der Zeit Davids und Carstens', Canovas und Thorwaldsens, Vignons und Schinkels doch zuletzt nur ziehen läßt. Und dabei war diese Generation, die an das Griechenthum glaubte wie an eine Gottheit, von dessen wahrem Wesen so weit entfernt wie nur je ein Epigonenthum von seinem angebeteten Original-Idol. Und überall sonst ist es ähnlich; man denke nur an die schwachen Erfolge der Naturwissenschaft dieser Zeit: großes Wollen und kleines Vollbringen ist auch hier die Losung.

Die Historie ist offenbar noch sehr viel besser gefahren als Theologie, Kunst und Naturforschung; von ihr wurden doch nicht nur Anregungen gegeben, sondern auch weit vordringende praktische Versuche gemacht. Aber zuletzt ward auch hier eine Grenze erreicht, die man nicht überschritt: Voltaires, Herders, Winckelmanns Leistungen bezeichnen sie. Dennoch wäre es sehr thöricht, deshalb diese Epoche zu schelten; wenn nichts Anderes, so müßte schon der eine Gedanke: wie wird denn die heutige Geschichtschreibung vor dem einundzwanzigsten und zweiundzwanzigsten Jahrhundert bestehen? davon abhalten. Weit schwerer aber fällt die Beobachtung ins Gewicht, für die sich noch aus vielen anderen Zeiten Belege erbringen ließen: daß große Erfolge im geistigen wie im politischen Leben der Völker sehr oft nicht mit dem ersten Anlauf erreicht werden. Besonders die Geschichte der neuesten Zeit — und sie beginnt in Hinsicht auf die geistige Kultur etwa mit dem Jahre 1750, wie im politischen Leben mit dem Jahre 1789 — erweist noch häufig, daß die Wellen der historischen Bewegung oft kurze sind, nur wenige Jahrzehnte lag, daß sie dann aber mit stärkerer Kraft sich in der selben oder doch in ähnlicher Richtung wiederholen. Ohne den ersten würde aber auch der zweite und dritte Vorstoß unmöglich sein, nach so langer Pause sie auch erfolgt sein mögen. Weder Comtes und Buckles Theorie, noch die Praxis Guizots und Thierrys, Nietzsches und Burckhardts, Tocquevilles und Taines ist zu denken ohne die reiche Befruchtung, die ihr durch die großen Anreger und Plänemacher des achtzehnten Jahrhunderts zu Theil geworden ist.

Professor Dr. Kurt Breysig.

Ein Stücklein neuester Neuphilologie.

Vor Jahren that ich einmal als seltener Gast in einer philologischen Zeitschrift den Ausspruch, den mir die Herren Neuphilologen bis auf den heutigen Tag nicht verziehen haben: die meisten unserer Philologen — ich meinte damit besonders die Neuphilologen — gleichen den Steinklopfern auf der Landstraße, die fleißig die Steinchen zurichten, mit denen die Straßen zur Benutzung für andere Leute — nämlich für wirkliche Literaturforscher — gepflastert werden. Jener Ausspruch war just keine Schmeichelei, aber er war auch keine Beleidigung, denn ein fleißiger und dabei bescheidener Steinklopfer ist ein nützliches Mitglied der Gesellschaft, dessen der Spazirfahrer je nach seinem Charakter mehr oder weniger dankbar sich erinnern mag. Seitdem hat natürlich die Philologie, und namentlich die neuphilologische Wissenschaft, abermals „einen höchsten Gipfel erklommen" und nach einer besonders beweiskräftigen Probe aus jüngster Zeit muß ich meinen Ausspruch von damals wesentlich ändern. Treiben die Neuphilologen es wie der von mir hier näher zu betrachtende Professor, so kann ich beim besten Willen sie nicht mehr mit nützlichen Steinklopfern vergleichen, sondern muß mich nach anderen Vergleichsmitteln umsehen.

Abseits von der schönwissenschaftlichen Literatur, die sich an gebildete Menschen wendet, giebt es eine im Verborgenen wuchernde, sehr ausgedehnte Büchermacherei, die eine viel größere Rolle im Kultur- und im Geschäftsleben, d. h. im Buchhandel, spielt, als man glauben sollte: die philologische. Die großen Zeitschriften und Zeitungen und das gebildete Publikum nehmen keine Kenntniß davon; und doch ist jene eigenthümliche Literatur insofern von verhängnißvoller Bedeutung, als sie der heranwachsenden Jugend und der Lehrerschaft eine der Hauptunterlagen ihrer Bildung liefert. Diese ganze Literatur, in unserem Falle die neuphilologische, pflanzt sich durch Inzucht fort und sie hat sich auch ihre eigenen kritischen Organe geschaffen, die fast sämmtlich von einigen Universitätprofessoren beherrscht werden, den Säulen der neuphilologischen Wissenschaft. In fast allen diesen Zeitschriften herrscht nun, neben wirklich wissenschaftlichem Geist, der nicht geleugnet werden soll, eine solche Klüngelwirthschaft, daß schon dadurch jeder Fremdling abgeschreckt wird, sich je mit dieser Art von Literatur kritisch zu befassen. Der leitende Grundsatz für das kritische Treiben jenes Kreises liegt in dem schönen Verse: Nul n'aura de l'esprit hors nous et nos amis.

Das gebildete Publikum hat ja ein unbestimmtes Gefühl, daß es in dem literarischen Gebahren der Philologen wenig erfreulich zugehe; aber wie eigentlich, davon erfährt es kaum je Etwas, weil sich das Alles in kleinen, klüngelhaft abgeschlossenen Cirkeln abspielt, die mit dem großen Kulturleben

der Nation in einem schwer erkennbaren Zusammenhange stehen. Auch ist es nicht rathsam für einen nicht unbedingt und ganz „zum Bau", d. h. zum allerengsten Klüngel, gehörenden Schriftsteller, sich mit jener Gesellschaft abzugeben, denn gegen Jeden, der sie anzupacken wagt, haben die Philologen, alte wie neue, immer die selben Waffen: „Unwissenschaftlichkeit!", was bedeutet: Du bist ja kein Professor; und: „Feuilletonist!", was heißt: Du schreibst ja lesbares Deutsch. Man kann kaum eine Kritik von Neuphilologen über die hervorragendsten Schriftsteller lesen, ohne dem Schmähwort „Feuilletonist" zu begegnen. Georg Brandes ist z. B. für sein glänzendes Werk „Die Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts" und für seinen „Shakespeare" regelmäßig „Feuilletonist" geschimpft worden von Neuphilologen, die nicht im Stande sind, grammatisch richtiges, geschweige denn lesbares Deutsch zu schreiben. Das nämlich gehört als einer der deutlichst erkennbaren Züge zum Gesammtbilde der neuesten Neuphilologie: der grimmige Haß gegen Jeden, der sich um einen künstlerischen Stil bemüht und nicht wie der Vorredner zu Logarithmentafeln schreibt. Dabei soll ja wohl „Philologie" Sprachliebe oder Sprachkunde bedeuten. Aber für die Komik, die in diesem Haß gegen die schriftstellerische Kunst liegt, haben gerade die Philologen keinen Sinn; sie sind zwar selbst sehr komisch, Humor aber besitzen sie nicht.

Was mich dazu bewegt, einmal in jene absonderliche Literatur hineinzuleuchten, ist nicht der sachliche Werth oder Unwerth der einzelnen Erscheinung, sondern der Beispielscharakter eines Buches und seine von dem Klüngel angepriesene Eigenschaft als Unterrichtsmittel für Studirende und Lehrer. Im Traume fiele es mir sonst nicht ein, mich mit einem so unglaublichen Erzeugniß des Buchdruckes länger abzugeben, wenn es nicht die außerordentliche Gefahr beleuchtete, die bei solchem Treiben der Neuphilologie der Ausbildung eines Theiles unserer Lehrer und damit der Geisteskultur unserer zukünftigen Jugend droht. Es zeigt nämlich, daß sich auf dem Gebiete der neueren Sprachen jetzt etwas ganz Aehnliches vollzieht wie auf dem der klassischen: die systematische Vernichtung jeder Freude, jedes Geschmackes an neueren Dichtungen, genau wie Das vielen klassischen Philologen so herrlich mit den Werken der griechischen und römischen Dichtung gelungen ist. Das Buch heißt: Lord Byrons Werke in kritischen Texten mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Eugen Kölbing (Weimar, Felber). Herr Kölbing ist natürlich Ordentlicher Professor des Englischen, leitet als solcher ein sogenanntes „englisches Seminar" an einer deutschen Universität und ist aller Wahrscheinlichkeit nach auch Examinator zukünftiger Lehrer. Seine Byron-Ausgabe ist das Ungeheuerlichste, was mir selbst in der Neuphilologie neuester Entwickelung vorgekommen ist. Der erste Band — es sind bis jetzt zwei Bände erschienen — enthält nur Byrons „Belagerung von Korinth". Die

Dichtung zählt 1034 kurze Verszeilen; sie umfaßt in den verbreitetsten Byron-Ausgaben etwa zehn doppelspaltige Seiten und es ist selbst Herrn Kölbing nicht gelungen, trotz großem Druck und trotz der Hinzufügung des sogleich zu erwähnenden „Textapparates" mehr als 44 Seiten damit zu füllen. Sein ganzes Buch aber faßt ungefähr 220 Seiten. Den zweiten Band, der außer dem „Gefangenen von Chillon" nur einige kleinere Gedichte Byrons enthält, hat er sogar auf über 400 Seiten gebracht. Es ist sehr lehrreich, einen dieser Neuphilologen bei seiner Büchermacherei genau zu beobachten. Kölbing giebt zunächst eine Einleitung von 60 eng gedruckten Seiten, worin außer den weitläufigsten Ausführungen über das Erscheinen des Gedichtes und dessen Beurtheilung durch die zeitgenössische Kritik eine eingehende Beschreibung aller Ausgaben geliefert wird, auch der lange nach dem Tode Byrons erschienenen ganz gleichgiltigen Neu- und Nachdrucke.

Dann folgt zunächst der „Textapparat", wie die Herren Philologen so schön sagen. Dieser wundervolle Textapparat besteht bei Herrn Kölbing in folgender anmuthiger Arbeit: er giebt in reichlichen Fußnoten eine ganz genaue, wörtliche, ja buchstäbliche Vergleichung aller orthographischen Eigenthümlichkeiten, aller Druckfehler, aller Abweichungen der Interpunktion in sämmtlichen von ihm herangezogenen Ausgaben. Von diesen sind fünf pariser Nachdrucksausgaben, von denen natürlich keine auch nur entfernt auf Byrons Handschrift zurückzuführen ist, und vier nach Byrons Tode erschienene englische Ausgaben. Die benutzten Ausgaben werden mit den so sehr gelehrt aussehenden Hieroglyphen bezeichnet, als da sind: ed^1, ed^2, W^5, W^{11}, WG^4, WG^5 u. s. w. u. s. w. Diese kabbalistischen Zeichen verbreiten bekanntlich um Jeden, der sich ihrer bedient, von vorn herein den Zauberschleier philologischer Gelehrsamkeit. Dabei macht Kölbing, der ja, trotz aller Philologie, ein denkender Mensch ist, selbst die naive Bemerkung: „Vorauszuschicken ist, daß sich Byron, namentlich seitdem er im Auslande lebte, um spätere Auflagen seiner Dichtungen wenig oder gar nicht mehr gekümmert hat." Und weiterhin: „Die unten erörterten graphischen Aenderungen werden also auf Veranlassung der Verleger oder gar nur der Drucker vorgenommen sein." Sehr richtig! Trotzdem aber hält ein Ordentlicher Professor seine kostbare Zeit für nicht zu gut, um sorgfältig alle Loddrigkeiten londoner oder pariser Setzer und alle Willkürlichkeiten londoner oder pariser Verleger Wort für Wort und Buchstaben für Buchstaben, Komma für Komma und Apostroph für Apostroph zu vergleichen und, was das Schlimmste ist, uns das ganze Ergebniß dieser Vergleichungen im Druck vorzuführen. Die größte Zahl dieser durch den „Textapparat" hervorgehobenen graphischen Abweichungen kommt auf die rein orthographische Verschiedenheit der Schreibweise des Partizipiums: 'd oder ed. Herr Kölbing hat es

fertig gebracht, uns in den beiden Bänden seiner Byron-Ausgabe jede von irgend einem Setzer vorgenommene Apostrophirung genau vorzuhalten. Um ein Beispiel zu geben von dieser grauenvoll überflüssigen Arbeit, setze ich einen beliebigen, nur zweizeiligen „Textapparat" (S. 9) her. Er sieht so aus:

6 untouch'd W^4 9 landmark W^4 21 perish'd W^4 24 towercapp'd W^2 Acropolis W^7 28 plain, W^8 30 pitch'd W^4

Dieses höchst geheimnißvoll aussehende und wunderbar gelehrt aussehen sollende Abrakadabra der Neuphilologie bedeutet in Wahrheit folgende puerile Dinge: im sechsten Vers steht in einer pariser Nachdrucksausgabe von 1827 untouch'd mit einem Apostroph, während die englische Ausgabe keinen Apostroph hat; im neunten Vers enthält die selbe Nachdrucksausgabe keinen Bindestrich, die englische Ausgabe enthält einen; hinter Acropolis steht in einer londoner Ausgabe von 1827 ein Komma vor nachfolgendem which, in einer früheren londoner Ausgabe fehlt dieses Komma, — Beides ohne die geringste Aenderung des Sinnes, u. s. w. u. s. w. Monate angestrengter, augentötender, gehirnausdörrender Thätigkeit waren nöthig, um Dutzende von Ausgaben auf jeden Buchstaben und jedes Interpunktionzeichen mit einander zu vergleichen. Es graut Einem bei dem Gedanken, daß ein freier Mensch und nicht ein Zuchthaussträfling eine Galeerenarbeit wie diese auf sich nehmen konnte.

Das übrige Füllsel des Buches wird durch ähnliche Ueberflüssigkeiten beschafft. Da finden sich z. B. in der Einleitung zwölf eng gedruckte Seiten über die Alliterationen in dieser kurzen Dichtung. Die Alliterationen selbst werden allesammt hergezählt und eingetheilt in Gattungen, Untergattungen und Unteruntergattungen mit I A a, I A b, B a, B b, II A u. s. w. Durchsetzt ist das Alles mit einem Schwall vorlauter, aufdringlicher Scheingelehrsamkeit, wie z. B. gleich im Anfang, wo, nur um mit allerlei Citaten zu prunken, uns von dem Stabreim in den mittelenglischen Literaturdenkmälern erzählt wird, also bei Chaucer, bei seinen Vorgängern und seinen Zeitgenossen. Mit dem selben Recht hätte Herr Kölbing natürlich auch Alles citiren können, was über die Alliteration in der Edda oder im Althochdeutschen geschrieben worden ist, und wir müssen eigentlich froh sein, daß er Das unterdrückt hat.

Auf den Text von 44 Seiten mit dem famosen Textapparat folgen über 100 eng gedruckte Seiten Anmerkungen. Kaum eine davon dient einem wirklichen Aufklärungbedürfniß; die allermeisten enthalten nichts als die ödeste Citirerei, das sichtliche Streben, Lesefrüchte auszukramen und einen Band zu füllen. Da spricht Byron z. B. im fünften Vers von Akrokorinth, das den Stürmen und den Erdbeben so lange getrotzt habe. Zu erklären ist da nichts, am Wenigsten für Studenten und Lehrer. Herr Kölbing fühlt sich aber verpflichtet, Neumann-Partsch und dessen „Physikalische Geographie von

Griechenland mit besonderer Rücksicht auf das Alterthum" zu bemühen und eine lange Stelle abzuschreiben, in der von den Erdbeben in Griechenland gesprochen wird. Oder: Byron vergleicht einmal den blauen Himmel mit einem Ozean hoch über uns. Obgleich es auch hier für einen erwachsenen Menschen nicht das Mindeste zu erklären giebt, müssen uns doch drei Seiten Anmerkungen versetzt werden. Darin werden uns zunächst alle ähnliche Stellen bei Byron wörtlich mitgetheilt; dann ähnliche Stellen bei dem Dichter Campbell; ferner wird Byrons Meinung über Campbell citirt; und endlich folgen in langem, wörtlichem Abdruck alle Stellen, in denen Byron überhaupt von den Gestirnen und Himmelskörpern spricht. Zum Schluß noch eine längere Stelle, in der Byron sich über die Menschen lustig macht, die zu den Sternen aufblicken. Wer Das nicht für den Gipfel der Gelehrsamkeit hält, ist ein unverbesserlicher Laie oder, wie die Herren Neuphilologen sagen, ein Feuilletonist.

Oder: bei Byron wird vom Gebetsruf des Muezzin gesprochen. Was ein Muezzin ist, weiß entweder jeder gebildete Leser ohnehin oder es läßt sich ihm in einer Zeile Anmerkung sagen. Der Herr Professor der Neuphilologie braucht dazu anderthalb Seiten, auf denen uns mitgetheilt wird: erstens, daß ein sicherer Julius Körner, der 1821 in Zwickau ein Bändchen byronischer Poesien erscheinen ließ, nicht gewußt hat, was ein Muezzin ist; ferner wird uns nicht verschwiegen, was der Große Meyer darüber aussagt; dessen Auskunft aber wird verglichen mit Dem, was ein gewisser Broughton in einem 1855 erschienenen Buche davon berichtet. Welch eine staunenswerthe, tiefgründige Gelehrsamkeit! Oder: Byron schreibt vom „Verlust des Lebens oder dem Gewinn der Freiheit"; der Herr Ordentliche Professor des Englischen fügt anderthalb Seiten Anmerkungen hinzu, um alle möglichen Stellen bei Byron, Shakespeare und Walter Scott wörtlich anzuführen, in denen auch Verlieren und Gewinnen einander gegenüberstehen; und um vollends gelehrt zu erscheinen, fügt Herr Kölbing hinzu: „Die Gegenüberstellung von Verlieren und Gewinnen findet sich schon in der mittelenglischen Poesie nicht selten." Wie tief bereichert müssen doch die Studenten aus solcher Lecture hervorgehen! Und wie väterlich besorgt ist er für die armen kleinen Studenten und die gefährdeten Lehrer, wenn er vom Lesen der großartigsten Stelle in der ganzen „Belagerung von Korinth", jener furchtbaren Schilderung des Leichenschmauses der Hunde, durch die warnende, englisch geschriebene Anmerkung abschreckt: „Den Rest dieses Abschnittes beim Lesen wegzulassen!"

Nirgends dagegen findet sich der leiseste Versuch, in Dichters Lande zu gehen und den Schüler oder Lehrer auf die großen einzelnen Schönheiten der Dichtung im Ausdruck wie im Rhythmus hinzuweisen. Indessen: „das schönste Mädchen kann nicht mehr geben, als es hat." Ich citire diesen französischen Spruch in laienhaftem Deutsch, was an sich schon ganz un-

philologisch ist, und ich unterlasse es, Untersuchungen anzustellen, wo dieser Spruch zuerst vorkommt und wer ihn seit seinem Entstehen benutzt oder mißbraucht hat, — was allein genügen wird, mich als einen jämmerlichen Laien auch fürs Französische zu erklären.

Dabei geht so viel selbst aus diesem trostlosen Buch hervor: der Herausgeber ist wirklich ungemein in Byron belesen; von der Beschäftigung mit Byron ist aber nichts für ihn herausgekommen als das ödeste Wortgeklaube; seines Geistes hat er keinen Hauch verspürt. Nach dem leidenschaftlichen Zorn über diese Ausartung unserer Neuphilologie, die wie eine beabsichtigte Selbstverspottung aussieht, empfindet man beim Weglegen dieses Buches doch auch eine tiefe Traurigkeit. Das ist also einer der angesehensten — d. h. von der „Fachpresse" dafür gehaltenen — Vertreter deutscher philologischer Wissenschaft! Das die Frucht der emsigen Beschäftigung eines Ordentlichen Professors des Englischen mit einem großen englischen Dichter! Das die Art, in der unsere zukünftigen Lehrer, und damit unsere Jugend, ausgebildet werden sollen auf einem der wichtigsten Gebiete unserer geistigen Kultur: auf dem der Beschäftigung mit fremdsprachiger großer Literatur! Und dann giebt es kluge Thebaner, die über die Zunahme des Banausenthumes allerlei weise Orakelsprüche von sich geben, ohne je den Versuch zu machen, nach den tieferen Ursachen dieser Entwickelung zu forschen. Eine Jugend, der die größten Dichter der Menschheit auf solche Weise entweder fürs ganze Leben verekelt werden oder die ihren Geschmack für Kunst und für Schönheit überhaupt durch solche vermeintliche „Wissenschaft" so hat abstumpfen lassen, daß sie etwas Ersprießliches zu thun glaubt, wenn sie auf dem von so gelehrten Professoren gewiesenen Wege vorwärts geht, muß im niedrigsten Banausenthum enden.

Ein Spezialkollege des Herrn Kölbing, ein Herr Professor Körting, beklagte sich früher in einer seiner Kompilationen, daß es noch immer keine „wissenschaftliche" Ausgabe von Byron gebe. Jetzt haben wir endlich die wissenschaftliche Ausgabe und erfahren, was die Herren Neuphilologen unter „Wissenschaft" verstehen, denn diese wissenschaftliche Ausgabe Byrons ist natürlich von fast der gesammten Presse des neuphilologischen Klüngels entweder über den grünen Klee gelobt oder aus zärtlicher Schonung für den Herrn Kollegen totgeschwiegen worden. Die nicht philologische Presse aber hat keine Ursache, mit ihrer deutlichen Meinung über solches Gebahren hinter dem Berge zu halten, sondern sie hat die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums warnend auf diesen Mißbrauch des Wortes und des Begriffes „Wissenschaft" und insbesondere auf diese Ausartung der neuesten Neuphilologie zu lenken.

Eduard Engel.

Sklaverei, Leibeigenschaft und Lohnsystem.*)

Erst im modernen Staat ist es dem Individuum vergönnt, seine Kräfte nach allen Seiten unbehindert zu entfalten; der Begriff der persönlichen Freiheit, der in früheren Jahrhunderten ein Privilegium der oberen Klassen war, ist hier zum ersten Male seinem ganzen Inhalt nach realisirt und der freie Wettbewerb des menschlichen Daseins ermöglicht für eine jede Eigenart eine immer vielseitigere und befriedigendere Bethätigung aller geistigen Anlagen. So etwa lautet das Hohe Lied zum Preise der modernen Bildung und Gesittung, die ihre Wohlthaten allen Erdenbürgern unterschiedlos und ohne Rücksicht auf Stand und Geburt zukommen läßt und die ganze Menschheit, die sich früher mit so entsetzlichen Lasten fruchtlos abgemüht und ihr bestes Denken an die Lösung der harten Welträthsel verschwendet hat, mit dem süßen Gefühl behaglicher Zufriedenheit beglückt. Erst dem schärferen Blick enthüllen sich unter dieser gleißenden, trügerischen Oberfläche wahre Abgründe, vor denen jeden Menschenfreund Angst und Zittern befällt, und der unheimliche Gedanke, daß der ganze schöne Bau plötzlich zusammenbrechen und uns Alle unter seinen Trümmern begraben könne. Denn gerade die Fundamente sind, wie wir sehen werden, morsch und unterhöhlt, die Existenzbedingungen für einen sehr namhaften Bruchtheil unserer heutigen Gesellschaft widerstreiten so sehr jeder echten Sittlichkeit und Humanität, daß selbst gelegentlich die Vertreter eben dieser heutigen Ordnung der Dinge sich in dem Brustton einer energischen, von Christenthum und Menschenliebe beredt zeugenden Gefühlserregung zu der wiederholten Betheuerung herbeilassen: so schlimm sei es wirklich nicht, die Hauptsache sei und bleibe die geflissentliche Schürung von Mißvergnügen und Unzufriedenheit durch die gewerbsmäßigen sozialdemokratischen Agitatoren. Lassen wir sie reden und suchen wir der Streitfrage lieber auf Grund einer objektiven soziologischen Untersuchung, die hier allein Licht und Klarheit schaffen kann, beizukommen.

Wir finden die Sklaverei, so weit unsere ethnographischen Ermittelungen reichen, überall auf der ganzen Erde mit bestimmten sozialen Entwickelungsstufen unvermeidlich verknüpft; Semiten, Hamiten, Indogermanen, Mongolen, Australier, Polynesier — von den eigentlich höheren Kulturvölkern noch ganz abgesehen — betrachten dieses Institut als einen integrirenden Bruchtheil des staatlichen Organismus, der durch die Natur der Dinge gegeben ist, d. h. durch Krieg, Raub, Schuldknechtschaft und das natürliche Wachsthum des Sklavenstandes selbst sich erklärt. Dennoch ist dieser Zustand nicht so selbstverständlich, wie er unter diesem uns aus der Geschichte geläufigen Gesichtspunkt erscheinen möchte; die einfachsten Assoziationen, wo es mit dem Minimum von Bedürfnissen auch noch keine Arbeitstheilung und vor Allem noch keine industrielle Thätigkeit irgend welcher überlieferter und fest abgegrenzter Art gab, kennen noch keine Sklaverei, weil hier noch nicht der nationalökonomische Werth der Arbeitausnutzung entdeckt war. So z. B. bei den Feuerländern, Hottentotten, bei den meisten Eskimo- und

*) Mit besonderer Berücksichtigung des Werkes von Ch. Letourneau, Professor an der Ecole d'anthropologie in Paris: L'évolution de l'esclavage dans les diverses races humaines. Paris, Vigot Frères.

Indianerstämmen u. s. w. Hier wird der erbeutete Gefangene nicht geschont, sondern einfach niedergemacht; er würde sonst den Bestand der zu ernährenden Horde zwecklos vermehrt haben. Außerdem besaß man an den Frauen natürliche Sklaven, denen alle lästigen und schweren Arbeiten aufgebürdet wurden, und es ist sehr bezeichnend, daß anfangs Frauen mit den Sklaven sich in diese Verrichtungen theilten; Das gilt z. B. ganz besonders vom Ackerbau, der gegenüber der Jagd bis weit in Zeiten höherer Gesittung hinein eine verachtete Beschäftigung bildete. Noch heute werden in China und (um einen ganz anderen Fall anzuführen) bei den Tuaregh der Sahara Frauen und Sklaven zusammen vor den Pflug gespannt. Die Frau ist für den Naturmenschen bis auf den heutigen Tag lediglich ein finanzielles Objekt, das ihm möglichst viel Nutzen und Gewinn abwerfen soll, seinen Mißhandlungen und Brutalitäten wehrlos preisgegeben, — die bloße Thatsache, daß die Frauen durchgehends niemals mit ihren Männern essen dürfen, sondern ihre Mahlzeit abseits und verstohlen einnehmen, ist bezeichnend. Ueber die völlige Rechtlosigkeit der Sklaven bedarf es keiner weiteren Worte, obwohl nicht vergessen werden sollte, daß die Hausklaven sowohl bei den Griechen als auch bei den Römern sich im Ganzen und Großen einer guten Behandlung zu erfreuen hatten — schon in Folge sehr einleuchtender Nützlichkeitmaximen —, und auch Das verdient, bemerkt zu werden, daß hier, wie in so manchen anderen Punkten, der aus schweren Wunden blutenden römischen Gesellschaft erst die Kaiserzeit eine wenigstens vorläufige Linderung und Heilung gebracht hat. Die nachhaltigste sittliche Schädigung, ja geradezu die Vergiftung des ursprünglich so gesunden antiken Organismus entsprang anderen Quellen; es war die dauernde Entwerthung des kleinen Grundbesitzes, die verhängnißvolle Bildung der Latifundien, die dadurch wieder bedingte Anhäufung eines revolutionären, arbeitscheuen städtischen Proletariates und endlich die Bildung von großen industriellen Gesellschaften zur Ausbeutung von Bergwerken und anderen Unternehmungen, die die freie Arbeit mit unabwendbarer Nothwendigkeit unterdrücken und dafür den Sklavenbetrieb einführen mußte. Wir finden in Athen, bemerkt Letourneau, alle Elemente unseres modernen Industrialismus verhängnißvoll entwickelt: die Freude am Gelderwerb ohne Anstrengung, den Geschmack am Glücksspiel, das man Spekulation nennt, Kapitalisten, deren größte Sorge es ist, ihr Geld zu verwerthen, und die deshalb die Sklavenarbeit ausbeuten. Es gab auch in Athen industrielle und kommerzielle Gesellschaften. Aus diesem Zustand der Dinge ging die Bildung einer Plutokratie hervor, die damit prahlte, daß sie die mechanischen Künste, die sie bereichert hatten, verachte. Aristoteles hat diese landläufige Ansicht klar ausgedrückt in dem Ausspruch: Der Staat kann nicht ohne Arbeiter, Künstler und Handwerker jeder Art existiren, aber die Klasse der Krieger und Denker bildet einzig und allein die Regirung. In der Meinung des Aristoteles entehrt jede Arbeit und macht des Titels und der Rechte eines Bürgers unwürdig. Die entsprechenden Zustände in Rom sind zu bekannt, um noch besonderer Erörterung zu bedürfen; nur als ein charakteristisches Symptom der physischen und moralischen Zersetzung, in der sich die römische Gesellschaft zur Zeit Caesars befand, mag hier erwähnt werden, daß man damals auf eine Bevölkerung von 450000 Bürgern 320000 capite censi rechnete, d. h. völlige besitzlose Proletarier. In der That: als den römi-

schen Senat immer mehr blinde Raubgier umnebelte und mit der schnödesten Gemeinheit der dritte punische Krieg erklärt wurde, da wurde die römische Geschichte, wie unser Gewährsmann beißend sagt, une série de vols à main armée. Wenn man sich nicht von den großen politischen Erfolgen Roms täuschen läßt, muß man das perfide, nur auf brutale Vergewaltigung des Gegners abzielende, nicht wahrhaft civilisatorische Programm der Römer entschieden verurtheilen.

Mit dem Fortschritt der Gesittung entwickelte sich von selbst jene gewisse Milderung der ursprünglichen Roheit und Härte, die keinem Sklaven irgend ein persönliches Recht vor Gericht zugestand; der Sklaverei folgte die Leibeigenschaft, die wir unter irgend welchen Formen in den meisten größeren Organisationen antreffen. Die Heloten, Periöken, Theten, die glebae adscripti, und wie die anderen Ausdrücke lauten mögen, bezeugen diese Humanisirung, mag sie einem gereifteren Bewußtsein auch noch so dürftig erscheinen. Immerhin ist es beachtenswerth, daß den kriegerischen und zu Gewatthaten aller Art neigenden Spartanern die Tötung eines Heloten gesetzlich verboten war. Dies Verhältniß der Hörigkeit stellte sich sowohl bei ganzen Völkerschaften ein, die von den Eroberern des Landes zur Knechtschaft gezwungen wurden oder sich gelegentlich in eine freiwillige Dienstbarkeit begaben (so die Böotier gegenüber den Thessaliern), wie bei einzelnen Individuen, namentlich den ländlichen Arbeitern oder kleinen Grundbesitzern, die bei einem Mächtigeren Schutz suchten und ihm ihre persönliche Freiheit verpfändeten. Denn, wie Letourneau treffend sagt, die Freiheit ist ein Luxus, dessen sich der Schwache nicht zu erfreuen hat. Diese Leibeigenschaft ist so sehr ein unmittelbarer Bestandtheil unseres ganzen feudalistischen Systems im Mittelalter, daß sie wohl keiner weiteren Erläuterung bedarf. Daß dabei die religiösen Prinzipien keine Rolle spielen, daß umgekehrt nicht selten die Hörigen geistlicher Herren noch viel schlechter behandelt und viel seltener in Freiheit gesetzt wurden als die weltlicher, wird nicht überraschen, so wenig wie der Umstand, daß überall die hilflosen Versuche, sich dieser Tyrannei zu entziehen, in Strömen von Blut erstickt wurden. Mit welcher Zähigkeit sich aber diese Institution erhalten hat, ersieht man daraus, daß nach der Darstellung Letourneaus erst vor einem Jahrhundert ihre letzten Ueberbleibsel in Frankreich entfernt wurden, während Rußland noch bis vor einigen Jahren daran festhielt.

Hat sich nun nach dem Verschwinden dieser Hörigkeit die große Masse der Proletarier einer völligen Freiheit in ihren sozialen Verhältnissen erfreuen können? Leider nicht, denn jetzt tritt das Schreckgespenst der Lohnarbeit auf den Plan und erstickt jeden Anspruch auf persönliche Selbständigkeit in dem Wuthgeheul der unbarmherzigen Kämpfer ums Dasein.

Man würde irren, wenn man annähme, erst die moderne Civilisation mit ihrer raffinirten Technik und der systematischen Menschenentwürdigung hätte dies verhängnißvolle Prinzip erschaffen, an dem die besten Absichten einzelner Menschenfreunde ohnmächtig abprallen. Seit dem Augenblick, wo eine Produktion von Gegenständen über das augenblickliche Bedürfniß hinaus einsetzte, wo Handel und Austausch sich entwickelte, erscheinen die Anfänge einer Lohnarbeit, die, wie jetzt, der Spekulation eines findigen Kopfes zu Gute kommt. Athen zeigt uns diese Form der Lohninduſtrie in voller Entwickelung. In der selben Zeit, wo man die freien Arme mit denen der Sklaven vereinigte, war die Lohnarbeit end-

giltig begründet. Ohne Zweifel war der Lohnarbeiter dem Rechte nach ein freier Mann, aber ohne Hilfsmittel; er war ein Freigelassener oder ein Proletarier, der, unter der Gefahr, Hungers zu sterben, unweigerlich gezwungen war, jeden Tag gegen einen mäßigen Lohn die unsichere Freiheit zu veräußern, die ihm das Gesetz zusprach. Die Fabrikanten, die Unternehmer, die Spekulanten, die Arme in ihren Werkstätten und Minen nöthig hatten, mietheten diese freien Arbeiter, wie Sklaven, und oft arbeiteten Beide neben einander, ohne daß man einen erheblichen Unterschied zwischen ihnen wahrnehmen konnte. Ja, es kam nicht selten vor, daß das Loos eines Lohnarbeiters sich härter gestaltete als das eines Sklaven; denn der Herr hatte ein Interesse daran, gegen möglichst geringen Entgelt möglichst viel Arbeit geleistet zu sehen. Ob der Arbeiter am Leben blieb oder starb: Das verschlug ihm wenig, während der Tod eines Sklaven, dessen Kaufpreis noch nicht durch die Arbeit beglichen war, für den Eigenthümer einen schweren Verlust bedeutete. Der Arbeitgeber entschädigte sich deshalb vollständig für seine Lohnarbeiter, indem er sie einfach als lebende Werkzeuge betrachtete, mit denen ihn nur ökonomische Beziehungen verknüpften. Hieraus entstand in Industrieländern ein zahlreiches Proletariat, bedürftig und zu oft moralisch herabgewürdigt durch seinen Lebenserwerb, eine geknechtete Masse, ohne im Zustande der eigentlichen Sklaverei sich zu befinden, und natürlich zum Haß geneigt gegen die regirenden oder vielmehr besitzenden Klassen, mit denen sie kein wahrhaft menschliches Gefühl verknüpfte. In seinem jämmerlichen Zustande hatte dies Proletariat kein großes Interesse daran, sich für ein stiefmütterliches Vaterland aufzuopfern; es sammelte sich in den großen Städten, wo man sich am Leichtesten vermiethen konnte und wo die Freigelassenen und kleinen enterbten Grundbesitzer zusammenströmten. Das geschah nicht nur in Athen, sondern auch in Rom und überhaupt in allen größeren Metropolen des römischen Weltreiches bis ins Mittelalter hinein. Hat man diese Zwangsarbeit in modernen Zeiten abgeschafft? Wir sehen noch ganz ab von den engagirten, in der That gepreßten Arbeitern und Matrosen, die im vorigen Jahrhundert, ja in einzelnen Fällen selbst in unseren Zeiten, die Beute habsüchtiger Spekulanten im polynesischen Archipel geworden sind. Aber das Schlimmste ist die durch die Ausnützung der Frauen und unerfahrenen Kinder unvermeidlich gewordene physische und psychische Degeneration der Rasse. Wer den folgenden Bericht eines Augenzeugen über die ruchlose Ausbeutung der zarten Jugend in den Schwefelminen von Sizilien liest, wird nicht glauben, daß wir es mit Zuständen der Gegenwart zu thun haben. „Die Carusi", sagt der Berichterstatter, „sind Kinder von acht bis achtzehn Jahren, die auf ihren Schultern den Schwefel heraufbringen, indem sie die Reihe der engen Brunnen hinaufklimmen, von der Tiefe der Galerie bis zu der Oberfläche. Diese Carusi werden von den Piccioneri besoldet, die die Minen gepachtet haben. Diese haben sie von ihren Eltern zu einer Summe von 100 bis 150 Francs gemiethet, die in Mehl und Weizen ausbezahlt wird. Um sich zu befreien, muß der Caruso diese Summe aufbringen; aber er erhält nur 50 Centimes täglich — und noch dazu in schlechtem Mehl — ausgezahlt. Er ist deshalb Sklave für Jahre und in gleicher Weise durch den Arbeitgeber und durch seinen Vater mißhandelt. Die Carusi haben in der Regel gekrümmte Schultern, gebogene Beine, eingefallene Augen, eine eingeschrumpfte Stirn. Sie arbeiten unter dem Stock, wie die Minen-

arbeiter des Alterthums. Ihr Arbeitstag hat zwölf Stunden; sie schlafen auf der Erde in Höhlen, ernähren sich von Brot und Zwiebeln, — ein Umstand, der an die Zwiebeln der egyptischen Pyramiden denken läßt. Die Brunnen oder Schächte, die sie unaufhörlich entlang steigen müssen, und zwar mit einer schweren Last, sind eng, sehr steil, sehr unregelmäßig, feucht und schlüpfrig. Kaum hatten wir einige Messungen vorgenommen, sagt der Besucher, als wir unter uns einen schwachen Lichtschimmer bemerkten: es waren die Lampen der Carusi, die gebeugt unter ihrer Last von Metall zurückkletterten. Dann hörten wir Stöhnen, ausgepreßt von Herzensangst; es war die Klage der Unglücklichen, die sich ganz in unserer Nähe befanden, Seufzer geängsteter und erliegender Geschöpfe, die nicht weiter wußten und doch ihren Weg fortsetzten, aus Furcht, es könnte sie ein Aufseher überraschen, sie mit einem Stock ermuthigen. Als wir die Carusi vorbeigehen ließen, die auf ihren schwachen Beinen hinterher schwankten, empfanden wir ein so starkes Gefühl von Mitleid, daß wir fast in Thränen ausgebrochen wären, wie Kinder. Die Besucher luden die Last einiger dieser kleinen Zwangsarbeiter ab; sie betrug 40 bis 50 Kilogramm, die Haut ihrer Schultern und ihres Rückens war abgeschabt, geröthet, voll von Geschwüren und wundigen Stellen. Diese Prozession der Kinder bewegte sich unter stetem Seufzen vorwärts. Bei einer Wendung hörte ich, wie Einer von ihnen unter Weinen zu seinem Begleiter sagte: ‚Ich kann nicht weiter, ich werfe den Sack auf die Erde.‘ Später sah ich einen armen kleinen, blonden Jungen, mit müden Gesichtszügen, der, da er nicht höher steigen konnte, sich eine Stunde niedergelegt hatte und still vor sich hin weinte. Er hatte blaue Augen, rosige Lippen und große Thränen rollten über seine mageren Wangen.“ Einen Kommentar braucht diese Schilderung nicht; aber man wird mit der wohlfeilen Entgegnung bei der Hand sein, so Etwas sei schlechterdings Ausnahme und nur in einem Lande, das unter langer Mißwirthschaft leide, möglich. Meinetwegen; aber man frage im Hinblick auf die offenen und schreienden Gebrechen unseres Industrialismus, ob nicht überall das Geld der maßgebende Faktor ist, dem jede Menschenwürde sich widerspruchlos beugen muß? Die ungemessene Anhäufung des Kapitals hält überall gleichen Schritt mit der zunehmenden Verarmung des Mittelstandes, mit der physischen und sittlichen Degeneration unserer Bevölkerung, und zwar in den kräftigen Schichten des niederen Bürgerstandes, und es zeugt von wenig Ehrlichkeit und Scharfsinn zugleich, wenn man diese soziale Gefährdung unseres Volkslebens dadurch zu beschwören vermeint, daß man sie einfach in Abrede stellt. Letourneau sagt umgekehrt: L'abolition du salariat deviendra nécessaire et nos sociétés contemporaines s'épargneraient peut-être de bien cruelles épreuves, si, regardant résolument la situation en face, elles confessaient la nécessité d'une réforme et canalisaient le courant au lieu de lui opposer des digues impuissantes. Selbstverständlich dürfte sich diese Umwandlung nicht auf revolutionärem Wege, sondern auf Grund einer völligen Reorganisation des bisherigen gesellschaftlichen Zustandes vollziehen, die mit der Abschaffung des gräuelvollen und kulturwidrigen Krieges anheben müßte und sich in freien Arbeitervereinigungen realisiren könnte. Dabei würde es sich nicht um den Gewinn einzelner Individuen, sondern um die allgemeine Wohlfahrt handeln.

Bremen. Dr. Thomas Achelis.

Selbstanzeigen.

Die preußischen Ostmarken. J. F. Lehmanns Verlag, München.

Nachdem ich in vierzigjähriger publizistischer Thätigkeit die Entwickelung der polnischen Verhältnisse verfolgt habe, durfte ich mich der Aufforderung des Alldeutschen Verbandes, mein Gutachten über unsere preußisch-deutsche Polenfrage abzugeben, nicht entziehen. Ich bin kein Polenfeind, weiß die achtungwerthen kulturellen und fortschrittlichen Bestrebungen polnischer Patrioten aufrichtig zu würdigen, kann aber gerade deshalb unseren Mitbürgern polnischer Nationalität nur von den frechen Angriffen ihrer Hetzpresse gegen Preußen und Deutschland abrathen und den korrekten und loyalen Anschluß an Preußen empfehlen, das die gemischtsprachigen, seit Jahrhunderten sozial und wirthschaftlich kolonisirten, geographisch und politisch uns unentbehrlichen Grenzlande nimmermehr aufgeben darf. Unseren deutschen Landsleuten in den Ostmarken das vaterländische Pflicht- und Ehrgefühl für ihre schwierige Mission zu stärken, sie aber auch nicht allein durch Regirungmaßregeln, sondern eben so sehr durch kräftige Bethätigung selbstbewußten und opferwilligen Volksthumes moralisch und wirthschaftlich zu unterstützen, erscheint mir nächst der positiven Lösung der Aufgaben unserer Sozialreform für Gegenwart und Zukunft als dringlichster Gegenstand wahrhaft nationaler Realpolitik. Hierfür deutsche Leser zu erwärmen, war das Leitmotiv meiner Schrift.

München. Christian Petzet.

Die Lage in Ostasien. Von B. Chirol. Uebersetzt und eingeleitet von J. von Bojanowski. Zweite Auflage. Johannes Räde, Berlin 1897.

Gegenüber der Eintönigkeit der Touristenliteratur, die nicht müde wird, in immer gleichen Wendungen von dem Glanz des Klubs in Hongkong und den süßen kleinen Mädchen in Japan zu erzählen, bietet das Werk Chirols Belehrung über die wahre Lage der Dinge. Die in dem flott und interessant geschriebenen Buch niedergelegten Beobachtungen eines Engländers, der mit praktischem Blick auf die seit dem Vertrag von Shimonoseki zu Gunsten Europas wesentlich veränderte Lage hinweist, rühren aus der Zeit nach dem Friedensschluß mit Japan her und sind ausnahmelos von hoher Wichtigkeit, für Deutschland im Besonderen, das nach Großbritannien die bedeutendsten Handelsbeziehungen mit China pflegt. Diese Ueberzeugung hat dem Herausgeber es schon im letzten September nahe gelegt, der schnell vergriffenen Auflage des Buches eine zweite folgen zu lassen. Das damals mehrere Monate vor den Ereignissen in Kiautschou geschriebene Vorwort ist in erfreulichster Uebereinstimmung mit Dem, was bald nachher als Ansicht und Absicht unserer Regirung ans Licht trat.

J. von Bojanowski.

Hohenklingen, eine Zeit in Bildern und Gestalten. München 1898. Caesar Fritsch (Heinr. Plach).

Das deutsche Epos war nie ein versifizirter Roman oder eine versifizirte Novelle. Groß entrollte es vor uns das Bild einer Zeit. So habe ich versucht, das ausgehende Mittelalter mit seinem Hereindrängen neuer Gedanken darzustellen, indem ich diese Zeit in den Höhepunkten ihrer Lebensäußerung sah.

München. Wilhelm von Scholz.

Johannes der Täufer und seine Zeit. Berlin, Verlag der Harmonie.

Das jüngste Bühnenwerk Sudermanns, „Johannes", ist von der Kritik hart und viel gescholten worden, — auch in dieser Zeitschrift. Ich habe in der angezeigten Schrift meine völlig andersartige Meinung eingehend dargelegt. Meine Brochure, die ein gut getroffenes Bild des Herrn Kainz als Johannes schmückt, bietet einen knappen Gedankengang des Stückes selbst; daran schließen sich in drei Abschnitten Betrachtungen über Fürst und Volk in Palästina zur Zeit des Täufers und eine Besprechung der Beziehungen zwischen Johannes und Jesus, endlich eine Erörterung über den Helden des Dramas und seinen Konflikt.

Theodor Kappstein.

Reichsländische Zeitfragen. Erstes Heft. Leipzig, Grunow, 1898.

Die Auffassung der reichsländischen Verhältnisse, die hier vorgetragen wird, weicht von der herrschenden ab: diese läßt sich treffend als Zufriedenheit-Legende bezeichnen; ich dagegen suche nachzuweisen, daß weder Zufriedenheit besteht, noch der deutsche Staatsgedanke Fortschritte macht. Wenn auch der ausdrückliche Protest nicht mehr laut wird — oder doch nur selten —, so wuchert dafür um so stärker der stille Protest und äußert sich unter Anderem darin, daß alles Deutsche in Sprache, Sitte und Recht abgewiesen und alles Französische gehegt und gepflegt wird. Daran nehmen auch die Meisten von Denen Theil, die sich als unsere Freunde bezeichnen. Daneben macht sich in allen Volksschichten ein ausschließender Nativismus breit, der zwar als Anmaßung einer Art von Adelstitel den Spott herausfordert, aber für die deutsche Gestaltung der Zukunft eine ernste Gefahr ist. Er ist vor Allem auf einen unserer größten Fehler, auf unsere Volksschmeichelei, zurückzuführen. Das Gesammtergebniß der Entwickelung ist Kleinstaaterei. Sie prägt sich immer bestimmter aus und wirkt durch ihre Verquickung mit französischem Wesen feindlich, separatistisch. Die Leser der „Zukunft" werden in der Schrift das Bestreben finden und begrüßen, auch für die Erscheinungen des reichsländischen Staatslebens die Lehren der bismarckischen Tradition zu verwerthen, als Maßstab des Urtheiles sowohl wie als Wegweiser der That. Nirgends mehr als in dem jüngsten Gliede des Deutschen Reiches sind bisher edle und fruchtbare Gedanken Bismarcks verdorben oder verwässert worden, nirgends mehr hat der große Moment ein kleines Geschlecht gefunden.

Schilligheim i. E. Emil Kühn.

Warschauer-Darmstädter.

Selten oder nie ist bei uns die Vergrößerung einer Bank mit so viel Klugheit und Voraussicht unternommen worden wie die neulich bekannt gewordene Betheiligung der Darmstädter Bank an der Firma Robert Warschauer & Co. in Berlin. Selbst die ziffernmäßig weit beträchtlichere Transaktion zwischen der Diskontogesellschaft und der Norddeutschen Bank hält als bloßes Agiogeschäft damit keinen Vergleich aus. Auch ist es als Präzedenzfall nicht zu unterschätzen, das jetzt ein wirklich erstes Bankhaus seine Selbständigkeit aufgiebt. Denn mag für die nächsten Jahre ein Vasallenverhältniß im eigentlichen Sinn nach der Meinung Kundiger auch ganz ausgeschlossen erscheinen: undenkbar bleibt immer, daß die Geschäfte der Firma Robert Warschauer & Co. künftig noch allein im Bureau von Robert Warschauer erledigt werden. Man muß bedenken, daß nur der Rang, den diese Firma seit Jahren einnimmt, die Darmstädter Bank hindern kann, sich sofort in ihre Thätigkeit einzumischen. Wer sich in der Hochfinanz umgesehen hat, kennt den fast räthselhaften Respekt, der vor altem Bankiersreichthum nun einmal besteht und bei dem manchmal sogar die bekannte hansemannsche Gemüthlichkeit nicht aufhört, wenn viel Geld in Frage kommt. Aber zwanzig Millionen sind ein hübsches Kapital; und die Darmstädter Bank besitzt auch in Berlin eine bewährte Organisation, deren Leiter zunächst als Rathgeber dann und wann vielleicht willkommen sein werden und die allmählich eine Art letzter Instanz bilden könnten.

Man kann nicht sagen, daß das neue Verhältniß dem Ruf der Firma Warschauer völlig entspricht. Sicher dürfte schon vor Jahren mancher bessere Vorschlag gemacht worden sein; aber die Inhaber saßen in ihrem schönen Erbe und wollten, ungleich ihren Freunden, die Zukunft mit ihren jeder Veränderung fähigen Bankbedingungen uneskomptirt lassen. So wäre es auch wohl jetzt noch geblieben, wenn nicht, wie so oft in ähnlichen Fällen, plötzlich ein persönlicher Umstand von zwingender Wichtigkeit geworden wäre. Der eine Warschauer, der sehr kränklich sein soll, wünscht, sich und sein Vermögen von der Firma zurückzuziehen. Die Herren Oppenheim und Mendelssohn, die anderen Haupttheilhaber, mußten also damit rechnen, daß über ein Kleines ihr Haus mit 20 Millionen weniger zu arbeiten haben würde. Das wäre noch nicht das Schlimmste gewesen. Aber die Herren mußten auch erwarten, daß später bei den bedeutendsten Instituten der Reichshauptstadt gefragt werden würde, wie groß eigentlich noch das Geschäftskapital von Robert Warschauer sei, — und gerade diese Erwägung könnte sie schließlich der neuen Kommanditirung geneigt gemacht haben.

Skeptiker werden natürlich sagen, den stärksten Reiz hätten wohl die sieben Millionen geübt, die jetzt die Firma als Zwischengewinn für den großen Dienst erhalte, den sie sich von der Darmstädter Bank freundlichst gefallen lasse. Erstens aber dürften etwa zwei Millionen für Provisionen an das Garantiekonsortium, Uebernahme der sehr kostspieligen Stempelgebühren u. s. w. abgehen; und zweitens glauben unbefangene Finanzleute, der Antheil der Darmstädter Bank werde alljährlich recht beträchtlich über die bloße Verzinsung von vier Prozent hinausgehen. Das genannte Institut vergrößert also seine Mittel keineswegs nach be-

rühmten Mustern ins Blaue hinein, so lange das Publikum seine Agiogelder gleichsam noch zum Fenster hinauswirft, sondern auf Grund einer festen Geschäftsbetheiligung, die als so gut gilt, daß auch andere Uebernehmer gewiß nicht lange zu suchen gewesen wären. Außerdem bezahlt ja die fünf Millionen überhaupt nicht die Bank, sondern das Publikum, dem die der Firma Warschauer zu 120 Prozent gewährten Aktien zum Kurs von 146 angeboten werden, bei einem allerdings nur um 16 Prozent höheren Kurs der alten Aktien. Endlich gewinnt aber die Bank bei der Kapitalsvergrößerung von im Ganzen 25 Millionen noch fünf Millionen für ihre Reserven, die bekanntlich unverzinslich im Geschäft mitarbeiten, während sie die durch die Verstaatlichung der Ludwigsbahn ihr entzogenen Summen natürlich zu verzinsen hatte.

Anders sieht die Sache aus, wenn man fragt, ob es sich für das Publikum auch rentire, wieder einmal in die Tasche zu greifen, um mehr als elf Millionen zu bezahlen. Zur Beantwortung dieser Frage führt nicht die übliche sittliche Entrüstung, sondern eine ruhige Prüfung der in Betracht kommenden Ziffern. Die Bank für Handel und Industrie in Darmstadt, Berlin und Frankfurt vertheilt Dividenden seit dem Jahre 1854. In dieser vierundvierzigjährigen Periode haben nach meinen Zusammenstellungen die Aktionäre 341,91 Prozent erhalten; Das ergiebt im Jahresdurchschnitt 7,77 Prozent. Dabei würde ein Besitzer, der dieses Papier schon seit der Gründung hat, nur zweimal nicht mehr als vier Prozent gemacht haben; selbst Sätze wie $4^1/_2$ und 5 Prozent kommen nur einmal vor. Das beweist, daß eine Bank, die der ersten Finanzgruppe angehört, über alle Krisenjahre hinweg ihren Aktionären erheblichen Nutzen zu bringen vermag. Wenn nun heute bei acht Prozent Dividende das Publikum die Aktie bis über 160 bewerthet, so kommt doch eben diese lange Vorgeschichte hinzu; denn bei dem gleichen letzten Erträgniß stehen z. B. Schaaffhausen nur 150, Pfälzische Bank nur 144 u. s. w.

Was gewinnt aber die Bank direkt an Warschauer? Sehr viel, da sogar die regelmäßige Kontokorrentkundschaft der Firma höchst werthvoll sein soll. Als der Begründer des Hauses im Jahre 1849 nach Berlin übersiedelte, galt das Stammhaus in Königsberg bereits als sehr groß. Gepflegt wurden vor Allem die Verbindungen in Ostpreußen und Rußland, deren legitimer Handel in Warschauer den umsichtigsten Vermittler fand. Man darf nicht vergessen, daß es damals, in den Zeiten der Abgeschlossenheit, auf diesem Gebiet kaum eine Konkurrenz gab. Wie vor der Trennung der Provinzen Ost- und Westpreußen der Oberpräsident — die Hauptstadt war ja so fern! — als unumschränkter Herr über gewaltige Länderstrecken dastand, so konnte dort auch ein kluger Geldvermittler die Thätigkeit der reichen, aber müden Patrizier übersehen und beherrschen. Der alte Warschauer soll die Wesenszüge eines Bankiertypus gezeigt haben, der damals an den verschiedensten Punkten Deutschlands auftauchte. Diese Leute rechneten mit kleinen, aber sicheren Gewinnen, aus denen nach und nach dann ein Vermögen entstand, und ließen sichs ruhig lächelnd gefallen, wenn sie von Unternehmungslustigen der Engherzigkeit oder Kurzsichtigkeit angeklagt wurden. Erst in einer späteren Periode wurde der große Sprung vom Provisiongeschäft zu Finanzirungen gewagt, in Süddeutschland und am Rhein früher als im Osten. Nach der Väter Sitte hat auch der alte Warschauer sich von allen riskanten Geschäften fernzuhalten gesucht; er wollte nur der Kommissionär sein, der Dritte, der sich freut, — einerlei,

ob die Kalkulation zu Gewinn oder Verlust führte. „Achtelsmenschen" wurden diese in ihrer Art sehr einflußreichen Geldleute, übrigens ganz freundschaftlich, in den Kreisen der Preußischen Bank genannt, deren Geschichte ohne die Thätigkeit solcher Diskontenvermittler gar nicht zu denken ist. Doch gab es auch für solche Sicherheitkommissionäre Augenblicke, wo das geschäftliche hinter das familiäre Interesse zurücktrat. So hat es das Haus Mendelssohn in den siebenziger Jahren, unter den Nachwehen des Cuxhaven-Stade-Unternehmens, sicher als entscheidenden Vortheil verspürt, daß es mit den Warschauers verwandt war.

Als die jetzigen Inhaber der Firma die Erbschaft angetreten hatten, wurde die alte Tradition noch eine Zeit lang gepflegt, bis dann mit der Theilnahme am italienischen Tabakgeschäft der Eintritt in die moderne Hochfinanz erfolgte. Seitdem wurden in allen Ländern gute Engagements aufgesucht und das Haus Warschauer hatte neue Erfolge, nicht wegen der besonderen Rastlosigkeit und Begabung der Chefs, sondern wegen des alten feinen Rufes, der bei Anleihegeschäften seinen Zauber fast nie verfehlt. Außerdem steigt die Bankmacht Berlins täglich, die besten Kräfte wenden sich dorthin und lassen sich gern ausnützen, um später selbst auszunützen. Die heutigen Finanzverbindungen der Firma Warschauer sind so bedeutend — selbst von den großartigen italienischen Sanirungen abgesehen —, daß es thöricht ist, immer nur von den russischen Beziehungen zu sprechen. Das verleitet zu einem ganz einseitigen Urtheil, wird aber stets nachgebetet. Richtig ist, daß die Darmstädter Bank trotz ihrer Zugehörigkeit zur reinen Rothschildgruppe an russischen Geschäften nicht betheiligt ist. Doch wird die neue Kommanditirung auf diesem Gebiet kaum mehr Antheilsgewinn lassen, als ohnehin in den verschiedenen Unterkonsortien schließlich zur Verrechnung zu kommen pflegte.

Auf die Leitung der Darmstädter Bank wird, so hofft man, die neue Verbindung günstig wirken. Es ist ja fast stets nützlich, wenn ein nach modernsten Grundsätzen geleitetes Institut mit einer alten Firma ein Bündniß schließt. Die berliner Direktoren, die bisher immerhin von Darmstadt abhingen, wo alle Beschlüsse noch einmal durchberathen wurden, werden jetzt eine nachhaltige Unterstützung aus einem anderen Kreise der Reichshauptstadt finden. Man wirft der Bank vor, sie habe eine unglückliche Hand in einzelnen sehr großen Operationen, wie bei Portugal oder La Veloce, gehabt; dafür ist sie aber auch zahlreichen industriellen Unternehmungen fern geblieben, über deren Werth das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Unklug ist auch der häufig gedruckte Vergleich mit dem Verhältniß der Handelsgesellschaft zu Breest & Gelpcke. Für eine Nachahmung dieses Verhältnisses wären wohl beide Theile nicht zu haben gewesen. Bekanntlich war Breest & Gelpcke die Aufgabe gestellt, das Kommissiongeschäft der Handelsgesellschaft mit zu pflegen; daraus entstand aber bald eine spekulative Lebhaftigkeit, mit der sich die berliner Börse oft genug zu beschäftigen hatte.

Die Entwickelung der neuen Fusion läßt sich voraussehen: nach einiger Zeit wird man aus der Kommanditgesellschaft eine Aktiengesellschaft machen. Das bringt noch fünfzig Prozent Unternehmergewinn; denn die Jahre nahen, wo das Publikum mit seinen festen Anlagen auf $2\frac{1}{2}$ Prozent herunterkommen und wo deshalb für Dividendenpapiere jeder beliebige Preis gefordert werden wird.

Pluto.

Quasimodogeniti.

Die kleinen Mädchen hoben mit Daumen und Zeigefinger den Rock, denn es goß und sie mußten durch bräunliche Lachen trippeln. Nicht die ganz anständigen nur thaten also, die mit Vater und Mutter vom Besuch beim Onkel oder vom Osterausflug heimkehrten, den der Berliner, selbst wenn es Bindfaden regnet, nicht missen mag, — nein, auch die anderen, vom schmalen Tugendpfad schon einmal entgleisten, die sich in einer Stunde banger Einsamkeit an einen Tröster verloren oder, seltener, bewußt verschenkt hatten und die sich mehr müde noch als zärtlich nun an des Trauten Hochgestalt schmiegten. Es war, trotz Regen und Sturm, in Halensee hübsch gewesen und es ging sich jetzt, in dem feuchten, schwülen Badstubendunst, recht angenehm durch die Nacht; unter dem Schirm rieben und wetzten die Schultern sich an einander, die Hände fanden sich leicht und man konnte schnell einmal kosen, ohne daß ein Vorüberwandelnder den unzüchtigen Kuß auf der Straße sah. Aber die Holden hatten sichs nicht nehmen lassen, das neue Kleid anzuziehen, das hellgraue mit der russischen Jacke, und das durfte doch heute nicht gleich einen Schmutzrand bekommen. Alte Lüstlinge, deren Gier das Vermögen überdauert hat, machten ihre unsauberen Studien, schnupperten ein Bischen umher und ärgerten sich, daß die weißen Unterröcke aus der Mode sind. Andere, die der Kitzel nicht plagt und die in dem Weibe des Nächsten mehr als den sexe sehen, freuten sich wieder einmal an dem Schauspiel einer berlinischen Heimkehr von feiertägiger Lust, lobten den Ordnungsinn der Mädchen, die am Arm des Liebsten noch für die Reinheit des Gewandes sorgen und lauschten, langsam flanirend, den Gesprächen.

„ . . . Der Stoff ist spottbillig, es war ein Rest . . ."

„ . . . Du denkst aber auch immer, wenn man mal mit Einem tanzt . . ."

„ . . . Zum Oktober kündige ich; der Alte muß mehr rausrücken . . ."

„ . . . Mit Marie? Nee, mein Engel, die imponirt mir nich . . ."

„ . . . Löwenthals sollten ihr Balg auch weniger aufdonnern . . ."

„ . . . Mein Rad ist in der Klinik . . ."

„ . . . Wenn die Sache vorüber ist, kriegen wir 'ne dolle Hausse!"

Zwei Wanderer blieben stehen und sahen einander an. Sie hatten gewettet; heute würden sie kein politisches Wörtchen hören, hatte der Eine keck behauptet und der Andere, der an Kuba, an Mac Kinley und Esterhazy denken mochte, hatte die Wette ohne Zaudern angenommen. In Halensee, auf der Stadtbahn, bei Tucher und Klose: nichts, kein politisches Wort; überall wurden Familiengeschichten erzählt, neue Kleider kritisirt, häusliche oder galante Händel erörtert; die Zeitungen blieben unberührt, höchstens wurde von gelangweilten Paaren ein illustrirtes Blatt gemeinsam betrachtet. Klatsch, nichts als privater Klatsch. Die Wette schien verloren und die Freunde schickten sich schon an, den Betrag im französischen Buffet zu verzechen. Da schlug die Haussehoffnung an ihr Ohr. War Das Politik?

„Natürlich", rief, beinahe stolz, der bisher als Gewinner Geltende. „Ich bin reingefallen. Der Mann, der da von der Hausse sprach, meint doch offenbar die spanisch-amerikanische Sache und wollte sagen, daß wir, wenn sie gut vorübergeht, eine Hausse kriegen. Er hat Recht, glaube ich. So oder so. Bleibt Friede, dann steigen Amerikaner und mit ihnen hebt sich die ganze Tendenz. Kommts zum Krieg, dann meldet Spanien den Staatsbankerott an, der Peseten kurs steigt nach der Entschuldung, auf beiden Seiten werden Lieferungen vergeben, neue Anschaffungen werden nöthig, man

braucht Schiffe, Kanonen, — kurz, es kommt Leben in die Bude. Ich habe das falsche Ende erwischt. Ich dachte, wenn keine Zeitungen erscheinen, kümmere hierzulande kein Mensch sich um Politik. Da haben wir nun den Salat. Na, gehn wir essen?"

„Meinetwegen. Aber so ganz sicher scheint die Sache mir nicht. Mir machts ja Spaß, wenn ich gewinne. Nur muß ich honnetter Weise erklären, daß ich an Börsengeschichten nicht im Traum dachte, als ich von Politik sprach. Der Faden reißt nie ab. Ich meinte wirkliche Politik und meine noch jetzt, daß Sie Recht hatten: das politische Interesse an allerlei entlegenen und sogar heimischen Dingen wird bei uns künstlich genährt und schwindet sofort, wenn die Zeitungen es nicht pflegen. Ists Ihnen nie aufgefallen, wie wenig ‚passirt', wenn mal ein paar Tage keine Zeitungen erscheinen? Ein Raubmord vielleicht, eine Messeraffaire oder die entdeckte Mißhandlung einer Stieftochter. Aber solche Sachen werden dann nur breitgetreten, weil anderer Stoff fehlt. Heute ist der zweite zeitungslose Tag, — eigentlich der vierte, denn Sonnabend erschien auch nichts und Sonntag früh fehlten hinter den würdigen Festbetrachtungen, die alljährlich renovirt werden, die gewohnten Depeschen. Ueberlegen Sie mal einen Augenblick, was wir in diesen Tagen Alles gelesen hätten! Mindestens zwei neue ‚Enthüllungen über Esterhazy'; unsere verdrehten Dreyfüsler haben es ja richtig dahin gebracht, daß die Beziehungen unserer Armeeleitung zu diesem schmierigen Kerl, der Schwartzkoppen offenbar gräßlich hineingelegt hat, in Aller Mäulern sind. Eine Mittheilung über das nun aber wirklich bevorstehende Scheiden des Herrn von der Recke und über die Person seines Ersatzmannes; dem Armen läßt man ja kaum noch Zeit, seine Sachen zu packen, und dabei weiß im Grunde Niemand, weshalb er durchaus gehen soll Drei bis vier neue ‚Infamien' — Das ist der neueste Modeausdruck — aus dem Lager der Sect trinkenden Agrarier, die gewiß wieder irgendwo einen ehrsamen Händler von der Wahlkandidatenliste verdrängt haben. Andeutungen, ob Walbersee definitiv eingesargt oder, als Generalinspekteur der dritten Armee, nur auf Eis gelegt worden ist, um nach den Wahlen für das Erbe Chlodwigs recht frisch zu sein. Ostasiatische Räubergeschichten. Und vor Allem: endlose Telegramme aus Madrid, New-York, Washington und Havana. Was Mac Kinley sinnt und was Blanco sagt, ob Lee reist und Woodford die Pässe verlangt: darüber und über ähnliche ‚weltgeschichtliche Ereignisse ersten Ranges' wäre uns täglich zweimal berichtet worden und Sie dürfen darauf schwören, daß kein Unsinn, den irgend ein englischer, spanischer, amerikanischer, französischer oder vatikanischer Korrespondent erfunden hat, uns entgangen wäre. Nun war Charfreitag, waren die Ostertage, — und siehe: es ging auch so. Wesentliches blieb uns sicher nicht verschwiegen. Die Spaniersache soll, so flehen unsere Zeitungleute, den Sommerbedarf an Sensationen decken, weil in Deutschland jetzt gar nichts los ist und man auch auf die Wahlen kaum noch hoffen kann, und deshalb wird sie nach Möglichkeit aufgebauscht. Wenn aber keine Blätter erscheinen und es nicht nöthig ist, den Stoff zusammenzutragen, der den Annoncenbeilagen ein ehrbares Ansehen giebt, dann hat an der Häufung der Nachrichten kein Mensch mehr ein Interesse und das politische Lied verhallt... Ja, mit den Börsenleuten dürfen Sie mir natürlich nicht kommen! Die lassen sich auch an Feiertagen ihre Depeschen schicken und fixen und jobbern selbst von Nizza oder Ostende aus recht nach der Kunst. Das hat doch mit der Politik, der Lehre vom Staat, nicht das Geringste zu thun. Oder glauben Sie etwa, daß die Leute, die neulich ‚auf Intervention des Papstes flau wurden', sich dabei als Glieder eines Gemeinwesens fühlten? Und die

Anderen, die weder oben noch unten engagirt sind, freuen sich, wenn man sie in Ruhe läßt, und kümmern sich um Politik im Allgemeinen überhaupt nur, weil sie ihnen beim Kaffee und vor dem Abendbrot suggerirt wird."

„Aber . . . Im Ernst können Sie doch nicht behaupten, daß die Zeitungen die Politik machen und —"

„Gewiß nicht. Aber die Zeitungleute schlagen den Schaum, mit dem die Naiven dann eingeseift werden. Bitte: ohne Anspielung! Sie müssen die Sachen nur sehen, wie sie wirklich sind. Da sitzt so ein Berichterstatter in Paris oder Madrid. Er weiß ganz genau, wann sein Blatt viel, wann es wenig braucht, und richtet sich natürlich streng danach. In fetten Zeiten telegraphirt er sich die Seele aus dem Leibe; an Stoff fehlt es nie, denn er kann ja im Nothfall einfach die Zeitungen des Landes ausschlachten, in dem er seinen Plantagenbesitzer vertritt, kann melden, was Siècle, Aurore, Impartial, Herald und Gaulois verkünden. Dann ist er ein informirter Mann, ist rührig und kann am Monatsende das doppelte oder dreifache Zeilenhonorar liquidiren. Wozu aber soll er sich quälen, wenn die Zeitung daheim doch nicht erscheint oder für seine Wundermären keinen Raum übrig hat? In jedem Blatt ist für jeden Gegenstand nur ein bestimmter, je nach den Umständen und der Laune des Verlegers wechselnder Raumumfang frei. Ein guter Korrespondent irrt sich nie: er schickt immer so viel, wie gerade gedruckt werden kann. Und weil er während der Feiertage zum Schweigen verurtheilt ist, deshalb haben diese Tage selbst in unserer entgötterten Zeit noch etwas Festliches bewahrt. Stille ringsum. Die Menschen sprechen endlich wieder, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, sprechen von Dingen, die ihnen wirklich am Herzen liegen. Es sind persönlich recht winzige Dinge, aber mir ist diese abderitische Harmlosigkeit lieber als die politische Kannegießerei der Woche und ich möchte vor Feiertagen den gemüthlich Michelnden stets das Wort Petri zurufen: ‚So leget nun ab alle Bosheit und allen Betrug und alle Heuchelei und Neid und alles Afterreden; und seid begierig nach der vernünftigen, lauteren Milch, als die jetzt geborenen Kindlein, auf daß Ihr durch dieselbige zunehmet.' Das thun sie denn auch pünktlich und darum läßt sichs an solchen Tagen leben. Keine exotischen Nachrichten, keine Sensationen, die morgen schon wieder sinnlos geworden sind, kein geheucheltes Interesse an Dingen, die uns nichts bedeuten. Man redet vom Radeln, vom Skat, vom Geschäft und von der Familie, hängt sich die Kleine an den Arm und macht nicht in kosmischer Politik, die uns noch immer nicht kleiden will. Das ewige Geschwätz von Krieg und Kriegsgeschrei ruinirt nur die Nerven und nützt . . ."

„Bitte: und die Bürger im Faust, die doch echte Deutsche sind und denen gerade an Sonn- und Feiertagen der Kriegsklatsch die größte Freude macht?"

„Vieux jeu, Liebster: Bürger alten Stils! Die redeten in der Woche vom Geschäft, von häuslicher Lust und Plage, und putzten sich nur an Feiertagen zu Weltbürgern heraus. Die verschlangen nicht täglich ein paar Bogen Holzpapier. Heute müssen wir wenigstens die zeitungslosen Tage der kleinen Menschlichkeit zu retten suchen. Passen Sie auf: selbst Scherl wird morgen früh nichts Riesiges haben. Ich schlage Vertagung der Wette vor: wir wollen uns am nächsten Sonntag, wo das Wort Petri von den Kanzeln verkündet wird, wieder treffen und ich will gewonnen haben, wenn die zärtlichsten Pärchen als politische Thiere dann nicht den neugeborenen Kindern gleichen."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. April 1898.

Israels Sozialreform.

Man pflegt von einer „sozialen Frage“ zu sprechen, wenn sich weite Kreise der Gesellschaft in ihren materiellen Lebensbedingungen unbefriedigt fühlen und auf Mittel zur Abhilfe sinnen. In erster Linie hat man dabei die soziale Frage der Gegenwart im Auge, wo die Unzufriedenheit breite Schichten der Bevölkerung ergriffen und in Bewegung gesetzt hat und wo unzählige Projekte zur Hebung von Noth und Unzufriedenheit aufgetaucht, viele Aktionen der Selbsthilfe, Staatshilfe und Philantropie auch thatsächlich durchgeführt oder mindestens geplant worden sind. Man muß sich jedoch hüten, die soziale Frage als eine ausschließlich moderne Erscheinung anzusehen: jede große Wirthschaftepoche hat auch ihre spezifische soziale Frage gehabt.

Wir finden bereits in den ältesten Zeiten, auf die das volle Licht der Geschichte fällt, in Israel wie in Hellas und Rom, den sozialen Antagonismus der Klassen, den Kampf der Parteien in Gemäßheit der wirthschaftlichen Klassengegensätze und soziale Reformbestrebungen: also Alles, was eine „soziale Frage“ konstituirt. Und diese soziale Frage erscheint in der antiken Wirthschaftepoche in bestimmten Formen, die bei jenen sonst so verschieden gearteten Völkern gleichmäßig wiederkehren: vor Allem in der Form eines Kampfes ums Land, eines Kampfes der Parzellenbauern gegen den Latifundienbesitz, so daß die soziale Reform hier immer auf Erhaltung des bäuerlichen Mittelstandes abzielt, also sich wesentlich als „Mittelstandspolitik“ darstellt. Das war einfach die Konsequenz der wirthschaftlichen Struktur der antiken Gesellschaft, wo die Wohlhabenheit sich vorzugsweise auf Landbesitz gründete, der Kleinbetrieb in Landwirthschaft und städtischem Gewerbe die

Regel war, die Bauern die große Majorität der freien Bevölkerung repräsentirten, schließlich ein wesentlicher Theil des Proletariates aus Sklaven — die aus sich keine „Frage" machen konnten — bestand: so konnten damals nicht die wirthschaftlichen Nöthe des Arbeiterstandes, sondern nur die des Mittelstandes sich zu einer sozialen Frage großen Stiles entwickeln. Der ökonomische Prozeß, der zur Schaffung von Latifundien auf Kosten der kleinen Eigenthümer führt, nimmt in allen Ländern antiker Civilisation prinzipiell den gleichen Verlauf. Irgend wann einmal geräth der Bauernstand in eine Nothlage: durch Mißernten, durch Kriegsdienste fürs Vaterland, durch den Uebergang von der Natural- zur Geldwirthschaft oder durch preisdrückende Konkurrenz fremden Getreides. Der Bauer wendet sich um Darlehen an seinen reichen Nachbarn, der es auch gern gewährt, weil er, falls die Schuld nicht bezahlt wird, sein Gut durch Einziehung der verschuldeten Bauernhöfe zu Latifundienbesitz arrondiren kann. Zu diesem Effekt kommt es nun in Wirklichkeit bald genug. Zunächst pflegte in jenen alten Zeiten der übliche Zins recht hoch zu sein, in der Regel 10 bis 20 Prozent: wie sollte da der Ertrag des Bauerngütchens die Bezahlung solcher Zinssummen ermöglichen? Selbst wenn es aber dem Bauern gelang, seine Zinsen regelmäßig abzuführen, war er seinem Gläubiger doch auf Gnade und Ungnade ausgeliefert: denn wie sollte er im Stande sein, das geliehene Kapital innerhalb kürzerer Frist zurückzuzahlen? Ein Gut bringt bekanntlich nicht schnellen Kapitalersatz, es befähigt also einen nicht kapitalkräftigen Besitzer zur Rückzahlung des geliehenen Kapitales in der Regel nur dann, wenn der Modus der Amortisation der Schuldsumme durch kleine jährliche Theilzahlungen gewählt wird: so war damals der Bauer, der eine größere Summe geliehen hatte, meist verloren und sein Gut zu Gunsten des reichen Gläubigers verfallen. Das ist der typische Verlauf des ökonomischen Klassenkampfes im Alterthum, — der häufig genug noch durch offene oder versteckte Gewalt beschleunigt wurde, sei es durch Austreibung der Bauernfamilien, wie sie in Italien vorgekommen, oder durch Rechtsbeugung, wie sie für Israel und Attika konstatirt worden ist.

Nun werden wir die Klagen der Propheten in Israel, der Weisen in Hellas und der Volkstribunen in Rom verstehen.*) „Israel, Jahwes Volk", klagt Hosea, „ist zum Kenaan, zum Krämervolk geworden, das da spricht: Bin ich doch reich geworden, habe Wohlstand erlangt, alle meine Erwerbungen werden mir zu keiner Verschuldung gereichen, die Verbrechen wäre." Und erst recht wendet sich Jesaja gegen die durch die geschilderten Praktiken gebildeten großen Grundherrschaften, indem er zornig droht: „Wehe Denen, die Haus an Haus reihen, Feld zu Feld schlagen, bis kein Raum mehr ist und Ihr allein wohnen

*) S.: Georg Adler, „Die Sozialreform im Alterthum", Jena, Fischer.

bleibt inmitten des Landes." Und noch schärfer wendet er sich gegen den frevelnden Mißbrauch der Gerichtsstätte durch die Reichen: „Wehe, wie ward zur Hure die treue Stadt, Zion, das mit Recht einst erfüllte! Dein Silber ward zu Schlacken, Deine Führer Genossen der Diebe, ein Jeder liebt Bestechung, jagt dem Lohne nach, der Wittwe Hader kommt nicht an sie, die Waise richten sie nicht ... Der Mann von Juda hoffte auf gut Regiment und siehe da: ein Blutregiment, — auf Rechtsprechung und siehe da: Rechtbrechung."

Dem gegenüber entsteht, ungefähr seit dem Jahre 700, zu Gunsten der besitzlosen Schichten eine mächtige Strömung, als deren hervorragendste Träger gewisse Propheten, zumal Jesaja, angesehen werden müssen: nach deren Plänen sollte die wirthschaftliche Reform ihr Theil zur Wiederaufrichtung des alten, einfach erhabenen Volksthumes und zur Wiederherstellung von Israels Glanz und Herrlichkeit beitragen. Und so wurde im Anschluß an die alten humanitären Forderungen des israelitischen Rechtes — Verbot des Zinses unter Volksgenossen, Freilassung des zum Schuldsklaven degradirten Bürgers nach sieben Jahren u. s. w. — eine weitgehende Reform des Schuld-, Arbeiter- und Armenrechtes verlangt. Gegen Ende des siebenten Jahrhunderts kam dann die reformatorische Partei, der die eingetroffenen prophetischen Drohungen überall Anhang verschafft hatten, zu Einfluß und schließlich gelang es ihr auch, den jungen König Josias für sich einzunehmen: so „ließen sich die Umstände günstig an, um mit dem umfassenden Programm einer Neugestaltung der Theokratie hervorzutreten. Im Jahre 621 wurde das Deuteronomium entdeckt, anerkannt und eingeführt" (Julius Wellhausen). Damit war endlich greifbar formulirt, was die Propheten bisher in dunklen Worten zur Um- und Einkehr Israels gepredigt hatten. Und diese prophetischen Ursprünge der im Deuteronomium vorliegenden Volksgesetzgebung treten in dessen sittlich-religiösen Grundgedanken klar genug hervor: der Mensch soll sich in allen Lebensbeziehungen zu einer höheren Moral bekennen und gegen seine Mitmenschen, zumal die armen, stets humaner Handlungen befleißigen. Der starre Egoismus soll abgethan werden und eine neue Sozialethik heraufkommen, die den Gesetzgeber möglich und praktikabel dünkt: „Die Forderungen, die ich an Dich stelle, sind nicht unerreichbar für Dich und nicht fernliegend; nicht im Himmel, so daß man sagen könnte: wer kann hinauf in den Himmel und sie herab holen und uns mittheilen, daß wir sie erfüllen! Nicht jenseits des Meeres, so daß man sagen könnte: wer kann herüber über das Meer und uns mittheilen, daß wir sie erfüllen! Sondern sehr nah liegt Dir die Sache, in Deinem Munde und in Deinem Herzen, so daß Du sie thun kannst." Die sozialen Reformen, die das Deuteronomium anordnet, bezwecken in erster Linie die Erleichterung der Lage des Schuldners: ganz begreiflich in einer Zeit, wo sich der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit

vornehmlich in der Kreditnoth der kleinen vermögenlosen Bauern und im Druck des Leihkapitals darstellte. Im Einzelnen werden — in Anknüpfung an die vorhin erwähnten altisraelitischen Vorschriften — die folgenden Anordnungen zu Gunsten des Schuldners erlassen. Erstens wird es nicht gestattet, vom Volksgenossen Zins für geliehenes Kapital zu nehmen. Dann wird das Pfandrecht des Gläubigers beschränkt, indem die zum Leben nothwendigen Dinge von der Pfändung ausgeschlossen werden. Weiter soll der Schuldsklave im siebenten Jahre entlassen werden, und zwar nicht bettelarm — so daß er gleich wieder in die alte Misere verfällt —, sondern er soll von den Schafen, der Tenne und der Kelter seines Gläubigers eine gehörige Last erhalten. Ferner wird jedes siebente Jahr als sogenanntes „Erlaßjahr" proklamirt, in dem jedes Darlehen ohne Rückzahlung verfallen ist. „Der Gläubiger", heißt es im Gesetz, „soll seinen Nächsten und Volksgenossen nicht drängen. Was Du von Deinem Volksgenossen zu fordern hast, sollst Du erlassen. Hüte Dich jedoch, daß in Deinem Herzen ein nichtswürdiger Gedanke aufsteige, nämlich: das siebente Jahr, das Jahr des Erlasses, ist nah, — und daß Du nicht einen mißgünstigen Blick auf Deinen armen Volksgenossen werfest und ihm nichts gebest; wenn er dann Deinetwegen zu Jahwe schreit, so wird eine Verschuldung auf Dir lasten; vielmehr sollst Du ihm geben und sollst, wenn Du ihm giebst, nicht verdrießlichen Sinnes sein." Andere Gesetze verpflichten zu einer weitgehenden Barmherzigkeit gegen Alle, die hilf- und subsistenzlos sind, verlangen vom Israeliten, daß er in jedem dritten Jahre den Zehnten von seinem gesammten Ertrage zu Gunsten von Wittwen, Waisen und verarmten Priestern verwende, und erklären schließlich den Diebstahl auf dem Felde oder im Weinberge des Nächsten zum Zwecke unmittelbaren Genusses für gestattet.

Nimmt man dazu noch das schon seit alter Zeit bestehende Gesetz der Sabbathruhe, das auch für Knecht, Magd und Vieh unbedingte Giltigkeit hatte, so wird man zugeben, daß die jüdische Sozialreform umfassend genug war und von großer Bedeutung hätte werden müssen, wenn sie — zur Durchführung gelangt wäre. Das war aber im Wesentlichen sicherlich nicht der Fall. Wenn auch die prophetische Reformation auf dem Gebiete des Kultus Erfolge aufzuweisen hatte, so wurden doch ihre sozialen und moralischen Forderungen tauben Ohren gepredigt, selbst dann, als sie Gesetzeskraft erlangt hatten. „Sie richteten sich zudem besonders an die oberen Stände, und diese zur Selbstverleugnung zu zwingen, war nicht so leicht, wie das Volk zum Verlassen seiner Altäre" (Wellhausen). Einzelne Bestimmungen freilich, wie z. B. die Sabbathruhe, die als hohe religiöse Einrichtung zu Ehren Jahwes galt, wurden wirklich gehalten; und daß bei den Israeliten die Sklaven und Tagelöhner besser behandelt wurden und mehr Barmherzigkeit gegen den Hilflosen und Armen geübt wurde als irgendwo sonst in der

alten Welt, ist auch als sicher anzunehmen. Aber die wichtigsten Bestimmungen, die wirklich einen kräftigen Bauernstand hätten erhalten können — worauf eben Alles ankam —, haben nur im Augenblick der Einführung praktische Bedeutung gehabt. Das „Erlaßjahr" mag vielleicht unmittelbar nach seiner Dekretirung gegolten haben — wo es dann wie eine Aufhebung der Schuldlasten gewirkt hat —, aber auf die Dauer war ein solches Gesetz, das allen realen Bedürfnissen des Wirthschaftlebens ins Gesicht schlug, nicht haltbar: denn wer hätte sich unter der Geltung eines Gesetzes, das jeden unbeglichenen Anspruch eines Gläubigers im siebenten Jahre aus der Welt schaffte, noch zur Gewährung von Darlehen verstehen wollen? So wurde denn das Erlaßjahr faktisch nicht durchgeführt und schließlich sogar auch formell unwirksam gemacht, da der Gläubiger sich durch gerichtliche Erklärung das Recht vorbehalten durfte, seine Schuld zu jeder Zeit einzufordern. Eben so wissen wir, daß auch das Gesetz der Freilassung der israelitischen Schuldsklaven im siebenten Jahre auf die Dauer nicht durchgeführt wurde. Und ähnlich ging es mit dem Gebot des Jubeljahres, das später an die Stelle dieses Gesetzes trat: danach sollte jedes fünfzigste Jahr zum Jubeljahr erklärt werden, in dem alle israelitischen Schuldsklaven frei ausgehen und aller Landbesitz, der durch Schulden oder Verkauf in die Hände Anderer übergegangen war, ganz von selbst an die Familie des früheren Inhabers zurückfallen sollte. Dieses Gesetz über das Jubeljahr enthält ein tiefsinniges sozialpolitisches Prinzip. Der Bauer konnte auf keinen Fall für immer seines Grundstückes verlustig gehen, — und doch konnte das Gut dem Bauern als Grundlage für die Aufnahme von Kredit dienen, da der Gläubiger es ja bis zum Jubeljahr übernehmen und jeglichen Nutzen daraus ziehen konnte. Wenn das Gesetz Giltigkeit erlangt hätte, wären unfehlbar die Bauerngüter erhalten geblieben und die Latifundien der Großen wären unmöglich gewesen. Aber die Kraft der unteren Klassen reichte nur dazu aus, die Ankündigung des Jubeljahres durchzusetzen, nicht aber, seine Ausführung zu sichern. Die herrschenden Stände gewannen bald wieder die Oberhand und verhinderten, wie die jüdische Tradition ausdrücklich bezeugt, daß das Jubeljahr gehalten wurde. So verlief die jüdisch-soziale Bewegung im Sande und ihr einziges bleibendes Resultat war eine gewisse Ethisirung und Humanisirung der wirthschaftlichen Beziehungen in bescheidenem Rahmen. Aber der Same der sozialen Reform, den Israel zuerst gepflanzt hatte, sollte nicht gänzlich verfaulen, sondern Früchte tragen, deren Genuß noch heute das Leben verschönt. Denn in der ganzen Kulturwelt, so schrieb d'Israeli, „wird durch die Gesetze vom Sinai dem rastlos schaffenden Volk alle sieben Tage wenigstens ein Ruhetag gesichert".

Professor Georg Adler.

Aus der römischen Verbrecherwelt.

Wie alle großen Städte, hat auch Rom seine geheimnißvolle unterirdische Welt, wo die professionelle Verbrechergesellschaft verkehrt, wo Messerklingen blitzen, wo die tollkühnsten Thaten ersonnen und geplant, wo zwischen einem Fluch und einer Zote einem unglücklichen Weibe ihre wenigen Soldi entrissen werden, wo das ganze Heer von Hehlern, schmutzigen kleinen Spekulanten, polizeilich Ueberwachten und zurückgekehrten Sträflingen sein Wesen treibt.

Wer diese geheimnißvolle Welt, diese elendeste Klasse von Abenteurern und Verbrechern kennen lernen will, Der folge mir in ihre Klubs, wo sie ihre Feste feiern, wo sich die unterste Hefe des Volkes der Trunkenheit und Lust in die Arme wirft. In diesen Höhlen trifft man gerichtlich Verwarnte (ammoniti), Arbeiter, kleine Schneiderinnen, gefallene Frauen. Im Viertel von San Lorenzo giebt es viele solche Klubs; und um zugelassen zu werden, ist nichts weiter nöthig, als daß man am Eingang sechs bis zehn Soldi bezahlt und daß man nicht wie ein „Onkel" aussieht; so heißen nämlich im römischen Verbrecherjargon die Polizeiagenten. Es sind gewöhnlich Lokale niedersten Ranges, die aber hin und wieder mit einer plumpen Eleganz ausgestattet sind.

Der Klub Campani, vor den Thoren von San Lorenzo, ist ein Obstladen. Auf der einen Seite wird getanzt, auf der anderen, in dem kleinen Raum, wo die Früchte verkauft werden, ist der Schänktisch. Die tanzenden Paare drehen sich unter Grünzeug- und Tomatenbündeln und den in langen Reihen aufgehängten Knoblauch- und Zwiebelknollen. Der Ladentisch ist zur Tafel umgewandelt, auf der um eine in der Mitte thronende Riesenflasche mit weißem Wein herum die Gläser aufgereiht stehen. Rechts davon ein paar Flaschen mit schlechtem Marsala, ein Teller mit alten Biscuits, — und das Buffet ist fertig.

Wenn ich den Leser an einem Abend des vorigen Jahres in diesen Klub gebracht hätte, so wäre er Zeuge einer der blutigen Szenen geworden, die in solchen Lokalen gar nicht selten sind. Zwei Brüder hatten ihre Schwester mitgenommen, die, wie alle Mädchen, ihren Liebhaber hatte. „Du sollst nicht zweimal hinter einander mit ihm tanzen", hatte der ältere Bruder gedroht. Aber das Mädchen hatte diese Ermahnung nicht gehört oder nicht hören wollen und wurde nun, gerade als sie sich der Wonne eines Walzers mit ihrem Geliebten hingab, von dem Bruder angefallen. Der jüngere Bruder warf sich dazwischen, die Messer wurden gezogen und die beiden Kämpfer verwundeten

einander. Die Polizei hat den Lärm gehört und sucht in den Kreis einzudringen, dabei entflieht ein Theil der Leute durch eine Thür und andere werfen sich zwischen die Kämpfenden, um sie zu trennen. In diesen Klubs giebt es auch oft aus anderen Gründen als um Weiber Händel. Ich erinnere mich z. B. an eine Schlägerei in der Caiffa, einem Klub, den eine Mischung von Fuhrleuten, Kutschern, entlassenen Sträflingen, Dienstmädchen und Dirnen niederster Sorte zu besuchen pflegte. Es handelte sich um ein Wettwalzen; das Paar, das am Besten walzte, sollte von einem Preisrichter-Kollegium Prämien — Süßigkeiten und Wein — erhalten. Der Tanz beginnt. Nun stürzen sich die Fuhrleute, die alten Diebe mit ihren Schönen in den Strudel, mit einem Eifer, als handelte es sich um einen Einbruch oder einen Diebstahl von 100 000 Franken; sie beobachten einander neidisch und mißgünstig und die Erregung wird immer heftiger, je mehr Paare von den Preisrichtern als zu plump von der weiteren Konkurrenz ausgeschlossen werden. Schon werden die Ausgeschlossenen immer unzufriedener: da verkündet das Kollegium seinen Spruch. Er wird mit Geheul und Pfeifen aufgenommen; die Weiber beschimpfen die Preisrichter mit den kräftigsten Verwünschungen, die nach dem Zuchthause riechen, die Männer werfen Teller vom Buffet, die am Boden zerbrechen, nach der Estrade, wo das geschmähte Preisgericht noch sitzt. Die Richter räumen den Platz und nun richtet sich der Zorn der nicht Prämiirten gegen die Preisgekrönten. Alles greift nach den Stöcken, die saftigsten Zoten fliegen herüber und hinüber, die Weiber sind besonders wüthend. Sie schleudern die häßlichsten Vokabeln ihres Wortschatzes den Männern mit Wollust ins Gesicht. Plötzlich fliegt der erste Schemel in die kleinere Gruppe, — und damit ist das Zeichen zum Beginn der Schlacht gegeben. Als nach ein paar Minuten die Polizei erscheint, findet sie keinen der Streitenden mehr.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Suchen wir nun ein anderes Tanzlokal, eine echte Taverne vor der Porta San Lorenzo, auf.

Mitten im Saal steht der Tanzmeister, den eine rothe Kokarde im Knopfloch kenntlich macht, und sucht in dem Wirrwar der Tänzer ein Wenig Ordnung zu halten; in einem stark latinisirten Französisch sucht er den Contretanz, der sich zwischen der Thür und dem Schänktisch bildet, zusammenzuhalten; auf einer Bank nah am Klavier sitzt ein Pärchen: das Weib, noch jugendlich, aber das Gesicht vom Laster angefressen und mit vorzeitig welker Haut, beißt laut lachend ihren Kavalier, der sie mit kräftigen Püffen abwehrt, in die Schulter; es ist ein tändelndes Liebespaar. In der Reihe der Tänzer schreit ein anderes Weib plötzlich laut, daß ihr Strumpfband aufgegangen sei und sie nicht weiter tanzen könne. Sie bückt sich, schürzt den Rock auf — sie

ist ein munteres Zöfchen von der Via Grande — und knüpft es dicht unter dem Knie zusammen. Die Nachbarn rufen ihr laut saftige Witze zu und sie antwortet mit ein paar Versen im Rothwelsch.

Merkwürdig ist die Art, wie diese Leute tanzen. Der sinnliche Tanz der Urvölker, wie ihn Letourneau und Lubbock geschildert haben, ursprünglich ein erotisches Ausdrucksmittel, hat eine lange Entwickelung erfahren und dabei immer mehr von seiner ursprünglichen Sinnlichkeit verloren, bis er in der neueren Zeit immer mehr zum figurirten Tanz geworden ist, bei dem Mann und Weib einander nur noch mit den behandschuhten Fingerspitzen berühren, sich mit leisem Lächeln abwechselnd begrüßen. Von dem geräuschvollen Reigen der Naturvölker um das Feuer, der in einer bacchantischen Orgie endete, sind wir zu den langsamen Hoftänzen gekommen, bei denen der leichte, schwebende Klang der Geige die anmuthigen Schritte der Dame und des Kavaliers lenkt und bei denen nur die Fingerspitzen sich zart zusammenfinden. Der Tanz in den Kreisen, in denen wir uns jetzt befinden, hat diese Entwickelung noch nicht ganz durchlaufen; ihre Bälle haben noch die starke Sinnlichkeit primitiver Feste. Mann und Weib tanzen Wange an Wange gelehnt, Körper an Körper gedrängt, eng umschlungen, mit langsamem Wogen der Schultern und Hüften. Diese der Verbrecherwelt und auch dem niedersten Volk eigene Art, zu tanzen, heißt ballo alla bula.

Blicken wir aber wieder in den Saal: während die Paare langsam mit wollüstig schleifenden Schritten sich fortbewegen, Gesicht an Gesicht, das Haar die Haut des Partners streifend, stürzt ein Mädchen athemlos in den Saal und ruft im Rothwelsch der römischen Gauner laut: „La trotta, la trotta!“ (Die Polizei!) Der Tanz hört auf und nun ereignet sich Etwas, das ich niemals vergessen werde. Ein unter Aufsicht stehender Dieb stürzt ans Fenster und schreit dabei: „Wenn sie mich kriegen, bin ich hin!“ Er hat Recht, denn wenn er, der unter Polizeiaufsicht steht, um diese Zeit, wo er längst zu Hause sein soll, getroffen wird, dann muß er ins Loch. Das Fenster liegt im ersten Stockwerk und geht auf ein einsames Gäßchen. Der alte Dieb schwingt sich ohne Zögern hinauf, wirft einen Blick auf die Straße, klettert über die Brüstung nach außen und läßt sich dann auf die Straße fallen.

Jetzt treten die Polizisten ein und lassen die Gäste Revue passiren aber der alte Dieb ist auf und davon.

Die unheimliche Klasse der römischen Verbrecher hat neben dem Tanze noch eine andere Leidenschaft: den Gesang. Sie hat ihre eigenen Lieder, die sie nach eigenen Melodien und in eigenartigen Rhythmen singt. Eine der Gelegenheiten, bei denen die römische mala vita sich hören läßt, ist die Serenade; dann werden Liebeslieder gesungen. Die Serenade wird spät in

der Nacht veranstaltet. Der Liebhaber findet sich mit seinen Freunden unter dem Fenster seiner Dame — eines verlorenen Weibes — ein und singt ihr die leidenschaftlichen Strophen der mala vita. Die Begleiter, lauter Messieurs Alphonse, bilden zwei Gruppen. Jede schließt einen engen Kreis. Dann beginnt der Tenor der ersten Gruppe in süßlichen Tönen die erste Kantate:

Die Haare, die sie mir gegeben hat,
Hab' ich mit silbernem Faden gebunden;
O Holde, ich finde keine Ruh,
Machst Du mit mir nicht Frieden.

Alle Männer der Gruppe begleiten den Gesang mit wogenden, ganz tiefen Tönen, die einen seltsamen Eindruck machen. Am Ende der Strophe antwortet die zweite Gruppe mit der selben Kantilene und der selben tiefen, sonoren Begleitung. Und die Antwort sagt:

Die Haare meines Treuen, Holden,
Hab' ich mit goldenem Faden gebunden;
Ich seufze nach Dir, ich verschmachte,
Wenn Du nicht bei mir bist.

Nach den Strophen und Gegenstrophen kommen die Ritornelle. Sie bewegen sich um ein breiteres Motiv als die Strophen, mit lang gezogenem Rhythmus:

Kornblume,
Du bist die Königin, steig' auf Deinen Thron,
Gekrönt und in der Hand das Szepter.

Die Melodie dieser Gesänge hat eine monotone Süßigkeit, die den Zuhörer traurig, unendlich traurig macht, wie die graue Fläche eines bewegungslosen, schweigenden Sumpfes. Die Rhythmen sind einfach und primitiv, fast roh, und erinnern an die Rhythmen der Naturvölker, die Hellwald, Spencer und Lubbock so genau schildern, wenn sie die Gebräuche afrikanischer oder amerikanischer Wilden beschreiben. Diese Gesänge sind monotone und melancholische Variationen eines einzigen Tones, der sich beständig wiederholt, sich hebt und senkt, wie das endlose Fallen des Regens auf feuchten Boden. Wenn der Gesang zu Ende ist, betritt die ganze Schaar das Haus und steigt über die engen, schmierigen Treppen der verrufenen Höhle, in der die Angesungene wohnt, um sich eine Belohnung zu holen. Wenn der Sänger dem hinter den Vorhängen lauschenden Weibe nicht ein Kompliment, sondern einen Schimpf bieten will, singt er statt der eben wiedergegebenen Strophen andere, z. B.:

Um die Haare der Nenaccia
Hab ich Messingfäden gebunden;
Sie hat mir einen bösen Streich gespielt,
Ich mag von ihr nichts wissen.

Oder er singt statt eines Ritornells ähnliche Verse, die den Sinn so ändern, daß ich davon nichts mittheilen kann.

Die Serenaden werden oft von der Polizei unterbrochen, die den Chor zerstreut und die Dame schnell vom Fenster wegbringt. Ist aber die Polizei weit und kann sich nicht einmischen, dann giebt es oft Lieder zu hören, die nichts weniger als Liebe versprechen und von Haß und Blutdurst überfließen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es giebt in Rom Pavillons, wo am Tage Zeitungen verkauft werden, nachts aber hinter den geschlossenen Thüren galante Damen und ihre Beschützer, neben Berufsdieben und ähnlichem Gelichter, Quartier finden. Wenn wir da unsichtbar eintreten oder durch die geschlossenen Fensterladen blicken könnten, würden wir sehr merkwürdige Dinge zu sehen bekommen. Um einen Tisch sitzen hinter Weinflaschen, Karten und gerösteten Kastanien Männer und Weiber; die Männer mit vulgären Gesichtern, in übertrieben eleganter Kleidung, die Haare kokett in die Stirn gekämmt, die Weiber mit rothgeschminkten Backen. Niemand hört sie: sie können ungestört singen; zwischen zwei Schlucken vom toskanischen Wein erklingen die Gaunerlieder. Der Sträfling, der das Gefängniß hinter sich hat, singt:

Es war einmal ein Schließer
Mit Namen Cavicchio;
Ein alter böser Scherge,
Den machen wir noch kalt!

Ein Weib unterbricht den Chor mit einem gellenden Ritornell:

Flachsblüthe,
Laß mich das Messer nicht ziehen,
Sonst kriegst Du Kaldaunen zu fühlen!

Das Ritornell ist sehr charakteristisch, denn die jungen römischen Burschen, die gern das Messer ziehen, stoßen im Streit meist nach dem Unterleib und die Messerwunden, die die Aerzte der Sanitätwachen zu sehen bekommen, sind fast sämmtlich Darmverletzungen.

Wenn man nachts durch einen dunklen Winkel der schlummernden Römerstadt streift, hört man nicht selten aus der Ferne ein Lied, das näher kommt und dann verklingt. Manchmal ist es der Warnungruf eines Diebes, der an einer Straßenecke auf Wache steht und dem Genossen seiner Expedition laut, durchdringend und munter die Strophe singt:

Auf, auf, die Glocke klingt,
Der Türke ist im Hafen;
Jetzt flickt Euch Eure Schuhe,
Meine habe ich heute geflickt!

Bei diesem Alarmruf flieht der Dieb, und wenn die Polizei durch das düstere, verlassene Gäßchen kommt, findet sie überall tiefste Ruhe.

Die „Artisten", namentlich die Seiltänzer, gedeihen in der Luft der römischen Verbrecherwelt so üppig wie die Pilze an den feuchten schwarzen Wurzeln alter Eichen. Sie kommen gewöhnlich auf dem großen Platze Guglielmo Pepe zusammen. Wenn mich der Leser um die Dämmerstunde, nachdem die ersten Lichter schon angezündet sind, auf diesen Platz begleitet, so findet er ihn mit Buden, Schaubaracken und improvisirten Bühnen besetzt, wo man für zwei Soldi alles Erdenkliche sehen kann; ungeheurer Lärm ringsum. Aus jeder Bude dringt ein wirres Getöse, das Schreien von Männern, die zum Eintritt einladen, der Klang verstimmter Leierkasten, deren quiekende Töne melancholisch machen; das Caroussel dreht sich jetzt nicht mehr, denn es geht nur am Tage; der Momentphotograph hat seinen Verschlag geschlossen; dagegen sind Circus und Variété-Theater geöffnet und ein Haufe von Arbeitern und zerlumpten Gestalten drängt sich an den Eingängen der Buden. Statt in die große Baracke einzutreten, wo das Ballet „Karl der Verschwender" aufgeführt wird, wollen wir um jene Holzbaracke gehen; wir kommen gerade hinter die Tische, die den Boden der Bühne bilden; hier bleiben wir stehen.

Legen wir das Auge an den Spalt, der zwischen den beiden schlecht verbundenen Tischen bleibt; er läßt etwas Licht durchdringen. Wir sehen so weit es der enge Spalt erlaubt, einen länglichen Raum, eine Art Korridor, wo Männer und Weiber durcheinander sich zum Ballet anziehen. Ein feuchter Dunst von Schweiß und Menschenfleisch steigt auf und schlägt an unser Gesicht, wie der Flügelschlag einer Fledermaus, die uns streift, wenn wir in eine Höhle eindringen. Da, unter den Seiltänzern, sind ein paar Mädchen, noch nicht zwanzig Jahre alt, die sich ihr Korsett aus alter, abgeriebener rother Seide über dem Hemd zunesteln, ihre Beine in Tricots aus rosafarbiger, schmutziger, verschossener Wolle zwängen. Die Männer neben ihnen entkleiden sich achtlos und unterhalten sich dabei von gleichgiltigen Dingen; so sehr sind sie an diese Szene gewöhnt. Dann setzen sich Alle, Männer und Weiber durcheinander, auf eine lange Bank und warten auf das Zeichen zu ihrem Tanz. Sie drehen uns den Rücken, so daß wir ihre Gesichter nicht sehen können; aber wir sehen doch, wie sie in diesem engen Raume an einander gedrängt sind, Fleisch an Fleisch, Lumpen an Lumpen, in dieser von menschlichem Schweiß, der sich von unsauberen, halbnackten Körpern erhebt, übel duftenden Atmosphäre.

Treten wir in eine andere Bude ein; hier wird nicht getanzt, sondern dozirt. Der Eingang ist noch nicht geöffnet, wir können aber unsichtbar ein-

treten und einen interessanten Vorgang mit anhören, der uns verständlich machen wird, wie es kommt, daß die Taschendiebstähle in dieser Gegend so häufig sind. Die Unternehmerin des Lokales, eine alte Frau, die in ihrer sehr lustigen Jugend manches Abenteuer erlebt hat, spricht zu einem Dutzend kleiner Jungen und ertheilt ihnen die letzten Anweisungen. Diese Bürschchen sind angehende Diebe, die während der Aufführung in Ruhe die Hand in der Tasche der Zuschauer haben können. Zwischen ihnen und der Alten besteht ein Vertrag, ein Bündniß: die Alte läßt die kleinen Spitzbuben frei eintreten und verschafft ihnen damit die Gelegenheit, die armen Teufel zu bestehlen, die sich in der Komoedie amusiren wollen. Da der Vertrag auch noch eine andere Seite hat, verpflichten sich die Diebe, nach der Aufführung der Alten die Hälfte der gestohlenen Gegenstände auszuliefern. Könnte man im Augenblick der Theilung zusehen, so hätte man den lustigsten Vorgang von der Welt vor sich. Die kleinen Spitzbuben versuchen, in den Taschen und im Rockfutter Alles zu verstecken, was sie dem fiskalischen Genie der Alten gern vorenthalten möchten. Handelt es sich um einen Frankenzettel, so machen sie eine kleine Kugel daraus und verstecken sie unter der Zunge; handelt es sich um eine Kette, so versuchen sie, sie in einen Winkel ihres schmierigen Hutes zu stecken, oder werfen sie auch aus der Bude heraus, — an einer bestimmten Stelle, wo ein anderer Junge wartet, der das Geschäft kennt und aufpaßt, ob ihm Etwas hinausgeworfen wird. Handelt es sich darum, eine Kravattennadel zu verstecken, so verschwindet sie in einer Cigarre und der Dieb steckt sich die Cigarre in den Mund. Die Alte läßt sich aber ihre Beute nicht so leicht entgehen und sucht sorgfältig nach; die Jungen müssen ihre Taschen umdrehen, das Futter auftrennen, sie befühlt ihre Hosen und sieht ihnen in die Schuhe. Der kleine Spitzbube wird nur schwer die alte Megäre überlisten und muß sich oft darein finden, mit einer mageren Hälfte der gestohlenen Gegenstände abzuziehen. Wenn die Alte dann in tiefer Nacht ihr sauberes Lokal schließt, hat sie die Tasche voll und die kleinen Diebe zerstreuen sich auf den dunklen Wegen der Umgegend, um die Chronik der nächtlichen Abenteuer zu bereichern.

Damit ist die Skizze der gefährlichen Klassen Roms nicht vollständig. Wir haben noch nicht von den Berufsdieben, von den Bettlern, den Wahrsagerinnen gesprochen; die Spezialitäten gehen, wie in Paris und London, selbst bis zu den Händlern mit Menschenfleisch, Leuten, die unmenschlichen Eltern ihre kleinen Kinder abkaufen um, sie — fern von Italien — an Seiltänzer zu verkaufen. Von diesen anderen gräßlichen Bildern des römischen Verbrecherlebens will ich später einmal erzählen.

Rom. Dr. Alfred Niceforo.

Vom religiösen Affekt.

Wir pflegen als unsere herabgedrückten, minderwerthigen Daseinsmomente diejenigen zu bezeichnen, in denen wir das Leben nur so zu empfinden vermögen, „wie es ist", — so, wie der Alltag es in seinen Zufallswellen an unsere Seele heranspült, ohne daß sie im Stande wäre, sich über ihn zu erheben, auf eigenen, breiten Schwingen darüber hinzuschweben. Auch ist es einer der gebräuchlichsten Vorwürfe gegen das Leben, daß es im Grunde nur erträglich, oder gar schön, werde, wo es von unserer ganz subjektiven Stimmung, oft fast unbegreiflich souverain, getragen und verschönt wird; und in der That zeigen solche Stimmungen eine viel individuellere Betrachtungweise, eine viel traumhaftere und diskutablere Färbung der Dinge als das Erleben der großen, flachen Tageswirklichkeit, über deren Charakter wir uns mit den meisten Menschen ohne Weiteres verständigen können. Doch auch diese scheinbar fertig vorliegende Wirklichkeit entsteht ja, wie Alles für uns, erst durch unser besonderes Verhalten zu den verschiedenen Anreizen, die wir empfangen, und wird also ebenfalls bis in ihre kleinsten Einzelzüge ganz und gar durch unser menschliches Wesen geprägt, — nur daß diese Wirklichkeitwelt sich auf der allgemeinsten und gröberen Basis der Menschennatur mit deren verbreitetesten Trieben und Fähigkeiten erhebt und daher für die Allgemeinheit eine Unwiderstehlichkeit und Unbestreitbarkeit erhält, die individuelleren Erlebnissen abgehen muß. Denn selbst wenn eine lange Reihe von Menschen in ihren individuellen Stimmungen das Selbe fühlen, schauen und mit ihrer innersten Seele als Qualität des Lebens schmecken würden, so könnten sie sich doch gegenseitig Dessen nie eben so unmittelbar gewiß werden, wie wir etwa einander unserer gewöhnlichsten Alltagserfahrungen vergewissern. Was unser ganzes, unser intimeres Wesen in Schwingung versetzt, Das läßt sich nur indirekt auf die Anderen übertragen, den Anderen verständlich machen, weil es ja auch in ihnen auf die ganze und intimere Persönlichkeit, nicht nur auf deren allgemeinmenschliche Grundlage, zu wirken hätte. Ohne Schwierigkeit fließen Flächen in einander über; was sich aber über den flachen Boden erhebt, trennt sich in dem Maß, wie es hoch hinaufreicht, vom Nachbarn und Genossen; wohl mögen dann die Gipfel in Art und Höhe oft einander noch gleichen, doch gelangen wird man vom einen zum anderen nur noch mit einem Umweg über den gemeinsamen Boden und mühsam aufwärts steigend. Nun nimmt aber dafür auch bei den intimeren und persönlicheren Eindrücken unseres Lebens die Nothwendigkeit, mit Allen übereinzustimmen, für uns ab; während es uns entsetzen und verwirren müßte, fänden wir uns in unseren physiologischen oder psychologischen Grundtrieben von den übrigen Menschen abweichend geartet, umgiebt uns in den feinsten und individuellsten Sensationen die Ein-

samkeit der Höhe wie Heimathluft; wir zweifeln im Grunde nicht daran, daß auch die anderen Menschen, wenigstens viele oder manche andere Menschen, etwas Aehnliches auf ihren Daseinshöhepunkten empfinden, wir freuen uns vielleicht, mit einigen von ihnen gelegentlich unser Entzücken gemeinsam zu kosten, und wenn statt Dessen einmal alle Welt verwundert oder mißbilligend über uns den Kopf schüttelt, so kann uns Das wohl schmerzen oder erbittern, aber an der werthvollen Giltigkeit unserer Eindrücke selbst kommt doch verhältnißmäßig nur sehr schwer ein Zweifel auf. Und je unbedingter wir mit unserem gesammten individualisirten Wesen, bis in dessen letzte und zarteste Ausläufer hinein, an einem solchen Eindruck betheiligt waren, mit je hingegebener Kraft wir ihn uns angeeignet haben, desto unabhängiger sind wir eben dadurch vom Urtheil und der Bestätigung der Anderen; was wir ihnen dann davon vermitteln, ist nicht ein Nachsuchen um die letzte Sicherheit, ist überhaupt nicht mehr ein Empfangenwollen, sondern nur noch ein Gebenmüssen, ein Drang, zu verkünden und überzufließen, wie der volle Becher thut.

Ein solcher Drang, das innerlich Erlebte in Worte und Werke überzustürzen, bezieht sich deshalb auch nur uneigentlich auf die Menschen um uns her; er steht und fällt nicht mit ihnen, sondern ist schon seiner psychischen Entstehung nach eng und organisch verknüpft mit diesen inneren Erlebnissen selbst, deren um so aktiveren Rückschlag er darstellt, je machtvoller und absoluter sie vorher unser gesammtes Wesen ergriffen und überwältigten. Aber in ihm drängt es uns, auch völlig abgesehen von jeder Menschenantheilnahme, dennoch ausschließlich nur nach Einem: Alledem, was uns rein individuell affizirte, einen mehr als nur individuellen Ausdruck zu verleihen, einen typischeren, bleibenderen Ausdruck, der gleichsam verständlich wäre von Gipfel zu Gipfel, falls die Menschheit ein zusammenhängendes Gebirge bilden sollte, einerlei, ob sie es in Wirklichkeit thut oder nicht. Auf den Höhen unser selbst erlösen wir uns von uns selbst, indem wir die heiße Sehnsucht fühlen, aus uns heraus allgemein giltige Typen, Werthe, Normen u. s. w. zu schaffen, die eine zweite, etwas erhöhte Wirklichkeit über der banalen des Alltages erbauen wollen. Es ist genau das umgekehrte Verfahren wie bei den Alltagsstimmungen dafür maßgebend: das eine Mal gehen wir von vorn herein von dem Allen banal gemeinsamen Terrain aus, so daß es uns als ganz fest gegeben und unabhängig von uns selbst zu existiren scheint, und begnügen uns damit, als höchstes Ziel irgend einen vereinzelten unserer Egoismen zu befriedigen, um doch ein Wenig zum Genuß und Bewußtsein unseres besonderen Selbst gelangen zu können. Das andere Mal gehen wir von den höchsten und feinsten Genüssen und Erlebnissen, die der Mensch durch seine Individualisirung und damit verbundene innere Isolirung erreichen kann, aus und durchbrechen sie weit und frei nach allen Seiten ins Allgemeine hin, weil wir uns jetzt erst

als Das ausweisen, was wir sind: die eigentlichen Weltschöpfer, die im schöpferischen Akt ihr spezifisch menschlichstes, intensivstes, erfülltestes Leben leben. Natürlich sind beide Arten von Stimmungen durch unzählige Gradesunterschiede stufenweise mit einander verbunden und gleiten fortwährend im menschlichen Dasein in einander über; verhältnißmäßig nur ganz wenige Menschen sind schöpferisch auf dem Gebiete irgend einer ganz bestimmten Seinsbethätigung, also im Sinne eines bestimmten hohen Talentes oder einer besonderen hervorragenden Veranlagung, doch glaube ich, daß Alle in gewissen Stunden und Augenblicken im rein seelischen Sinne des Wortes es sind: nicht nur passive Erdulder des Lebens, sondern seine Schöpfer durch ihre innere Stellungnahme zu ihm. Ich denke nur, daß bei einer sehr großen Anzahl von Menschen alle produktiven Stimmungen in schon bereit gehaltene Gefäße anerzogener Glaubensformen, im Voraus fixirter Weltanschauungen fließen und uns Zuschauenden deshalb in ihrer thatsächlichen Produktivität nicht deutlich werden, auch wo diese vielleicht das innerste Leben des betreffenden Menschen durchdringt und trägt. Ueberall, wo das Wort „Gott" sinnvoll gebraucht wird, deckt es ein ähnliches Erleben mit dem undurchdringlichen, goldstrotzenden Mantel dieses Wortes vor uns zu; und auf der anderen Seite schwebt für den Menschen, auch ohne daß er einen theoretischen Begriff damit verbindet, die besondere Gefühlsweise, die vom Wort „Gott" ausgelöst werden kann, mit rauschenden Fittigen um alle seine, ihm höchsten, menschlichen Lebensbethätigungen. Denn sobald er am Höchsten und Menschlichsten zu sich selbst kommt, sobald er auf den Höhen seines Menschenthumes sich schöpferisch verhält, heißt Das ja nichts Anderes, als die individuelle Vereinzelung einmünden lassen in Etwas, das noch über ihr ist. Je mehr Schöpfer ein Mensch sich fühlt, je machtvoller er also auf dem Gipfel seiner Entwickelung steht, desto mehr fühlt er sich nur noch als ein geweihtes Werkzeug an Dem, was er da schafft, desto entblößter aller eigenen, bewußten, vereinzelten Macht lebt er in einer Grundstimmung der Andacht und Hingebung. Seine innerlichste und schöpferischste Aktivität des gesammten gespannten Wesens ist zugleich das passivste Lauschen und Glauben und der naivste Gehorsam gegenüber Dem, was er vernimmt. Analogien dazu finden sich nicht nur auf dem künstlerischen und rein geistigen Schaffensgebiet, sie ziehen sich durch das ganze Leben, als trage der Mensch mit unveräußerlicher Gewißheit ein Heimathrecht in sich, an einer noch nicht vorhandenen, aber auf den Höhepunkten dieses Lebens fortwährend entstehenden Welt, in der er gleichzeitig Kind und König ist. Wer innerhalb fester Glaubensnormen lebt, Dem ist eine solche Welt durch ihre massiven Symbole faktisch geworden und er hat sie gewissermaßen herabgerissen auf das — auch für sein Alltagsleben und seine Alltagsstimmungen — faktisch sichere Niveau der übrigen Wirklichkeit; Das gewährt

ihm den Vortheil, sich ihrer zu bedienen nicht nur in den hohen, vielmehr ganz besonders in den armen und leeren Daseinsmomenten, aber mit dem Nachtheil verbunden, daß der massive Charakter Dessen, was dem Leben doch gerade emportragende Schwingen ansetzen soll, ihn nothwendig in manchen Punkten seiner Entwickelung beschwert oder hemmt, so daß er es oft nicht wagen mag, in alle die verborgenen Seligkeiten einzugehen, wo häufig der Glaubenslose Etwas fühlt und erlebt, woran er seinen „Gott" erkennen würde. Jemand sagte einmal: Leichter oder schwerer kommt man nach dem Verlust des Glaubens darüber hinweg, nicht überall den helfenden Gott zur Hand zu haben, wenn die bösen und elenden Tage sich einstellen. Unerträglich, ja ganz einfach unmöglich aber wäre es, ohne ihn zu sein in jenen höchsten Augenblicken, in denen man nicht von fremder Hilfe getröstet und aufgerichtet werden will, sondern nur sein Herz von einem Dank entlasten, wie ihn nur ein Gott entgegennehmen kann. Indessen: dort kommt es auch zu keinem solchen Vermissen, denn dort ist Gott immer.

. Aller Dualismus, der in den positiven Religionen Gott und Welt einander gegenüberstellt, hat in der That, jenseits seiner begrifflichen Dogmatik, seinen tieferen Sinn in dem psychologischen Faktum, daß Welt und Leben durchaus nicht immer auf die selbe Weise von uns erlebt werden, sondern auf eine doppelte Weise, symbolisch gesprochen: „irdisch" oder „religiös", je nach der seelischen Beleuchtung, die von uns darauf fällt und uns unsere Welt schafft, — sei es so, daß wir uns zwischen den Dingen befinden wie Staub bei totem Staube, oder daß sich das Chaos gotthaft lichtet zu einer lebensvollen Ordnung der Dinge. Gottschöpfung bedeutet Weltschöpfung des Menschen; und der religiöse Impuls ist der schöpferische Grundaffekt dem Leben gegenüber. Das gilt nicht nur für den heutigen Kulturmenschen und nicht nur in ganz übertragenem, sublimirtem Sinne: nur vermögen wir es uns viel intimer und unmittelbarer klar zu machen als von einer uns schon weit entfernten Menschheitstufe aus. Auf primitiveren Kulturstufen ist der ganze Unterschied zwischen der doppelten Weise, das Leben zu leben, dafür ein weniger komplizirter als jetzt; der Mensch ist ein weniger komplizirtes Seelengebilde und jene Individualisirung, aus der später alle seine feineren Sensationen hervorwachsen, ist kaum noch im Keim vorhanden. Aber darauf kommt es im Wesentlichen auch gar nicht an, denn auch alle Verhältnisse, in denen er lebt und die sein Alltagsdasein ausmachen, sind entsprechend gröbere, einfachere und brutalere, deshalb kann auch seine Erhebung über sie, gleichsam seine schöpferische Dokumentirung als Mensch, in einem sehr viel einfacheren Akt bestehen. Eine solche Dokumentirung in frühesten Zeiten, vor aller Kultur, ist es zum Beispiel schon zur Genüge, wenn der Mensch — oder richtiger: die ursprüngliche zusammenhängende Stammesgruppe, die etwa gemäß dem

spätern Einzelmenschen fungirt — in roheſter Form von ihrer Gott-Abſtammung ausgeht. Es verſchlägt nichts, wie rein phyſiſch dieſe Abſtammung und der Gott ſelbſt gemeint wurde und ob er nur der vergöttlichte ehemalige Stammvater (ein wirklicher oder ein blos eingebildeter und zu dieſem Zweck dem Stamm untergeſchobener) war oder ob die zwingenden Motive zu dieſer ſimplen Gottſchöpfung nicht ausſchließlich in drängender Noth und Furcht vor den allzu ſtarken, allzu drohenden Daſeinsmächten zu ſuchen ſeien. Die Hauptſache iſt dabei eine neue, ſeltſame Methode, im Kampf ums Daſein zu ſiegen, eine ſpezifiſch menſchliche Methode, im Gegenſatz zu allen thieriſchen Methoden mit ihrer Anpaſſung an das Gegebene: nämlich eine Art von Phantaſiethat, von Komplementärakt, wodurch der Menſch mit Hilfe von Unwirklichkeiten, d. h. von nur in ihm ſelbſt lebenden Wirklichkeiten, wie an einer feſtgegründeten Leiter allmählich in eine neue Welt, in ſeine eigene, in die Menſchenwelt, emporklettern lernte. Von den primitivſten bis zu den durchgeiſtigteſten Formen trägt ſo die Menſchheit ihre Götter mit ſich auf dieſem Höhengang ihrer Entwickelung, ſie anfangs naiv mit allen praktiſchen Vorfällen in Eins verflechtend, ſie ſpäter aus den Widerſprüchen des Lebens auf verſchiedene Weiſe hinausrettend, am Konſequenteſten in die geſchützte und ſchützende Geborgenheit eines Jenſeits. Aber inzwiſchen erwächſt ſchon der einzelne Menſch mit ſeinem privaten Innenleben zu immer individuellerer Bedeutſamkeit und muß deshalb das von ihm vorgefundene Gott- und Weltbild individuell für ſich nacherzeugen, wenn es religiöſe Gefühlsgeltung für ihn gewinnen ſoll. Das mißlingt in vielen Fällen, um ſo häufiger, je ungenauer ſeine geiſtige und perſönliche Beſonderheit mit der Maſſe ſeiner Zeitgenoſſen übereinſtimmt und je mehr ſchon der Fortſchritt der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß zugenommen hat und ihm Waffen gegen die überlieferten Ideale in die Hand drückte. Zuletzt ſehen wir ganze Schaaren iſolirter Einzelmenſchen mit ihren eigenen, faſt nur noch individuell giltigen Gott- und Weltanſchauungen, in denen ſie ſchöpferiſch nur für ſich ſelbſt niederlegen, was ihnen das Leben lebenswerth macht; ja, ſogar das Schauſpiel iſt nicht ſelten, daß ein Einzelner ſeine religiös gefärbte Begeiſterung am eigenen Atheismus entzündet, indem ſein Gott negirender Wahrheitdrang als ſolcher zum produktiven Keimpunkt ſeiner ganzen Individualität wird. Alle ſolche Zeiterſcheinungen ſprechen an ſich nur für die Vertiefung der einzelnen Menſchen und alſo auch nur für deren Fähigkeit und Bereitwilligkeit, ſich vom Leben religiös affiziren zu laſſen, wenn auch in Folge Deſſen die vorhandenen Weihgefäße der beſtehenden Religion um ſo unbenützter bleiben. Aber dennoch iſt es keine Frage, daß bei geſunder Weiterentwickelung über kurz oder lang wieder eine Zeit anbrechen muß, deren allgemeine wiſſenſchaftlichen Erkenntniſſe nicht nur in einem ſo loſen, rein individuellen Zuſammenhang mit der

religiösen Lebensschöpfung, dem inneren Weltbilde des Einzelnen, stehen werden. Irgend wann einmal schließt sich auch das große Gesammtweltbild nicht mehr in klaffenden Widersprüchen und schmerzlichen Rissen, sondern in freien, harmonischen Linien über Dem zusammen, was der Einzelne für sich träumt und denkt. Wir sind jetzt so gewöhnt, auf die Zeiten einer großen zusammenfassenden Metaphysik mit einem Achselzucken zurückzublicken, weil jedes dieser philosophischen Weltbilder ja einen überwundenen Punkt darstellen muß, von dem uns wieder eine neue, ungeahnte Fülle wissenschaftlicher Erfahrungen, Beobachtungen und Erkenntnisse ausging. Es giebt Zeiten, die von solcher Fülle wie berauscht sind und in ihr ganz untertauchen, in ihr wühlen und graben, zählen und frohlocken wie ein reicher Geizhals, der ganz vergessen hat, daß Goldstücke nicht zum Sammeln da sind; aber die großen Blüthezeiten sind doch nicht die des Sammelns und Einheimsens, vielmehr die des Fruchtbarmachens und Verwendens des Aufgespeicherten, die Zeiten neuer, lebendeutender Philosophie, die mehr als nur private Geltung beansprucht. Und wo eine solche Epoche nah ist, da kommen alle Bruchstücke zu einander und schließen sich zum Ganzen, in Kunst, Wissenschaft, Ethik und Leben; da kommen auch die Einzelnen wieder zu einander und erkennen einander grüßend und es geht ein Lachen von Gipfel zu Gipfel, als ob, was eben noch formloses Gebirge schien, hier und da sinnlos emporragend und eben so sinnlos abstürzend zur flachen Ebene, leise sich forme und ordne zu einem tempelhaften menschlichen Riesenbau mit dem unermeßlichen Himmel darüber.

Was liegt daran, ob spät nachfolgende Generationen dann auch darauf wieder zurückschauen mögen wie auf zusammengesunkene Trümmer und ob sie in ihnen nur noch das Selbe sehen, was auch wir selbst noch sehen in den höchsten Träumen der vergangenen Epochen: von unserem eigenen höchsten Traum nur ein Symbol?

Lou Andreas-Salomé.

Ein Totentanz.*)

1.

Der Schnitter auf dem Feld
Mäht das Korn in Schwaden.

Wischt sich den Schweiß von der Stirn,
Kratzt sich den Kopf
Und sieht zum Himmel,
Ob das Wetter beständig bleibt.

*) Aus einem nächstens im Verlage von Johann Sassenbach in Berlin erscheinenden Bande „Polymeter“.

Als sein Hintermann
Der Tod
Mäht das Korn in Schwaden.

Wischt sich den Schweiß von der Stirn,
Kratzt sich den Kopf
Und sieht zum Himmel,
Ob das Wetter beständig bleibt.

2.

Allerhand wilde Thiere hast Du in Dir.
Listig fängst Du sie ein
Und schließt säuberlich jedes in einen Käfig.

Ruhlos wandern die wilden Thiere auf und ab im Käfig,
Bleiben stehen und heulen,
Mit bösen Augen.
Dann legen sie sich in eine Ecke,
Sehen vor sich hin,
Mit bösen Augen.

Und dann wird es immer stiller in Dir.

3.

Laß die Wolken über Dir langsam ziehen
Und im Baume sich die Blättlein leise rühren,
Dann verrinnt in süßer Müdigkeit die Zeit,
Schmerzlos,
Und der Tod kommt näher.

4.

Er hat sich abgequält mit Gedanken,
Ist alt und gebückt
Und jetzt kommen ihm ganz einfache Gedanken.

Da begegnet ihm im Wald
Ein alter Holzhacker, die Pfeife im Mund,
Mit einem freundlichen Gesicht voll Falten und langen Stoppeln,
Der lobt erst den lieben Gott,
Daß er Alles so weise eingerichtet hat
— Nur weshalb die Sterne so weit von der Erde weg sind, begreift er nicht —,
Und dann sagt er ihm ganz genau das Selbe, was er jetzt denkt.

Und auf dem Heimweg
Spricht ihn ein altes Mütterchen an mit Strickstrumpf und Knäuel,
Klagt erst über ihre Beine
Und dann sagt sie ihm ganz genau das Selbe, was er jetzt denkt.

5.

Eine breite, leere Straße,
In der Deine Schritte hallen.

Hohe, glatte Häuser,
Blitzende Fenster,
Weiße Gardinen.

In jeder der weißgescheuerten Stuben
Sitzt ein einsames, blasses Menschenseelchen,
Frierend in Lebensangst.

6.

Du lebst so hin.
Plötzlich drehst Du Dich um.
Ein dunkler Abgrund.
Du bist ja ein Anderer!

7.

Du betrügst Dein Leben mit Hoffen,
Tage, Wochen und Jahre.

Und wie Du nun sterbend Frühlings im Garten sitzt,
In Decken gehüllt,
Matt, mit lächelnden Augen,
Fällt ein Sonnenfleck durch die Baumzweige
Auf den weißen Kies.

8.

Ein graues Haar.
Wo sind Deine Freunde geblieben?

Zwischen stillen Büchern
Das Leben vergessen.

Hast Du das Alles nicht schon im Traume gesehen?

9.

Wandern.

Einen langen Weg.

Und Du weißt, hinter Dir,
Einen langen Weg,
Sind Leichen.

Rübenfelder mit durstigen Blättern.

Handwerksburschen, Weiber mit Kiepen,
Begegnen Dir,
Sehen Dich seltsam an.

Das bestaubte Gras am Chausseerand.

Morgen springen Quellen unter Wurzeln
Und zwischen feucht schimmerndem Moos.
Aber Du kannst Dich nicht freuen,

Du denkst an vieles Glück hinter Dir,
Das nun abgemacht ist.

Ja, hinter Dir sind Leichen,
Und grau,
Und Du ziehst zufrieden pfeifend vorbei
An einer Reihe Polackenmädchen auf dem Acker mit rothen Tüchern,
Dahinter der Verwalter in hohen Stiefeln,
Der Dir nachsieht.

10.

Dunkel, ruhig,
Gleitet der Fluß dahin.

Tief
Ist Dir ruhig.

Gleitet der Fluß dahin.

Blitzt auf mitten ein Funken.

11.

Die Woge treibt mich, leicht,
Unterm blanken Mond,
An nickendem Schilf vorbei und schwanken Weiden,
Und weißen Wasserrosen.

12.

Ja, wenn Du nur erst aufhörst, zu wollen!

Von dem blühenden Kirschbaum
Fällt ein Blüthenblatt
In weiten Kreisen auf die Erde.

Die Welt ist still.

13.

Immer weiter steigen,
Bis immer kleiner wird die Welt,
Aecker, Landstraßen, Dörfer mit Bäumen,
Und still.
Bis Du allein bist auf dem braunen Felsen
Und nur die blaue Luft noch um Dich
Und unter Dir die lautlos kämpfenden Wolken.

14.

Ein Glockenton
Aus einem stillen Wald.

Ueber dunkle Pfade.

Paul Ernst.

Das Räthsel der Schwerkraft.

Die menschliche Sprache ist nicht das Produkt wissenschaftlicher Besinnung, sondern lange vor aller Wissenschaft entstanden. Sie bezeichnet also die Veränderungen in der Natur nicht so, wie es dem wissenschaftlichen Verständniß entspricht, sondern, wie diese Veränderungen dem vorhistorischen Menschen sich darstellten. Dieser legte stets sich selbst als Maßstab an die Natur, und wo er z. B. Bewegung sah, da glaubte er, Leben zu sehen. Indem nun diese beiden Begriffe nicht auseinander gehalten wurden, entstanden die reflexiven Zeitworte. Sprachlich sind Bewegung und Leben noch heute ungeschieden, und wenn der Wind durch den Baum fährt, sagen wir: die Blätter bewegen sich. Der Naturforscher sollte eigentlich gegen diesen Ausdruck protestiren; denn er bezeichnet zwar den Vorgang, den wir sehen, nicht aber, wie wir ihn verstehen. Die Wissenschaft ist also immer genöthigt, die Sprache der Unwissenschaft zu reden, die der vorhistorischen Weltanschauung. Wie tief aber diese in uns noch wurzelt, Das verräth in sehr naiver Weise unsere Freude an der Poesie. Wenn der Lyriker die unbelebte Natur beseelt, so erfreut uns seine Sprache, die unserer angeborenen Weltanschauung Rechnung trägt. Diese ist subjektiv gefärbt; und eben, weil der Dichter nicht naturwissenschaftlich spricht, nicht den objektiven Vorgang schildert, sondern dessen Eindruck auf den Gesichtssinn des Menschen, wird die größte Anschaulichkeit nach dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes erzielt und von uns aufgenommen. Auf dem damit verbundenen angenehmen Gefühl beruht der poetische Genuß.

Paläontologische Bestandtheile sind in unserer Sprache noch zahlreich vorhanden und nicht nur in Bezug auf den Gefühlssinn, sondern auch auf die übrigen Sinne werden die Veränderungen in der Natur subjektiv bezeichnet. Dadurch wird im wissenschaftlichen Streit viel Verwirrung angerichtet. Wenn wir einen Stein vom Boden aufheben, so haben wir das Gefühl, als ginge vom Stein eine Aktivität aus, ein Streben nach unten, das ihn auf unsere Hand drücken läßt. Dieses Gefühl bezeichnend, sagen wir: der Stein ist schwer. Damit glauben wir, die Natur des Steines bezeichnet zu haben. So sehr sind wir daran gewöhnt, daß der Laienverstand ganz allgemein sagt: alle Körper sind schwer. Das ist abermals ein Ausdruck, gegen den der Naturforscher protestiren sollte; denn an sich betrachtet, ist ein Körper nicht schwer, sondern scheint es nur dadurch und nur dann zu werden, wenn ein anderer Körper in seiner Nähe ist, der ihn anzieht. Die Sprache aber verwandelt das passive Angezogenwerden in eine Eigenschaft des Steines; die außerhalb des Steines liegende Ursache der Schwere verlegt sie in den Stein selbst. Wenn die Erde als anziehender Körper gegeben ist und der Stein

in der Hand des Menschen als angezogener — zur Vereinfachung sei von der gegenseitigen Anziehung abgesehen —, so scheint der Stein schwer zu sein. Daß es aber bloßer Schein ist, würde sich offenbaren, wenn wir die Erde hinwegnehmen könnten. Erst dann würde sich die eigentliche Natur des Steines verrathen und diese wäre, nicht schwer zu sein. Stellen wir die Erde wieder neben ihn, so wird sein natürlicher Zustand verändert: Das nennen wir Schwere. Kurz, mit dem Wort Schwere wird das Verhältniß zweier Körper bezeichnet, nicht die Natur eines einzelnen; es wird eine Wirkung auf den Stein bezeichnet, nicht eine Ursache im Stein. Nicht in ihm liegt die Ursache der Schwere, sondern außer ihm, und wenn diese Ursache beseitigt wird, hört die Schwere des Steines auf. In der Sprache der Unwissenschaft sagen die Astronomen, die Erde habe ein Gewicht von vielen Millionen Kilo. Aber wenn wir die Sonne (und alle Fixsterne) beseitigen könnten, wäre das Gewicht der Erde Null; wenn ich den anziehenden Körper wegnehme, wird der andere selbstverständlich nicht mehr angezogen und nur im Angezogenwerden besteht seine Schwere. Kurz, die Gravitation ist durchaus nicht der natürliche und unveränderliche Zustand der Körper.

Man könnte nun meinen, diese Betrachtung sei ziemlich unfruchtbar, weil bei der Unmöglichkeit, sich der Anziehungskraft der Erde zu entziehen, Körper, die nicht schwer wären, in der irdischen Erfahrung nicht vorkommen können. Dieses Bedenken ist aber nicht gerechtfertigt. Freilich läßt sich die Erde nicht beseitigen; ihre Anziehungskraft könnte aber vielleicht überwunden werden, wenn es Kräfte geben sollte, durch die unter gesetzmäßigen Bedingungen die Gravitation in Levitation verwandelt werden könnte. Eine solche Kraft, die der Schwere entgegenwirkt, kennen wir: es ist der Mineralmagnetismus. In neuerer Zeit aber sind im Gebiete des Occultismus sehr zahlreiche Erscheinungen beobachtet worden, die man als Levitation bezeichnet, weil dabei die natürliche Schwere der Körper vermindert oder aufgehoben wird. Tausende von Zeugen versichern, gesehen zu haben, daß Tische unter dem Einfluß darauf gelegter oder auch nur darüber gehaltener Hände sich hoben und in der Luft schwebten. Das behaupten die Spiritisten seit fünfzig Jahren; ihre Gegner aber, statt die Sache zu untersuchen, wissen nichts Anderes zu sagen als: Levitation ist unmöglich, weil sie dem Gravitationgesetz widerspricht. Es wiederholt sich also beständig der Vorgang, den ein alter Orakelspruch schildert: Es trat ein Weiser herein und mit ihm ein Narr; der Weise untersuchte erst und urtheilte dann; der Narr urtheilte sogleich und untersuchte gar nicht.

Der Hinweis auf den Mineralmagneten genügt schon, um zu beweisen, daß unter Umständen Levitation eintreten kann, — und Das eben ist erst zu untersuchen, ob sie nicht auch unter anderen Umständen eintreten

kann. Wenn eine Ausnahme vom Gravationgesetz Thatsache ist, könnten auch mehrere vorhanden sein. Es könnte noch andere Kräfte in der Natur geben, wodurch die Anziehungskraft der Erde überwunden wird. Das läßt sich schon deshalb nicht leugnen, weil wir gar nicht wissen, was Gravitation ist. Wir sehen zwar ihre Wirkung, aber nicht den physikalischen Prozeß. Die Physiker sind sich sehr wohl bewußt, daß der physikalische Prozeß, der bei der Anziehung stattfindet, noch immer ein Räthsel ist. Es sind schon die verschiedensten Theorien aufgestellt worden, um die Gravitation physikalisch zu erklären[1]), und da das Problem noch immer ungelöst ist, hätte die Wissenschaft allen Grund, die Levitationerscheinungen zu untersuchen; denn die Erkenntniß, unter welchen Bedingungen Gravitation aufgehoben wird, muß auf die Gravitation selbst Licht werfen.

So viel ist schon aus dem Bisherigen klar geworden, daß Levitation nur aus dem Begriff der Gravitation heraus verständlich werden könnte, daß wir also zunächst über diesen zur Klarheit kommen müssen. Der Erste nun, der die schon im Alterthum geahnte Gravitation streng wissenschaftlich bewiesen hat, war Newton. Das von ihm entdeckte Gesetz lautet: Alle Körper ziehen einander an im direkten Verhältniß zum Produkt ihrer Massen und im umgekehrten Verhältniß zum Quadrat ihrer Entfernung. Damit war zum ersten Male einem irdischen Gesetz universelle Bedeutung beigelegt, giltig für den von einem Gassenjungen geworfenen Stein wie für den aus den Tiefen des Weltraumes kommenden Kometen. Erst auf dieser Grundlage wurde die moderne Wissenschaft der Astrophysik möglich, die von der Voraussetzung ausgeht, daß alle irdischen Gesetze universelle Bedeutung haben, die der Wärme, des Lichtes, der Elektrizität u. s. w. Aber Newton war sich wohl bewußt, nur das Gesetz der Gravitation entdeckt zu haben, nicht aber deren Ursache. Er hat selbst gestanden, nicht zu wissen, was die Schwerkraft sei. Er sagt: „Ich habe noch nicht dazu gelangen können, aus den Erscheinungen den Grund dieser Eigenschaft der Schwere abzuleiten; mit Hypothesen aber gebe ich mich nicht ab." (Hypotheses non fingo).[2]) An Bentley schreibt er: „Die Schwere muß durch irgend einen Antrieb verursacht werden, der beständig und in Uebereinstimmung mit bestimmten Gesetzen wirkt; ob aber dieser Antrieb ein materieller oder immaterieller sei, habe ich der Urtheilskraft meiner Leser überlassen."

Das zu lösende Problem heißt also nicht: Schwere, sondern: Anziehung. Von dieser aber schreibt Newton an Bentley: „Es ist unbegreiflich, daß unbeseelte, rohe Materie ohne Vermittelung von sonst Etwas, das nicht materiell ist, auf andere Materie ohne gegenseitige Berührung ein-

[1]) Isenkrahe: Das Räthsel von der Schwerkraft. — [2]) Newton: Principia III.

wirken kann." Um nun eine solche actio in distans zu erklären, können wir nach den Regeln der Logik diesen Satz von Newton in zweierlei Weise umkehren, indem wir entweder sagen: Es ist begreiflich, daß beseelte Materie in die Ferne wirken kann, oder: Es ist begreiflich, daß unbeseelte Materie durch Vermittelung in die Ferne wirken kann. Der erste Satz verzichtet auf eine naturwissenschaftliche Lösung und greift zur Beseelung der Materie, was zuerst Maupertuis, in neuerer Zeit aber Zöllner gethan hat. Der zweite Satz bleibt innerhalb der Naturwissenschaft und weist nach einer Vorstellung, die schon bei Newton selbst sich findet. Er dachte sich den Weltraum erfüllt von einer Materie — Aether —, welche die Wärme-, Licht-, Gravitation- und Elektrizität-Erscheinungen zwischen den Gestirnen vermittelt. Schon vor Herausgabe seines Werkes schreibt er an Boyle: „Ich suche in dem Aether die Ursache der Gravitation." Wie nun das Gesetz der Gravitation nur durch die kosmische Erweiterung eines irdischen Gesetzes entdeckt werden konnte, werden wir auch die Ursache der Gravitation nur finden können, indem wir eine irdische fernwirkende Kraft zu kosmischer Bedeutung erheben. Eine Wissenschaft der Astronomie für Menschen ist eben nur dann möglich, wenn wir die Universalität der irdischen Gesetze voraussetzen; denn nur diese können wir dem Experiment unterwerfen.

Eine irdische fernwirkende Kraft, die zur Erklärung der Gravitation geeignet zu sein scheint, ist die Elektrizität. Mossoti hat 1836 in einer Abhandlung „Sur les forces qui régissent la constitution intérieure des corps" — deren Abdruck Zöllner wiedergiebt[3]) — ausgesprochen, daß die Gravitation als eine Folgerung aus jenen Prinzipien abgeleitet werden kann, die die Gesetze der elektrischen Kraft beherrschen. Faraday wollte auf dem Wege des Experimentes den Zusammenhang zwischen Schwere und Elektrizität auffinden. Er ging dabei von der Voraussetzung aus, daß im Falle eines solchen Zusammenhanges in der Schwerkraft Etwas liegen müßte, das der dualen oder antithetischen Natur der Kraftformen bei der Elektrizität und dem Magnetismus entsprechen würde. Er war sich klar darüber, daß, wenn eine solche Dualität wirklich vorhanden wäre, „kein Wort die Wichtigkeit der so festgestellten Beziehungen übertreiben könne"[4]). In der That wäre diese Wichtigkeit ganz außerordentlich; denn die Schwerkraft würde dann als eine unter gewissen Bedingungen veränderliche Kraft erscheinen und ein solcher Nachweis wäre für die Naturwissenschaft von größerer Bedeutung als irgend eine Entdeckung. Die Versuche von Faraday ergaben nun zwar keine posi-

[3]) Zöllner: Erklärung der universellen Gravitation aus den statischen Wirkungen der Elektrizität. — Zöllner: Wissenschaftliche Abhandlungen I. 417—459. — [4]) Faraday: Experimentelle Untersuchungen über die Elektrizität. Deutsch von Kalischer. III. § 2702—2717.

tiven Resultate, aber sie vermochten doch seinen festen Glauben an solche Beziehungen nicht zu erschüttern. Es ist deshalb tief zu bedauern, daß Faraday diese Beziehungen nicht dort untersuchte, wo sie deutlich zu finden sind: in den Levitationerscheinungen des Occultismus.

Im Jahre 1872 hat auch Tisserand bei der Französischen Akademie eine Abhandlung eingereicht: „Sur les mouvements des planètes autdur du soleil d'après la loi électrodynamique de Weber[5]), worin er das elektrodynamische Gesetz Webers an Stelle des Gravitationgesetzes Newtons auf die Bewegungen der Planeten anwendet. Er zeigte, daß die Planetenbewegungen sich durch Webers Gesetz eben so erklären lassen wie durch das von Newton und daß dieses als ein Spezialfall in Webers Gesetz enthalten sei. In neuerer Zeit hat Zöllner diesen Gedanken wieder aufgenommen und sagt, „daß sich Webers Gesetz dem menschlichen Geist als ein universales Gesetz der Natur zu entschleiern beginnt, das eben so wohl die Bewegungen der Gestirne als auch diejenigen der Elemente der Materie beherrscht .... Die Bewegungen der Himmelskörper lassen sich durch das von Weber für die Elektrizitäten gefundene Gesetz innerhalb der Grenzen unserer Beobachtung eben so gut wie durch das Newtons darstellen. Da nun aber Newtons Gesetz als ein Spezialfall in dem Webers enthalten ist . . ., so müßte nach den Regeln einer rationellen Induktion Webers Gesetz an Stelle des newtonischen für die Wechselwirkung ruhender und bewegter materieller Theilchen angenommen werden."[6])

Ist nun die Schwere eine elektrische Erscheinung, so muß sie auch durch magnetische und elektrische Verhältnisse modifizirbar und polarisirbar sein. Das zeigt der Mineralmagnet, der die Schwere aufzuheben vermag. Schwere ist abhängig von der Dichtigkeit, von der Kohäsion der Theile, — und diese Kohäsion wäre dann selbst nur gebundene Elektrizität.

Die Hypothese, daß die Anziehung der Planeten durch die Sonne eine elektrische Anziehung ist, würde an Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn auch jene Anziehung, die Newton dem Monde zuschreibt und die das Phänomen der Fluth erzeugt, elektrisch nachgemacht werden könnte; und in der That findet eine wulstartige Erhebung einer Flüssigkeit statt, wenn wir ihr einen Bernstein annähern, der gerieben und dadurch elektrisch gemacht wird. Jene Hypothese würde noch weiter an Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn auch das Phänomen elektrischer Abstoßung im Sonnensystem nachweisbar wäre. Das ist der Fall bei den Kometenschweifen. Der Kometenkern als tropfbar flüssige Masse steht unter dem Einfluß der Gravitation und Keplers Gesetze für die

---

[5]) Compte rendu. 30. Sept. 1872. — [6]) Zöllner: Natur der Kometen. 70. 127. 128.

Bewegungen der Himmelskörper gelten auch für ihn. Umgekehrt aber verhalten sich die Kometenschweife, d. h. die aus dem Kern entwickelten Dämpfe. Sie gravitiren nicht gegen die Sonne, sondern sind von ihr abgestoßen, so daß sie jene Linie fortsetzen, die wir uns von der Sonne gegen den Kometenkern gezogen denken und radius vector nennen. Zerstäubende Flüssigkeiten werden bekanntlich elektrisch erregt; wir dürfen also voraussetzen, daß die unter dem Einfluß der Sonnenwärme aus dem Kometenkern entwickelten Dämpfe ebenfalls elektrisch sind. Da nun gleichnamige Elektrizitäten einander abstoßen, würde sich die Abkehrung der Kometenschweife von der Sonne unter der Annahme der Gleichartigkeit der beiden Elektrizitäten erklären. Mit der Annäherung des Kometen an die Sonne beim Perihelduchgang würde aber der auf der Kometenoberfläche eintretende Siedeprozeß in immer größere Tiefen dringen und so könnte durch die Beimengung weiterer chemischer Substanzen auch das Vorzeichen der elektrischen Kometendämpfe geändert werden, d. h. eine mit der Sonne ungleichartige Elektrizität würde eintreten. Unter solchen Umständen müßte — die Universalität der irdischen Gesetze immer vorausgesetzt — ein Kometenschweif sich zeigen, der gegen die Sonne gerichtet wäre und gleich dem Kern selbst elektrisch angezogen würde. Daraus erklärt Zöllner die Erscheinung, daß der Komet von 1823 zwei Schweife besaß, deren einer der Sonne zugekehrt, der andere abgekehrt war und die unter einander einen Winkel von 160^0 bildeten[7]).

Wir sind also durch die Untersuchung eines kosmischen Phänomens zu der Vermuthung berechtigt, daß Gravitation identisch ist mit elektrischer Anziehung, daß aber durch Aenderung des elektrischen Vorzeichens Gravitation in Levitation, und umgekehrt, verwandelt werden kann. Für die Naturwissenschaft ergiebt sich daraus die Möglichkeit, die Schwere materieller Körper unter gesetzlichen Umständen zu verändern und aufzuheben. Sollte es der Naturwissenschaft gelingen, die Bedingungen einer solchen Erscheinung zu erforschen und diese neue Einsicht in die Geheimnisse der Natur technisch auszunützen, so würde das ganze Leben der Menschheit in einer Weise umgewälzt werden, wie es noch nie durch irgend eine Entdeckung geschehen ist. Die Vermuthung Faradays, daß die Schwerkraft die antithetische Natur der Elektrizität habe, wäre erwiesen, wir könnten sie fassen und mit einem Schlage wären die Levitationerscheinungen, von denen es im Occultismus wimmelt, von ihrem paradoxen Anstrich befreit.

Der Mineralmagnet, der ein auf dem Tisch liegendes Stück Eisen in die Höhe zieht, also das Gesetz der Schwere aufhebt, ist naturwissenschaftlich nur begreiflich unter der Voraussetzung, daß die Schwerkraft antithetischer Na-

[7]) Zöllner: Wissenschaftliche Abhandlungen. II. 2. 638—640.

tur ist. Die Kometenschweife aber, die sich bald der Sonne zugekehrt, bald von ihr abgekehrt zeigen, beweisen, daß unter gesetzlichen Bedingungen Gravitation in Levitation, und umgekehrt, sich verwandeln kann.

Die Naturwissenschaft, trotzdem sie das ihr von der Philosophie vorgesprochene Wort „Entwickelung" nachgesprochen hat, begeht doch immer den Fehler, ihre eigene Entwickelungfähigkeit zu unterschätzen. Kaum ist eine neue Einsicht gewonnen, so beeilt man sich, sie für eine definitive auszugeben, die keine Ausnahme zuläßt, und verlegt sich selbst den Weg zu weiterem Fortschritt. So werden heute auf Grund des Gravitationgesetzes die Levitationerscheinungen des Occultismus geleugnet und für unmöglich erklärt, ohne daß bedacht würde, daß es zwar mathematische und logische Unmöglichkeiten giebt, in der Physik aber Alles auf die Erfahrung ankommt. In dieser aber könnte die aprioriſche Behauptung der Unmöglichkeit nur von Jemandem ausgesprochen werden, der allwissend wäre. Anders war freilich Newton, weil er eben ein tiefer Denker war. Nie wurde eine Entdeckung von so großer räumlicher Tragweite, d. h. von so großer räumlicher Ausdehnung des von ihr erklärten Weltstückes, gemacht wie die der Gravitation durch Newton. Ein Gesetz, herrschend auf einem der unscheinbarsten Weltkörper, wurde übertragen auf die Milchstraße und die entferntesten Nebelflecken, deren Licht Millionen von Jahren braucht, um zu uns zu gelangen. Aber gerade Newton war sehr weit entfernt von jener Unterschätzung der Entwickelungfähigkeit der Wissenschaft, die meistens nur eine Ueberschätzung des einzelnen Vertreters zur Grundlage hat. Auf seinem Sterbebett hat er das Wort ausgesprochen: „Ich weiß nicht, als was ich der Nachwelt dereinst erscheinen mag; aber selbst komme ich mir vor, als sei ich ein am Meeresstrand spielender Knabe gewesen und habe zu meiner Freude dann und wann einen glatteren Kieselstein und eine schönere Muschel gefunden als Andere, während der große Ozean der Wahrheit ganz unerforscht vor mir lag"[8]). Dieser große, unerforschte Ozean liegt noch immer vor uns, — und nur dann werden die größeren Entdeckungen der künftigen Jahrhunderte möglich sein, wenn wir die noch so großen der Vergangenheit und die unserer eigenen Zeit als glatte Kiesel oder Muscheln betrachten.

So lange die Naturwissenschaft in dem durch die Gewohnheit der Erfahrung erzeugten Vorurtheil befangen bleibt, in der Schwerkraft der Körper eine unveränderliche Kraft zu sehen, kann sie nicht einmal auf die bloße Idee kommen, nach Gesetzen zu forschen, unter denen die Schwerkraft aufgehoben wird, und wird es bestreiten, daß Levitation möglich sei. Je mehr sie aber einsieht, daß wir zwar das Gesetz der Gravitation kennen, die Ursache der Gravitation aber noch ein großes Räthsel ist, wird sie dieses Vorurtheil auf-

---

[8]) Brewster: Life of Newton 338.

geben und ein großes Hinderniß des Fortschrittes wird dann beseitigt sein. Wenn die Naturwissenschaft sich nicht selbst im Licht stände und gerade jenem Gebiet fern bliebe, wo sie die Erscheinungen der Levitation in Hülle und Fülle finden könnte, so würde sie der Lösung eines der wichtigsten Probleme schon weit näher stehen, als es heute der Fall ist.

Professor Babinet hat gesagt: „Der, dem es gegen alle Möglichkeit gelingen würde, einen Tisch oder irgend einen anderen ruhenden Körper in die Luft zu heben und daselbst schwebend zu erhalten, könnte sich schmeicheln, die wichtigste von allen Entdeckungen des Jahrhunderts gemacht zu haben. Newton ist unsterblich wegen seiner Entdeckung der allgemeinen Schwerkraft; wer ohne mechanische Vermittelung einen Körper dieser Schwerkraft zu entziehen wüßte, würde noch Größeres geleistet haben“ [9]). Babinet hat vollkommen Recht mit seiner Schätzung einer solchen Entdeckung. Unrecht hat er aber, zu behaupten, sie sei gegen alle Möglichkeit. Auch er verwechselt eben Gesetz und Ursache der Gravitation. Wenn wir von dieser Ursache gar nichts wüßten, so wäre eben darum das Dekret, Levitation sei unmöglich, ganz unlogisch. Ist aber die Gravitation aus dem elektrischen Grundgesetz abtheilbar, dann ist Levitation erst recht möglich. Gesetze sind unveränderlich; Ursachen aber sind veränderlich, sobald wir die Kraft entdecken, mit deren Hilfe sie verändert werden können. Einem Babinet ist der Begriff der Schwere so geläufig, weil er, ohne darüber nachzudenken, sie als etwas an die Materie Gebundenes ansieht. Aber vor dieser Auffassung hat schon vor zweihundert Jahren Huyghens gewarnt, als er sagte: „Die Natur hat jene Mittel und Wege, wodurch sie bewirkt, daß alle sogenannten schweren Körper sich gegen die Erde stürzen, so sehr mit Schatten und Dunkel umhüllt, daß aller Fleiß und aller Scharfsinn bisher nicht im Stande gewesen sind, ihre Spur aufzudecken. Dieser Umstand hat die Philosophen bewogen, die Ursache jener wunderbaren Erscheinung in den Körpern selbst zu suchen, in einer inneren, ihrem Wesen anhaftenden Eigenschaft, vermöge deren sie nach unten, gegen das Centrum der Erde, streben, sozusagen in einem Hang und Drang der Theile, sich mit dem Ganzen zu vereinigen. Das heißt aber nicht, Ursachen enthüllen, sondern, Ursachen schaffen, und zwar unklare, keinem Menschen verständliche Ursachen“ [10]).

„Die Körper *sind* schwer“: Das ist eben wieder die Sprache der Unwissenschaft, die sich an die zunächst liegende Thatsache hält, daß wir die Körper als schwer empfinden. Wir verlegen in die Körper eine Aktivität, da sie doch in ihrem Drang abwärts nur passiv der Anziehungskraft der Erde

[9]) Revue des deux mondes. 1854. 530. — [10]) Huyghens: Dissertatio de causa gravitatis.

gehorchen. Gehörte die Schwere zum Begriff der Materie, so müßte sie unveränderlich sein, was sie nicht ist; denn der Mensch, auf den Mond versetzt, hätte nur mehr ein Sechstel seines irdischen Gewichtes, während er auf der Sonne an Gewicht ungeheuer zunehmen würde. Die Schwere, weil äußerlich und wechselnd verursacht, gehört also nicht zum Begriff der Materie. Damit fällt jeder Einwand gegen die Möglichkeit der Levitation und jeder Tag könnte die Entdeckung bringen, wie ein materieller Körper der Kraft seines Anziehungcentrums durch eine entgegenwirkende Kraft entzogen werden kann.

Levitation ist aber nicht nur möglich, sondern sogar wirklich. Tausende von Menschen haben sich davon schon überzeugt, darunter Forscher, die exakte Experimente angestellt haben. Also ziemt es der Naturwissenschaft, das Gebiet des Occultismus zu untersuchen, wo diese Kraft sich thätig zeigt, ihr Verhalten zu beobachten und durch Abänderung ihrer Thätigkeitbedingungen das Gesetz ihrer Thätigkeit zu erforschen. Dies wäre ein wissenschaftliches Verfahren. Ich bin also für das Bündniß zwischen Physik und Occultismus, und zwar in Beider Interesse. Wenn alle Occultisten vorzügliche Physiker wären, so könnte es nicht sein, daß nun schon seit Jahrzehnten Thatsachenmaterial über Levitation gesammelt, aber kein Versuch zur Erklärung unternommen wird. Ich brauchte nicht, wiewohl ich mein Kollegium der Physik hinter mir habe, an diesem Punkte Halt zu machen und das Weitere den Physikern zu überlassen. Wären dagegen alle Physiker vorzügliche Occultisten, so würde an die Stelle des ganz unfruchtbaren Streites, wo die Einen von Thatsachen, die Anderen von der Unmöglichkeit dieser Thatsachen reden, ein sehr fruchtbarer Streit über die Ursachen der Erscheinungen treten. Die Physiker würden dann bald einsehen, daß aus dem Occultismus eine Fülle neuer Einsichten zu gewinnen ist und daß speziell durch Erforschung der Levitation ein Problem gelöst werden könnte, das alle anderen an Wichtigkeit übertrifft.

München. Dr. Karl du Prel.

Ein Uebungritt.

Nach dem Kalender waren wir ja noch im Winter; aber als ich eines Morgens aufstand, war so köstliches Frühlingswetter, daß ich nach eingenommenem Frühstück, meine Morgencigarre rauchend, im Garten auf- und abging und mich an den Veilchen und dem frischen Grün erfreute, das, dem Januar zum Trotz, schon keimte und sproß. Da ertönte auf der Chaussee, die an meiner Villa vorbeiführt, der Hufschlag eines galoppirenden Pferdes und neugierig trat ich an den Zaun, um zu sehen, wer so früh schon unterwegs sei. Es war ein Hauptmann meines früheren Regimentes.

„Halloh, Herr Hauptmann", rief ich ihm zu, „wohin so eilig?"

„Zeit verschlafen — Uebungritt!“ lautete die Antwort; und er wollte weiter jagen.

„Cognac gefällig?“

Er kämpfte einen schweren Kampf.

„Wenns nicht zu lange dauert“ — meinte er.

Ich eilte davon, um die Stärkung zu holen.

„Wo gehts denn hin?“ fragte ich, als ich ihm gleich zwei Gläser auf einmal anbot.

Er nannte einen Ort, der einige zwanzig Kilometer entfernt liegt. „Wollen Sie mich nicht begleiten?“ fragte er mich. „Setzen Sie sich auf Ihr Roß und reiten Sie mit.“

Ich lehnte dankend ab. „Aber damit Sie wissen, daß ich in Gedanken bei Ihnen bin, will ich mich an meinen Schreibtisch setzen und einen Uebungritt beschreiben.“

„Bringen Sie nur mich nicht hinein,“ bat er.

„Ganz gewiß nicht; aber wie stehts, noch einen kleinen Cognac?“

„Höchstens noch einen halben.“

„Natürlich die obere Hälfte?“

„Das versteht sich — so — nun danke ich aber herzlichst, es wird höchste Zeit — guten Morgen;“ und im Galopp jagte er wieder davon.

Ich aber ging an meinen Schreibtisch; und dort saß ich lange und kam fürs Erste nicht vom Tintenfaß los, denn ein Uebungritt ist eine ganz verzwickte Sache.

Wenn Einer etwa glauben sollte, ein Uebungritt sei eine Uebung im Reiten, dann ist er so schief gewickelt, wie es nur immer eine Cigarre sein kann. Au controleur, im Gegentheil, man kann auch an einem Uebungritt zu Fuß theilnehmen. Für den Betheiligten ist Das natürlich sehr schmerzlich, aber was soll man machen, wenn man als alter Premier zu einem Uebungritt befohlen wird und alle Versuche, ein Pferd zu bekommen, auf das Glänzendste scheitern? So man ein „Steckenpferd“ hat, kann man ja diesem einen Sattel auflegen, ob es dann aber schneller geht als zu Fuß, ist zweifelhaft.

Der erste Uebungritt in der Welt entstand aus der Meinung eines hohen Vorgesetzten, daß die berittenen Offiziere im Winter zu wenig zu thun haben. Diese Ansicht ist weit verbreitet; daß sie auch richtig ist, giebt mit Ausnahme der berittenen Offiziere Jeder ohne Weiteres zu; die Herren selbst leben natürlich in dem Glauben, sie hätten so viel zu thun, daß sie gar nicht wissen, womit sie anfangen sollen, — und deshalb fangen sie überhaupt gar nicht erst an.

Der Herr Oberstlieutenant hat sich nach Tisch auf seine Chaiselongue und die theure Perücke, damit sie nicht beschädigt wird, neben sich auf einen Stuhl gelegt. Die zärtliche Gattin hat ihm eine Schlummerrolle mit der gestickten Inschrift „Träume süß“ unter den Kopf geschoben und ihm eine Reisedecke mit dem Motto: „Reise glücklich“ über die Knie gebreitet. Der Herr Oberstlieutenant fühlt sich nicht ganz extra dry; als guter Vater ist er gestern mit seinen fünf unverlobten Töchtern auf einem Ball gewesen und ist erst spät gegen Morgen mit fünf unverlobten Töchtern heimgekehrt, — es hat Keiner anbeißen wollen. Er hat das Unglück kommen sehen und sich durch fleißiges Trinken bei guter Laune

zu erhalten versucht; nun hat er Das, was man beim Militär ohne Charge einen dicken Kopf, bei dem Militär mit Charge einen Jammer zu nennen pflegt.

Er will schlafen; und er schläft.

Er schnarcht sogar.

Da klopft es an die Thür, einmal, zweimal, dreimal.

Der Schläfer hört es nicht.

In vorschriftmäßiger Haltung, die Hände an der Hosennath, die Nase gerade über der Knopfreihe, das Kinn an der Binde, die Hacken zusammen, Brust heraus und Bauch herein, bleibt der Herr Gefreite, nachdem er, ohne daß ihm ein „Herein" zugerufen wurde, in das Zimmer getreten ist, in der Thür stehen.

Er wartet, als wäre er eine Wartefrau.

Nach zwei Stunden wacht der Herr Oberstlieutenant auf und erkennt in dem Halbdunkel, das ihn umgiebt, die Umrisse eines Bleisoldaten.

Er reibt sich die Augen. „Wer ist da?"

„Parolebuch."

Soldaten sind so bescheiden, daß sie nie sagen, was sie sind, sondern nur, was sie bringen.

„Mach einmal Kehrt, mein Sohn."

Der Herr Gefreite führt den Befehl aus: „Wozu?" denkt er im Stillen, „daß Du keine Haare hast, habe ich ja schon gesehen."

„Front. So, nun zeig 'mal her, was Du hast."

Das Buch wird aufgeklappt und der Herr Oberstlieutenant liest: „Morgen früh findet unter Leitung des Herrn Oberstlieutenants ein Uebungritt sämmtlicher berittenen Offiziere statt."

„Aber davon weiß ich ja gar nichts," stöhnt der Herr Etatmäßige im Stillen und dann liest er: „Das Weitere hat der Herr Oberstlieutenant selbständig zu veranlassen, Zeit und Ort des Rendezvous ist bis heute Abend um sechs Uhr auf dem Regimentsbureau zu melden." Und jetzt ist es gleich halb sieben.

Ja, aber Herr Oberstlieutenant, wie konnten Sie auch nur so lange zu Mittag schlafen? So was kommt von so was.

Fünf Minuten später sitzt der Herr Oberstlieutenant an seinem Schreibtisch und studirt die Garnison- und Generalstabskarte: in seinem Geiste operirt er mit Armeen, Divisionen, Brigaden und anderen schönen Dingen. Der Herr Gefreite steht immer noch und wartet. Endlich hat der Etatmäßige eine großartige Idee geboren, er mißt mit dem Zirkel die Entfernung nach dem Rendezvousplatz, berechnet, wie lange man bis dorthin reitet, schreibt das Ergebniß seiner Berechnung fein säuberlich auf ein Quartblatt, beschneidet es hübsch, damit die Augen des gestrengen Herrn Oberst mit Wohlgefallen auf dem Papier ruhen, und schickt den Gefreiten dann los.

Am nächsten Morgen regnet es Bindfaden; einen Augenblick denkt der Oberstlieutenant daran, sich mit einem dieser Faden die Gurgel zuzuschnüren, aber dann kann er ja nicht Oberst werden und Das will er unter allen Umständen, — weniger aus militärischem Ehrgeiz als wegen der Pension. So steigt er denn in den Sattel, befiehlt dem Burschen, bei seiner Rückkehr gehörig warmes Wasser, nicht zum Baden, sondern zur Mischung verschiedener Grogs, vorräthig zu haben, und reitet davon.

Auf dem Rendezvousplatz erwarten ihn schon die Offiziere, auch der Herr Oberst ist schon da: „sie Alle wünschen ihn zum Teufel, zum Teufel", wie es in Fatinitza heißt, aber der Herr Oberst denkt an ein anderes Wort der Operette: „Was innerlich sie denken, kann recht wenig mich kränken." Er bleibt und in Folge Dessen müssen die Anderen auch bleiben. Der Herr Oberstlieutenant „spuckt", wie der Kunstausdruck lautet, nun seine Idee aus:

„Meine Herren, eine Norddivision ist gegen uns im Anmarsch, wir haben sichere Meldung erhalten, daß sie von der großen Straße abgebogen ist und durch die Haide marschirt."

„Dann können wir ja ruhig nach Haus reiten," flüstert ein Hauptmann dem anderen zu, „bei diesem Wetter bleibt ja die ganze Division in der Haide stecken, sie ertrinken dort, — ist ja Unsinn, die ganze Geschichte."

Der Herr Etatmäßige hört Das nicht; er fährt nach einer kleinen Pause fort. „Wir werden hier dem weiteren Vordringen des Feindes —"

„Der nur in Eurer Phantasie lebt," denkt Einer.

„ein energisches Halt zurufen —"

„So ruf doch Halt," denken Alle —

„indem wir uns hier eine Vertheidigungstellung aussuchen und sie fortifikatorisch verstärken."

„Wir Ihr befehlt, o Majestät, zum Dienen sind wir da," brummt Einer vor sich hin.

Der Oberstlieutenant sieht sich im Kreise um: „Ich übertrage Ihnen, Herr Major Aberg, den Befehl über die Division."

„Ueber die feindliche?" fragt der Major sehr erfreut, denn dann hätte er gar nichts zu thun, da der ganze Feind nur supponirt ist.

„Ach so, ich vergaß, meine Herren, wir sind ebenfalls eine Division stark, diese führen Sie natürlich, Herr Major, bitte ernennen Sie Ihren Unterbefehlshaber. Sie haben zwei Infanteriebrigaden, jede zu zwei Regimentern, eine Abtheilung Artillerie und eine Kavallerie-Brigade."

So schnell wie leider in der Wirklichkeit nie avanciren nun die Hauptleute, ohne erst Major zu werden, zum Oberst und Regimentskommandeur; der Adjutant wird Kavallerie-General.

„General bin ich jetzt," flüstert er einem Kameraden zu, „wenn ich nun auch noch das Gehalt bezöge, wollte ich mit dem Avancement wohl zufrieden sein."

„Darf ich Sie nun bitten, Ihre Stellung auszuwählen," sagt der Etatmäßige.

„Zu Befehl, Herr Oberstlieutenant. Darf ich bitten, meine Herren?" und gefolgt von seiner Suite sprengt die „Excellenz" davon.

Hoch auf spritzt der Schmutz.

In einiger Entfernung folgt der Oberstlieutenant, um zu sehen, welche Stellung der Herr Major für geeignet hielt, und wieder in einiger Entfernung folgt der Herr Oberst, um zu sehen, welche Stellung sein Etatsmäßiger für geeignet hielt.

Beim Militär traut Keiner dem Anderen. Jeder hält sich für klüger, als es der Untergebene wirklich ist. Das klingt zwar etwas dunkel und wunderbar, aber ist wahr.

Vor einem großen Wassertümpel scheut das Pferd des Herrn Majors, selbst

Peitsche und Sporen helfen nicht: herunterfallen will der Reiter bei dem herrschenden Schmutz nicht, sein grauer Mantel ist so wie so schon schmutzig genug, — so denkt er denn, es ist Schicksalsfügung und mit hocherhobener Stimme spricht er: „Hier bleibe ich."

Darüber freuen sich Alle, die es hören, denn je näher sie der Stadt bleiben, desto kürzer ist der Rückweg.

Alle finden die Stellung „Sr. Excellenz" des Herrn Majors ganz ausgezeichnet, — nur der Herr Etatmäßige macht: „Hm, Hm" und der Herr Oberst ebenfalls. Wem gilt dieses „Hm, Hm" des Herrn Kommandeurs? Der Ansicht seines Majors oder dem „Hm, Hm" seines Etatmäßigen? Genau weiß mans nicht.

„Hier ist mein rechter Flügel," spricht der Herr Major, „und dort", er zeigt auf ein Loch in der Natur, „mein linker."

Wieder zwei verschiedene „Hm, Hm."

Den Major ärgert Das nicht, er denkt: „O wäre ich weiter, o wär' ich zu Haus und hätt' ich doch erst meine Stiefel aus," denn in seinen sogenannten „Wasserdichten" plätschern die Wellen.

„Meine Herren," damit wendet sich der Major an seine Begleiter, „Brigade 1 den rechten, Brigade 2 den linken Flügel, von jeder Brigade zwei Bataillone in die Reserve, Kavallerie auf den linken Flügel, Artillerie dort auf die Höhe, — ich bitte, sich die Stellungen anzusehen und mir dann zu sagen, wo und wie Sie Ihre Truppen die Stellung besetzen lassen wollen."

Es geschieht und Jeder erstattet seine Meldung: „Hier rechter, dort linker Flügel, hier Reserve."

Dann wird noch Etwas darüber gesprochen, wie die Herren ihre Stellungen fortifikatorisch verstärken wollen, und Se. Excellenz der Herr Major sagt zu Allem Ja und Amen. Am Liebsten würde der Herr Oberstlieutenant zu Dem, was der Major spricht, auch Ja und Amen sagen, denn erstens ist es ganz niederträchtig, Stunden lang im strömenden Regen auf den Gaul zu sitzen, zweitens sehnt er sich nach dem häuslichen Grog, drittens nach einem Paar trockener Strümpfe, viertens ist er der Ansicht, daß solch Uebungritt eigentlich wenig praktischen Nutzen hat, da im Ernstfalle nur der Feind entscheiden kann, ob die Stellung falsch oder richtig ist.

Der Herr Oberstlieutenant studirt das Antlitz des Herrn Oberst und entschließt sich dann, die Anordnungen des Herrn Majors nicht zu billigen; es thut ihm leid, auch um seiner selbst willen, aber er kann nicht anders.

So sagt er denn: „Diese Stellung — gewiß ja — jawohl — ja — sie ist . . . Hm, Hm —" er bricht ab, weil er selbst nicht weiß, was er sagen will.

„Ich meinte, Herr Major, auf welchem Wege und wie würden Sie sich zurückziehen, wenn Ihre Division den Feind nicht aufhalten kann?"

„Sie kann ihn aufhalten," spricht der Major voll Zuversicht, „und sie wird ihn aufhalten." Muthig blickt der Major um sich: es ist kein Feind da, der ihn zum Rückzug zwingen könnte.

Der Herr Oberstlieutenant ärgert sich über die Bockbeinigkeit seines Untergebenen, er winkt ihm mit den Augen und deutet mit der Hand heimlich nach dem heimathlichen Herde. Da begreift der Major, was der Vorgesetzte will: „Wenn ich trotzdem zurück muß, so würde ich den nächsten Weg einschlagen, der von hier

aus in die Stadt führt, und kurz vor der Stadt selbst noch einmal eine Stellung nehmen und mich dort nochmals auf das Hartnäckigste zu vertheidigen."

„Wollen Sie mir, bitte, diese Stellung zeigen?"

„Zu Befehl, Herr Oberstlieutenant."

Schon wenden Alle ihre Pferde, um nach der Stadt zurückzugaloppiren, da bannt sie die Stimme des Herrn Oberst: „Meine Herren, noch einen Augenblick —" und nun kommt eine zweistündige Kritik, warum, wieso, weshalb diese Stellung ganz unbrauchbar sei; er weiß eine viel bessere. „Darf ich bitten, meine Herren," — und in sausendem Galopp geht es über Stock und Stein immer gerade aus, nicht nach der Stadt zurück, ach nein, sondern immer weiter von ihr fort.

Endlich macht der Kommandeur Halt.

„So, meine Herren, hier sehen Sie sich einmal um: Das ist die einzig richtige Stellung, betrachten Sie diese Flankenanschauung rechts — darf ich bitten, meine Herren," und im Galop saust er nach dem rechten Flügel, „und nun erst die Flankenlehnung links — darf ich bitten, meine Herren," und im Galopp saust er nach dem linken Flügel „und dann diese herrliche Artillerieſtellung — darf ich bitten, meine Herren." Wieder galoppirt er von dannen. „Ja meine Herren, wenn man solch köstliches Stück Erde sieht, da wird man wieder jung und frisch. Sehen Sie nur dieses Hünengrab, welche wundervolle Deckung für die Reserven! Da wird Einem ordentlich das Herz weit. Sehen Sie nur diese prächtige Terrainfalte — darf ich bitten, meine Herren? Bitte, Galopp, meine Herren, unsere Pferde haben ja heute noch nichts geleistet und dieser feine Sprühregen genirt weder sie noch uns, — ach so, ja, diese Terrainfalte, die gedeckte Annäherung unserer Leute erlaubt, wundervoll! Dazu dieses herrliche Schußfeld: Wie weit, meine Herren, werden wir hier mit unserer Infanterie schießen können?"

„Zwölfhundert Meter", sagt Einer, nur um überhaupt Etwas zu sagen; „doch kaum ist ihm das Wort entfahren, möcht ers im Busen gern bewahren."

Der Herr Oberst wendet sich ihm lebhaft zu: „Zwölfhundert Meter? Glauben Sie wirklich? Das überträfe ja meinen kühnsten Erwartungen! Auf der Karte läßt sich so Etwas ja schlecht sehen; wollen Sie mir einen großen Gefallen thun?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Dann galoppiren Sie, bitte, 1200 Meter geradeaus; wie viele Galoppsprünge macht Ihr Pferd auf hundert Meter?"

„Das weiß ich nicht, Herr Oberst."

„Ja, mein lieber Herr Hauptmann, so Etwas muß man aber wissen, Das ist ungemein wichtig, nun, nehmen Sie den Durchschnitt, fünfunddreißig Galoppsprünge auf hundert Meter, Das sind für zwölfhundert — na, wie viel ist es — hundertmal fünfunddreißig sind dreitausendfünfhundert, dann zweimal fünfunddreißig sind neunzig —"

„Siebenzig," verbesserte ein Adjutant.

„Richtig, ich versprach mich, wie weit hatten wir doch — ach so ja, Das macht zusammen viertausendzweihundert Galoppsprünge!"

„Dann ist mein Gaul tot," denkt der Hauptmann und er sagt: „Wenn ich vierhundertundzwanzig Galoppsprünge mache, habe ich zwölfhundert Meter zurückgelegt, der Herr Oberst haben sich verrechnet."

Der Herr Oberst will es nicht glauben; also muß der Adjutant den schwierigen Fall auf Papier ausrechnen: der Hauptmann hat Recht.

„Also nur vierhundertundzwanzig, Herr Hauptmann; dann steigen Sie, bitte, ab und legen sich platt auf die Erde, ich werde hier einen der Herren bitten, sich gegenüberzulegen, dann können wir am Besten kontroliren, ob liegende Schützen sich auf dieser Entfernung noch sehen und folglich auch totschießen können." Ach, hätte der Hauptmann doch den Mund gehalten oder wenigstens nicht gesagt, daß er seinem Oberst einen Gefallen thun wolle, — obgleich ein „Nein" auf dessen Frage ja auch eine Unmöglichkeit war; so reitet er denn davon.

Als er zurückkommt, sieht er aus wie ein lebendiger Chokoladenmann; aber das Schußfeld ist da.

„Ob wir auch noch auf weitere Entfernungen schießen können?" fragt der Kommandeur, aber Niemand antwortet und dem Herrn Oberst bleibt nichts übrig, als seine Frage als eine rhetorische zu betrachten, auf die man, wie man ja in der Schule schon gelernt hat, auch keine Antwort erwartet.

Der Herr Oberst hat einen langen, wasserdichten Mantel an, der bis zu den Fußspitzen reicht, die Hände stecken in Gummihandschuhen, er ist ganz trocken und hat daher gar keine Eile.

„Wir wollen nun noch einmal zu der ersten Stellung zurückreiten und die beiden mit einander vergleichen."

Jetzt, wo Alle wünschen, daß der Kommandeur en carrière ritte, bändigt er sein Leibroß zum Schritt.

Noch nie ward so geflucht.

Wieder erfolgt eine lange Besprechung, dann endlich macht man sich auf den Heimweg. Alles ruft „Hur —" aber sie kommen nicht dazu, auch „rah" zu sagen, denn plötzlich hält der Herr Oberst sein Pferd an: „Meine Herren, noch Eins. Haben Sie doch die Güte und zeichnen Sie Jeder ein Croquis der von mir ausgesuchten Stellung und tragen Sie doch auch die Truppen ein, Jeder nur die, über die er verfügte, ich überlasse es Ihnen, ob Sie die Zeichnung in Blei, Buntstift oder Tusche ausführen wollen, aber ich glaube, in Tusche macht es sich am Besten, es ist ja nur eine kleine Arbeit. Es ist jetzt ein Uhr, um drei sind wir zu Hause, na, sagen wir, daß Sie die Arbeiten um fünf Uhr dem Herrn Oberstlieutenant in die Wohnung schicken." Er wendet sich an seinen Etatmäßigen: „Sie haben dann wohl die Güte, mir die Zeichnungen heute Abend um acht Uhr mit Ihren Bemerkungen zuzusenden, ich gebe sie den Herren dann gelegentlich zurück."

Bums!

Auch Das noch.

„Hat einer der Herren noch eine Frage? Nun, dann danke ich Ihnen sehr."

Wie der Teufel reitet er davon, — nur, um schnell nach Haus zu kommen, oder, um nicht zu hören, was seine Unterthanen sagen? Wer kanns wissen?

... Am Nachmittag sitzen die Herren zu Hause und legen ihre Skizze in Tusche an, weil es sich nach der Ansicht des Herrn Oberst so am Besten macht, und am Abend versammeln sich alle Theilnehmer am Ritt zu einem gewaltigen Männertrunk und es giebt Leute, die allen Ernstes behaupten, Das sei das Beste am ganzen Uebungritt.

Freiherr von Schlicht.

Eine Legende.

Als die Welt noch jung und das Menschengeschlecht noch in seiner Kindheit war, beschloß Gott der Herr, seine Lieblingsgeschöpfe, die Menschen, wieder einmal vor sein Angesicht zu berufen. Seine Allweisheit und Allgegenwärtigkeit konnten sich zwar der besten Ordnung aller Dinge erfreuen; selbst in dem recht schwierigen Mechanismus der Himmelskörper trat selten eine nennenswerthe Störung mehr ein, und wo er bewußtes Leben gesät hatte, ging es auf in stetiger Entwickelung zu immer reicheren Formen und Gestalten. Nur in Betrachtung der Menschen hatte Gott der Herr schon manchmal seine weiße Locken geschüttelt, in schweren Bedenken. So viel hatte er ihnen gegeben als Aussaat seiner Wünsche, mehr, weit mehr als anderen Geschöpfen, weil er weit mehr von den Menschen erwartete, und nun mußte er merken, wie sie gerade eines stolzen Bewußtseins nicht froh werden wollten, sich vielmehr häufig genug in bitteren Klagen über ihr Geschick ergingen. Ihr Geschick! Wußten sie es denn? Wußte, was da lebte auf den bewohnten Flächen der Sternenkörper, wohin er, Gott der Herr, es führen wollte? Und die Menschen gar, denen er den Keim der Unvergänglichkeit so deutlich redend in die Seelen gelegt zu haben glaubte, wollten sich nicht bescheiden!

Die anderen Geschöpfe, die weniger empfangen hatten, lebten zufrieden in ihrem nächsten Drange. Die fanden es in der Ordnung, daß der Hunger weh thue und die Langeweile; daraus gerade schöpften sie ihre nächsten Genüsse: zu fressen und zu schlafen. Wurde eins von ihnen des Todes Beute, sei es nun, daß seine Zeit erfüllet war, daß der Blitz es erschlug oder ein stärkeres Thier es zerriß, so dachten die Ueberlebenden Dem nicht weiter nach, — und solche Ordnung gefiel dem Herrn, da sie der Ausdruck des Gesetzes war, das er über alles Leben gestellt hatte. Deshalb bekümmerte es ihn, daß gerade der Mensch sich ihr nicht wohlgemuth fügen wollte, sondern in ihr seinen Feind sah und etwas Böses, das ihm Scheu und Verdruß bereitete. So hatte Gott der Herr das Seufzen der Menschen gehört und ihre Thränen fließen sehen aus dem Unfrieden ihrer Herzen heraus; und Mitleid fraß nun an seiner Seele, so oft er der Menschen gedachte, — und immer ja waren sie in seinen Gedanken. Und darum, weil er nicht länger leiden wollte, hatte er sie wiederum vor sein Angesicht berufen und ausgesandt die Engel nach Ost und West und Süd und Nord, allüberall hin, wo seine Schmerzenskinder wohnten. Zum Himalaya hatte sie Gott der Herr geladen, just auf das Gelände, das ehedem als Paradies eingefriedet lag und nicht mehr heimgesucht worden war, seit die Menschen ihren Weg genommen hatten den Strömen nach in die Niederungen und an die Küsten der Meere. Eine Freude wollte ihnen Gott bereiten, denn im Innersten hatte es ihn längst gereut, daß er das Paradies ihnen dereinst verschlossen hatte, und gewundert hatte er sich, daß so selten Einer den Weg muthvoll zu jener Höhe zurückgesucht hatte. Er hätte Keinem gewehrt und hätte es auch den Vielen nicht: wie ein Vater sein Kind zur Strafe wohl vom Tische weist, still sich aber freut, wenn das bestrafte in scheinbarer Vergeßlichkeit sich wieder, erst hinter seinen Rücken, dann

an seine Seite stiehlt. Und darum dachte Gott der Herr an diese Ueberraschung, als ein Zeichen seiner Liebe und der Ermunterung zu gutem Vertrauen, wie er mit den Menschen reden wollte.

So kamen nun wirklich auch Viele, die in traumhaftem Entzücken all die schimmernde Pracht, die leuchtende Farbengluth, das Meer von Wohlgerüchen im Paradiese selig begrüßten. Gar Manchem wurde das Auge feucht, der früher nur im Schmerz geweint hatte und nun erlebte, daß auch die Lust und der schöne Schein die Thränen weckt. Andere aber — es waren ihrer nicht Wenige — standen finster inmitten der Pracht. Auf den smaragdenen Matten, über die ein wundersames Leuchten flimmerte, ruhte ihr starrer, fast feindlicher Blick und Mancher schloß die Lider beim Anblick der friedlichen und doch so sieghaften Schönheit wie vor einem körperlichen Schmerz.

Die große Mehrzahl aber ging gleichgiltig unter den fruchtschweren Bäumen hin, vorbei an den fischreichen Bächen, an friedlich gelagerten Heerden der Gazellen und Wohlgeruch athmenden Blüthenfeldern, mit leeren Augen. Die Empfindlichen nur unter ihnen stießen mit dem Fuß aus dem Weg, was Uebermaß der Fülle herabgestreut hatte, oder rümpften die Nase über den süßlichen Duft, den das Paradies ausstreute. Einige aber äußerten sich auch laut mißbilligend über die unpraktische Landwirthschaft, die der Herrgott hier betreibe, während doch daheim auf ihrer Waldreute kaum der Holzapfel dürftig gedeihen wollte.

Abseits aber, wo ein Sturzbach in Himmelsfarben von sonnenheller Felsenhöhe herabsprang, hatte sich auf dem Moos unter schattigen Bäumen eine Schaar gelagert: Jünglinge mit flaumigem Bart und träumendem Auge, das Haupt auf die Arme gestützt und den Blick wie gebannt auf das schimmernde Spiel der Tropfen gerichtet. Hinter den Bäumen versteckt aber lauschten blühende Jungfrauen den brausenden Rhythmen des Wasserfalles, sahen leise erglühend auf die Jünglinge vor ihnen im Moose und flüsterten einander von Zeit zu Zeit selige Worte zu. Diesen Verharrenden vorüber bewegten sich Gruppen lebhaft Redender. Meist Männer waren es, jeglichen Alters, im braunen und weißen Schmuck des Haupthaares, Bärtige und Bartlose und Kahlköpfe. Um Wichtiges ging ihr Gespräch, denn häufig standen sie still: dann redete Einer eindringlich, lebhaft die Arme bewegend, und es nickten die Anderen weise bejahend oder schüttelten die Häupter, die braunen, die weißen und kahlen, und schritten fürpaß. Die Jungen aber am Wasserfall, die Müssigen, streiften sie kaum mit einem Blick; sie hielten sich für viel zu ernsthaft zu solchem Treiben. Andere wieder geberdeten sich anders im Anblick des Paradieses, ein Jeglicher nach seiner Art und seinen Gedanken.

Als sich Alle nun leidlich satt gesehen hatten an den Wundern des Paradieses, trat der Erzengel Michael, der in der Weltregirung die Stellung eines Reichskanzlers bekleidete, zu seinem Herrn und Gebieter und meldete, daß Alles bereit sei. In einer mächtigen Gletschergrotte des Himalaya aber hatte Gott der Herr der bestimmten Stunde gewartet, das Treiben der Menschen im Paradiese beobachtet, auch ihre Gespräche vernommen. Und finster blickte er, als Michael zu ihm trat; er seufzte tief auf, als ihn der Engel in seiner Stille unterbrach, daß es wie ein Donner rollte über die Schneefelder des Gebirges und eine Windsbraut hinabfuhr ins Hochland, wo das Paradies lag. Vor ihr neigten die Bäume

die Wipfel tief bis zur Erde und auf eine Weile verstummte das Summen der versammelten Menge, denn Aller Augen richteten sich zur Höhe, woher der Wind niederfuhr, auf, zu den leuchtenden Gipfeln. Gott der Herr aber trat nun hervor aus seiner Grotte. Schwer stützte er die mächtige Rechte auf einen Granitfels, der dort im Eise eingefroren lag, seine Linke aber legte er über die strahlenden Augen und nieder sank ihm das herrliche Haupt auf die schwer athmende Brust.

„Was hast Du, Herr", fragte der Engel, als er die nie erlebte Bewegung seines Gebieters sah, „was hast Du, Herr?" Der Herr aber faßte Michaels Hand, wies mit der Rechten hinab auf das Paradies und sprach: „Schau dort hinab! Sind Das meine Menschen? Nicht Freudigkeit noch Stolz lebt in ihren Blicken und ihren Geberden; müde schleppen sie ihre Glieder und Keinen sehe ich, der sein Dasein empfände als Lust, wie alle anderen Geschöpfe meiner Welt doch thun. Eiferer sehe ich nur, Verächter, Trauernde und Murrende, Träumende und von Sehnsucht Verzehrte, aber kaum Einen gewahre ich, der in sich selbst ruhte, und auch die Besten noch blicken mit müden Augen. Sind Das meine Menschen? Ist Das der Mensch?"

Lange schwieg der Engel; da er aber sah, daß Gott der Herr im Kummer beharrte, sprach er bescheiden, doch fest: „Was nimmt Dich Das doch Wunder, o Herr! Mehr gabst Du ihnen von Deiner Seele als jedem anderen Wesen; die Ewigkeit aber und ihr Gesetz hältst Du ihnen unter Deinem Schleier. So sehen sie davon nur wenig, aber doch zu viel. Zu wenig für ihr Bedürfniß, zu viel für ihre Zufriedenheit. Alle Anderen schufst Du nach Deinem Willen und Dein Wille setzte dem ihren Schranken in ihrem Wesen; diese aber schufst Du Dir zum Ebenbild. Und während Deiner Seele Gesetz die Ewigkeit ist, bandest Du die ihre an die Zeit .... Was wunderst Du Dich, Herr, daß sie leiden? Zu viel gabst Du ihnen und zu wenig."

„Deinesgleichen nicht wollte ich schaffen", sprach da der Herr mit Härte; „nicht Diener meines Willens, wie Du und Deine Brüder es sind, sondern Errather meines Willens und seine Eroberer. Nicht spiegeln wollte ich mich in ihnen, sondern mir wieder begegnen. Nicht Geschöpfe wollte ich, sondern Schaffende!" Und als der Herr sah, daß der Engel bestürzt schwieg und erschreckt von der Gluth des ewigen Auges seinen Blick zu Boden senkte, da zog er ihn sanft an sich und sprach weiter zu seines Willens liebstem Vertrauten mit Milde: „Du weißt nicht, daß auch Gott seine Scham hat und seinen Sporn und daß er müde werden kann seiner einsamen Willkür. Aber nun geh; es ist an der Zeit, daß ich zu ihnen rede, wie ich gewollt."

Da entfaltete Michael die mächtigen, lichtstrahlenden Schwingen und alsbald rauschte es hinab vom Gipfel des Himalaya wie Orgelton, den der Sturmwind spielt auf einer Riesenharfe, feierlich und erhaben, so daß die Welt ihren Athem anhielt für einen Augenblick. Im Paradies aber blieben die Wandelnden stehen; und die auf den Wiesen lagerten und an den Quellen, sprangen empor und Alle schaarten sich zusammen in einen Thalgrund; dort standen sie stumm und befangen. Denn das Licht, das gewesen war um sie her, schien nun Finsterniß, die das Paradies einhüllte. Es war der Schatten einer Riesenwolke, die über den Häuptern der Menge schwebte. Ueber der Wolke aber fluthete weißglühende Helle, so daß die Sonne am Firmament stand als ein rother Ball und die Sterne als dunkle Flecken am Himmelsgewölbe erschienen.

Alsbald aber erklang auch eine Stimme aus der Wolke, mächtig und mild: „Der Herr ist nahe bei Euch. Wer reden will, Der rede. Und wer da Leid trägt, hebe es empor zu seinem Antlitz!“ Doch Bangen hielt die Menschen noch lange gefesselt und Zittern überkam sie bei der Nähe des göttlichen Schöpfers. Dann aber entstand unter ihnen ein Laufen und Raunen, erst leise und schüchtern, dann lauter und dreister, und suchte Jeder seine Gefährten im Mangel und seine Genossenschaft nach Herkunft und Gemeinsamkeit, Jeder die Seinen. Die einzelnen Parteien aber einigten sich auf Wortführer; die traten nun hervor auf den freien Platz, wo des Engels Stimme zunächst gehört worden war, und brachten ihre Sache vor. Und jedesmal, wenn Einer ausgeredet hatte, riefen die Seinen ihm Beifall zu, erst leise, dann dreister und lauter, auf daß Gott der Herr ihre Uebereinstimmung recht deutlich vernehmen solle. Alle Anderen aber, die nicht zur Gemeinsame des Sprechers gehörten, murrten laut gegen die Beifall Rufenden und ihren Sprecher und schalten sie eigensüchtig und falsch; als sie aber dann selbst an die Reihe kamen, erging es ihnen wieder so wie den Ersten. Viele auch waren, die sagten erst Ja zu Allem, was vorgebracht wurde, und dann doch wieder Nein und irrten so von einer Gemeinschaft zur anderen, ohne zu wissen, was sie eigentlich begehren sollten. Und Andere wieder gaben bald die Hoffnung auf, auch nur zum Wort zu kommen; die blickten voll Ekel auf das Getriebe der Schreier und stellten sich grollend abseits, ihre Stunde erharrend, wenn sie je kommen sollte.

Als es so eine gute Zeit gegangen war, standen schließlich die Menschen gesondert in feindlichen Gruppen einander gegenüber; und nicht mehr zum Herrn, der sie geladen hatte, ging ihre Rede, sondern herüber und hinüber in bitterer Fehde ohne Ende. Da sprach Gott der Herr zu seinem Erzengel: „Gäbe ich Jedem von Diesen da, was er begehrt, so würde mir doch unter ihnen der Mensch nicht, den ich mir hoffe. Aber ich liebe Die, die nicht müde sind, sich selbst zu erraffen, was ihnen köstlich dünkt. So ist ihr Streit ihrem Leben ein Inhalt, ist es auch nicht mein Leben und mein Inhalt.“ Und den Engeln gebot er, hinabzuschweben aus der bergenden Wolke und jeder Gemeinschaft zu geben, was sie spornen möchte im Kampf um die Güter, nach denen sie einzig doch lechzten. Das thaten die Engel und gaben jedem Heischenden, was er am Besten brauchen mochte zu seinem Zweck: zum Gedeihen der Weiden und Früchte, zur Erschließung der Brunnen, zum Wohl ihres Gewerbes oder Handels, zur Gesundheit ihrer Heerden, um ihren Bogen Kraft, ihren Pfeilen Schärfe, ihren Häusern Sicherheit zu verleihen und ledig zu werden mancher leiblichen Nöthe, die sie drückten. So waren denn diese Meisten zufriedengestellt, zuerst und vor Denen, die sie überschritten hatten und die nun abseits standen und verächtlich auf die Abgefertigten blickten, und auch vor Denen, die anfangs Ja zu Allem gesagt hatten und dann wieder Nein und von einer Gemeinschaft zur anderen geirrt waren, weil ihnen mit Dem nicht recht geholfen zu sein schien, was Jene forderten. Die vielen Zufriedengestellten aber traten den Heimweg an. Und als sie allein waren mit ihrer Genossenschaft auf ihrem Wege, rühmten sie laut sich ihres Sieges und meinte Jeder, er habe für sein gutes Recht, das von Gott als unbestreitbar anerkannt worden sei, auch den Vortheil vor allen Anderen empfangen und sei nun im Besitz unfehlbarer Sicherheiten für sein Wohlergehen. Böse war er nur über die Heuchelei seiner Gegner, die so schamlos sich und nur sich selbst betont hätten, und wünschte ihnen alles mögliche Mißgeschick,

wovor er sich nun, im Vertrauen auf Gottes wohlwollende Gesinnung, völlig geschützt erachtete. Das Schicksal aber der Zurückgebliebenen, Derer, die noch gar nicht zu Wort gekommen waren, verursachte den Davonziehenden unbändige Heiterkeit: was waren Das für Tölpel gegen sie, die Ausgezeichneten, die Begnadeten!

So war es nun leerer geworden auf dem Platz, wo Gott der Herr auf seiner Wolke thronte, denn es waren nur Die zurückgeblieben, die nicht zu Wort gekommen waren, die nun traurig oder trotzend abseits standen, und die Anderen, die Ja zu Allem und wieder Nein zu Allem gesagt hatten; Diese aber hatten sich müde auf den Wiesen ringsumher und an den Quellen gelagert.

Unter den abseits Stehenden aber gab es Männer, Jünglinge und Frauen von allerlei Volk. Nicht mit Gütern und Wohlfahrt war ihnen geholfen. Ihre Wiesen grünten und Wasser gaben ihre Brunnen, Milch ihre Heerden, aber an ihrem Herzen fraß der Wurm und ihre Seelen waren krank von Sehnsucht. Und als sie nun sahen, daß Gott der Herr sie jetzt hören werde, traten sie in die Mitte des Platzes, recht unter die Wolke des Herrn. Schweiß und Staub von dem großen Gedränge klebten an ihren Stirnen, und da ein Bach floß durch das weite Thal, folgten sie Alle einem Drange: daß sie Wasser schöpften mit ihren Händen und Haupt und Stirn damit netzten, denn rein und gerecht wollten sie vor ihren Gott treten. Dann faßten sie einander bei der Hand, so daß sie nun standen auch als eine Gemeinde und blickten empor mit entschlossenem Gemüth. Tausendstimmig, aber wie aus einem Munde, drang zum Höchsten ihr Wort, das klang wie Gesang: „Erleuchte uns, Herr!" Und da war es zuerst, daß Gott sprach, laut, so daß die Menschen ihn hörten, und also redete zu Michael: „Endlich vernehme ich den Menschen und nicht mehr das Thier mit Verstand. Diesen will ich mein Antlitz enthüllen." Und der Herr that, wie er gesagt hatte. Da fielen die Betenden auf die Knie und wetteiferte Jeder, daß er den Saum des göttlichen Kleides inbrünstig presse an seine Lippen. Gott der Herr aber richtete Jeden empor und wies ihm den Weg seiner Sehnsucht.

„Sehet an", sprach er, „Erde und Himmel, Land und Wasser, Höhe und Tiefe, Sonne und Sterne, Licht und Luft, Farbe und Laut: Jegliches bin ich, seid Ihr! Und Jegliches ist Euch eigen, sobald Ihr es denkt, weil es auch meine Gedanken sind. Diesen Stolz aber gebe ich Euch vor allen Geschöpfen, daß Ihr Errather werden könnet meiner Gedanken und sie weiter denken! Und wie ich untergehe in den Bildern meiner Gedanken, millionenmal in jedem Augenblick, und auferstehe in den Bildern meiner Gedanken, millionenmal in jedem Augenblick, so habe ich nichts voraus vor Euch, das Ihr nicht auch hättet. Und wahrlich, ich sage Euch: Ich, Euer Gott, auch harre meiner Erlösung. Von meinem Mitleid mit Euch sollt Ihr mich erlösen. Aufrecht schuf ich Euch und aufrecht sollt Ihr schreiten durch die Ewigkeit und neben mir stehen, als meines Gedankens stolzeste Erfüllung. Steiget zur Höhe: ich gebe Euch die Sterne; taucht in die Tiefen: ich gebe Euch ihre Kraft; auf den Flügeln Eurer Sehnsucht aber schwebe über Zeit und Raum Euer Gedanke! Und Das sei Euer erstes Gebot: daß Ihr Jegliches erkennet nach seinem Gesetz und nicht zuletzt Euch selbst. Das andere Gebot aber sei Euch, daß Ihr fürder nicht abseits steht: Bändigen sollt Ihr die Heerde, die Ihr da sahet toben und stampfen. Hirt und Hund sollt Ihr der sein in Liebe und List. O gebet Acht, daß Eure Sehnsucht nicht schlafe

und Euer Gedanke nicht müde werde! Denn zum Lügner wird an mir und schlimmer als die Heerde, wer seine Sehnsucht in Schlummer wiegt und seine Gedanken zur Ruhe schickt."

So sprach zu ihnen Gott, der Herr. Und Trunkenheit befiel die Männer und Frauen. Heiliges Feuer leuchtete aus ihren Augen und hoch schwoll die Brust Allen, zu denen der Herr geredet hatte. Wie Sieger zogen sie von dannen; vor sich den Kampf, aber den Sieg schon in der Seele. Und Flügel wuchsen ihrer Sehnsucht und ihren Wünschen, die trugen sie nach Ost und West, nach Nord und Süd, wo sie thaten nach des Herrn Gebot: Hirten wurden und wachsame Hunde den dämmernden Heerden der Menschen und Erkennende des Gesetzes der Welt.

Und Gott der Herr sprach zu seinen Engeln: „Sehet, wie stolz sie schreiten mit muthigen Herzen!"

Nun waren aber zurückgeblieben im Paradiese noch Viele, Viele, die auch vernommen hatten, was Gott der Herr ihren Brüdern und Schwestern verheißen hatte, die aber doch müde lagen an den Quellen und auf den Wiesen und ihrer Traurigkeit keinen Trost wußten. Das waren Die, die Ja und Nein gesagt hatten anfangs zu Allem, aber kein Ja und kein Nein mit dem Willen zur That. „Was, o Herr, giebst Du nun Diesen?" sprach Michael. „Siehe, jung sind sie zumeist und weich in ihrem Gebahren. Sie greifen zu, aber sie halten nicht fest; sie schreiten auch, aber sie kehren um von jedem Weg. Hilflos scheinen sie mir und werth doch der Hilfe, denn wünschereich blicken ihre Augen und voll Sehnsucht nach Güte und Frieden."

Als die Zurückgebliebenen den Engel so reden hörten, faßten sie selbst sich den Muth der Bitte. Lieblich waren sie meist zu schauen: knospende Jungfrauen, die wandelten mit träumenden Jünglingen; daneben auch Alte mit seltsam durstigen Augen. Nun zogen sie einander und schoben sich müde vorwärts, und da sie endlich standen unter der Wolke des Herrn, blickten sie rathlos zu Boden und wußte Keiner ein Wort für sein Begehren . . . . .

Da sprach der Herr laut zu seinen Engeln: „Die Aermsten von Allen scheinen mir Diese. Viel Knospen und Blühen sehe ich bei ihnen und zärtlichen Willen zu Schönheit und Duft, nicht aber sehe ich den Willen zur Frucht. Abfallen werden sie vom Baum des Lebens und welken in ihrer Schwäche, so daß ich kein Ende erleben werde meines Mitleides mit ihnen, dessen ich doch müde bin. Vieles schuf ich, doch ihnen nicht genug. Nichts taugt ihnen die Welt und ihr Sinn ohne das Eine, das meines Mitleides letzte Gabe nun werden soll. Segen enthält sie und Fluch und viele Gefahren und sorgsam hütet mir das neue Geschenk, daß es Keinen mir locke vom Wege, der sein nicht bedarf. Aber Diesen, den Schwachen und Armen, setze ich es als Ziel und fruchtbare Wolke über die Saat ihrer Wünsche: Gehet hinab zu den Harrenden und bringt ihnen den Nothbehelf ihres Gottes, bringt ihnen . . . das Glück."

Max Marterſteig.

Spanien und Amerika.

New-yorker Bankiers haben lange genug für Beschwichtigungdepeschen gesorgt; und als dann die Kriegsgefahr nicht mehr zu bemänteln war, wurde eine allzu pessimistische Auffassung der spanischen Geldverhältnisse gepflegt. Da die stolzen Spanier ihr Geld nur in heimischen Staatspapieren anlegen, sind mindestens sieben Achtel der gesammten auswärtigen Schuld — der Exterieurs — im Lande selbst untergebracht. Diese Thatsache verbürgt einen leidlichen Akkord für den Fall, daß der durch einen unglücklichen Krieg aufgeriebene Staat seine vierprozentige Verzinsung in Gold nicht mehr aufrecht erhalten könnte. Wäre von den Exterieurs mehr als eine Milliarde im Auslande, dann würden die Herren in Madrid eine Niederlage wohl rücksichtlos ausmünzen. So aber könnte keine Regirung wagen, den eigenen Kapitalisten schmerzliche Abzüge zu machen. Deshalb rechnet schon heute die Hochfinanz aus, daß spanische Papiere bei einem Kurs von 25 bis 30 Prozent recht preiswürdig sein dürften, während zum jetzigen Kurs von 42 — Das ist heute auch ungefähr der Griechenkurs! — schon ein Spekuliren à la baisse als bedenklich gilt. Es läßt sich also wohl annehmen, daß im schlimmsten Fall eine vierprozentige Anleihe zu 30 unter der Hand gute Käufer fände; in den letzten Wochen, wo man in Paris Geld dringend, aber vergebens suchte, war von so demüthigenden Bedingungen natürlich nicht die Rede. So unmöglich, wie Manche meinen, ist es für Spanien durchaus nicht, Geld zu erhalten; auch hat das Land wichtige Monopole zu vergeben und treibt schon seit Jahren einen recht einträglichen Ordenshandel. Wir leben zwar in demokratischen Zeiten, aber für einen Orden bringen selbst die nüchternsten Geschäftsleute manchmal beträchtliche Opfer.

Die schwebende Schuld, die kaum noch bei französischen Konsortien, sondern fast nur bei der Bank von Spanien besteht, muß auf etwa 800 Millionen Pesetas beziffert werden. Die Bank kann nur die Notenpresse arbeiten lassen; und da sie für den allgemeinen Geldumlauf noch für 450 Millionen Pesetas Noten ausgegeben hat, die mit höchstens 350 Millionen in Gold gedeckt sind, so ist die schnell riesig angewachsene Notenschuld des Staates ohne jede Baarbedeckung. Dieser Zustand findet den richtigen Ausdruck in einem Goldagio von etwa 44 Prozent. Nun war es aber bisher nicht schwer, im Lande selbst das Papiergeld anzubringen, so daß die Rüstungaufträge mühelos ausgeführt werden konnten. Und bei Bestellungen im Auslande bezahlte man eben für Objekte, die Amerika für 100 000 Dollars kauft, bis zu 150 000 Dollars. Mehr als das große Agio macht also die Differenz nicht aus. Schmerzlich ist allerdings die Pflicht sofortiger Bezahlung; Das merkte man am Kurs von Check-Paris in Berlin, als von Barcelona aus zwei große Schnelldampfer der Hamburg-Amerika-Linie angekauft wurden. Ob dieser Verkauf für die Rhederei vortheilhaft war, werden die klugen Hamburger sich wohl ausgerechnet haben. Für den Handel sind solche Schiffsverkäufe nicht unbedenklich. Spanien ist der Konvention gegen das Kaperrecht nicht beigetreten. Die Deutschen aber, deren Waaren heute auf allen Meeren schwimmen, haben das größte Interesse daran, dem Kaperunfug ein Ende bereitet zu sehen, und deutsche Rhedereien sollten deshalb zu solchen Zwecken keine Schiffe verkaufen.

Unserer Regirung, die erfolgreich damit beschäftigt war, von den Bodenkreditbanken eine halbe Million für die abgebrannte National-Hypotheken-Kreditgesellschaft in Stettin zu erbitten, blieb wahrscheinlich keine Zeit, sich um unbedeutende Dinge wie spanische Schiffsankäufe und Kaperwesen zu kümmern.

Eine Baissespekulation war, im Gegensatz zu Italien, in Spanien aus patriotischen Gründen unmöglich. Die vermögenden Herren in Barcelona, Madrid, Bilbao u. s. w. hatten in Paris große und offene Haussepositionen. Die französischen Coulissenfirmen waren aber durch die Verschärfung des Konfliktes mit Amerika ängstlich geworden und hatten auf die bei ihnen laufenden Positionen hin ungemein große Vorverkäufe unternommen, an denen — die ohne die Haussengagements ja nicht zu denken waren — dann allerdings Schätze verdient worden sind. Daß eine beträchtliche Contremine auch jetzt noch besteht, ergiebt sich schon aus dem Umstande, daß an deutschen Börsen die kleinen Stücke um $4^3/_4$ bis 5 Prozent theurer als die großen gesucht werden; natürlich für fremde Rechnung, da unser Kapital mit spanischen Papieren längst nichts mehr zu thun hat. Merkwürdig war dabei, daß nach den glaubwürdigsten Berichten einige new-yorker Spekulanten in der letzten Zeit enorme Posten Spanier in London und Paris zu fixen begannen; wenn man selbst an der Trübung des politischen Horizontes mitwirken kann, muß ja die Ultimoabrechnung unter allen Umständen gut ausfallen. Das geschah in den Tagen, wo man an unseren Börsen von großen amerikanischen Käufen in Spaniern fabelte; die Amerikaner sollten nämlich geplant haben, Kuba wie eine havarirte Waare zu kaufen und die Hidalgos in Madrid dann in Extericurs zu bezahlen. Das wäre zur heutigen Notiz ein fettes Geschäft!

Sicher sind mit der lärmenden Kriegsagitation in den Vereinigten Staaten allerlei Yankee-Interessen verquickt. Die amerikanischen Bankiers wissen sehr gut, welcher mächtige Ring mit der aufständischen Junta, deren Sitz bekanntlich in New-York ist, einen Pakt abgeschlossen hat. Danach hätten die Spekulanten den Rebellen ein paar Millionen hingeworfen, die mit Shylockzinsen zurückgezahlt werden sollen; dazu kommen noch genau umschriebene Eisenbahnkonzessionen, Monopole u. s. w. Wäre die Erfüllung des Vertrages möglich, so würde die Bevölkerung Kubas nach wie vor ausgebeutet werden und nur die sehr ehrenwerthen Personen würden wechseln. Zu diesem Riesengeschäft gehört aber nicht nur die Befreiung der Antilleninsel vom spanischen Joch, sondern auch deren völlige Autonomie, da keine fremde Regirung, auch die schwächste nicht, auf die schlaue Spekulation Rücksicht nehmen würde. Deshalb fordert man in Washington so laut die Unabhängigkeit Kubas. Als ich einen Geschäftsmann von drüben fragte, ob er ernstlich glaube, solche Interessen könnten den Senat bestimmen, antwortete er recht entschieden: Unser Senat kennt nur Privatinteressen. Allerdings wirken auch Hoffnungen der Anhänger Bryans mit, die, wenn die Kriegskosten allzu hoch werden sollten, mit dem Antrage herausrücken könnten, statt in Gold, in Silber zu bezahlen.

Mac Kinley wollte, wie es eine Weile schien, die Annexion Kubas; aber vielleicht wollte er auch den ganzen Kampf dadurch vermeiden, daß er ein Programm andeutete, dessen Erfüllung den Senatoren und ihrem Anhang keinen Nutzen bringen würde. Da er selbst das Wesen der aufständischen Verwaltung so schildert, daß die Anerkennung einer solchen Anarchie kaum denkbar erscheint, wäre es nicht ausgeschlossen, daß er eine weitgehende Autonomie Kubas unter spanischer Oberhoheit

wünscht. Nach dem herabgestimmten Ton, der in Madrid angeschlagen wurde, hielt man es immerhin für möglich, daß Spanien sich mit der Oberhoheit begnügen würde, wenn die Vereinigten Staaten gewisse Garantien übernähmen. Damit wäre aber die Verwickelung noch nicht erledigt; auch die Insurgenten hätten ein Wort mitzusprechen. Die Junta soll keine Majorität für sich haben und unter den Kämpfenden selbst soll der Gedanke an eine völlige Trennung von Spanien nicht allzu lebhaften Sympathien begegnen. Spanien müßte nun eine hübsche Peseten-summe auf Reisen schicken, — und zwar nicht nur nach Kuba, was ja schon häufig genug geschehen sein mag, sondern auch nach New-York und Washington, um die Leute zu entschädigen, die durch die Vereitelung ihres vorhin geschilderten Planes den erhofften Gewinn und obendrein ihr baar hineingestecktes Geld verlören. Mit 30 Millionen Pesetas, natürlich in Metall, soll die ganze Geschichte zu machen sein, selbst wenn die Vermittler, wie zu erwarten ist, hohe Forderungen stellen.

Die Nachgiebigkeit der spanischen Staatslenker ist begreiflich, weil sie sich gegen ihren brutalen Gegner hilflos fühlen. Das Beispiel des Sezessionkrieges steht ihnen vor Augen; damals focht der Süden muthig genug, aber für jeden Soldaten, den der Norden verlor, erstanden zehn neue Kämpfer. Daß die Spanier in Paris kein Geld fanden, ist erklärlich: die französischen Banken haben über Spanien den Boykott verhängt, seit in der Couponfrage bei den spanischen Eisenbahnprioritäten Schwierigkeiten entstanden. Die französischen Besitzer — und ihre Zahl ist Legion — bestehen auf Goldzahlung, während die Bahnen, unterstützt von der Regirung, nur Papier geben wollen. Der Unterschied macht einige 40 Prozent aus. Trotzdem ruhen die Anleiheverhandlungen keinen Augenblick. Die neue Quecksilberfinanzirung hat der ehemalige Nutznießer, der englische Rothschild, vorläufig abgelehnt, weil der geforderte Betrag zu hoch sei. Da aber ein neuer Kontrahent gegen eine Provision den Alleinverkauf des Artikels erhalten könnte, so würde er den ganzen Quecksilbermarkt beherrschen. Das reizt. Doch die vier Millionen Pfund, die Spanien verlangt, wären ja nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Ganz anders würde ein erweitertes Tabakmonopol aussehen, wobei die Unterhändler natürlich an eine Ablösung der bisherigen Aktiengesellschaft zu denken hätten. Das wäre ein Objekt von mindestens 800 Millionen Francs.

Geld würde beim Ausbruch des Krieges sehr knapp werden, so daß London und Berlin ihren Bankdiskont noch beträchtlich höher zu setzen hätten. Amerika hat ja riesige Bankguthaben in Europa, die sofort fast sämmtlich zurückgezogen würden. Schon jetzt wird deshalb die Frage erörtert, wie sich unsere Reichsbank zu umfassenden Goldentnahmen stellen dürfte. Einige Herren scheinen dem Präsidium eine schwierige Haltung zu empfehlen. Die Financiers sind gegen eine solche Politik, die sie für unklug halten, da doch nur wirkliche Guthaben entzogen werden und ein Staat seinen Handelsruf nicht verbessere, wenn er einer einfachen Einkassirung von Forderungen Hindernisse in den Weg lege.

In meinem letzten Artikel hatte ich unter den früher in London heimischen Banken statt der Wechslerbank die German Bank angeführt. Nur die erste hat liquidirt, während die zweite noch heute, und mit guten Resultaten, fortbesteht.

Pluto.

Briefkasten.

Afrikaner im Harz. Gewiß: die Thatsache, daß Herr Gerhart von Buchka zum Kolonialdirektor ernannt worden ist, mußte allgemein überraschen. Man hatte, nach allen üblen Erfahrungen der letzten Jahre, gehofft, endlich einen erfahrenen Kenner der afrikanischen Verhältnisse auf diesen Posten gestellt zu sehen. Herr von Buchka kennt Afrika nicht, hat auch öffentlich nie ein besonders lebhaftes Interesse für die deutsche Kolonialpolitik gezeigt. Er ist der Sohn eines bedeutenden Juristen, der im mecklenburgischen Justizdienst Jahre lang fast allmächtig war; daher der Adel und die ungewöhnlich schnelle Karriere des Sprossen, der schon mit fünfunddreißig Jahren Oberlandesgerichtsrath sein konnte und neulich von Eingeweihten als künftiger Präsident des rostocker Oberlandesgerichtes genannt wurde. Daraus scheint nichts geworden zu sein und vielleicht ist Herr von Buchka deshalb in den Reichsdienst abgeschwenkt. Gegen seinen Charakter und seine Intelligenz ist nichts zu sagen; er ist sicher eins der gescheitesten und gewandtesten Mitglieder der konservativen Reichstagsfraktion. Aber Kolonialdirektor? Ihre Vermuthung, daß der mecklenburgische Regent Herzog Johann Albrecht, der ja auch für Herrn Paul Kayser schwärmte, den neuen Mann für das Amt empfohlen hat, wird wohl richtig sein. Kayser war der flinkere, schneller auffassende Kopf, aber Herr von Buchka ist adelig, christlich-konservativ und parlamentarisch gedrillt. Seine Ernennung schmeichelt den norddeutschen Konservativen, denen es freilich im Wahlkampf auch wieder schaden kann, wenn die Gegner auf die Beförderung der Herren von Podbielski und von Buchka hinweisen. Bedenklich ist die Sache nicht nur im Interesse unserer Kolonialpolitik, die unter juristischer Bureaukratie schon so viel gelitten hat; man wird überhaupt traurig gestimmt, wenn man sieht, nach welchen veralteten Grundsätzen sich bei uns noch immer die Beamtenauslese vollzieht.

J. E. in Posen. Sie haben Recht: lange konnte man keinen Schritt der Regirung so aufrichtig loben wie den Erlaß an die politischen Beamten der Provinzen Posen und Westpreußen. Die darin ausgesprochenen — und mehr noch angedeuteten — Anschauungen sind verständig und können, wenn sie nicht im Papierbereich verdorren, dem bedrohten Deutschthum der Ostmark nützlich werden. Freilich werden auch die agrarischen und industriellen Kapitalisten ihre Mitwirkung nicht versagen dürfen: so lange sie den billigeren slavischen Arbeiter dem deutschen vorziehen, ist die Slavisirung des Landes nicht aufzuhalten. Die Verhältnisse sind nicht mehr so wie in den Tagen, da Bismarck seine großen Polenreden hielt; ein starker polnischer Mittelstand ist herangewachsen und die Provinzen können nur durch eine kluge, taktvolle und feste Politik und durch ernste wirthschaftliche Arbeit vor der slavischen Fluth bewahrt werden.

Ein Borusse. Nein, der Eintritt der Staatssekretäre in das preußische Ministerium kann nicht als vortheilhaft betrachtet werden. Das Gewicht der Kräfte verschiebt sich dadurch und wir nähern uns immer mehr der Bildung des Ungethümes „Reichsregirung", vor dem Fürst Bismarck so oft und so eindringlich gewarnt hat. Die Gehaltsfrage ist unbeträchtlich. Aber ein allen — oft unkontrolirbaren — berlinischen Einflüssen zugänglicher Centralismus kann nicht das Ziel unserer Wünsche sein. Wir haben den berechtigten Partikularismus jedes Bundesstaates zu achten und wollen auch dem Ministerium des größten Bundesstaates seinen rein preußischen Charakter wahren. Es ist nicht gut, wenn Staatssekretäre in ein kollegiales Verhältniß zu Herren treten, denen sie nach dem Sinn der Reichsverfassung untergeben sein sollen. Die schiefe Ebene wurde schon be-

schritten, als die deutschen Finanzminister unter dem Vorsitz des Reichsschatzsekretärs in Frankfurt tagten. Jetzt sind die Inhaber der drei wichtigsten Staatssekretärstellen preußische Minister; der Kanzler hat in Preußen also vier sichere Stimmen. Die Verfassung des Deutschen Reiches ist, nicht oft genug kann daran erinnert werden, ein zartes, künstlich gefügtes Gebilde, das die vorsichtigste, subtilste Behandlung fordert.

v. Z. in Wiesbaden. Sie wundern sich darüber, daß der Kaiser telegraphisch den Herren Blumenthal und Kadelburg seine Freude an ihrem neuesten Schwank aussprechen ließ. Muß man denn immer wiederholen, daß einem Monarchen das jedem Bürger zustehende Recht, seinen Privatgeschmack zu haben und nach Belieben zu äußern, unter keinen Umständen beschränkt werden kann? Dem Kaiser gefällt der „Hüttenbesitzer", „Charleys Tante", „König Heinrich", „Renaissance", der „Burggraf" und der harmlos lustige Schwank der Firma Blumenthal & Kadelburg. Es ist Ihr Recht, einen anderen Geschmack zu haben, aber Sie können im Ernst nicht verlangen, daß der Kaiser sich vorschreiben läßt, was ihm im Theater zu gefallen hat.

X. Y. in München. Auch hier, wie wohl im ganzen Reich, ist das vorige Heft der „Zukunft" konfiszirt worden, weil der Amtsanwalt beim Amtsgericht München I findet, der Artikel „König Otto" sei geeignet, „das Publikum als solches ungebührlich zu belästigen und zu beunruhigen", und der Verfasser habe deshalb „groben Unfug" verübt. Diese Auffassung hat mich natürlich nicht weniger als Sie überrascht und ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir nicht zutrauen, ich könne die schnöde, die widrig gemeine Absicht gehabt haben, den unglücklichen Geisteskranken, der die bayerische Krone trägt, zu kränken. Ueber den Gesundheitzustand und das psychische Verhalten des Königs Otto sind seit Jahren unzählige Anekdoten und Bulletins verbreitet worden und ich wäre, auch wenn ich gewollt hätte, gar nicht im Stande gewesen, ein neues Wort darüber zu sagen. Der Sinn des Artikels war nicht mißzuverstehen; er sollte ausdrücken: so hat in fünfzig Jahren die Stimmung sich verändert, so fest sind seit Achtundvierzig die Wurzeln der monarchischen Institutionen in Deutschland geworden, daß selbst das Unglück, einen psychisch unheilbar Erkrankten König nennen zu müssen, von dem treuen Bayernvolke geduldig ertragen wird und kein Mensch daran denkt, den entsetzlichen Zufall gegen die Institution selbst zu verwerthen. Die Darstellung war, wie es das Thema heischte, durchaus ernst und hielt sich von allem Anekdotenkram fern. Ueber den Versuch, die Verbreitung dieses Artikels unter den nachgerade berüchtigten Begriff des „groben Unfuges" zu bringen, brauchen wir uns hier nicht mehr zu unterhalten. Die beste Kritik solcher staatsanwaltlichen — und manchmal leider auch gerichtlichen — Praxis hat Otto Mittelstaedt geliefert, als er am ersten Januar 1898 über den „Unfug in der Rechtsprechung" hier sagte: „Da befindet sich unter den vierzehn Nummern des § 360 unseres Strafgesetzbuches auch ein Verbot, das unter Nr. 11 Denjenigen, der ‚ungebührlicher Weise ruhestörenden Lärm erregt oder groben Unfug verübt', mit Geldstrafe von 1 bis 150 Mark oder Haftstrafe von einem Tage bis zu sechs Wochen bedroht. Der Ursprung dieses löblichen Polizeiverbotes im preußischen Allgemeinen Landrecht, die Stelle, an der es steht, seine unmittelbare Verbindung und Zusammenfassung mit verwandten, die äußere Ordnung rein äußerlich schützenden Normen, die dürftige Grenze des angedrohten Strafmaßes, endlich, last not least, das natürliche Sprachgefühl dulden hier nicht den geringsten Zweifel, daß das Gesetz unter ‚grobem Unfug' ausschließlich bubenhafte Frevel des Straßenverkehres verstanden wissen will, die, wie der ruhestörende Lärm die Ohren, so in anderer sinnfälliger Erscheinung die ordinäre

polizeiliche Ordnung, die Ruhe, die normale Empfindung des großen Publikums unmittelbar und äußerlich zu verletzen geeignet sind. Dem bescheidensten Laienverstande wie der beschränktesten Juristentechnik muß ohne Weiteres einleuchten, daß, sobald man, planlos ins Blaue interpretirend, ‚Unfug' und ‚Unrecht' durcheinander mengt, man eine vollkommen vernünftige in eine durch ihre leere Allgemeinheit geradezu sinnlose Gesetzesbestimmung umwandelt. Wo ‚grobes Unrecht' anfängt und wo es aufhört, weiß Niemand mehr. Damit wäre also dem heutigen Strafrichter die absolute willkürliche Machtvollkommenheit eingeräumt, alles in der Welt denkbare Thun oder Unterlassen, das ein steuerloser Juristenkopf als arges ‚Unrecht' empfindet, mit sechs Wochen Haftstrafe zu ahnden." Mittelstaedt erzählt dann, wie in einem — von ihm verfaßten — Urtheil des dritten Strafsenates vom dritten Juni 1889 das Reichsgericht sich zu der Anschauung bekannte, „daß der § 360, No. 11 des St. G. B. wesentlich Straßenunfug im Auge habe, keinesfalls aber eine allgemeine subsidiäre Strafbestimmung enthalte, der Alles untergeordnet werden dürfe, was einem Richter als ‚Unrecht' erscheine, ohne daß es doch von irgend einer anderen strafrechtlichen Norm getroffen werde;" wie sechs Jahre später ein anderer Senat des Reichsgerichtes eine Entscheidung fällte, die „als Muster einer haltlos ausdehnenden Gesetzesinterpretation dienen kann", und welche Rolle seitdem der Unfug in der deutschen Rechtsprechung gespielt hat. Jetzt sind wir auf dem abschüssigen Wege glücklich so weit gekommen, daß der Versuch gewagt werden darf, einen ernsten, in keinem Satz sensationell gefärbten Artikel, der nichts Neues bringt und keinen wachen Menschen belästigen oder beunruhigen kann, als „groben Unfug" zu charakterisiren. Der Versuch wird nach menschlicher Voraussicht ja erfolglos sein, denn es scheint einstweilen noch nicht denkbar, daß deutsche Gerichte sich der Auffassung des münchener Amtsanwaltes anschließen. Darin stimme ich mit Ihnen überein. Aber — ich will von der materiellen, durch die Konfiskation bewirkten Schädigung nicht erst viel reden — finden Sie es nicht schon recht nett, daß ich zum achtundzwanzigsten April als des Unfuges Angeklagter nach München geladen bin, und meinen Sie, angesichts der gehäuften Trakasserien, nicht auch, daß es ein Vergnügen ist, im Deutschen Reich Publizist zu sein?

R. W. in Waldenburg. Ob während der Wahlzeit besondere Aufregungen zu erwarten sind? Ach nein. Zwar wird hier nicht aus dem Kaffeesatz geweissagt, also ists nicht ganz sicher. Aber woher sollen die Aufregungen kommen? Merken Sie denn nicht die allgemeine konstitutionelle Ermattung unseres politischen Lebens, die fast schon an senilen Marasmus erinnert? Kein Feuer, kaum Kohle. Vielleicht kracht das Gefüge der nationalliberalen Partei zusammen, deren Zeit um zu sein scheint, und ein Theil der Herren, die bisher auf diesen Namen gewählt waren, etablirt sich unter anderer Firma. Vielleicht gewinnen die Sozialdemokraten, denen auch der rechte Elan entschwunden scheint, ein paar Mandate, vielleicht sind sie schon froh, wenn sie den Besitzstand erhalten können. Aber Aufregungen? Es ist gar nicht unmöglich, daß die Wahlbetheiligung diesmal schwächer wird als je vorher, denn der Glaube an den Reichstag, seine Macht und Widerstandsfähigkeit ist entwurzelt. Ihre andere Frage, ob der Fürst zu Hohenlohe etwa heimlich schon aus dem Amt geschieden ist, muß bestimmt verneint werden. Es geht ihm im Kanzlerpalais sehr gut. Qui bene latuit, bene vixit: Das klang ehedem paradox, für deutsche Staatsmänner aber bestätigt es jetzt die Zeit.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 30. April 1898.

Paragraph 175.

„Paragraph 175 des Reichsstrafgesetzbuches", — ein wunderlicher Titel für ein Werk aus ärztlicher Feder, dem nun hier auch eine ärztliche Einführung und Besprechung zu Theil werden soll*). Die Verwunderung schwindet, wenn man sich mit dem Inhalt dieses ominösen § 175 und mit seinen praktischen Konsequenzen etwas näher beschäftigt. Es ist nämlich der Paragraph, der bei der neuerdings so viel umstrittenen „homosexuellen Frage" wesentlich in Betracht kommt, da durch ihn „die widernatürliche Unzucht, welche zwischen Personen männlichen Geschlechtes begangen wird", unter Strafe gestellt wird. Von den keineswegs seltenen analogen Sünden beim weiblichen Geschlecht weiß der deutsche Gesetzgeber in glücklicher Naivetät nichts, während durch den entsprechenden § 129 des österreichischen Strafgesetzes in allgemeiner Fassung die „Unzucht mit Personen des selben Geschlechtes" mit Strafe belegt ist.

Die Meinungen über die in diesen Bestimmungen mit Strafe bedrohten Formen geschlechtlicher Verirrung haben im Lauf der uns bekannten Zeitspanne, die wir in grasser Uebertreibung als „Weltgeschichte" bezeichnen, in verschiedenen Kulturperioden und unter verschiedenen Kulturvölkern nur allzu häufig geschwankt und gewechselt. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, in breiter Darlegung zu entwickeln, wie sich die „Blüthe" der griechischen,

*) „§ 175 des Reichsstrafgesetzbuches." Die homosexuelle Frage im Urtheil der Zeitgenossen, bearbeitet vom Dr. med. M. Hirschfeld, prakt. Arzt in Charlottenburg. Leipzig, Verlag von Max Spohr, 1898.

die décadence des römischen Alterthumes, wie sich Heidenthum und Christenthum, Mittelalter und Renaissance, Orient und Occident, gelbe und weiße Rasse, und was sonst den Kulturhistoriker, den Anthropologen und Ethnologen dabei kümmern mag, wie sich endlich vor Allem die antiken und modernen großstädtischen „Sodoms" zu diesen Fragen theoretisch und praktisch gestellt haben. Für die Strafgesetzgebung und die Strafrechtspflege in ihrer zeitlichen und örtlichen Bedeutung sind Das ja freilich unumgängliche, vielfach entscheidende Gesichtspunkte. Jedes Strafgesetz, das seinen so abgegrenzten Zwecken zu dienen bestimmt ist und wirklich dient, entspringt am Ende nicht den ausgeklügelten Meinungen abstrakter Rechtstheoretiker, sondern bietet sich als das nothwendige Ergebniß und der natürliche Niederschlag der zur Zeit seiner Abfassung vorherrschenden sittlich-rechtlichen Anschauungen, — so weit oder eng, hoch oder niedrig diese, von anderen Standpunkten aus betrachtet, nun eben auch sein mögen. Auf die damals vorherrschenden Anschauungen hatte also auch das vor bald einem Menschenalter entstandene Reichsstrafgesetzbuch in gebührender Weise Rücksicht zu nehmen. Und es nahm sie; es kodifizirte nur, was damals in den einzelnen Landesstrafgesetzen geltendes Recht, was auch im öffentlichen Bewußtsein bis dahin fast widerspruchlos anerkannt war. Zwar wurden schon damals, zur Zeit seiner Abfassung, vereinzelte Stimmen laut, die eine Streichung dieser Strafbestimmung des § 175 befürworteten. Doch ließ sich schwerlich behaupten, daß diese Einzelstimmen einen ansehnlichen Theil der Volksmeinung, der vox publica, hinter sich hätten, die vielmehr fortfuhr, die in jenen Paragraphen unter Strafe gestellten Handlungen nicht nur als Ausflüsse lasterhafter Neigungen moralisch zu brandmarken, sondern auch als verbrecherisch und strafwürdig zu betrachten. Auch heute noch dürfte sich darin kaum eine wesentliche Aenderung vollzogen haben; und es würde also von diesem Gesichtspunkte aus der angerufene Gesetzgeber schwerlich ein genügendes Motiv zur Abänderung oder Aufhebung jener Strafbestimmung thatsächlich vorfinden. Andere Umstände jedoch kommen hinzu, die es nicht nur als wünschenswerth, sondern geradezu als Pflichtsache erscheinen lassen, eine Aufklärung und Berichtigung der öffentlichen Meinung und damit eine Reform der bestehenden Strafgesetzgebung auf diesem Gebiet in die Wege zu leiten.

Diese Nothwendigkeit ist durch die inzwischen erfolgten Fortschritte der wissenschaftlichen Durchforschung dieses Gegenstandes — also durch einen von den wechselnden örtlichen und zeitlichen Verhältnissen völlig unabhängigen Faktor — herbeigeführt worden. Die ärztliche Wissenschaft — es wird wohl, trotz manchen einflußreichen Gegenwart- und Zukunft-Autoritäten, noch erlaubt sein, von einer solchen zu sprechen! — hat sich auf Grund eines umfangreichen und stetig anwachsenden Erfahrungmaterials in der Anschauung befestigt, daß

es eine verhältnißmäßig nicht geringe Anzahl von Individuen giebt, die zwar äußerlich den Habitus und die unterscheidenden Merkmale, die „primären" und selbst die „sekundären" Zeichen ihres Geschlechtes an sich tragen, denen aber in seelisch-geistiger Beziehung, namentlich im Hinblick auf die typischen Geschlechtsempfindungen, die charakteristischen Unterschiede mehr oder weniger vollständig fehlen und durch die dem anderen Geschlecht anhaftenden Eigenthümlichkeiten ersetzt sind. Das giebt sich in der von vorn herein ausschließlichen Neigung zu dem eigenen, zu dem gleichen Geschlecht — in der „Homosexualität" des Empfindens — vorwiegend zu erkennen. Es handelt sich demnach bei diesen Individuen um eine angeborene seelisch-geistige Abnormität in der Sphäre des Geschlechtsempfindens, für die man in Frankreich nicht mit Unrecht die Bezeichnung „Umkehr des Geschlechtssinnes" (inversion du sens génital) gewählt hat, während man in Deutschland den von Westphal zuerst gebrauchten Ausdruck „konträre Sexualempfindung" bevorzugt. Westphal war es, der — nach dem Vorgange einer großen gerichtsärztlichen Autorität, Casper, und des Psychiaters Griesinger — zuerst das Krankhafte, Anomale dieser in der Regel auch mit anderweitigen nervös-psychischen Störungen, bisweilen mit angeborenem Schwachsinn verbundenen Zustände nachdrücklich betonte*). Seitdem ist die Literatur dieses Gegenstandes ins Ungeheure gewachsen und die Kenntniß dieser Zustände, der zur Homosexualität disponirenden konstitutionellen Veranlagung, ihrer Erscheinungen und Entwickelungformen ist insbesondere durch Tarnowsky, Moreau, Krafft-Ebing, Moll, Schrenck-Notzing und Andere vielfach in dankenswerther Weise bereichert, wenn auch noch keineswegs in jeder Beziehung befriedigend geklärt worden. Namentlich darüber, ob es sich bei den eigentlichen Homosexualen immer um angeborene, meist in ererbter Belastung begründete krankhafte Veranlagung, um „Degenerationerscheinungen" handelt oder ob zum Theil auch erworbene, durch Gelegenheitursachen, Milieu, Erziehungeinflüsse u. s. w. geförderte Zustände vorliegen, — darüber wird noch gestritten, wenn auch die Wagschale sich mehr und mehr auf die erste Seite, zu Gunsten der angeborenen Belastung, zu neigen scheint. Doch so wichtig diese Streitfrage für die theoretische Beurtheilung und zum Theil auch für die Möglichkeit einer kurativen Beeinflussung der „Homosexualität" unter Umständen sein mag, so können wir sie hier, wo es sich lediglich um die praktischen Fragen der gerichtsärztlichen Würdigung und der unvermeidlich zu ziehenden Rechtskonsequenzen für solche Individuen handelt, als unwesentlich übergehen.

Es ist nun nicht zu verkennen, daß dem allmählich so gänzlich ver-

*) Dies geschah zuerst in einer im Jahre 1869 (Archiv für Psychiatrie, Band II) veröffentlichten Abhandlung. Die erste bezügliche Mittheilung von Casper erschien im Jahre 1863. (S. die Literaturangabe in meinem Buch „Sexuale Neuropathie", pag. 85.)

änderten wissenschaftlichen Standpunkte hinsichtlich der „konträren Sexualempfindung", der „Homosexualität" gegenüber die jetzt noch im Reichsstrafgesetzbuch und in den meisten anderen Strafgesetzen in Kraft stehenden Bestimmungen nothwendig zu mancher Härte, mancher Kollision führen und auf die Dauer schwerlich aufrecht erhalten werden können. Bei den auf Grund angeborener Belastung, psychischer Degeneration von vorn herein homosexual veranlagten Individuen, wie auch bei den etwa durch erzieherische und sonstige Einflüsse in früher Jugend homosexual gewordenen handelt es sich doch gleichermaßen um Aeußerungen eines mit unwiderstehlichem Zwange wirkenden, von den Trägern selbst keineswegs als krankhaft und naturwidrig, sondern vielmehr als ihrem innersten Wesen, ihrer Organisation gemäß empfundenen Triebes. So anomal dieser Zug und vieles Andere in dem Gebahren der betreffenden Individuen in der Regel auch ist, so ist damit doch nicht im Mindesten ein solcher psychopathischer Zustand gegeben, um daraufhin eine „Geisteskrankheit" im gesetzlich-rechtlichen Sinne zu statuiren, um, nach der herrschenden Strafrechts-Phraseologie, im gegebenen Falle ihre „freie Willensbestimmung" und damit ihre Zurechnungfähigkeit und Strafbarkeit als ausgeschlossen betrachten zu dürfen. Bekanntlich können solche Leute nicht gerade selten in den verschiedensten Lebensstellungen ganz gut ihren Platz ausfüllen; wer auf diesem Gebiete selbst Erfahrungen sammelt oder nur die von einzelnen Autoren veröffentlichten Autobiographien von „Urningen" aufmerksam durchmustert, Der weiß, daß man ihrer im Kreise der Beamten, Offiziere, Künstler, Schauspieler, Kaufleute u. s. w. (von noch höheren „Kreisen" ganz zu schweigen) mehr als genug findet. Ueber allen diesen häufig im Umfange ihrer Begabung ganz achtbaren und zuweilen sogar von einem hochgestimmten Idealismus durchdrungenen Individuen hängt nun als Damoklesschwert beständig jener drohende Strafparagraph 175, der sie zu einem ununterbrochenen selbstquälerischen Kampfe mit den gerade bei ihnen häufig abnorm starken geschlechtlichen Impulsen und zu einer lebenslänglichen Enthaltung verurtheilt, da sie sich heterosexual nicht befriedigen können und wollen, homosexual aber nicht befriedigen dürfen. In der That sind also diese unglücklichen „Urninge" (wie sie sich, nach dem Vorgange ihres seltsamen Apostels, des in den sechziger Jahren literarisch thätigen hannoverischen Juristen Ulrichs, vielfach selbst nennen) in einer bedauernswerthen, das Mitgefühl erweckenden Lage. Sie einfach zu kastriren, wie ein namhafter Psychiater vor einigen Jahren in allem Ernst vorschlug, geht doch wohl nicht an; und zu warten, bis sie sämmtlich durch hypnotistische Zauberkünste in den allein selig machenden Schoß heterosexueller Liebe zurückgekehrt sind, würde vermuthlich etwas zu lange zu dauern. Unter den jetzigen Verhältnissen fühlen sich diese Leute einem widerwärtigen Erpresser- und Denunziantenthum, einer hier und da syste-

matisch organisirten chantage wehrlos überliefert. Mit vollem Recht hat der moderne Staat sich mit der Zeit gerade den geschlechtlichen Vergehungen gegenüber auf ein immer engeres Gebiet zurückgezogen und, wo er überhaupt noch einzuschreiten für gut fand, die Strafe im Gegensatz zu der ehedem üblichen barbarischen Strenge vielfach bis zur Unwirksamkeit herunter gemildert. Es hindert nichts, in dieser Richtung noch einen Schritt weiter zu gehen und den § 175 fallen zu lassen oder durch andere, eingeschränktere Strafbestimmungen zu ersetzen. Die Ziele der Strafgesetzgebung sind auf diesem Gebiet erfüllt, wenn sie gewaltsamem Mißbrauch zu steuern, Minderjährige zu beschützen, öffentliches Aergerniß zu verhüten durch wirksame Strafandrohung bemüht ist; wofür in unserem Reichsstrafgesetzbuch durch anderweitige Bestimmungen (§ 174, 183 u. s. w.) schon genügend gesorgt ist.

Von solchen Erwägungen ausgehend, hat vor vier Jahren zuerst Krafft-Ebing in einer besonderen kleinen Schrift*) die Aufhebung der betreffenden Strafparagraphen des deutschen und des österreichischen Strafgesetzbuches**) nachdrücklich und mit eingehender Motivirung gefordert und für ihren Ersatz in dem angedeuteten Sinn bestimmte Vorschläge gemacht, deren Einzelheiten hier nicht in Erörterung gezogen werden sollen. Seinem Vorgehen haben sich gewichtige ärztliche Stimmen, namentlich von Nervenärzten und Psychiatern, angeschlossen und neuerdings ist auch in weiteren Kreisen eine ziemlich lebhafte Agitation für die Sache in Fluß gekommen und hat sich zu einer mit zahlreichen Unterschriften klangvoller Namen von juristischen, ärztlichen, schriftstellerischen, künstlerischen Notabilitäten versehenen Eingabe an den Deutschen Reichstag verdichtet. Man mag diese Eingabe, ihre Begründung und das Verzeichniß der ihr beigetretenen Männer in der angezeigten Schrift nachlesen. Da wird man auch die vielfach sehr bezeichnenden Zusätze ganz oder zum Theil wiedergegeben finden, mit denen eine Reihe der Unterzeichner ihre Unterschrift begleitet, hier und da auch einschränkt; man wird ferner Aeußerungen auch solcher Personen angeführt finden, die sich aus mehr oder weniger stichhaltigen Gründen mit dem wesentlichen Inhalt der Petition nicht einverstanden erklären konnten, so daß das Für und Wider in dieser Sache in ziemlich erschöpfender Weise repräsentirt wird. Sehr beachtenswerth erscheint u. A. ein von Eduard von Hartmann herrührender Vorschlag, der eine Bestrafung der gewerbsmäßigen homosexuellen Prostitution und die Ausdehnung der sittenpolizeilichen Aufsicht auf Personen beiderlei Geschlechtes fordert. Im Uebrigen möchte ich mir zu dem schwierigen und für eingehende

*) Krafft-Ebing, Der Konträr-Sexuale vor dem Strafrichter, Leipzig und Wien 1894.

**) In Frankreich hat man die entsprechenden Strafbestimmungen schon seit längerer Zeit aufgehoben.

Erörterung an dieser Stelle allzu heiklen Thema nur noch eine Schlußbemerkung gestatten. Humanität und Gerechtigkeit fordern unstreitig, daß unhaltbare und veraltete Strafbestimmungen nach Art des § 175 aufgegeben werden und daß den angeborenen oder frühzeitig erworbenen krankhaften Zuständen der Homosexualität bei der sittlichen und rechtlichen Beurtheilung der daraus entspringenden Handlungen in höherem Maß als bisher Rechnung getragen werde. Aber man sollte auch, wie ich schon vor mehreren Jahren bei ähnlicher Gelegenheit ausführte, nicht in gar zu große Rührung zerfließen über das traurige Geschick dieser „Urninge", die ja doch zum großen Theil für die menschliche Gesellschaft fast nur die Bedeutung von Drohnen (nicht einmal mit der bekannten Eintagsnutzbarkeit dieser Geschöpfe) besitzen. Vor Allem aber kann man die Grenzen nicht scharf und bestimmt genug ziehen gegenüber dem in Gentlemanformen sich hüllenden Lüstlingthum und der damit verbundenen männlichen Prostitution, in deren Mysterien uns von Zeit zu Zeit sensationelle Prozesse (wie vor mehreren Jahren der gegen Oskar Wilde in London geführte) schaudernd einen Blick thun lassen. Und endlich darf von dem angeblichen Rechte der abnorm veranlagten Persönlichkeit, sich in seiner Natur zu behaupten und geltend zu machen, in dieser Frage wenigstens nicht ausgegangen werden. Sonst könnte man schließlich von dem selben Standpunkte wie für die „Urninge" auch für die „geborenen Verbrechernaturen" die Freiheit beanspruchen, sich in ihrer Art „auszuleben", ohne daß Staat und Gesellschaft Etwas dawider einwenden dürften. Auf sozialem Gebiete kann und darf es ein für die einzelne, abnorme und exzeptionelle Persönlichkeit zugeschnittenes Recht dem größeren Rechte der Gesellschaft gegenüber niemals geben; am Allerwenigsten in dem Sinne und Umfange, den gewisse schwärmerische Bekenner ibsenschen Adelsmenschenthumes oder nietzschischen Uebermenschenthumes damit mißbräuchlich verbinden.

Professor Dr. Albert Eulenburg.

Die Besiedelung unserer Kolonien.

Der Leiter der Freisinnigen Zeitung wunderte sich vor Kurzem darüber, daß ein „Gewaltmensch" wie ich das System der Selbstverwaltung für unsere Kolonien empfehle. Dieses Erstaunen ist sehr kennzeichnend für die Freisinnige Zeitung und für das deutsche Philisterthum überhaupt. Daß Herr Eugen Richter mich für einen „Gewaltmenschen" hält, nehme ich ihm weiter nicht übel; nach der während der letzten zwei Jahre gegen mich inszenirten Hetze halten mich auch wohl weniger parteiische Beurtheiler dafür. Ich glaube, es gehört schon ein gewisses Maß von in Deutschland ungewöhnlicher Billigkeit dazu, mich nicht dafür zu halten. Aber was hat meine Ueberzeugung von der angemessenen Behandlung einer unterworfenen Bevölkerung mit meiner Ansicht darüber zu thun, wie sich die herrschende Rasse selbst am Besten in einem neuen Lande einrichtet? Herr Richter scheint zu glauben, daß Kolonien mit der Verfassung der autonomen Selbstverwaltung sich durch besondere Weichherzigkeit gegen die eingeborenen Stämme auszeichnen. Wenn ich mit dieser Vermuthung Recht habe, so empfehle ich ihm, einmal nachzusehen, wie die Karthager mit den Libyphönikern in Nordafrika verfuhren oder wie man in den freien englischen Niederlassungen in Nordamerika mit den Indianern umsprang. Die Verfassung der erobernden Nation hat mit der Behandlung der unterworfenen Völker in der Regel nichts zu thun; ob Despotismus, Aristokratie oder Demokratie: Das bleibt sich gleich.

Meine eigene Rechtfertigung, den Beweis, daß meine Behandlung der Afrikaner richtig ist, denke ich, später zu liefern; ich werde dann ruhig abwarten, wem die zukünftige Entwickelung Recht geben wird. Ich bin nicht nach Afrika gegangen, um die Eingeborenen glücklich zu machen. Dazu hatte ich keinerlei innere oder äußere Veranlassung, — eben so wenig, wie ich gefunden habe, daß die Afrikaner ein besonderes Bedürfniß empfinden, nach Europa zu gehen, um uns glücklich zu machen. Sondern ich habe Kolonialpolitik getrieben, um meinen eigenen Landsleuten und der Macht des Deutschen Reiches zu dienen. Aber ich habe stets gemeint, daß hiermit indirekt auch den Interessen der Negerwelt genützt sei; und um so mehr, je entschiedener man sie in die neuen wirthschaftlichen Ordnungen hinüberleitet, wobei ja freilich Gewaltmaßregeln leider nicht immer vermieden werden können. Nach meiner Ueberzeugung kommt bei jeder Kolonialpolitik Alles auf die wirthschaftlichen Vortheile an, die das kolonisirende Volk daraus gewinnt, und solche Vortheile sind nur zu verwerthen, wenn die Aufschließung und praktische Entwickelung der neuen Länder nach den Gesichtspunkten des gesunden Menschenverstandes vorge-

nommen wird. Mit Schultheorien und Utopien sind, so weit ich die Weltgeschichte kenne, noch niemals große Erfolge erzielt worden.

Alles läuft schließlich immer auf die Besiedelungfähigkeit der Gebiete hinaus. Weiße Ansiedelungen sind die eigentlichen Handhaben, durch die neue Werthe in den Ländern geschaffen werden, durch die rationelle Bebauung des Ackers, Schaffung geeigneter Verkehrswege, Einführung von Schutz für Leben und Eigenthum und endlich der Sieg der europäischen Kultur erzielt wird.

Ueber die Besiedelungfähigkeit unserer Kolonien ist in Deutschland denn auch im letzten Jahrzehnt beständig herumgestritten worden, seit Dr. Fischer 1885 das große Wort gelassen aussprach: „Wo Afrika fruchtbar ist, da ist es ungesund, und wo es gesund ist, da ist es unfruchtbar." Mir scheint nun, die Meinungen der Sachverständigen haben sich in den letzten Jahren mehr und mehr dahin geklärt, daß es sich nicht darum handelt, theoretisch dieser Frage für das ganze afrikanische Festland eine Antwort zu suchen, sondern darum, im Einzelnen die Gebiete festzustellen, die für Ansiedelungen durch Europäer geeignet sind. Daß Centralafrika mindestens so gesund ist wie das östliche Brasilien, leuchtet wohl auch dem Laien heute ein; und weshalb Weiße nicht in Dar-Es-Salaam wohnen sollen, wenn sie doch in Rio de Janeiro leben können, ist nicht abzusehen. Freilich würde ich rathen, wenn Einer nicht besondere Interessen dort zu verfolgen hat, weder nach Rio de Janeiro noch nach Dar-Es-Salaam auszuwandern. In beiden Plätzen ist die Gefahr der Erkrankung am Fieber vorhanden, wenn auch Ostafrika vor dem mörderischen gelben Fieber bewahrt ist, wie es in Brasilien wüthet. An der Küste Ostafrikas wie an der Brasiliens muß die europäische Rasse, selbst wenn sie dazu gelangen sollte, sich dort erblich festzusetzen, im Verlauf der Generationen entarten, wie es den Spaniern in Mittel- und Südamerika und den Portugiesen in Centralafrika und Goa geschehen ist. Solche Siedelungpläne müssen deshalb von der Hand gewiesen werden, so lange es noch gesunde Gebiete giebt, wo die Entartung der Rasse vermieden werden kann.

Solche gesunde Gebiete giebt es nun, meiner Ansicht nach, in Afrika bei einer Höhenlage von mindestens 1200 Metern über dem Meere überall da, wo genügende Bewässerung für ackerbauliche Betriebe vorhanden ist. In Deutsch-Ostafrika besitzen wir derartige Gebiete in erheblicher Ausdehnung: abgesehen von solchen Gebirgslandschaften wie Usambara, Ukami, Usagara, Nguru u. s. w. die weiten Hochplateaus zwischen dem Kilima-Ndjaro und dem Victoria-See und um den Norden und Osten des Nyassagebietes. Zwar ist die Frage der Besiedelungfähigkeit auch dieser Landstriche heute noch umstritten; unter Anderem spricht sich eine Autorität wie Hermann von Wissmann dagegen aus. Aber ich glaube, daß Wissmann zu wenig in Anschlag bringt, welche Wirkung auf die Bewohner dieser Länder die Einführung der modernen

Verkehrsverhältnisse, insbesondere der Eisenbahnbau, üben müßte. Mir scheint, daß man bei der Prüfung dieser Frage überhaupt immer zu sehr die heutigen primitiven Verkehrsmittel zu Grunde legt. Ein Kolonist, der erst eine afrikanische Expedition nach altem Muster auszuführen hat, bevor er in die gesunden und kühlen Hochplateaus des Westens gelangt, ist freilich in Gefahr, den Anstrengungen der Reise und des Tropenklimas zu erliegen. Wenn ihn aber eine Eisenbahnfahrt von etwa acht bis zehn Stunden dahin bringt, so sieht die Sache anders aus. Die ersten Ansiedler in Nordamerika wurden immer wieder durch Skorbut dezimirt und im siebenzehnten Jahrhundert bezweifelte man in England eine Weile allen Ernstes die Bewohnbarkeit des atlantischen Welttheiles. Heute ist der Skorbut über den ganzen weiten Westen hin verschwunden. Aehnlich wird es auch in Afrika gehen; und in kommenden Jahrhunderten wird man, glaube ich, die Klagen des heutigen Einwohners über das schreckliche afrikanische Klima wahrscheinlich eben so beurtheilen wie wir heute die Klagen der Römer über das entsetzliche deutsche oder britische Klima vor zweitausend Jahren.

Prinzipiell glaube ich also, wie aus diesen kurzen Ausführungen hervorgeht, an die Besiedelungfähigkeit weiter Strecken unserer afrikanischen, und insbesondere der mir persönlich bekannten deutsch-afrikanischen Kolonien. Ich las nun vor einigen Tagen in einer hiesigen Zeitung, daß der Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Oberst Liebert, beabsichtige, demnächst viertausend deutsche Kolonisten in Uhehe anzusiedeln. Obwohl ich diese Nachricht, wie sie vorliegt, nicht für zutreffend halte, da ich den Gouverneur Liebert als einen viel zu verständigen Mann kenne, um ihm zuzutrauen, daß er ein so ungeheuer waghalsiges Experiment mit dem Leben Anderer machen wird, ein Experiment, dessen Fehlschlagen gleichzeitig einen unberechenbaren Schaden für unsere gesammte Kolonialpolitik bedeuten würde, scheint mir doch aus anderen Anzeichen hervorzugehen, daß solche Fragen jetzt in Deutschland allen Ernstes erwogen werden. Das ist der Grund, weshalb ich diese Betrachtung schreibe.

Die conditio sine qua non jeder Besiedelung ist für mich heute noch mehr als früher der Bau einer Eisenbahn, die die dafür ins Auge gefaßte Landschaft mit einem Küstenhafen und dem Weltverkehr verbindet. Nicht nur, weil sie das Mittel bietet, den Ansiedler bequem und ohne Lebensgefahr an Ort und Stelle zu bringen, sondern auch, weil sie die unumgängliche Voraussetzung für einen lohnenden Ertrag seiner Arbeit bildet. Mit der Eisenbahn kann er seine Geräthschaften und Maschinen heraufbekommen und wiederum seine Produkte auf den Weltmarkt bringen. Ohne Bahnverkehr wird er niemals fähig werden, mit den erschlossenen Landesgebieten der Erde konkurriren zu können. Ich rathe also dringend, mit solchen Versuchen zu warten, bis diese erforderliche Vorbedingung erfüllt ist; und ich kann nur empfehlen, sie so bald

wie mözlich zu erfüllen. Es ist leider charakteristisch für die Art, wie man solche Dinge in Deutschland betreibt, daß trotz den großen Summen, die nachgerade auf Ostafrika verwendet sind, noch nirgends eine Eisenbahn durchgeführt ist, die einem praktischen Bedürfniß entspricht. Als die Tangabahn sich dem Rand von Handeï zu nähern begann, bildete sich im Vaterland auf Veranlassung des verstorbenen Dr. Kayser sofort ein zweites Syndikat, das nicht etwa helfen wollte, diesen angefangenen Bahnbau zum Ziel zu führen, nein, das den Plan in seiner Richtigkeit bekämpfte und dafür eine Eisenbahn von Dar-Es-Salaam nach dem Tanganjika anstrebte. Nun geriethen beide Gruppen einander in die Haare; eine wenig schmackhafte Brochurenliteratur entstand; man stritt hin und her und das Ende vom Liede war, daß auch der Tanga-Bahnbau einschlummerte. So ungefähr würde eine wohllöbliche Behörde in Schöppenstedt ihre Kolonialpolitik auch betreiben.

Wenn Deutschland seine Kolonien wirklich nutzbar machen will, muß es das Problem der Besiedelung ernstlich ins Auge fassen; und deshalb sollte es einmal, unbekümmert um alles Andere, alle zur Verfügung stehenden Geldmittel zur Anlegung einer genügenden Eisenbahn verwenden. Man sollte bis zu ihrer Fertigstellung gar nichts Anderes in die Hand nehmen, vor Allem die „Verwaltung" der Kolonie auf das Aeußerste einschränken. Erst wenn die Dampfmaschine am Ulanga pfeift, kann man Ansiedler in Uhehe unterbringen; dann erwacht wirthschaftliches Leben; die Ackerwirthschaft liefert Güter, mit denen man Waaren aus der Heimath kaufen kann; der Handel setzt auf gesunder Grundlage ein und alles Andere findet sich von selbst. Dann wird Deutschland aus seiner Kolonie wirkliche Vortheile haben. Heute ist sie eine Belastung des nationalen Wohlstandes.

Das hier gestreifte Thema habe ich bereits in meinem Buch „Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet" ausführlich behandelt. Aber es scheint fast, als ob die einfachsten Wahrheiten am Schwersten in die Köpfe hinein zu bringen sind, und der „gemeine Menschenverstand" ist längst nicht so allgemein herrschend, wie man annehmen möchte. Es ist ja ganz schön, Gesetzesparagraphen über die rechtliche Behandlung der Eingeborenen zusammenzuschreiben; es ist besonders schön, wenn die Paragraphenfabrikanten diese Eingeborenen auch nicht einmal aus der Ferne gesehen haben. Aber ich glaube doch, daß die Deutschen mehr Nutzen davon haben würden, wenn sie die Eingeborenen einstweilen möglichst sich selbst überließen und sich für die nächste Zeit darauf beschränkten, in ihren Kolonien die nützlichen Arbeiten auszuführen, ohne die weder ihre Landsleute noch auch die Eingeborenen irgend welchen materiellen Vortheil aus unserer Erwerbung afrikanischen Besitzes ziehen können.

Dr. Karl Peters.

London.

Die soziale Frage im Alterthum.*)

Ganz anders als Israel verstand Hellas die schwere soziale Krisis zu überwinden, vor die es sich, ähnlich wie zuvor das jüdische Volk, gestellt sah. Das war ums Jahr 600 vor Chrisius, wo in ganz Attika — das wir als den edelsten Theil hellenischen Volksthumes hier allein ins Auge fassen — der Bauer unter dem Druck des Leihkapitalisten seufzte. Die Zustände müssen, nach zeitgenössischen Berichten, heillos gewesen sein. Die Bauern, die ihre Schuld nicht zahlen konnten, wurden entweder im Inlande als Sklaven verkauft oder aber — falls sie nicht die Flucht ins Ausland vorgezogen hatten — auf ihren Gütchen zu Fröhnern herabgedrückt, die fünf Sechstel des Ertrages an den Herrn abliefern mußten und nur ein Sechstel für sich zurückbehalten durften. „Gar Mancher war", heißt es in Solons Gedichten, „der hier unwürdige Sklavenbande trug, im eigenen Vaterlande vor dem Wink des Herrn erzitternd!" Andere wieder

„waren ja, da das Gesetz
Es heischte oder freve Willkür es erzwang,
Verkauft als Sklaven, Andre, von der Schulden Last
Erdrückt, in fernes Land entflohn und hatten dort,
Bei fremden Menschen irrend, selbst der Muttersprache Laut
Verlernt."

So war Attika nahe daran, gänzlich eine Beute der Aristokratie zu werden, die ohnehin alle politischen Rechte in ihrer Hand vereinigte, als eine mächtige Volksbewegung ihr die von Solon — einem atheniischen Aristokraten — vorgeschlagenen Reformen abtrotzte (594 vor Chr.). Deren große Bedeutung wurzelte in zwei Akten: in der Aufhebung der persönlichen Haftbarkeit der Schuldner (mit rückwirkender Kraft dieses Gesetzes) und in der Aufhebung aller Schuldforderungen (der „Seisachthie", d. h. Abschüttelung aller Lasten). Mit einem Schlage wurden alle Bürger, die im Lande zu Sklaven gemacht worden waren, frei und konnten Alle, die Schulden halber das Land verlassen hatten, zurückkehren; und mit einem Schlage war der Bauer, der bisher nur Fröhner des Adels gewesen, seiner Verpflichtungen ledig und sein eigener und seines Gutes freier Herr. Auf diese Weise war thatsächlich eine Bauernbefreiung großen Stils durchgeführt, waren Bodenverschuldung und Latifundien aus der Welt geschafft: vielleicht die gewaltigste soziale Reform, die

*) S. „Zukunft" vom 23. April 1898: „Israels Sozialreform".

jemals in der Weltgeschichte auf friedlichem Wege zur Ausführung gelangt ist. Seitdem ist die Existenz des Kleinbauernstandes im alten Attika im Laufe von Jahrhunderten — von kriegerischen Invasionen abgesehen — nie mehr in Frage gestellt worden: wobei freilich den Bauern zu Hilfe kam, daß das Regime der Großgrundbesitzer bald nach der solonischen Reform politisch und wirthschaftlich vernichtet wurde, — zunächst durch die Diktatur der Pisistratiden, die sich auf die Parzellenbauern stützte und anti-aristokratisch par excellence war, und dann durch die Demokratie, die den alten grundbesitzenden Adelsfamilien die Krallen gründlich beschnitt, ja, durch die übertriebenen steuerlichen Anforderungen an ihr Vermögen schließlich die meisten gradezu an den Bettelstab brachte. So steht der großartige Erfolg der solonischen Sozialpolitik außer jedem Zweifel; und sicher ist ihr ein mächtiger Antheil an der wundervollen Entwickelung Athens in der Folgezeit zuzuschreiben, da sie am Meisten zur Erhaltung eines breiten und gesunden bäuerlichen Mittelstandes und also auch zum mächtigen militärischen und politischen Aufschwunge des Landes beigetragen hat.

Der soziale Konflikt zwischen Kleinbauernstand und Latifundienwirthschaft, der keinem Kulturvolk des Alterthumes erspart geblieben ist, mußte in Rom in Folge der Weltherrschaft wie der politischen Konstellation ganz besonders riesige Dimensionen annehmen. Zunächst war nämlich die römische Bauernschaft seit dem ersten punischen Kriege durch die langen Feldzüge ganz besonders stark mitgenommen worden: sei es durch direkte Verluste im Felde, durch Vernachlässigung ihrer Besitzthümer oder durch die Entwöhnung von der landwirthschaftlichen Arbeit. Dazu kam dann die erhöhte Konkurrenz durch die Einfuhr von Getreide aus den eroberten Ländern, zumal Sizilien und nachher Sardinien und Spanien. Die Hauptsache aber that hier, wie stets im klassischen Alterthum, die Kreditnoth des kleinen Bauern. Auch der Bauer braucht, mit der Entwickelung der landwirthschaftlichen Technik, etwas Kapital; und da er es nicht selbst hat, fängt er zu borgen an. Ferner nöthigen Mißernte, Nothstände und Kriegsereignisse den Bauern, den Kredit in verhältnißmäßig größerem Maß in Anspruch zu nehmen, ohne daß Aussicht auf baldige Wiedererstattung des geliehenen Kapitals da wäre. Und das planmäßige, ja gewaltsame „Legen" der Bauernhöfe durch die großen Besitzer thut das Uebrige. Endlich kam damals die Plantagenwirthschaft auf, d. h. „die Bestellung der Felder durch eine Heerde nicht selten mit dem Eisen gestempelter Sklaven, die mit Fußschellen an den Beinen unter Aufsehern des Tages die Feldarbeiten thaten und nachts in dem gemeinschaftlichen, häufig unterirdischen Arbeitzwinger zusammengesperrt wurden" (Mommsen). Der Plantagenbau war rentabler als die bäuerliche Wirthschaft, denn die Kosten der Arbeit waren dort auf ein Minimum reduzirt, wo der Sklave so billig zu bekommen und

zu ersetzen war, wo er ohne Familie leben mußte und — im Gegensatze zum Freien — nicht zu den Waffen einberufen werden durfte.

In der selben Richtung auf Schaffung von Latifundien wirkte die von den römischen Kapitalisten längst schon ins Werk gesetzte Okkupation des ager publicus, d. h. der Landstrecken, die von den eroberten Territorien an den römischen Staat abgetreten worden waren. Zwar bestimmte ein zu Anfang des zweiten Jahrhunderts erlassenes Ackergesetz — das von späteren Annalisten als liziniſches Ackergesetz ins Jahr 367 verlegt wurde —, daß Niemand mehr als 500 Morgen in Besitz haben dürfe: aber dies Gesetz wurde von der Nobilität, die ja thatsächlich Stadt und Reich regirte, nicht beachtet; auch läßt sich nicht verkennen, daß die leichteste Art, das zu erwerbende Land zu kultiviren, eben in der von den römischen Kapitalisten gewählten Methode bestand. Es stand ja allen Bürgern die Möglichkeit, zur Okkupation zu schreiten, frei; aber, weil eben hierzu Kapitalvorschüsse nöthig waren, mußte „diese freie Konkurrenz faktisch nicht den kleinbäuerlichen Besitzern, sondern nur den Großkapitalisten zu Statten kommen; sie stellt in der That den schrankenlosesten Kapitalismus auf agrarischem Boden dar, der in der Geschichte jemals erhört gewesen ist“ (Max Weber).

Hier war es nun, wo die beiden Gracchen einsetzten: sie strebten die reelle Durchführung jenes Ackergesetzes an, um den in seiner Lebenswurzel angegriffenen Bauernstand — die wichtigste Stütze von Roms Imperium — zu retten. Der Plan, den Tiberius Gracchus als Volkstribun des Jahres 133 entwickelte, war bekanntlich dieser: Niemand solle mehr als 500 Morgen okkupiren dürfen; Alles, was sonst okkupirt worden sei, solle vom Staat eingezogen und unter Besitzlose vertheilt werden, denen dafür eine jährliche Abgabe an den Staat auferlegt, übrigens auch der Verkauf der Parzellen verboten war. Zur Durchführung des Gesetzes sollte jährlich ein Dreimänner-Kollegium gewählt werden, das in erster Linie überhaupt die Staatsländereien ausfindig machen sollte, die im Laufe der Jahrhunderte in Privatbesitz gerathen waren.

Formell juristisch war der Vorschlag nicht anzufechten; denn die Okkupation der Staatsländereien durch Private war wider das Gesetz geschehen und der Staat konnte die Rückgabe beanspruchen. Aber faktisch hatten die Kapitalisten seit Jahrhunderten mit solchem Land genau wie mit ihrem Privateigenthum geschaltet, es weiter verkauft und vererbt. Die Durchführung jenes Vorschlages hätte daher in Wirklichkeit einen totalen Umsturz der Vermögensverhältnisse bedeutet: viele Familien mit ererbtem Reichthum wären mit einem Schlage um den größten Theil ihrer Güter gekommen, während freilich auf der anderen Seite viele Tausende von Besitzlosen sich in die Lage halbwegs wohlhabender Erbpächter versetzt gesehen hätten. Es ist deshalb begreiflich, daß die Nobilität sich durch

jenen Antrag in ihrem Lebensnerv getroffen fühlte und daß aus ihren Reihen angesichts des revolutionären Beginnens ein Schrei des Unwillens sich erhob.

Es ist bekannt, wie die Reformbewegung völlig fehlschlug und nur den Untergang ihrer Urheber herbeiführte: so schritt der Prozeß der sozialen Zersetzung immer weiter vor, schwand der Bauernstand immer mehr zusammen, wurde die Kluft zwischen Arm und Reich immer tiefer. Damit aber war das Geschick der Republik besiegelt, — ihr Untergang nur eine Frage der Zeit.

* * *

Für die Staaten des Alterthumes war die Frage der Erhaltung des Kleinbauernstandes der weitaus wichtigste Theil des sozialen Problemes, aber sie stellte durchaus nicht das ganze Problem dar. Das zeigt besonders die Geschichte Athens, wo seit der solonischen Reform die Existenz jenes Standes völlig gesichert und eine „Agrarfrage" im Lande selbst nicht mehr zu lösen war. Zunächst war fortwährend Bedarf an Land, weil die Bevölkerung bis zum peloponnesischen Krieg stetig wuchs und in den Gewerben nicht genügend Unterkunft fand. Hier schuf nun die Ansiedelung von Bürgern in eroberten, bereits kultivirten Gegenden und ihre Ausstattung mit Bauerngütchen Abhilfe. Diesem System der „Kleruchien", wie man wegen der Vertheilung der Bodenparzellen durchs Loos (κλῆρος) solche Bürgerkolonien nannte, war natürlich beim Volk ungemein beliebt, da es seit je her der Wunsch des unbemittelten Atheners war, als selbständiger Ackerwirth ausreichendes Einkommen zu haben. Naturgemäß setzte es aber, wenn es in großen Umfange betrieben werden sollte, eine siegreich expansive und erfolgreich kolonisatorische Thätigkeit voraus: es konnte daher von Athen vornehmlich nur auf der Höhe seiner Macht (im fünften Jahrhundert) in umfassendem Maße durchgeführt werden. Zumal während des Vierteljahrhunderts, in dem Perikles herrschte, ging die Zahl Derer, die durch Zuweisung auswärtigen Landes versorgt wurden und meist in einen fertigen Bauernhof hineinkamen, in die Tausende. Hierbei hatte Perikles mehrere Zwecke im Auge: „seine Absicht war, die Stadt von einem arbeitlosen und eben deshalb unruhigen Gesindel zu befreien, der Noth des Volkes abzuhelfen, zugleich auch eine Art von Besatzung unter die Bundesgenossen zu legen und sie durch Furcht von Aufruhr abzuhalten" (Plutarch).

Auch mit den wunderbaren Bauten, die Perikles ausführen ließ, verband er einen sozialpolitischen Zweck. Das beweist der Bericht Plutarchs, der also lautet: „Perikles stellte dem Volk vor, man müsse den Ueberfluß an solche Dinge wenden, von denen man sich für die Zukunft unsterblichen Ruhm, für jetzt aber allgemeine Wohlhabenheit versprechen könne, weil dabei mancherlei Arbeiten und Geschäfte aufkämen, die jede Kunst erwecken, allen Händen zu thun geben und so fast die ganze Stadt in Verdienst setzen würden. Den-

jenigen nämlich, die die erforderlichen Jahre und Kräfte hatten, verschaffte wohl der Kriegsdienst ihren reichlichen Unterhalt aus dem Staatssäckel; allein Perikles wollte, daß die anderen Bürger und Handwerker weder von diesem Verdienst ausgeschlossen sein, noch ihn ohne Arbeit bei Müssiggang erhalten sollten, und gab nun durch Aufführung großer und ansehnlicher Gebäude dem Volke alle Hände voll zu thun. Die erforderlichen Materialien waren Steine, Erz, Elfenbein, Gold, Eben- und Cypressenholz. Zu deren Bearbeitung gehörten Künstler, Zimmerleute, Bildhauer, Kupferschmiede, Steinmetzen, Färber, Goldarbeiter, Elfenbeindreher, Maler, Sticker und Drechsler; um sie zu holen und herbeizuschaffen, brauchte man zur See Kaufleute, Matrosen und Steuermänner, zu Lande Wagner, Fuhrleute, Seiler, Leinweber, Riemer, Wegebereiter und Bergleute. Jede Kunst hatte noch, wie ein Feldherr, ein eigenes Heer von gemeinen Leuten aus der unteren Volksklasse unter sich, die bei der Arbeit als Handlanger dienten. So konnten die mancherlei Verrichtungen über jedes Alter und jeden Stand reichlichen Gewinn verbreiten und ausstreuen." Auf diese Weise ward, modern geredet, für gute Konjunkturen und günstige Arbeitgelegenheit für Jeden, der arbeiten wollte, gesorgt: denn es ist klar, daß diese großartige Bauthätigkeit indirekt auch andere als die unmittelbar in Betracht kommenden Gewerbe anregen mußte.

Inzwischen aber war eine neue Art „Arbeitlosigkeit" in großem Umfange entstanden, die gerade für die mächtigsten antiken Gemeinwesen so charakteristisch ist: jene des städtischen Bummlers oder, mit einem modernen Ausdruck, des „Lumpenproletariers". Die reißend schnelle Zunahme der gewerblichen Verwendung von Sklaven hatte einen Umschwung der öffentlichen Meinung herbeigeführt, die von nun an die gewerbliche Arbeit als unwürdig eines freien Mannes anzusehen anfing. Diese Verachtung der erwerbenden Arbeit stand in engem Zusammenhang mit der eigenartigen hellenischen Lebensanschauung, wie sie sich seit der jonischen Philosophie immer schärfer ausgeprägt hatte, der, nach des Thales Ausspruch, als höchstes Ziel dünkte: „möglichst viel Muße im eigenen Hause zu haben", — natürlich zum Zweck möglichster Erkenntniß des Makrokosmus außer uns und des Mikrokosmus in uns und zum Zweck, sich selbst zum Kunstwerk auszubilden, wie der Weise meinte; aber der ungebildete Plebejer begriff unter jenem Ideal das dolce far niente des städtischen Bummlers. Dazu kam dann noch die eigenartige Situation, in der das athenische Volk sich um die Mitte des fünften Jahrhunderts befand. Der gewaltigen Heerschaaren des Großkönigs war es Herr geworden; und nachdem kurz zuvor noch sein Geschick auf des Messers Schneide gestanden, hatte es kräftig die Offensive ergriffen und das attische Reich begründet. Dieses Volk nun, dessen Selbstgefühl durch das von ihm täglich souverain und direkt ausgeübte Regiment sehr gesteigert werden mußte,

wollte natürlich auch die materiellen Früchte von Herrschaft und Demokratie pflücken. Deshalb mußte Perikles, um sich am Regiment zu erhalten, zu dem Mittel greifen, die Wünsche des Volkes durch staatliche Zuwendungen zu erfüllen, und kam so dazu, „wie Viele behaupten, das Volk zuerst mit der Vertheilung der Ländereien, den Schauspielgeldern und dem Dienstlohn bekannt zu machen, es durch seine Staatsmaximen zu verwöhnen und damit aus einem mäßigen und arbeitsamen Volk in ein üppiges und übermüthiges zu verwandeln“ (Plutarch).

Zunächst führte Perikles die Besoldung der Richter ein. Das war wirklich nothwendig, wenn die ärmeren Bürger am Geschworenendienst Theil nehmen sollten, hatte aber praktisch die Folge, daß nicht weniger als 6000 Bürger (von im Ganzen etwa 35 000) als Geschworene je zwei Obolen (d. h. etwa den Lohn eines Tagelöhners) für jede Sitzung erhielten. Die hohe Zahl der Richter kam daher, daß die Kompetenzen des Volksgerichtes erweitert, ja sogar bestimmte Prozesse der am attischen Reich (d. h. delischen Bunde) theilnehmenden Gemeinwesen nach Athen verwiesen wurden und daß ferner Hunderte, ja bis 1500 Geschworene in den einzelnen Sachen tagten. Dann wurden die Rathsherren, die eben so wie die Geschworenen erlooſt wurden, 500 an der Zahl, mit einer Drachme (= 6 Obolen) pro Kopf täglich besoldet. Da außerdem eine Menge Beamte und Truppen von Staats wegen unterhalten wurde, lebte in dieser Zeit mehr als die Hälfte aller Bürger auf Staatskosten. Denn — sagt Aristoteles in einem naiv launigen Bericht — „aus den Umlagen und Zöllen der Bundesgenossen vermochten sich mehr als 20000 Bürger zu erhalten: 6000 Richter, 1600 Bogenschützen, 1200 Reiter, 500 Rathsherren, 500 Mann Besatzung in den Werften, 50 Burgwächter, gegen 700 Beamte in Attika, etwa eben so viel außerhalb Attikas, dann später seit Beginn des peloponnesischen Krieges die stehende Besatzung von 2500 Schwerbewaffneten, 20 Wachtschiffe, ferner die Schiffe zur Beitreibung der Bundesumlagen mit ihrer Bemannung von 2000 durch das Loos bestimmten Seeleuten, endlich die im Prytaneion gespeisten Personen, die Waisen und die Gefangenenwärter: alle diese Leute bezogen ihr Einkommen aus öffentlichen Mitteln. Aus jener Quelle also schöpfte das Volk seinen Unterhalt!“

Nach des Perikles Tode wurde die von ihm im Großen getriebene Sozialpolitik prinzipiell weiter verfolgt: der Sold der Richter wurde (etwa ums Jahr 425) von zwei auf drei Obolen täglich erhöht; der Besuch der Volksversammlung — von der viele Athener seit dem Zusammenbruch des attischen Reiches durch die Nothwendigkeit, sich ihren Unterhalt zu verdienen, ferngehalten wurden — wurde seit dem Jahre 400 honorirt, zuerst mit einer Obole, dann in rascher Steigerung mit zwei und drei Obolen, schließlich mit $1^1/_2$ Drachmen; endlich in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, wo

die Finanzverwaltung reorganisirt wurde, bestimmte man, daß alle Ueberschüsse unter die Bürger als „Festgelder" (θεωρικά) vertheilt werden sollten: dadurch ward natürlich das Finanzwesen Athens geschädigt, der Staat zu umfassenden Kriegsvorbereitungen unfähig und das aus der Staatskrippe gespeiste Volk demoralisirt. „Die Radikalen, so weit sie wirkliche Patrioten waren wie Demosthenes, fanden Das auch schädlich und schändlich, aber sie hüteten sich wohl, daran zu rütteln: der Demos herrschte und wollte Etwas davon haben; mit dem Ruhm und dem Einfluß draußen war es knapp geworden, von den schönen Phrasen ward er nicht satt" (Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff).

Aber auch der Schaulust des Volkes wurde durch öffentliche Einrichtungen Genüge geleistet. Bei uns muß man, um ins Theater zu gelangen, auf eigene Kosten ein Billet lösen: der athenische Bürger hatte Das nicht nöthig, denn für ihn zahlte seit Perikles der Staat das Eintrittsgeld, das dann der Theaterpächter erhielt. Dazu kamen weiter noch die mit den religiösen Festen verbundenen Aufzüge, die jetzt an Zahl wie an Pracht der Ausstattung bisher nie Gesehenes boten. Schließlich wurde noch die Steuerpolitik in den Dienst dieser Art von „Sozialreform" gestellt. Hier bot die Benutzung der uralten Institution der „Liturgien" den wirksamsten Modus der Besteuerung der Reichen. Diese Liturgien waren Dienste der Bürger für das Gemeinwesen, zu denen alle Bürger von einem gewissen Vermögen an verpflichtet waren; sie betrafen im Einzelnen vornehmlich die Ausrüstung von Kriegsschiffen, die Unterhaltung von Chören für die Festvorstellungen, die Stellung von Rennpferden für Aufzüge und Wettkämpfe an gewissen Festen u. s. w. Dies System großer naturaler Leistungen, zu denen die Reichen abwechselnd herangezogen wurden, ward unter der Demokratie in geradezu ungeheuerlicher Weise ausgebildet; und so wurden die großen Vermögen, die den furchtbaren Steuerdruck auf die Dauer nicht aushalten konnten, langsam zerstört. Inzwischen mußten sich aber, unter dem System der Gewerbefreiheit, immer wieder neue Vermögen bilden, die dann natürlich wieder zu Gunsten der Aufgaben des Gemeinwesens oder der Schaulust des nimmersatten Volkes geschröpft wurden.

Ein Ende wurde diesem System erst gemacht, als im Jahre 322 die siegreichen Makedonier (unter Antipater) in Athen ihren Einzug hielten, die alte demokratische Verfassung stürzten und die Herrschaft des „abscheulichsten Thieres", wie den attischen Demos selbst sein sonst guter Freund Demosthenes gelegentlich nannte, beseitigten. Fortan sollte das Stimmrecht nicht mehr allgemein, sondern nur auf die Vermögenden beschränkt sein. Dadurch verloren von den 21000 Bürgern Athens auf einen Schlag 12000 das Recht der Theilnahme an den wählenden und beschließenden Versammlungen. Mit der alten Verfassung war aber auch ihre Konsequenz, die in der Fütterung der Plebs gipfelnde Sozialpolitik, für immer beseitigt. Denn all die Diäten

für Theilnahme an Volksversammlung und Volksgericht fielen nun von selbst fort, weil das „Volk" ja gar nicht mehr zugelassen wurde, und auch mit der Praxis der Austheilung von Spenden in Form von Festgeldern wurde jetzt definitiv gebrochen. Die Noth aber, die alsbald in Athen ausbrach, weil viel armes Volk, das an die Alimentirung aus der Staatskrippe gewöhnt war, nun nicht mehr wußte, wovon leben, — diese Noth heilte Antipater dadurch, daß er mehrere Tausende davon in Thrakien ansiedelte, wo sie von nun an in harter Arbeit den struggle for life zu bestehen hatten, dem sie bis dahin als hommes entretenus aus dem Wege gegangen waren. Dem Rest der ärmeren Bevölkerung aber war dadurch in Attika selbst Spielraum für Thätigkeit und Erwerb geschaffen.

In Rom bildeten sich seit dem zweiten Jahrhundert ähnliche Zustände heraus, nur daß sie weit großartigere Dimensionen annahmen. Durch die Proletarisirung der kleinbäuerlichen Schichten, die in Handel und Gewerbe kein Unterkommen fanden, sammelten sich in der Hauptstadt unbeschäftigte Massen an, die bald gänzlicher Verkommenheit anheimfielen und für Jeden zu haben waren, der Etwas zu bieten hatte. So mußte es über kurz oder lang nöthig werden, diesen großstädtischen Pöbel aus der Staatskrippe zu ernähren. Den Anfang mit dieser Politik machte der jüngere Gracchus, der, um das Volk an sich zu fesseln, ein Getreidegesetz (lex frumentaria) zur Annahme brachte, nach dem regelmäßig jeden Monat jeder in Rom ansässige arme Bürger aus den öffentlichen Magazinen ein gewisses Quantum Getreide zu einem ganz geringen Preise erhalten sollte. Früher war wohl in Zeiten der Theuerung vom Staat Getreide beschafft und billig an das Volk abgegeben worden; zuweilen hatten auch ehrgeizige Privatmänner unter das Volk Brot, Fleisch oder andere Gaben vertheilt; aber Das war bisher nur Ausnahme gewesen und als Almosen aufgefaßt worden und nun wurde es Prinzip und geradezu als Recht des Armen statuirt. Mit prachtvoller Knappheit weiß Cicero über dies Gesetz zu berichten: „Frumentariam legem C. Gracchus ferebat. Jucunda res plebi Romanae. Virtus enim suppeditabatur large sine labore. Repugnabant boni, quod et ab industria plebem ad desidiam avocari putabant et aerarium exhauriri videbatur." Da von all den sozialen Anläufen der Gracchenzeit nur die Getreidespenden sich erhielten, war deutlich bewiesen, daß es mit der alten republikanischen Römerherrlichkeit zu Ende ging: weil eine Erhaltung oder gar Kräftigung des Bauernstandes diesem Volk nicht mehr möglich war, sondern nur eine Erhaltung und Kräftigung des Lumpenproletariates. Wirklich sind auch die Versuche der nächsten Zeit, zumal Sullas und Caesars, das städtische Bürgerproletariat mit Land zu versehen, total fehlgeschlagen. Es konnte sich vielmehr schließlich nur noch um die Befriedigung seiner wichtigsten Bedürfnisse handeln,

damit es sich ruhig verhalte und den Verlust seiner zu Zeiten recht einträglichen politischen Rechte verschmerze, da ja „mit der Republik und den republikanischen Wahlen die Bestechung und Vergewaltigung der Wahlkollegien, überhaupt die politischen Saturnalien der Kanaille von selbst ein Ende hatten" (Mommsen). Aus diesem Grunde mußte die Sozialpolitik dieser Epoche an die durch Cajus Gracchus eingeführten und seitdem immer umfangreicher gewordenen Getreidespenden anknüpfen. Zur Zeit Julius Caesars war es schon dahin gekommen, daß es in Rom 320 000 Kornempfänger gab. Offenbar waren viele Unberechtigte darunter, denn der Diktator — der auch durch Begründung von Kolonien einen Abzugskanal zu schaffen suchte — verfügte, daß künftig nur 150 000 Mann an den staatlichen Kornlieferungen Antheil haben sollten. Aber nach Caesars Tode kehrte man sich nicht mehr an die Verordnung, und bald war die Zahl der Kostgänger des Staates wieder auf 200 000 angeschwollen. Augustus erkannte, wenn wir Sueton glauben dürfen, das Gemeinschädliche dieser Institution — die Belastung der Staatskasse, die Demoralisirung des Volkes und die Schädigung der italischen Landwirthschaft —, aber er sah sich aus politischen Rücksichten außer Stande, das unglückliche System abzuschaffen: er hatte eben eingesehen, daß der Hunger die vornehmste Ursache der Revolution zu sein pflegt. Und deshalb war es gerade Augustus, der das System der Getreidevertheilung reorganisirte und auf eine technisch vollkommenere Grundlage stellte. An der Spitze standen die Getreidepräfekten (praefecti annonae), die zur Erfüllung ihrer Aufgabe über die kaiserliche Kornflotte und ein ganzes Heer von Beamten und Dienern Verfügung erhielten. Die Ausgabe des Getreides erfolgte monatlich auf dem Marsfelde an 45 Schaltern; und die Ordnung wurde dadurch hergestellt, daß jeder Empfänger umsonst eine Marke erhielt, die ihn berechtigte, seinen Theil an einem bestimmten Monatstage an einem ausdrücklich bezeichneten Schalter zu erheben. Außerdem wurden bei außerordentlichen Gelegenheiten — sei es bei besonderen Festlichkeiten, sei es bei Hungersnöthen — noch besondere Gaben, Geld oder abermals Lebensmittel, vertheilt. Wenn nun der große Haufe nicht durch Arbeit in Anspruch genommen ist und sich auch nicht mit Politik und öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen soll, so erfordert die Staatsraison, daß die Obrigkeit für die Ausfüllung seiner Musse Sorge trage. Deshalb entschloß sich Augustus, das Volk durch Spiele zu unterhalten und seiner Phantasie auf diese Weise Beschäftigung zu geben. Schon früher waren Spiele — „die Offenbarung wie die Nahrung der ärgsten Demoralisation in der alten Welt" (Mommsen) — bei gewissen Gelegenheiten üblich gewesen und hatten die wichtigste Volkslustbarkeit dargestellt. Aber was Augustus hier an Fechterspielen und Thierhetzen, an Aufführungen im Theater und im Cirkus dem Volke bot, stellte alles bisher Dagewesene in den Schatten, so

daß bereits Sueton bemerkt: „spectaculorum et assiduitate et varietate et magnificentia omnes antecessit.“

Unter den späteren Kaisern glitt man auf der schiefen Ebene, die man mit der Parole „Brot und Spiele“ betreten hatte, immer weiter abwärts. Man begnügte sich nicht mehr mit Getreidevertheilungen — an deren Stelle übrigens seit Aurelian (270—75 n. Chr.) die tägliche Austheilung von Brot trat —, sondern man gab noch Oel, Wein, Salz, schließlich auch Fleisch, Kleider und baares Geld dazu. Das ganze System hatte den Zweck, das arbeitlose und meist auch arbeitscheue Volk der Hauptstadt mit Lebensmitteln zu versorgen, um es bei guter Laune zu erhalten und Unruhen zu vermeiden. Wenn Ammianus Marcellinus den Stadtpräfekten lobt, so hebt er ganz besonders hervor, daß während seiner Administration Rom an Allem Ueberfluß hatte; und der selbe Autor belehrt uns, daß es im Fall des Mangels nicht nur der nothwendigen Lebensmittel, sondern selbst schon des entbehrlichen Weines zu Straßenkrawallen kam. So wurde es geradezu eine Existenzbedingung für das Kaiserreich, die erforderlichen Rationen für die Spenden rechtzeitig aus den Provinzen herbeizuschaffen: jede Verzögerung im Transport konnte verhängnißvoll werden. Das System der Volksbelustigungen wurde unter den späteren Kaisern natürlich ebenfalls weiter ausgebaut. Die wichtigsten Spiele waren jetzt die circensischen, bei denen es sich um Wagenrennen, gymnastische Kämpfe und Thierhetzen handelte. „Die Zahl der Plätze im Cirkus giebt Dionys auf 150000, Plinius nach der Erweiterung durch Nero auf 250000 an. Neue Erweiterungen erfolgten durch Trajan, der 5000 Plätze hinzufügte, und ohne Zweifel später wiederholt durch andere Kaiser. So faßte der Cirkus im vierten Jahrhundert 385000 Plätze“ (Friedländer). Die Gladiatorenkämpfe, die vorzugsweise im Amphitheater stattfanden, wurden von den Kaisern nicht minder ausgebildet. Und schließlich wurden noch bei den Spielen Geschenke, zumal Eßwaaren, oder Marken, die für die Empfänger Anweisungen auf Gewinn darstellten, unter die Zuschauer geworfen. So konnte dem Kaiser Aurelian sein Stadtpräfekt mit Recht sagen: nun fehle blos noch, daß dem Pöbel die gebratenen Tauben in den Mund flögen. Da zugleich im ganzen Reich immer mehr die Massen verarmten, der Reichthum in den Händen Einzelner sich anhäufte, die Korruption stieg, mußte das Ergebniß sein: Anarchie im Inneren und Schwäche nach außen. So waren Reich und Kultur der Römer längst schon morsch und faul, als ihnen die Barbaren den Gnadenstoß gaben.

Professor Georg Adler.

Die Farbstoffindustrie.

Deutschland besitzt einige Farbstoffwerke, die tausend bis viertausend Arbeiter beschäftigen. Wichtig ist hier besonders die Fabrikation der künstlichen Arzneimittel, die von den großen Farbwerken gepflegt wird. Die Fortschritte dieser Industrie sind weniger dem merkantilen Geist zu verdanken als der Wissenschaft. Es giebt kein Gebiet menschlicher Thätigkeit, wo die reine, ans Gebiet des Philosophischen grenzende Spekulation so greifbare Erfolge erzielt hätte. Freilich kommt neben dem rein Theoretischen auch die praktische Arbeitfähigkeit, die chemische Routine, in Betracht. Man hat früher, bis über die Mitte dieses Jahrhunderts hinaus, nur mit Pflanzenfarben gefärbt, weil man keine anderen kannte. Diese Pflanzenfarben besitzen zum Theil vorzügliche färberische Eigenschaften und sind noch heute in Gebrauch. Als aber die chemische Forschung ihre Fühlhörner in immer weitere Kreise von Körpern erstreckte, gelangte sie auch zu Farbstoffen, die in der Natur nicht vorhanden sind, die heute in großen Mengen zur Verwendung kommen und zum Theil die Pflanzenfarben verdrängt haben. Ein anderer Zweig der chemischen Forschung behandelte ein quantitativ jedenfalls kleineres Gebiet mit großem Erfolg: das Studium der chemischen Zusammensetzung der wichtigen natürlichen Farbstoffe und ihren künstlichen Aufbau mit Hilfe der chemischen Synthese. Dabei handelt es sich um eine doppelte Aufgabe; man muß einen komplizirten molekularen Organismus erkennen und ihn dann wieder aufbauen. Auf diesem Gebiet sind zwar nicht sehr zahlreiche, aber um so wichtigere Erfolge der chemischen Forschung zu verzeichnen.

Die für die Farbstoffindustrie bedeutsamste Theorie ist die des Benzols, die sich natürlich wieder auf die allgemein längst anerkannte Molekular- und Atomtheorie stützt. Das Benzol, ein aus dem Steinkohlentheer destillirtes leichtes Oel, könnte seiner quantitativen Zusammensetzung nach aus einem Atom Kohlenstoff und einem Atom Wasserstoff bestehen. Nach einer anderen Theorie ist diese molekulare Zusammensetzung des Benzols nicht möglich, denn sie widerspricht der Lehre von der Valenz oder Werthigkeit. Jedes chemische Element hat nämlich die Fähigkeit, eine bestimmte — bei einigen Elementen allerdings innerhalb gewisser Grenzen schwankende — Anzahl von Wasserstoffatomen binden zu können, und gerade der Kohlenstoff gehorcht diesem Gesetz von der Valenz oder Werthigkeit sehr genau. Mit einer einzigen Ausnahme ist er in allen seinen Verbindungen als vierwerthig erkannt; Das heißt: er bindet vier Wasserstoffatome, die einwerthig sind, oder vier andere einwerthige Atome oder Atomgruppen, oder zwei zweiwerthige oder eine einwerthige und eine dreiwerthige Gruppe. Es war nicht anzunehmen, daß der Kohlenstoff im Benzol von dieser Regel eine Ausnahme macht. Kekulés Benzoltheorie, mit der die weitaus überwiegende Zahl der chemischen Thatsachen übereinstimmt, stellt das Benzol als aus sechs Kohlenstoff- und sechs Wasserstoffatomen bestehend dar, die so angeordnet sind, daß die sechs Kohlenstoff = Wasserstoff- oder CH-Gruppen (C = Carbo, Kohlenstoff; H = Hydrogenium, Wasserstoff) in Form eines Sechseckes mit einander verbunden sind. An jeder Ecke also befindet sich eine CH-Gruppe, und zwar ist jede mit der einen benachbarten CH-Gruppe durch zwei Bindungen, mit der anderen benachbarten durch eine Bindung verbunden, so daß die vier Valenzen des Kohlenstoffes abgesättigt sind.

Auf die Theorie des Benzols gründet sich die des Naphthalins, eines Körpers, der für die Farbstoffindustrie auch von hervorragender Wichtigkeit ist. Diesen Körper, aus zehn Atomen Kohlenstoff und acht Atomen Wasserstoff bestehend, stellt man sich in Form von zwei an einer Seite an einander gelagerten Sechsecken vor, wieder mit einer solchen Anordnung der Bindungen, daß die Vierwerthigkeit des Kohlenstoffes sich ergiebt. Endlich wird ein weiteres sehr wichtiges Produkt aus dem Steinkohlentheer, das Anthrazen, als drei an je einer Seite symmetrisch an einander gelagerte Sechsecke dargestellt.

Diese drei Produkte stammen aus dem Steinkohlentheer, der überhaupt das einzige primäre Ausgangsprodukt aller künstlichen Farbstoffe und der künstlichen Arzneimittel ist. Er wurde früher als lästiger Abfall bei der Leuchtgasfabrikation angesehen. Seitdem es gelungen ist, ihn zu destilliren, hat er sich als eine ungemein ergiebige Quelle von volkswirthschaftlichem Reichthum offenbart. Er ergiebt bei seiner Destillation neben anderen minder wichtigen Körpern das Benzol, das Toluol, ein Derivat des Benzols, die Karbolsäure, das Naphthalin, das Anthrazen. Benzol, Naphthalin und Anthrazen sind die Grundlagen, auf denen die Farbstoffchemie beruht. Man muß sich nun aber nicht etwa vorstellen, daß man durch Mischung dieser Körper Farben erhält; diese Bemerkung erscheint nicht überflüssig angesichts der Thatsache, daß der größte Theil des Laienpublikums die Chemie eigentlich als eine Mischkunst ansieht, was sie aber durchaus nicht ist. Sie ist vielmehr eine Art Baukunst: die Bausteine sind die Atome und Atomgruppen und das fertige Gebäude ist ein Molekül.

Ich brauche hier nicht von der analytischen Chemie zu sprechen, die es mit fertig gebildeten chemischen Körpern zu thun hat. Die Farbstoffchemie ist ein Theil der synthetischen oder aufbauenden Chemie. Daß man heute etwa 70 Grundstoffe oder Elemente — mit den uns zugänglichen Mitteln nicht zerlegbare Körper — kennt, dürfte bekannt sein. Wenn nun zwei oder mehrere dieser Grundstoffe einfach mit einander in willkürlichen Mengenverhältnissen gemischt werden, z. B. Sauerstoff und Stickstoff, Eisen und Schwefel, so haben wir ein mechanisches Gemenge, eine Mischung, vor uns. Ein Gemisch von Sauerstoff und Stickstoff ist z. B. die Luft. Das Gemisch von Schwefel und Eisen kann man, es mag noch so fein und innig mit einander gemengt sein, mit Leichtigkeit dadurch in seine Theile zerlegen, daß man ihm einfach einen Magneten nähert; alles Eisen wird dann vom Magneten angezogen und man behält den Schwefel zurück. Wenn wir aber dieses Gemisch von Eisen und Schwefel mit einem der gebräuchlichsten Mittel behandeln, die der Chemiker zur Vereinigung von Substanzen anwendet, nämlich mit der Hitze, so erglüht die Mischung und bildet nach dem Erkalten eine einheitliche Masse, aus der sich, wenn man bestimmte Mengenverhältnisse der beiden Körper angewandt hat, und zwar 56 Theile Eisen und 32 Theile Schwefel, weder Eisen noch Schwefel auf mechanischem Wege isoliren lassen. Hier ist ein neuer Körper entstanden, eine chemische Verbindung, und hier sind nicht mehr kleine, sinnlich greifbare körperliche Theile von Eisen und Schwefel neben einander gelagert, sondern die idealen kleinsten Theilchen jener Elemente, die Atome, haben sich — je ein Atom Eisen auf ein Atom Schwefel — zu den Molekülen des Schwefeleisens zusammengelagert.

Die für die Farbstoffindustrie benutzten organischen Verbindungen gehören

fast sämmtlich zu den denkbar komplizirtesten Körpern. Die vorhin erwähnten Destillate des Steinkohlentheers, Benzol, Toluol, Naphthalin, Anthrazen, liefern die Grundsteine dieser verwickelten Verbindungen. Im Allgemeinen aber kommt man durch eine chemische Operation noch nicht zu farbstoffartigen Substanzen, sondern die ersten Rohstoffe haben erst mannichfache chemische Einwirkungen zu erleiden, in deren Verlauf sie Rohstoffe von immer komplizirterem Bau liefern, die endlich durch weitere chemische Eingriffe die Farbstoffe geben. Einer der wichtigsten dieser Rohstoffe ist das Anilin, nach dem auch gewöhnlich die gesammten Theerfarbstoffe Anilinfarbstoffe genannt werden. Es ist ein Abkömmling des Benzols. Jedes der sechs Wasserstoffatome des Benzols ist durch andere Atome oder Atomgruppen vertretbar und das Anilin ist ein Benzol, in dem ein Wasserstoffatom durch die sogenannte Amidogruppe NH_2 (N = Stickstoff, H = Wasserstoff, also ein Atom Stickstoff und zwei Atome Wasserstoff) vertreten ist. Nun wäre es das Einfachste, wenn man zur Darstellung des Anilins einfach eine Amidogruppe in den Benzolkern einführen könnte, etwa mit Hilfe des Ammoniaks, in dessen Molekül eine Amidogruppe steckt, denn seine Zusammensetzung ist NH_3 oder HNH_2. Diese direkte Einführung der Amidogruppe in den Benzolkern ist aber unmöglich. Doch kommt man beim Anilin auf einem Umweg zum Ziele, und zwar durch die Operation des „Nitrirens". Das ist eine Manipulation, die in äußerst zahlreichen Fällen in der Farbstoffchemie gebraucht wird, und zwar in den meisten Fällen in der Absicht, die Nitrogruppe mit der bedeutend wandlungfähigeren Amidogruppe zu vertauschen. Die Nitrogruppe steckt in der Salpetersäure, die aus Wasserstoff, Stickstoff und Sauerstoff besteht, HNO_3 (ein Atom Wasserstoff, ein Atom Stickstoff, drei Atome Sauerstoff). Die Nitrogruppe selbst, die eben so wenig wie die Amidogruppe in freiem Zustande existenzfähig ist, hat die Zusammensetzung NO_2, zu ihrer Einführung in ein Molekül wird fast stets die Salpetersäure benutzt. Die Zusammensetzung der Nitrogruppe zeigt sofort, daß für ihre Umwandlung in die Amidogruppe nur ein Austausch der zwei Sauerstoffatome gegen zwei Wasserstoffatome nöthig ist.

Hier stoßen wir wiederum auf eine Reaktion von ganz allgemeiner Anwendung und größter Wichtigkeit in der organischen Chemie. Wie bekanntlich die Einführung von Sauerstoff in einen Körper Oxydation genannt wird, so bezeichnet man den umgekehrten Vorgang, die Entziehung von Sauerstoff und dessen Ersetzung durch Wasserstoff, als Reduktion. Die Nitrogruppe muß also reduzirt werden, um in die Amidogruppe überzugehen. Als Reduktionmittel verwendet man verschiedene Mischungen, die aber alle das Gemeinsame haben, daß sie Wasserstoff entwickeln, von dem sich dann ein Theil mit dem zu entfernenden Sauerstoff zu Wasser vereinigt, ein anderer Theil dessen Stelle einnimmt. Solche Körper, die reduzirend wirken, sind z. B. Eisen und Essigsäure, Zink und Natronlauge, Zinn und Salzsäure und viele andere. Auch hier kommt natürlich für die technische Verwendung neben einem tadellosen und möglichst quantitativen Gang der Reduktion vor Allem auch die Billigkeit des Reduktionmittels in Betracht.

Man gelangt also vom Benzol über das Nitrobenzol zum Anilin. Das Anilin ist nun schon befähigt, bei weiterer Behandlung Farbstoffe von großer Wichtigkeit zu geben: Fuchsin, Alkaliblau, Wasserblau; auch grüne Farbstoffe, wie Malachitgrün. Die Darstellung des Fuchsins z. B. beruht auf einer Oxydation des unreinen

Anilins, das noch dem Anilin verwandte Substanzen von höherer Zusammensetzung enthält, wie das Toluidin. Bei dieser Oxydation verketten sich die Anilin- mit den Toluidinmolekülen und liefern die Base des Fuchsins, das Rosanilin, aus dem das Fuchsin durch Behandlung mit Salzsäure entsteht. Wird nun das Rosanilin weiter mit Anilin behandelt, das jedoch für diese Zwecke frei von allen Beimengungen sein muß, so entstehen violette bis blaue Farbstoffe; aber auch dieser Vorgang ist nicht nur empirisch festgestellt, sondern wissenschaftlich erforscht. Die Blaufärbung beruht nämlich auf dem Eintritt von Phenylgruppen ($C_6 H_5$, also Anilin minus Amidogruppe) in die Amidogruppen des Rosanilins an Stelle des Wasserstoffes, so daß also mono- oder diphenylirte Amidogruppen ($NHC_6 H_5$ oder $N [C_6 H_5]_2$) entstehen. Hierbei hat man es durch geeignete Leitung der Arbeit in der Hand, eine oder mehrere Phenylgruppen entstehen zu lassen. Je nach der Zahl der eintretenden Phenylgruppen sind die entstehenden Verbindungen violett oder rein blau gefärbt. Um jedoch diese blauen Farbstoffe für die Zwecke der Färberei geeignet zu machen, muß man noch eine Operation mit ihnen vornehmen. Das Anilinblau ist nämlich in Wasser unlöslich und mit einer solchen Substanz weiß der Färber wenig anzufangen. Hier erscheint als Retter in der Noth die Sulfogruppe, die in allen den Fällen eingefügt wird, in denen man einem Farbstoff größere Löslichkeit zu geben wünscht. Wie die Nitrogruppe aus der Salpetersäure hervorgeholt wird, so die Sulfogruppe aus der Schwefelsäure, deren Zusammensetzung — vorausgeschickt, daß S das chemische Zeichen für Schwefel ist —, in der Formel $H_2 S O_4$ ausgedrückt ist. Die Sulfogruppe selbst, die an sich nicht existenzfähig ist, hat die Formel $S O_3 H$. Sie hat auf die Farbnuance selbst nur wenig Einfluß, um so mehr aber auf die Wasserlöslichkeit des Farbstoffes. Je mehr Sulfogruppen in einen Farbstoff eingeführt werden, um so leichter löst er sich in Wasser auf. In das Anilinblau können nun nach Belieben mit Hilfe von Schwefelsäure eine oder mehr Sulfogruppen eingeführt werden, womit dann die Löslichkeit entsprechend zunimmt.

Es giebt noch eine ganze Reihe von Körperklassen mehr oder minder verwickelten molekularen Baues, die brauchbare Farbstoffe liefern, aber alle werden in den Schatten gestellt durch eine Kategorie von Farbstoffen, die an Zahl und Wichtigkeit weitaus die hervorragendste ist: die Klasse der Azofarbstoffe. Ihre Entstehung beruht auf einer Reaktion, die der Chemiker Peter Grieß gefunden hat. Wenn ein Amidokörper, also ein solcher, der eine oder mehrere Gruppen NH_2 trägt, mit salpetriger Säure, einem Gase von der Formel $N_2 O_3$, behandelt wird, so geht die Gruppe NH_2 in die Gruppe $— N = N —$ über, wobei mit dem zweiten Stickstoffatom noch der Rest einer Säure verbunden ist. Diese Art von Körpern nennt man Diazo- oder, wenn zwei Amidogruppen vorhanden waren, Tetrazokörper. Sie sind im höchsten Grade zersetzlich, bei gelindem Erwärmen verlieren sie schon den in ihrem Molekül nur lose gebundenen Stickstoff. In trockenem Zustande aber sind sie eben wegen des Selbständigkeitstrebens ihres Stickstoffes gefährliche Explosivkörper; viele von ihnen explodiren schon bei der gelindesten Berührung unter furchtbarem Knall. Trotzdem sind diese Körper für die Farbstoffchemie von der allergrößten Wichtigkeit geworden; man kann mit ihnen in wässeriger Lösung oder, wenn sie unlöslich sind, bei Gegenwart von Wasser sehr bequem arbeiten, wobei man die Flüssigkeit meist, um Zersetzung

und Stickstoffentwickelung zu vermeiden, mit Eis kalt erhält. Diese Diazokörper haben nun die Eigenschaft, mit anderen Substanzen, die die Amidogruppe oder auch die OH-Gruppe tragen, sich zu Farbstoffen zu vereinigen. Die Produkte dieser Reaktion nennt man Azokörper oder Azofarbstoffe. Auch in ihnen sitzen zwei Stickstoffatome neben einander, die Gruppe —N=N— ist erhalten geblieben, aber im Gegensatz zu den Diazokörpern sitzt auf der anderen Seite der zwei Stickstoffatome statt eines Säurerestes der Rest von einem Amin oder Phenol und diese Zusammensetzung verleiht der Azogruppe große Beständigkeit. Die Azokörper sind sehr schwer zersetzlich und absolut nicht mehr explosiv; sonst wären sie für färberische Zwecke vollkommen unbrauchbar.

Man unterscheidet bei den Azofarbstoffen neben dem diazotirten Körper — so lautet der terminus technicus — den zweiten Komponenten, der also ein Amin oder Phenol sein muß. Nun wären ja Substanzen genug vorhanden, die als Komponenten für Azofarbstoffe Verwendung finden konnten, aber die Farbstoffchemiker begnügten sich mit den schon vorhandenen Komponenten nicht, sondern suchten neue von möglichst werthvollen Eigenschaften und hierbei geriethen sie auf ein Gebiet, das von der größten Fruchtbarkeit für diese Klasse von Farbstoffen werden sollte: das Gebiet des Naphthalins. Schon vorhin wurde erwähnt, daß man sich das Naphtalin als einen doppelten Benzolring, zwei an einer Kante zusammenfallende Sechsecke, vorstellt. Nun erhält man durch Nitrirung von Naphthalin Nitronaphthalin, durch Reduktion der Nitrogruppe Amidonaphthalin oder Naphthylamin, durch Einführung der Hydroxylgruppe Phenole des Naphthalins oder Naphthole, durch Sulfurirung der Naphthylamine oder Naphthole: Naphthylamin- oder Naphtholsulfosäuren, weiter Amidonaphtholsulfosäuren (mit einer Amido-, einer Hydroxyl- und einer Sulfogruppe), ferner Dioxynaphthalinsulfosäuren (mit zwei Hydroxylen und einer Sulfogruppe), weiter Di- Tri- und Tetrasulfosäuren. Die Mannichfaltigkeit der hier möglichen Verbindungen wird aber noch ins Ungemessene vermehrt, wenn man erwägt, daß die einzelnen Punkte, an denen die eintretenden Gruppen im Naphthalin stehen, nicht gleichwerthig sind; so hat die Einführung einer Amido- oder Hydroxylgruppe an die dem zweiten Benzolring benachbarte Ecke als Resultat eine ganz andere Substanz als die Einführung in eine seitliche, nach außen gekehrte Stelle; man spricht hier von α- und β-Stellungen, unterscheidet danach α- und β-Naphthylamin, α- und β-Naphtol; weiter kommt bei Einführung zweier oder mehrerer Gruppen in Betracht, ob sie durch eine, zwei oder drei unbesetzte Ecken geschieden sind. Die Beantwortung der Frage, an welche der acht möglichen Stellen die eingeführten Gruppen sich angelagert haben, gehört selbstverständlich zu den schwierigsten und verwickeltsten Aufgaben der Chemie. Jedenfalls ist aber ersichtlich, welche ungeheure Menge von verschiedenen Körpern hierbei möglich ist und ein wie weites Feld das Naphthalingebiet dem Farbstoffchemiker geboten hat. Dieses Feld ist mit einer Intensität ohne Gleichen und vielfach mit bedeutendem Erfolg bearbeitet worden; einige Naphtholsulfosäuren, Disulfosäuren, Amidonaphthol- und Dioxynaphthalinsulfosäuren haben in ihrer Anwendung als Komponenten für Azofarbstoffe den ein Patent darauf besitzenden Fabriken ungeheure Summen eingebracht.

Mühlheim a. M. Dr. Julius Thilo.

Selbstanzeigen.

Phantasus. Berlin. Johann Sassenbach.

Als die jungen Dichter der achtziger Jahre mitten im tiefsten deutschen Literaturfrieden plötzlich über die aufgeschreckte Bourgeoisie herfielen und die Gelbveiglein aus ihren Versen reuteten, um dafür Kartoffeln zu pflanzen, glaubten sie, damit die Lyrik, wie der Kunstausdruck lautete, „revolutionirt" zu haben. Ich schlug auch die Trommel, schwenkte abwechselnd auch die Fahne, rasselte mit meinem eingebildeten Zahnstocher ebenfalls und bin also über die Stimmung, die damals rumorte, einigermaßen informirt. Wir hatten Glück und stehen heute in den Konversationlexiken als Begründer der sogenannten „Großstadtlyrik". Dann kam das Jahr 1890, in dem das neue Drama geboren wurde — ich weiß, Spaßvögel behaupten, es sei unterdessen schon längst wieder gestorben —, und die Lyrik, die bis dahin das Interesse, wenigstens der Produzenten, fast ausschließlich behauptet hatte, gerieth im Handumdrehen wieder in Geringschätzung. Die eben noch auf der Barrikade gestanden, die eben noch, eine neue Welt in ihrer Leier, von einem nahen Morgenroth geträumt, das den Speckigen, die nicht durch das Nadelöhr gingen, das Jüngste Gericht bedeuten sollte, den Mühsäligen und Beladenen aber die Auferstehung, — die Göttin von gestern irrte wieder umher, geächtet wie Genoveva. Nur wenige Getreue, die ein vorsorgliches Geschick mit begüterten Vätern gesegnet, folgten ihr in die Einöde, wo der Mond sich in ihren Brillantringen spiegelte; und unter seltsamen Pappeln, die unter seltsamen Himmeln ein seltsames Rauschen vollführten, trieb nun ein seltsamer Kultus sein seltsames Wesen . . . Ich kondensire nur; ich übertreibe nicht. Das Kleid dieser wohlhabenden Jünglinge war schwarz vom schweren Violett der Trauer, sehnend grün schillerten ihre Hände; und ihre Zeilen — Explosionen sublimer Kämpfe — waren Schlangen, die sich wie Orchideen wanden. Der graue Regenfall der Alltagsasche erstickte sie. Sie wollten das schreckliche Leben der Felsen begreifen und erfahren, welchen erhabenen Traum die Bäume verschweigen. Aus ihren Büchern der Preis- und Hirtengedichte, der Sagen und Sänge, der hängenden Gärten und der heroischen Zierrathe, der donnernden Geyser und der unausgeschöpften Quellen dufteten Harmonien in Weiß, vibrirten Variationen in Grau und Grün, schluchzten Symphonien in Blau und Rosa. Noch nie waren so abenteuerlich gestopfte Wortwürste in so kunstvolle Ornamentik gebunden. Half nichts. Ihr Dasein blieb ein submarines und das deutsche Volk interessirte sich für Lyrik nur noch, insofern sie aus den Damen Friederike Kempner und Johanna Ambrosius träufelte.

Allein, wie dreitausend Jahre nach den Propheten schon Börne entdeckte: nichts ist flüchtiger als die Zeit, nichts ist dauernd als der Wechsel! Und so soll denn, wie man sich heute zuflüstert — nicht, wie früher, in den Dachstuben von Berlin N., wo die Begeisterung fieberte, o nein, die Kunst ist inzwischen glücklich exklusiver geworden, sondern in den literarischen Cirkeln von Berlin W., wo der Geschmack domizilirt — die Verstoßene wieder zurückgekehrt sein und beladen mit Schätzen, mit tausend Kleinodien, um die sie die Einsamkeit bereicherte, wieder unter uns weilen als: heimliche Kaiserin.

Heil ihr! Was könnte schöner sein? Ihr galten meine ersten Seufzer und ich war eigentlich in einem Alter, wo man gewöhnlich schon verständiger ist, als

ich mir allen Ernstes noch einbildete, ich würde nie in meinem Leben eine Zeile schreiben, die nicht zugleich ein Vers wäre. Alle Kunst war mir Poesie und alle Poesie Lyrik. Ich liebte sie, wie ein Page seine Königin liebt, fühlte mit Wollust auf meinen Armen ihre seidene Schleppe und war selig, wenn ich nachts auf ihrer Schwelle lag. Wenn ich daher im Moment von ihrer heimlichen Kaiserinnenschaft noch nicht ganz überzeugt bin — und ich bins nicht —, so bilde ich mir wirklich ein, daß die Gründe dieser Skepsis einigermaßen schmerzliche sind und nicht blos von einem Individuum herrühren, das das Allerheiligste nie mit Füßen betreten. Ich war noch nicht Zwanzig, als ich die ersten Verse meines ersten „Phantasus" schrieb, und glaube also, mit einigem Recht an die Brust schlagen zu dürfen: „anch' io!"

Ich weiß nicht, ob man mir sofort Recht geben wird. Aber der große Weg zur Natur zurück, den seit der Renaissance die Kunst nicht mehr gegangen und den nach den allerdings noch nicht überall und völlig überwundenen Eklektizismen einer Jahrhunderte langen Epigonenzeit endlich breit wiedergefunden zu haben, einer der denkwürdigsten Glückszufälle unseres Zeitalters bleiben wird, den in der Literatur, eine Generation vor uns, zuerst der Roman betrat und dann, erst in unseren Tagen, endlich auch das Drama, — dieser Weg ist von der Lyrik noch nicht beschritten worden. Weder in Deutschland noch anderswo. Wo bisher auch nur der Versuch dazu gemacht wurde, führte Das technisch zu Monstrositäten, wie bei Walt Whitman. Das Alte zerbrach, aber ein Neues wurde nicht an seine Stelle gesetzt. Ich halte es nicht für überflüssig, denn ich möchte gerade in diesem Punkt nicht gern mißverstanden werden, hinzuzufügen: ich verehre in Walt Whitman einen der größten Menschen, die je gelebt haben. Nur war — keine Bewunderung kann mir darüber hinweghelfen — in ihm als Künstler eine zu große Dosis Victor Hugo. Nicht unter die großen Bildner seiner Kunst gehört er, sondern unter ihre großen Redner. Ja, er war sogar unzweifelhaft ihr weitaus größter.

Daß wir Kuriosen der „Modernen Dichtercharaktere" damals die Lyrik „revolutionirt" zu haben glaubten, war ein Irrthum; und vielleicht nur deshalb verzeihlich, weil er so ungeheuer naiv war. Da das Ziel einer Kunst stets das gleiche bleibt, nämlich die möglichst intensive Erfassung desjenigen Komplexes, der ihr durch die ihr eigenthümlichen Mittel überhaupt offen steht, messen ihre einzelnen Etappen sich naturgemäß lediglich nach ihren verschiedenen Methoden, um dieses Ziel zu erreichen. Man revolutionirt eine Kunst also nur, indem man ihre Mittel revolutionirt. Oder vielmehr, da ja auch diese Mittel stets die gleichen bleiben, indem man ganz bescheiden nur deren Handhabung revolutionirt. Dieser Ideengang mag heute vielleicht Manchem bereits selbstverständlich scheinen. In meiner „Kunst", 1890, lieferte ich zu ihm die Basis. Jedenfalls Zweierlei steht fest: ihn besaß damals noch Niemand von uns; und auch heute noch handhabt die Lyrik ihre Mittel in der selben Weise, in der sie schon unsere Großväter gehandhabt haben. Die Verse selbst der Allerjüngsten bei uns unterscheiden sich in ihrer Struktur in nichts von den Versen, wie sie vor hundert Jahren schon Goethe gekonnt und wie diese sich ja auch wieder nicht von den Versen unterschieden hatten, wie sie bereits das Mittelalter skandirte oder, wenn man noch weiter will, die Antike. Man kann in die Lyrik — wenigstens in die niedergeschriebene der Kulturvölker, die andere, über die genügende Dokumente noch nicht vorhanden sind, entzieht sich leider

unserer Beurtheilung — zurücktauchen, so tief man will: man wird, rein formal, so unzählige Abänderungen es durch alle Völker und Zeiten auch erfahren, stets auf das selbe letzte Grundprinzip stoßen. Daß man auf dieses nicht früher kommen konnte, als bis es sich perspektivisch von einem neuen bot, erklärt sich hinlänglich durch sich selbst. Trotzdem wird es stets etwas Heikles bleiben, ein solches letztes Prinzip präzisiren zu wollen. Namentlich, wenn man es als Erster thut. Der Zweite hat es dann schon leichter. Aber ich möchte es nennen, das alte, das überlieferte: ein Streben nach einer gewissen Musik durch Worte als Selbstzweck. Oder noch besser: nach einem Rhythmus, der nicht nur durch Das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt, sondern den daneben auch noch seine Existenz rein als solche freut.

In diesem Streben, das ein durchaus äußerliches ist, weil es aus einem Quell für sich fließt und nicht unmittelbar aus dem Wesen dieser Kunst, mit dem es nichts zu thun hat, trifft sich, ich wiederhole, rein formal alle bisherige Lyrik. Aus ihm gebaren sich nach und nach alle ihre Formen. Keine dieser Formen ließ den Worten — den Mitteln dieser Kunst! — ihren natürlichen Werth und eine nach der anderen wirthschaftete ab, sobald es sich ergab, daß die Welt, über die sie sich hatte stülpen wollen, für ihren umcirkelten Mechanismus denn doch ein Wenig zu weit war. Dann war mit ihr gefaßt, was sich mit ihr hatte fassen lassen; und die zu Anderem nichts mehr taugte, wanderte, ein Präparat mehr, in das gelehrte Naturalienkabinet der sogenannten „Poetik", wo sie nun, zu ihren Schicksalsgenossinnen in Spiritus gesetzt, die Sehnsucht alles nachgeborenen Dilettantenthumes weckt.

Es würde natürlich stutzig machen, wenn es sich ergäbe, daß dieses Streben als ursprünglich letztes formales Grundprinzip sich nur in der Lyrik allein nachweisen ließe. Man würde dann daraus folgern müssen, so sehr sich die Einsicht, die dafür keinen genügenden Grund finden kann, dagegen auch sträubt, daß der Lyrik dieses Streben am Ende doch eigenthümlich sein könnte; und als Schlußfolgerung würde sich dann natürlich ganz von selbst ergeben, daß es also aus ihr auch nicht mehr eliminirbar sein würde. Dem ist aber nicht im Geringsten so. Dieses Streben hat seine Riesenrolle im Gegentheil nicht nur in der Lyrik, sondern auch in ihren beiden Schwesterkünsten gespielt, im Epos und im Drama. Und in diesen Beiden — kein vorwärts Schreitender kann darüber mehr im Zweifel sein — liegt seine Kraft bereits gebrochen. Ein Epiker, der einem vorgefaßten Klangschema zu Liebe sich noch an der Niederschrift, und sei es auch nur einer einzigen Silbe, hindern ließe, ist heute einfach nicht mehr denkbar. Von den üblichen Nachäffern sämmtlicher Epochen sehe ich natürlich ab. Diese Plebs wird es immer geben. Und wenn sich auf der anderen Seite allerdings auch nicht leugnen läßt, daß neuerdings einige, wie es scheint, wieder zurückbleibende Dramatiker unter dem erleichterten Beifall eines darüber natürlich nicht entrüsteten Publikums sich in die alten Eierschalen ihrer Kunst wieder zurückgerettet haben, so darf das abschließende Urtheil über diese Couragirten getrost der Zukunft überlassen werden. Die Entwickelung schreitet über jeden Archaismus unaufhaltsam hinweg, und wer die Unvorsichtigkeit begeht, sich unter ihre Fußspitzen zu verirren, wird, falls er unter diesen Fußspitzen verharrt, sich unter diesen Fußspitzen eines schönen Tages zerquetscht finden. Das ist das Gesetz. Es ist in unser Belieben gestellt, an ihm zu zweifeln, nicht aber, uns durch unseren Zweifel seiner Wirkung zu entziehen.

Die Revolution der Lyrik, von der so Viele schon fabeln, daß sie längst eingetreten sei, wird nicht eher eintreten, als bis auch diese Kunst, gleich ihren voraufgegangenen Schwestern, sich von jenem Prinzip, das sie noch immer einengt und das ihre Schaffenden noch immer in Zungen reden läßt, die schon ihre Ururgroßväter gesprochen, endlich emanzipirt und ein neues, das sie von allen Fesseln, die sie noch trägt, erlöst, das sie von allen Krücken, auf denen sie noch humpelt, befreit, endlich an dessen Stelle setzt. Erst dann wird in die große neueuropäische Literaturbewegung, in der ihre beiden Schwesterkünste sich bereits befinden, endlich auch die Lyrik gemündet sein, und dann erst, nicht früher, werden ihre Anhänger davon träumen dürfen, ihrer heimlichen Kaiserin über ihre Rivalinnen hinweg, falls ihre Kraft sie so weit trägt, die Zukunft zu erobern!

Welches dieses Prinzip sein wird? Ich hatte das alte, das heute noch herrschende, zu definiren gesucht als „ein Streben nach einer gewissen Musik durch Worte als Selbstzweck." Oder noch besser: „nach einem gewissen Rhythmus, der nicht nur durch Das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt, sondern den daneben auch noch seine Existenz rein als solche freut." Aus dieser Definition, deren Fassung ich preisgebe, ergiebt sich zwingend die neue: eine Lyrik, die auf jede Musik durch Worte als Selbstzweck verzichtet und die, rein formal, lediglich durch einen Rhythmus getragen wird, der nur noch durch Das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt. Es scheint, als würde in dieser Lyrik, was man bisher unter „Form" verstand, keinen Platz mehr finden. Ein Trugschluß. Man schließt ihn immer. Man schloß ihn auch damals, als wir vor nun schon fast einem Dezennium daran gingen, die Papiersprache, um die es sich jetzt endlich, wie mir scheint, auch in der Lyrik handelt, oder doch wenigstens um deren Suprematie, aus dem Drama zu drängen. Es war unglaublich, was wir da zu hören bekamen. Wir waren die stumpfsinnigen Barbaren, die in die blühenden Kulturen uralter Schönheit wie die Hunnen brachen, Ignoranten, die von der voraufgegangenen Herrlichkeit einer glänzenden Reihe von verrauschten Epochen keine Ahnung hatten, und was wir schufen, war „eine Thierlautkomoedie, zu schlecht selbst fürs Affentheater." Erst heute, allmählich, zum Theil wenigstens, ist man dahintergekommen: jene Sprache, die wir heraufführten, die wir für eine neue Entwickelungmöglichkeit als nothwendiges unterstes Fundament legten, auf dem der Aufbau, und sollte es auch noch so lange dauern, nun unmöglich mehr gehindert werden kann, diese Sprache, weit entfernt, nicht so differenzirt zu sein wie die, auf die man naiver Weise uns hinwies, setzte im Gegentheil ein Können voraus, das ungleich verfeinerter war als das durch die Zeiten geradezu zur reinen Maschine gewordene der Ueberlieferung, mit dem man heute beliebig sogenannte korrekte Ibsenprosa drechselt oder gar — mag der Himmel ihr vergeben — fünffüßige Jamben abhackt.

Daß damit gegen die Großen, gegen die Gewaltigen der Geschichte, die in diesen Formen, als sie noch nicht ausgeleiert waren, Unvergleichliches geleistet haben, auch kein Titelchen gewagt war, daß damit das Verdikt vielmehr nur auf Diejenigen fiel, die, mit einer für sie überflüssigen Bescheidenheit nicht gerade behaftet, vor jenen Einzigen jeder lebendigen Respektsempfindung so total baar waren — und es natürlich auch noch sind —, daß dieses Gezieser sich nicht entblödet, die Gefäße, in die jene Leuchtenden ihren Geist gegossen, in seine ver-

krüppelten Finger zu nehmen, um diese Manipulation nun auch zu versuchen und so jenen Auserwählten gewissermaßen nachträglich Konkurrenz zu machen, — dieser ganze Ideenkomplex, sollte man meinen, war so selbstverständlich, daß es wirklich überflüssig erscheinen mußte, ihn damals auch nur zu streifen, geschweige denn, ihn gar umständlich festzulegen. Trotzdem lese ich noch heute: „Ich glaube nicht, daß Jemand das Wesen unseres modernen Stiles richtig würdigen kann, der wie Holz über Shakespeare zu sprechen vermag." Ich habe über Shakespeare noch niemals gesprochen, sondern mich nur begnügt, zu konstatiren, daß unsere Sprache im Drama nicht mehr die seine ist und daß unsere im Gegensatz zu aller voraufgegangenen, die wir nur noch, um mich so auszudrücken, „historisch" genießen, die heute lebendige ist. Und da kommt Das nun, genirt sich nicht, seine Mikrobenhaftigkeit schützend vor einen Riesen wie Shakespeare zu stellen, und schreibt: „unseres modernen Stiles", den „richtig würdigen zu können" dieser kostbar überzeugte Thürhüter des Allerheiligsten, auf den die Entwickelung wirklich erst gewartet zu haben schien, mir absprechen muß. „Unseres", das heißt also desjenigen Stiles, der, so weit er bereits Stil geworden — denn ein anderer ist, wenigstens bei uns in Deutschland, vorläufig noch nicht zu entdecken — von mir in Gemeinschaft mit meinem Freunde Johannes Schlaf überhaupt erst geschaffen wurde! . . . Es hieße, dieser Sorte, die sich heute, Goethe im Maul und Mikosch im Herzen, in Alles mengt, und zwar in Jedes, wie das Exempel wieder lehrreich belegt, um so dreister, je kläglich weniger sie davon versteht, selbstverständlich zu viel Ehre anthun, wenn man sich auch nur einen Einzigen aus ihr langte und ihn unter die Douche hielte. Die Sekte wird doch nicht alle. Aber ich gestehe gern, ich habe durch diese Leute gelernt und erkläre daher diesmal ausdrücklich: Kein Ruhm der alten Zeit wird dadurch, daß ich heute auch in der Lyrik ihre alten Formen für altes Eisen deklarire, angetastet. Auch ich — die Herren dürfen davon überzeugt sein — weiß ein goethisches Lied über einen Schmarren von Ludolf Waldmann zu stellen und in meinem Schädel befindet sich ein Archiv, mit lyrischen Wunderwerken gewesener Generationen so vollgepfropft, daß ich wirklich davon überzeugt bin, es wird in ihrer Art Köstlicheres nie geschaffen werden. Nur eben — und darum dreht es sich, wie es sich stets drehen wird in solchen Fällen —: in ihrer Art! Die Menschheit, so weit sie Lyrik betreibt, hat aber — sagen wir — höchstens zehn, fünfzehn Jahrtausende bereits hinter sich und aller Wahrscheinlichkeit nach mindestens die zehnfache Zeit — auf eine kleine Handvoll Jahrtausende mehr oder weniger kann es ja dabei zum Glück nicht ankommen — noch vor sich. Es wird daher muthmaßlich noch eine ganze Reihe von solchen Arten geben und jede wird ihr Höchstes erreicht haben und dann nothwendig der nächsten Platz machen müssen, nachdem sie im Grunde genommen eigentlich immer wieder nur Das für ihre Zeit geleistet haben wird, was die voraufgegangene bereits für ihre Zeit geleistet hatte. Das ist Alles. Mir scheint, es kann Simpleres nicht geben.

Eine Lyrik, die auf jede Musik durch Worte als Selbstzweck verzichtet und die, rein formal, lediglich durch einen Rhythmus getragen wird, der nur noch durch Das lebt, was durch ihn zum Ausdruck ringt. Eine solche Lyrik, die von jedem überlieferten Kunstmittel absieht, nicht, weil es überliefert ist, sondern, weil sämmtliche Werthe dieser Gruppe längst aufgehört haben, Entwickelungswerthe zu sein, habe ich in meinem Buche versucht.

Wozu noch der Reim? Der Erste, der — vor Jahrhunderten! — auf Sonne Wonne reimte, auf Herz Schmerz und auf Brust Lust, war ein Genie, der Tausendste, vorausgesetzt, daß ihn diese Folge nicht bereits genirte, ein Kretin. Brauche ich den selben Reim, den vor mir schon ein Anderer gebraucht hat, so streife ich in neun Fällen von zehn den selben Gedanken. Und man soll mir die Reime nennen, die in unserer Sprache noch nicht gebraucht sind. Gerade die unentbehrlichsten sind es in einer Weise, daß die Bezeichnung „abgegriffen" auf sie wie auf die kostbarsten Seltenheiten klänge. Es gehört wirklich kaum „Uebung" dazu: hört man heute ein erstes Reimwort, so weiß man in den weitaus meisten Fällen mit tötlicher Sicherheit auch bereits das zweite. Wir vom Publikum haben dann schon immer antizipirt, womit, um mit Liliencron zu reden, der „Dichter" nun erst hinterdreinhinkt. Wir hören Witzen zu, wissen aber leider immer schon die Pointen. Das wäre drollig und schade, daß es ausstürbe, wenn es auf die Dauer nicht so langweilig wäre. So arm ist unsere Sprache an gleichauslautenden Worten, so wenig liegt dies „Mittel" in ihr ursprünglich, daß man sicher nicht allzu sehr übertreibt, wenn man blind behauptet, fünfundsiebenzig Prozent ihrer sämmtlichen Vokabeln waren für diese Technik von vorn herein unverwendbar, existirten für sie gar nicht. Ist mir aber ein Ausdruck verwehrt, so ist es mir in der Kunst gleichzeitig mit ihm auch sein reales Aequivalent. Kann es uns also wundern, daß uns heute der gesammte Horizont unserer Lyrik um folgerecht fünfundsiebenzig Prozent enger erscheint als der unserer Wirklichkeit? Die alte Form nagelte die Welt an einer bestimmten Stelle mit Brettern zu, die neue reißt den Zaun nieder und zeigt, daß die Welt auch noch hinter diese Bretter reicht. Gewiß, es mag Individualitäten geben, die sich wohl fühlen werden in dem alten Mausloch bis in alle Ewigkeit. Niemand wird sie daran hindern. Nur wird ihre Thätigkeit für den Fortschritt in ihrer Kunst ungefähr den selben Werth haben, den heute das Soldatenspielen unserer kleinen Kinder für den künftigen Weltkrieg hat. Der Tag, wo der Reim in unsere Literatur eingeführt wurde, war ein bedeutsamer; als einen noch bedeutsameren wird ihre Geschichte den Tag verzeichnen, wo dieser Reim, nachdem er seine Schuldigkeit gethan, mit Dank wieder aus ihr hinauskomplimentirt wurde. Für Struwwelpeterbücher und Hochzeitkarmina kann er ja dann immer noch, je nach Bedarf, durch die Hinterthür wieder eingelassen werden.

Aehnlich die Strophe. Wie viele prachtvollste Wirkungen haben nicht ungezählte Poeten Jahrhunderte lang mit ihr erzielt! Wir Alle, wenn wir Besseres nicht zu thun wissen und alte Erinnerungen locken, wiegen uns noch in ihr. Aber eben so wenig wie die Bedingungen stets die selben bleiben, unter denen Kunstwerke geschaffen werden, genau so ändern sich auch fortwährend die Bedingungen, unter denen Kunstwerke genossen werden. Unser Ohr hört heute feiner. Durch jede Strophe, auch durch die schönste, klingt, sobald sie wiederholt wird, ein geheimer Leierkasten. Und gerade dieser Leierkasten ist es, der endlich aus unserer Lyrik heraus muß. Was im Anfang Hohes Lied war, ist dadurch, daß es immer wiederholt wurde, heute Bänkelsängerei geworden.

Es kann natürlich nicht meine Absicht sein, Alles, was die bisherige Form von der zukünftigen trennen wird, hier schon heute positiv und negativ in Paragraphen zu zwängen. Es genügt, daß vorläufig das Prinzip gegeben ist. Man

kann unmöglich bereits die Blätter an einem Baum zählen, dessen Keim kaum erst aus der Erde ragt. Ihre ungefähren Umrisse lassen sich bestimmen; ihre Zahl und Pracht ist Sache der Entwickelung.

Wie wenig mir in meinem Buche Das, was mir vorschwebte, schon geglückt ist, fühle ich selbst am Tiefsten. Nur hier und da, in einzelnen Gedichten, in kleinen Absätzen, oft nur in wenigen Zeilen, glaube ich es bereits gelungen. Mein Leben, dessen äußere Umstände leider nie danach geartet waren, daß ich Ideen, die ich für die einzig fruchtbringenden hielt, ungestört nachgehen durfte, hat mich die Zeit, die Konzentration und die Kraft, die dazu gehört hätten, diese Arbeit, die sich als die natürliche Aufgabe einer ganzen Generation darstellt, sofort selbst, allein und bis ins Einzelnste zu bewältigen, nicht aufbringen lassen. Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß es mir gelingen wird, unterstützt von gleich Ueberzeugten, die mir folgen werden und die, je nach ihrer Individualität, das Angefangene vertiefen und weiterbilden werden, mit jedem neuen Buche meinem Ziel um einen Schritt näher zu kommen.

Es ist mir keinen Augenblick zweifelhaft, daß man mich sofort auf Goethe und namentlich auch auf Heine verweisen wird: Da, sieh Dir an, ihre „Freien Rhythmen"; ist in denen nicht Alles, was Du willst, längst erfüllt? Diese Besserwissenden, ich kann mir nicht helfen, sind ein Bischen schwerhörig. Der geheime Leierkasten, von dem ich behauptete, daß er für feiner Hörende durch unsere ganze bisherige Lyrik klänge, klingt deutlich auch durch jene sogenannten „Freien Rhythmen." Sie mögen meinetwegen von Allem frei sein, von dem man münscht, daß sies sein sollen; nur nicht von jenem falschen Pathos, das die Worte um ihre ursprünglichen Werthe bringt. Diese ursprünglichen Werthe den Worten aber gerade zu lassen und die Worte weder aufzupusten noch zu bronziren oder mit Watte zu umwickeln, ist das ganze Geheimniß. In diese Formel, so unscheinbar sie auch aussieht, konzentrirt sich Alles. Wenn ich einfach und schlicht — nota bene vorausgesetzt, daß mir Dieses gelingt, nur mißlingt es mir leider noch meistens! — „Meer" sage, so klingts wie „Meer"; sagt es Heine in seinen Nordseebildern, so klingts wie „Amphitrite". Das ist der ganze Unterschied. Er ist allerdings so wesenstief, daß das Gros, ich gebe mich da absolut keinen Illusionen hin, höchst wahrscheinlich erst hinter ihn kommen wird durch seine Enkel. Die zeitgenössische französische vers-libre-Bewegung — ich habe sie leider zu wenig kontroliren können, aber ich vermuthe, daß ihre letzte Tendenz sich mit meiner deckt — scheint mir in Theorie und Praxis erst bis zu Goethe und Heine gelangt. Jedenfalls: von Allen, die in Deutschland bisher Verse geschrieben, weiß ich nur Einen: Liliencron! Man lese sein Lyrikon „Betrunken." Da ist Alles bereits erreicht. Aber er wußte offenbar selbst nicht, was ihm gelungen war, und die Wunderthür, die seine Wünschelruthe schon gesprengt hatte, fiel, ohne daß er Dessen, wie im Märchen, gewahr wurde, wieder hinter ihm ins Schloß. Er war zu sehr Dichter, „nur" Dichter, um zu ahnen, welchen seltsamen Dingen er bereits auf der Spur gewesen. Andere, Jüngere, kamen erst später und waren zweifellos schon beeinflußt. Es waren Kräfte unter ihnen, darunter sogar eine erste Kraft wie Mombert, aber Alles blieb nur ein Tappen. Was mit der einen Leistung bereits errungen war, wurde mit der anderen wieder preisgegeben. Es war überall, falls ich mich hier des ehemaligen Jargons der seligen Gartenlaube bedienen darf, nur erst „Instinkt", noch nirgends „Ueberlegung".

Ich habe mir mein Buch, ähnlich wie mein Drama „Sozialaristokraten", als das erste einer Reihe gedacht. Ich setzte über diese beabsichtigte Reihe meinen alten Titel „Phantasus", weil es mich drängt, eine Idee, die ich als junger Mensch nur unvollkommen habe ausdrücken können und mit Mitteln, die nicht mir selbst gehörten, heute vollkommener auszudrücken und mit Mitteln, die ich nicht mehr meinen Vorgängern verdanke. Da ich mir jedoch die Zahl der Einzelstücke, die in diesem ersten Theil nur fünfzig beträgt, im vollendeten Werke als eine ungleich größere vorstelle, so glaubte ich, den Versuch, schon jetzt durch diese Fragmente die geplante Komposition durchschimmern zu lassen, noch nicht unternehmen zu dürfen. Es würde also ziemlich aussichtlos bleiben, schon jetzt zwischen den einzelnen Gedichten jenen Faden zu suchen, der unmöglich bereits da sein kann. Die für den ersten Augenblick vielleicht etwas sonderbar anmuthende Druckanordnung — unregelmäßig abgetheilte Zeilen und unsichtbare Mittelachse, die ich für diese Form bereits seit Jahren vorgesehen, inzwischen ist sie glücklich „modern" geworden — habe ich gewählt, um die jeweilig beabsichtigten Lautbilder möglichst auch schon typographisch anzudeuten. Denn wenn irgend eine bisher, so ist es gerade diese Form, die, um ihre volle Wirkung zu üben, den lebendigen Vortrag verlangt. Und so wenig allerdings eine solche „Typographie" auch schon genügen mag, uns steht leider ein anderes Mittel für solche Zwecke zur Zeit noch nicht zur Verfügung. Was ich auf diese Weise gegeben, ich weiß, sind also gewissermaßen nur Noten. Die Musik aus ihnen muß sich Jeder, der solche Hieroglyphen zu lesen versteht, allein machen.

Meine ersten Ansätze zu der, wie ich glaube, eigenthümlichen Technik des Buches, der letzte Einfachheit das höchste Gesetz ist, der möglichste Natürlichkeit die intensivste Kunstform scheint und die, wenigstens in solcher Bewußtheit, noch von Keinem bisher durchgeführt wurde, reichen bei mir weit zurück. Das Einleitungsgedicht, das älteste, das in seiner Technik allerdings noch bedenklich zurück ist und dem die Ueberlieferung noch aus allen Poren guckt — ich glaubte trotzdem, nicht von ihm absehen zu dürfen, weil es sich später für mich herausstellte, daß zufällig gerade in ihm psychologisch mein Ausgangspunkt gesteckt —, datirt bereits aus dem Jahre 1886. Dann kamen die Prosaexperimente gemeinsam mit Johannes Schlaf, die in den „Neuen Gleisen" niedergelegt sind, und erst 1893, also volle sieben Jahre später, gab ich neue Proben. Sie erschienen im „Modernen Musen-Almanach" von Otto Julius Bierbaum und veranlaßten damals das Schlagwort „Telegrammlyrik". Hatte die Kritik damals Recht, so stammten sie von einem Idioten. Unterdessen haben sie aber doch in der Stille gewirkt und ich würde deshalb einigermaßen überrascht sein, wenn man heute versichern wollte, daß ich noch mit ihnen allein stünde. Daß ich mit ihnen erst so spät auf den Platz trete, hat, um schließlich auch Das noch nicht unerwähnt zu lassen, seinen Grund darin, daß sieben tote Jahre hinter mir liegen, in denen ich versucht hatte, mich meinen künstlerischen Plänen zu Liebe, die ich anders nicht glaubte durchführen zu können, materiell unabhängig zu machen. Leider vergeblich. Ich diente um die Rahel und kriegte nicht mal die Lea! Erst vor etwa einem Jahr, durch die Initiative des Herausgebers dieser Zeitschrift — ich bitte ihn, mir diese Zeile nicht zu streichen —, war es mir ermöglicht worden, meine unterbrochenen Arbeiten wieder aufnehmen zu dürfen. Meint man, meine Verse seien gar keine,

sondern nur abgetheilte Prosa, so habe ich nichts dagegen. Es kommt mir auch hier wieder nicht auf den Namen an, sondern nur auf die Sache. Und die besteht, ich wiederhole, darin, daß ich den Weg, den das Drama bereits gegangen, nun endlich deutlich auch für die Lyrik zeigen will. Daß sie ihn nicht gehen wird, ist vollkommen ausgeschlossen. Er allein führt in die Zukunft.

Es ist merkwürdig, was es für Leute giebt. Man hat sich mit aller Energie, die in Einem ist, Jahre lang über ein Problem das Gehirn zergrübelt und begeht dann die Unvorsichtigkeit, nachdem ein Resultat dabei herausgesprungen scheint, an dieses Resultat nicht nur zu glauben, sondern, was schon bedeutend schwerer fällt, auch diesem Resultat entsprechend zu handeln, — und die Gentlemen pflanzen sich sofort auf wie das schönste Ehrenspalier und brüllen: Kennen wir! Wieder Einer, dem die Trauben zu sauer sind, weil sie ihm zu hoch hängen! So las ich erst unlängst: mein Wollen, so weit es sich ums Theater dreht, „würde unbegreiflich sein, wenn nicht klar wäre": — ich citire wörtlich! — „er will nur gerade so, weil er nicht anders kann, er macht aus seiner Noth eine Tugend für Alle. Diese Erkenntniß (!) können auch die längsten und klarsten Erörterungen vom Kunstprinzipien nicht verdunkeln; sie würde nur dann als irrthümlich sich erweisen, wenn Holz einmal durch die That bewiese, daß er nur so dichte, weil er Das für das Richtige halte, und auch anders, in der für alt und unwahr (!!) erklärten Weise Dramen zu schreiben vermöge, falls er diese Weise für die rechte erkenne; erst wenn er mal ein Stück schreibt, wie die Anderen es thun, wird man ihm glauben müssen, daß nur künstlerische Ueberzeugung und nicht bemänteltes Unvermögen ihn zwingt, in seiner Weise zu schreiben!" Der Biedere, der Dieses in seiner Weise geschrieben, mag unbesorgt sein. Ich beabsichtige nicht, von seinem Recht auf Stupidität Gebrauch zu machen. Nur bin ich wirklich neugierig. Wie wird man mir jetzt kommen? Gegen „bemänteltes Unvermögen" wenigstens glaube ich, diesmal glücklich geschützt zu sein. Ich führe nur einen Beleg an. Ich hoffe, er wird ausreichen. Denn er stammt von einem „Kunstrichter", der es vor seinen Lesern energisch ablehnte, über mich als Dramatiker auch nur zu referiren, da Elaborate, wie die meinigen — wahrscheinlich ähnlich wie der Geschundene Raubritter und Verwandtes — „nicht in die Literatur gehörten." So tief schätzte er mich in seiner Theaterrubrik. Einige Monate früher, als er von der Redaktion des PAN aufgefordert worden war, über „die Entwickelung der neueren Lyrik in Deutschland" zu schreiben, hatte dieser selbe Mann geglaubt, über mich als Lyriker berichten zu müssen: „Er ist unter den Jüngeren der glänzendste Versequilibrist, der geschickteste und gewandteste Sprachtechniker, der Künstler der Außenform". Das genügt. Auf alles Uebrige verzichte ich an dieser Stelle. Ich hoffe also, auf meine Zeitgenossen und Mitdeutschen, auf die, man mag sagen, was man will, alles Moralische doch immer noch seine sichere Wirkung übt, einen gewissen Eindruck zu Gunsten meiner Sache nicht zu verfehlen, wenn ich mich jetzt vor sie hinstelle und sage: „Lieber deutscher Michel! Du entschuldigst, daß ich Dich kollektiv anrede. Aber Alles, was dieser glänzendste Versequilibrist, dieser geschickteste und gewandteste Sprachtechniker, dieser Künstler der Außenform kann oder, noch besser, was man ihm zuschreibt, daß er es könnte — und Tausende, die danach ringen, würden froh sein, wenn sie es könnten oder wenn man es ihnen zuschriebe, daß sie es könnten —, und wäre es selbst das ungezählt Hundertfache,

ist vor Dem, was uns noth thut, noch nicht so viel werth, daß ich es hier auf Daumen und Zeigefinger lege und in die Luft knipse. Er pfeift darauf! Er hat den schönen schillernden Marschallsstab, der dem Zwanzigjährigen in die Träume gefunkelt, schon seit Jahr und Tag wieder in den Tornister gesteckt und ist froh, daß ihm heute, fünfzehn Jahre später, über seine Schulter wieder die Pike hängt. Wir müssen Alles vergessen und Alles von Neuem anfangen! Unsere Väter in ihrer Art, wir in unserer. Nur so kommen wir weiter." . . .

Aus einem kleinen, sauber gedruckten Büchlein, das auf seinem Umschlag, gezeichnet von Thomas Theodor Heine, hinter einer vorgehaltenen Löwenmaske einen beliebten Kletterkünstler aus dem Zoologischen Garten zeigt — wie es scheint, in Vertretung des Verfassers —, erfahre ich eben, wo ich diese Zeilen beendet habe, daß ich von allen Jüngeren „der gesundeste und mithin uninteressanteste" bin. Um meinen Mangel an Originalität zu verdecken, die nicht meine Sache wäre, hätte ich einst „vor lauter Geistlosigkeit den konsequenten Realismus erfunden." Ich benutze diese Gelegenheit, um hinzuzufügen, daß ich mir bewußt bin, mit diesem meinem neuen Buche, oder doch wenigstens mit Dem, was ich mit ihm beabsichtige, aus dem gleichen Beweggrunde diese „Erfindung" heute zum Abschluß zu bringen. Daß ich meinem Schicksal nicht entgehen, daß ich für diesen Wahnwitz hängen werde, weiß ich. Aber ich fürchte den Galgen nicht. Ich kenne ihn. Er ist nur aus Zeitungpapier. Arno Holz.

Notizen über Mexiko. F. Fontanes Verlag, Berlin.

Unsere Zeit ist vielleicht die letzte gewesen, in der man noch reisen konnte; schon wir kommen kaum noch aus unserer Civilisation hinaus; das Bild bleibt sich von Welttheil zu Welttheil erstaunlich gleich. Nach den Abenteurern haben die Entdecker und Gelehrten uns die Fremde erobert und dann die Künstler unser Nervensystem nach allen exotischen Schwingungtakten vibriren lassen. Jetzt giebt es keine Entfernungen mehr, die genügten, um Abenteuer glaubhaft zu machen; die Geographie und das Wirthschaftleben lehren Handbücher und Weißbücher besser als Baedeker und Hotelführer kennen; und Familienjournale haben, was für die Sinne neu war, durch ihr Bild und Wort gewöhnlich gemacht. Nur wer hinter bekannten Zeichen fremde Bedeutungen zu erkennen sich Mühe giebt oder wer durch ungewohnte Umgebungen und die Einsamkeit der Ferne angeregt wird, alte Bilder mit frischen Augen anzusehen, hat noch Aussicht, häufiger und nicht blos zufällig durch Ortsveränderung Neues zu empfinden: der Reisende, den Kunstwerke und Gesellschaftformen, die längst für ihn keine Bedeutung mehr hatten, auf eine neue Weise zu rühren beginnen, weil sie Bekenntnisse von Seelen sind, gegen die ihn noch nicht die zu lange schon gewußte Unmöglichkeit, ihr Geheimniß zu lichten, stumpf gemacht hat. Dem begegnet es bei seinen Versuchen, eine neue geglaubte Geisteswelt zu enträthseln, daß er durch Augen, die er dem Fremden leiht, in die Landschaft hinein nie geschaute Stimmungen sieht und alltägliche Kunst mit barbarisch-fremden Phantasievorstellungen zu Symbolen verbindet, die für ihn noch nicht verblaßt sind; er liebt das Reisen als die beste Kur für den müden und durch Enttäuschungen oberflächlich gewordenen Geist. Und auch der Reisebeschreibung, Stanley oder Stendhal, will er eine ähnliche Umwand-

lung seines geistigen Sehvermögens abgewinnen und nimmt es, da alles Fertige die Stimmung, in der es entstanden ist, zerstören müßte, als die natürliche und nicht reizlose Schwäche des Reisebuches hin, daß es nur Unvollständiges, nicht ein fertiges Wissen, zu bieten vermag und sich begnügen muß, einen Boden zu bereiten, auf dem dann vielerlei Frucht wachsen mag. Harry Graf Keßler.

Bankdirektoren und Aufsichträthe.

In den letzten Wochen hat sich die misera contribuens plebs wieder einmal über die Millionen-Tantiemen unserer Bankdirektoren und Aufsichträthe geärgert. Mit Recht und mit Unrecht. Mit Recht, wenn solche Gewinne von Drohnen eingeheimst wurden, wie sie an vielen grünen Tischen sitzen, kraft ihres oft nur ererbten Geldes, ohne Erfahrung, ohne jegliches Urtheilsvermögen; mit Unrecht, wo Geschick, Energie und Fleiß ihre Belohnung fanden. Man stößt sich an der Ungeheuerlichkeit der Summen. Als ob außergewöhnliche Leistungen mit der Alltagselle zu messen wären! Die Leistungen einiger unserer Bankdirektoren sind eben außergewöhnliche, sie gereichen nicht nur ihren Aktionären zum Heil, sondern fördern auch allgemein Handel und Wandel und bahnen deutscher Industrie die Wege in ferne Länder. Bei Kommanditirungen gehören Gewinneinräumungen bis zu 25 Prozent keineswegs zu den Seltenheiten; ist die Stellung eines Direktors unserer großen Bankinstitute im Kern aber etwas Anderes? Und wenn man Leuten, die heute die erste Rolle bei der Deutschen, der Dresdener Bank u. s. w. spielen, eine Kürzung ihrer Bezüge zumuthen wollte und diese Leute ihre Entlassung nähmen, so würden gerade die Aktionäre zuerst in Schrecken gerathen.

Im Allgemeinen freilich, wenn man von diesen wirklichen „Leitern" deutschen Geschäftes absieht, stehen die Summen, die jährlich an Bankdirektoren und Aufsichträthe vertheilt werden, in gar keinem Verhältniß zu deren Leistungen. Das ists, was das Publikum irritirt und was früher oder später die Gesetzgebung zum Einschreiten treiben muß; dazu kommt noch, daß gerade diese Drohnen es gewöhnlich sind, die bei starken Ueberzeichnungen sich zuerst an den Napf drängen. Wer in der Bankenwelt bewandert ist, weiß, daß bei der Besetzung fetter Stellen oft der dreisteste Nepotismus herrscht, daß zu Direktoren häufig Leute ernannt werden, die nichts Anderes sind als die Söhne reicher Aufsichträthe, Leute, denen jede Fähigkeit abgeht und die, schon weil sie blutjung sind, nicht die geringste geschäftliche Erfahrung haben können. Einigen dieser Herren wird es schwer, einen korrekten Brief zu schreiben, bei Anderen reicht die Rechenkunst nicht über die vier Spezies hinaus, und stellt man sie vor komplizirtere Aufgaben, so rufen sie nach einem Spezialisten; noch Andere würden bei einem öffentlichen Examen selbst in der Buchführung das Prädikat „mangelhaft" erhalten, während sie doch alle diese Fächer beherrschen müßten, — nicht nur, um Geschäfte zu machen, sondern, um ihre Bank unter fortwährender Kontrole zu haben. Daher kommt es, obgleich die Belehrung des Anlage suchenden Publikums eine ihrer Hauptaufgaben bilden sollte, daß manche Direktoren auf positive Fragen die Antwort stets schuldig bleiben und sich mit ihrer Unwissenheit hinter das Gebot der Vorsicht verschanzen; ja, es giebt Direk-

toren, die in Folgen Dessen die lächerliche Angewohnheit angenommen haben, nur in der Konditionalform zu reden.

Noch erbärmlicher steht es vielfach mit den Aufsichträthen. Da findet man einige bedeutende Menschen, selfmade men, die bei Entscheidungen den Ausschlag geben, für ihre Tantieme redlich denken und arbeiten, der Direktion eine wahre Stütze sind; neben ihnen einen Troß von Plutokraten, behäbig, liebenswürdig, hochanständig, aber auch eben so unwissend und ohne geschäftliche Routine. Diesen Sinekuristen schiebt man in der Regel die Revisionen zu, die sie übernehmen, um wenigstens Etwas zu scheinen; sie fürchten sich auch nicht vor diesem Amt, weil in erster Reihe ja eine reiche Direktion vor dem Riß steht. Solche Revisionen sind denn auch meistens danach; und wenn man zusieht, wie einige Aufsichträthe im Portefeuille herumblättern, ohne das Wechselleſen zu verstehen, ohne Aussteller oder Bezogene zu kennen, wie sie Stichproben an Geldsäcken machen und damit die Kasse revidirt glauben, so möchte man, frei nach Oxenstjerna, rufen: O Ihr Aktionäre, wenn Ihr wüßtet, mit wie wenig Weisheit Eure Kapitalien kontrolirt werden!

Eine solche Revision pflegt ein oder zwei Stündlein zu dauern, oft sogar vorher angekündigt zu werden, während der Eingeweihte weiß, daß sie Tage erfordert und die Kontrole einer Bank überhaupt sehr schwer ist, so schwer, daß viele tüchtige Leute aus diesem Grunde allein den verlockendsten Tantiemen widerstehen und in keinen Aufsichtrath hineinwollen. Von einer großen süddeutschen Bank sagt man z. B., ihre offenen Depots seien so groß, daß eine Einzelbehandlung überhaupt unmöglich sei und sie sich auf Stichproben und die indirekte Kontrole durch die Coupons beschränken müsse; und probat ist vielleicht das Verfahren jenes Direktors, der vor Beginn der Revision ein paar Aktien zu sich zu stecken pflegte, deren Fehlen die angestellten Zähler dann herausfinden mußten, um ihm Gewißheit zu schaffen, daß jedes Pack genau nachgesehen war. Am Richtigsten wäre es, einen Theil der Tantiemen für die Anstellung staatlicher Revisoren zu verwenden, nach verbesserter Art englischer auditors; die Herren Aufsichträthe könnten dann ruhiger schlafen.

Immerhin gehört die Kontrole mehr zu den mechanischen Dingen; die Aufsicht über die Geschäfte selbst müssen sich die Aktionäre mit Hilfe der Presse aneignen und sie müssen, um sie zu üben, regelmäßig in den Versammlungen erscheinen. In dieser Beziehung übertreffen wir zwar alle anderen Länder, sind aber trotzdem noch weit vom Ziel entfert. Da sich allmählich Alles in Aktienform umwandelt, sollte auch der kleine Sparer nachgerade Bilanzen lesen und Fragen stellen lernen. Und was die Presse betrifft, so bringen wohl einzelne hervorragende Blätter eigene Urtheile, aber noch immer ist es Sitte, daß den meisten Zeitungen die Artikel aus den Kreisen der Verwaltungen geliefert werden.

Unser ganzes Großbankensystem, dem die Gesetzgebung hilft, den kleinen Bankier an die Wand zu drücken, hat noch keine schweren Zeiten durchgemacht. Es ist wie ein gewaltiger Baum, der nur mit den dicken Wurzeln in der Erde steckt und dem die Saugwurzeln fehlen; solche Wurzeln sind aber nöthig, nicht nur zur Ernährung, sondern auch zur Befestigung. In einer Krisis werden Millionen Kreditbedürftiger finden, daß die kleinen Bankiers geduldiger, rücksichtvoller, erhaltender mit ihnen verfahren wären, als es die großen Banken thun können, und der Sturm wird einen viel schlimmeren Schaden als sonst anrichten.

Plutus.

Notizbuch.

Friedrich Hebbel ahnte früh, als die Menge noch lüstern in die üppigen Maskenfeste der Romantiker lief, daß die Zeit der reinen Heroentragoedie zur Rüste neige und der trübe Tag der Tragikomoedie nahe, „die sich überall ergiebt, wo ein tragisches Geschick in untragischer Form auftritt, wo auf der einen Seite wohl der kämpfende und untergehende Mensch, auf der anderen jedoch nicht die berechtigte sittliche Macht, sondern ein Sumpf von faulen Verhältnissen vorhanden ist, der Tausende von Opfern herunterwürgt, ohne ein einziges zu verdienen. Ich fürchte sehr, manche Prozesse der Gegenwart können, so wichtig sie sind, nur noch in dieser Form dramatisch vorgeführt werden. Tragisch zu sein, hörten selbst die bedeutendsten auf, seit die Ueberzeugung der einen Partei nicht mehr mit der Ueberzeugung der anderen, sondern nur noch mit ihren Interessen zu kämpfen hat. Aber die Träger und Verfechter dieser Interessen, wie nichtig und erbärmlich sie auch, als Persönlichkeiten betrachtet, seien, sind der Komoedie trotzdem noch nicht verfallen, denn es gehen fürchterliche Wirkungen von ihnen aus. Da bleibt dem Künstler, der sich nicht begnügen will, die Rosen und Lilien auf dem Felde zu malen, nichts übrig, als zu der Form der Tragikomoedie zu greifen.“ Diese Sätze schrieb der Dichter in das Vorwort zu seinem „Trauerspiel in Sizilien“, das die Schreckgestalt eines skrupellos frechen Kapitalisten auf die Bretter bringen wollte. Dem kleinen Werk, in dem die Tatze des Löwen kaum zu erkennen ist, blieb sogar im Kreis der Freunde der Beifall versagt und der Vater, der für das ungerathene Kind stets eine rührende Zärtlichkeit bewahrte, tröstete sich mit dem Glauben, das Publikum sehe in dem schäbigen Protzen Gregorio eine Karikatur, der in der gemeinen Wirklichkeit ein Ebenbild nicht zu finden sei. Er war deshalb froh, als er ein Lustrum später in sein Tagebuch schreiben konnte: „Als es vor einigen Jahren zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko zum Kriege kam, erbot sich ein new-yorker Bankier, diesen Krieg gegen Ueberlassung der Beute privatim zu führen, die nöthigen Generäle aus Europa zu verschreiben, die Truppen anzuwerben und einen Reuschilling zu erlegen, falls das Land nicht in der vereinbarten Frist erobert sei.“ Das war damals ein Gerücht, ein vielleicht von einem Spaßvogel ersonnenes, dem keine Bestätigung folgte. Jetzt aber, da zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien der Krieg ausgebrochen ist, muß man wieder der Stimmung gedenken, aus der dieses Gerücht einst entstehen konnte. Wäre es nicht wirklich verständiger, wenn ein paar new-yorker und madrider Bankiers mit Miethlingschaaren die Sache besorgten? Zur Heroentragoedie läßt der häßliche Handel sich doch nicht aufputzen. Es ist ein Geldkrieg, den die Geldmächte unter einander ausfechten sollten. Die spanischen Geldkönige rasen, weil ein werthvolles Ausbeutungobjekt ihnen zu entschwinden droht, und sie alarmiren die sogenannte öffentliche Meinung, die auf ihren Plantagen produzirt wird; im schlimmsten Fall kommt es zu einem Staatsbankerott, der das Land entschuldet und den Pesetenkurs so gestaltet, daß er für die Börsenleute endlich wieder bequem ist. Was kümmern sie die auf Kuba gehäuften Leichen? Die Gefallenen gehörten nicht zu ihrer Klasse und es ist nun einmal das Schicksal der andalusischen Bauern, im Dienst strebsamer Kapitalisten zu verbluten. Und die Kräfte, die im amerikanischen Norden zum Kriege drängten, sind gewiß nicht von edlerer Art, — wenn man auch zugeben muß, daß die spanische Schandwirthschaft auf der Antilleninsel nicht mehr zu dulden war

und die Kubaner von der Zugehörigkeit zur Interessenphäre der Yankees beträchtliche Vortheile haben werden. Der Deutsche hat keinen Grund, sich für Spanien und gegen die wachsende Macht des Angelsachsenthumes zu erhitzen; er kann ruhig zuschauen, wenn die Lebenskraft und das Ansehen der romanischen Völker, die feine Fäden den Slaven verbinden, rascher, als ers ahnen konnte, schwindet. Aber er darf sich auch nicht durch veraltete Vorstellungen täuschen lassen. Ein Krieg ist, seit die herrliche Kulturwelt der unbeschränkten Herrschaft des mobilen Kapitalismus erobert ward, nicht mehr wie früher zu beurtheilen; neue Kräfte stehen im Kampf und neue Erfahrungen werden uns bald vielleicht überraschen. Alle geschäftlichen Beziehungen sind längst international geworden; man redet zwar noch von deutschem, französischem, spanischem Kapital, aber Niemand weiß genau, in wessen Besitz die deutschen Konsols, die französischen Rentenscheine und die spanischen Exterieurs sind, Niemand kann sagen, ob die Kaperung spanischer Schiffe nicht am Ende nur englische Versicherungsgesellschaften schädigen wird. Die Heldengrimasse betrügt keinen klar Blickenden mehr. Jeder fühlt, daß große Summen und große Konjunkturen auf dem Spiel stehen, und sogar unter den Zuschauern denkt man weniger an die Blutopfer des Finanzkrieges als an die Frage, ob die Erschwerung des Exportes aus den Vereinigten Staaten in Europa die Eisenpreise steigern wird. Wir leben im Zeitalter der Tragikomoedie; und wenn Hebbel jetzt wiederkäme, würde er seine Weissagung bestätigt finden und in dem Geldkriege Kämpfer sehen, neben denen sein Gregorio wie ein armsälig harmloser Schächer erscheinen müßte.

* * *

Eine berliner Firma hat es für angemessen erachtet, das folgende Inserat in die Zeitungen setzen zu lassen:

Neu! Hervorragend schöne Aufnahmen **Neu!**

S. M. des Kaisers

(von den Hofphotographen **Reichard & Lindner**)

in **Admirals-Gala-Uniform,** Brustbild en face.

1. Aufnahme: lächelnd.
2. „ : ernster.

Kabinet *M.* 1.25. Boudoir *M.* 4.—. Panel *M.* 7.—. Imperial *M.* 20.—.

Die Aufnahmen zeichnen sich durch besondere Schärfe aus und dürften sich großer Beliebtheit seitens des Publikums erfreuen. Wir bitten deshalb um **baldgefällige** Aufgabe Ihres Bedarfes.

Hochachtend

Gustav Liersch & Co., Berlin W.,
Französische Straße 46.

* * *

In der Leipziger Volkszeitung hat der Abgeordnete Schoenlank neulich die beiden folgenden Kabinetsordres neben einander gestellt:

Kabinetsordre vom 28. März 1898:

An den Generalfeldmarschall Grafen von Blumenthal. Ich entbinde Sie hiermit in Folge Ihres mir vorgetragenen Einverständnisses von der Stellung als Generalinspekteur der dritten Armeeinspektion unter Belassung als Chef des reitenden Feldjägercorps und des Magdeburgischen Füsilier-Regimentes No. 36, sowie à la suite des Garde-Füsilier-Regimentes und des dritten Thüringischen Infanterieregimentes No. 71.

Ich habe, um das bisher von Ihnen bezogene Gehalt für anderweitige Zwecke zum Nutzen der Armee verwendbar zu machen und um Sie hierdurch nach Möglichkeit nicht in Ihrem Einkommen zu beeinträchtigen, an das Kriegsministerium verfügt, daß Ihnen vom ersten April d. J. ab die gesetzlich zustehende Pension angewiesen und daß Ihnen außerdem von diesem Zeitpunkt an ein Zuschuß zur Pension nach Maßgabe bereiter Mittel gezahlt werden soll. Indem ich Sie hiervon benachrichtige, bemerke ich, daß, wenn Sie auch durch diese Verfügung in das Verhältniß der Offiziere z. D. treten, Sie dennoch die aktiven Dienstzeichen fortzutragen haben und auch ferner in der Anciennetätliste der Generalität geführt werden. Auch habe ich bestimmt, daß Ihr Sohn, der Major von Blumenthal, aggregirt dem oldenburgischen Dragonerregiment No. 19, aus seinem Kommando als Adjutant bei der dritten Armeeinspektion in gleicher Eigenschaft zum Chef des reitenden Feldjägercorps übertritt. Ich darf erwarten, daß Sie in dieser, im Interesse der Armee nicht von der Hand zu weisenden Verfügung auch meine Fürsorge für Sie und meinen Wunsch, der Armee Ihren gefeierten Namen und Ihre Zugehörigkeit in der bisherigen Weise zu erhalten, erkennen werden.

Berlin, 28. März 1898.

gez. Wilhelm.

Kabinetsordre vom 22. April 1898:

Mein lieber Feldmarschall! Nachdem durch meine Ordres vom 28. März und 21. April d. J. Ihre äußeren Dienstverhältnisse anderweit angeordnet sind, nehme ich am heutigen Tage, an dem Ihnen vor nunmehr 34 Jahren mein in Gott ruhender Herr Großvater für Ihre hervorragenden Verdienste während des Feldzuges von 1864 den Orden pour le mérite verliehen, gern Gelegenheit, erneut meiner Freude warmen und herzlichen Ausdruck zu geben, daß mit Ihrem Rücktritt von der Stellung als Armeeinspekteur in den Beziehungen zu mir und meiner Armee eine Aenderung nicht eingetreten ist. Ich und meine Armee sind stolz darauf, Sie auch weiter als leuchtendes Vorbild aller soldatischen Tugenden zu besitzen. Um Ihnen auch ein äußeres Zeichen meiner fortdauernden Dankbarkeit und meines Wohlwollens zu geben, verleihe ich Ihnen hiermit die Brillanten zum Orden pour le mérite.

Homburg v. d. H., 22. April 1898.

Ihr wohlgeneigter
König
Wilhelm R.

An
den Generalfeldmarschall
Grafen von Blumenthal,
Chef des reitenden Feldjägercorps
zu Berlin.

Es ist erfreulich, daß ein Mann von den Verdiensten des Grafen Blumenthal wenigstens nicht in sichtbarer Ungnade aus seiner Stellung entfernt worden ist.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 7. Mai 1898.

Otto von Bayern.

Prinz Otto von Bayern wurde vor siebenundzwanzig Jahren unter Kuratel gestellt. Daß seine Geisteskrankheit unheilbar ist, hatte das Volk früh aus den Gutachten der Aerzte und aus den Mittheilungen des Kurators von Prandh erfahren. Als am siebenten Juni 1886 Ludwig der Zweite der Monarchenmacht entkleidet wurde, weil er nach dem ärztlichen Attest „an Paranoia leide und durch diese Krankheit die Willensfreiheit völlig ausgeschlossen sei, so daß der König an der Führung der Regirung dadurch behindert ist", ging, nach den Bestimmungen der Verfassung, der Haus- und Staatsverträge und dem Recht der agnatisch-linealen Erbfolge, der Königstitel dennoch auf den Prinzen Otto, des Entthronten jüngeren Bruder, über. Am dreizehnten Oktober 1886 veröffentlichte die münchener Polizeidirektion über das Befinden des Königs einen Bericht, in dem gesagt wurde, Otto „leide an Verrücktheit und werde durch unheilbare Wahnvorstellungen so völlig vom realen Leben abgezogen, daß auch der nicht Unterrichtete jeden geistigen Zusammenhang des Monarchen mit der Außenwelt für aufgehoben halten müsse." Seitdem sind über den Zustand des Kranken, über seinen geistigen Verfall und seine mähliche Entmenschung, unzählige Berichte und Anekdoten verbreitet worden; nur zwei davon, zwei harmlose, die aus den letzten Wochen stammen, sollen hier wiedergegeben werden. Den Lesern der Augsburger Abendzeitung wurde im April dieses Jahres gemeldet:

Während der neunzehn Jahre, da Otto von Bayern in Fürstenried weilt, haben sich die Aerzte niemals einem Zweifel über die Art seiner Erkrankung hingegeben. Zuweilen allerdings zeigen sich — aber immer nur für eine kurze Spanne Zeit — vorhandene Reste normaler Geistes- und Willenskraft; ja, es ist früher

sogar vorgekommen, daß der König hie und da eine zutreffende Bemerkung oder eine Aeußerung machte, die im Hinblick auf seinen Zustand jedenfalls überraschend klang. Als vor einigen Jahren einer seiner Aerzte ein paar Stunden lang bei ihm gesessen war, ohne daß der König ihn eines Blickes, geschweige denn eines Wortes gewürdigt hätte, wandte sich der Arzt, um sich die Langeweile zu vertreiben, an den König mit den Worten: „Majestät gestatten huldvollst, daß ich rauche." Der König schwieg. Darauf wiederholte der Arzt sein Ersuchen: „Majestät, darf ich mir die unterthänigste Bitte erlauben, rauchen zu dürfen?" Beharrlich schweigt der König. Der Arzt bittet ein drittes Mal, und da er auch dann keine Antwort erhält, kommt ihm eine Idee: er nimmt eine Cigarre aus seiner Tasche und brennt sie an. Jetzt blickt ihn der König erstaunt an und sagt: „Nu raucht das L . . . . doch!" Nach diesem Intermezzo konnte der Arzt ruhig seine Cigarre zu Ende rauchen. Der König selbst war bis in die letzten Monate leidenschaftlicher Raucher. Er verbrauchte im Tage oft vierzig bis fünfzig Cigaretten und mindestens eben so viele Schachteln Zündhölzchen; denn zu jeder Cigarette entzündete er ein ganzes Bündel Streichhölzer, die er dann mit sichtlicher Freude brennend bei Seite warf. An den Tagen, an welchen sein Befinden relativ günstig war, beschäftigte der König sich regelmäßig damit, auf den Wiesen und im Gesträuche des Parkes Erdbeeren zu pflücken, oder er stand in seinem Salon an einem der in den Park mündenden Fenster und schoß aus einem — natürlich blind geladenen — Gewehr. Bis in die letzte Zeit aß er auch gern und reichlich, trank einige Glas Bier im Tage und verlangte ab und zu mit scharfer Kommandostimme Sect. Mit solchen Perioden relativen Wohlbefindens wechselten aber Zeiten von größter Erregung und Verwirrung ab. Der König saß dann Stunden lang vor sich hinbrütend und Niemand durfte es wagen, ihm nahe zu kommen. Mitunter brach er auch in Schelten und Schreien aus oder es überfiel ihn eine unerklärliche Platzangst. Der König blieb dann mitten im Zimmer erschrocken stehen und sträubte sich, die Teppiche zu betreten, in der Meinung, daß sich ein großer, mit einer rauschenden Fluth erfüllter Abgrund vor ihm aufthue. Mit entsetzter Geberde wich er vor dieser eingebildeten Schlucht zurück und flüchtete in die Korridore. Auch der leiseste Schimmer eines Bewußtseins ist in den letzten Jahren allmählich verschwunden. Als des Königs Mutter, die im Jahre 1889 verstorbene Königin Marie, kurze Zeit vor ihrem Tode den Versuch machte, ihren Sohn zu sprechen, eilte er in den Park und stellte sich hinter einen Baum, indem er, fortwährend den Kopf schüttelnd, eine Zusammenkunft verweigerte. Seitdem hat er auch kein Mitglied seiner Familie empfangen. Er weigert sich, Jemanden zu sehen, mit Ausnahme jener Personen, die ständig in seiner Umgebung leben. . . Er verweigert jede Aufnahme von Medikamenten, öfters auch die Aufnahme von Nahrung, und gestattet den Aerzten nicht, ihn zu untersuchen.

Und in der Kölnischen Zeitung konnte man um die selbe Zeit lesen:

Seit langer Zeit zum ersten Male dringen in der Form eines amtlich-ärztlichen Berichtes genauere Nachrichten über das körperliche Befinden jenes beklagenswerthen Mannes in die Oeffentlichkeit, der, ohne es zu wissen, seit zwölf Jahren König von Bayern ist. Auf alle Anfragen in der Kammer hatten die Minister stets die gleiche Antwort bereit, daß nämlich trotz nahezu völliger Geistes-

umnachtung der vegetative Gesundheitzustand des jetzt fünfzigjährigen Mannes andauernd gut sei. In privater Unterredung mit den wenigen Eingeweihten erfuhr man dann wohl außerdem noch, ein Minister oder sonstiger hoher Staatsbeamter habe bei den alljährlich einmal stattfindenden Besuchen den Eindruck bekommen, als ob der König sich dunkel seiner Persönlichkeit entsinne. Pilgerte man zu dem einige Stunden südlich von München an der Straße nach Starnberg gelegenen Schlößchen Fürstenried hinaus, so erblickte man vor dem Haupteingang militärische Ehrenposten und ein paar auf- und abgehende Schutzleute. Im Uebrigen verwehrte eine hohe Mauer den Einblick in den das Schlößchen umgebenden großen Park. Selbst die das Dörfchen Fürstenried bewohnenden Bauern behaupten, den geisteskranken König niemals zu Gesicht bekommen zu haben. Sehr schwer ist es, festzustellen, ob die vielen, zum Theil schaurigen Angaben über die Art, wie sich der Wahnsinn des Königs äußerlich ausprägt — Laufen auf allen Vieren, Pflücken von Erdbeeren mit dem Munde, stumpfsinniges Dahinbrüten u. s. w. —, auf Wahrheit beruhen oder nicht. Sicher ist nur, daß, ähnlich wie in den letzten Zeiten bei seinem königlichen Bruder, jedes Gefühl für die Sauberkeit und die uns geläufigen Formen bei der Nahrungzufuhr abgestumpft oder verschwunden ist.

Diese Berichte — und andere bösartigeren Inhaltes — waren erschienen und von keiner Seite irgendwie beanstandet worden, als ich den Artikel „König Otto" schrieb, dessen Ruchlosigkeit das münchener Schöffengericht nun mit einer Haftstrafe von vierzehn Tagen an dem Verfasser geahndet hat. Da der Prozeß wegen „groben Unfugs" in zweiter Instanz vor dem Landgericht verhandelt werden wird und mir auch das schriftliche Urtheil des Schöffengerichtes noch nicht vorliegt, möchte ich mich prinzipieller Erörterungen einstweilen enthalten und die forensischen Erfahrungen, die ich an der Isar sammeln durfte, noch in des Busens Tiefe bewahren. Für heute begnüge ich mich damit, den Lesern der „Zukunft", bei denen über den Grundgedanken meiner Darstellung ein Zweifel nicht entstehen konnte und, wie ich aus der Fülle freundlicher Zuschriften sehe, nicht entstanden ist, das Material zu unterbreiten, das ihnen ein eigenes Urtheil ermöglicht. Herr Dr. Johannes Sigl, der doch gewiß ein guter, den Wittelsbachern in fanatischer Treue ergebener Bayer ist und die Preußen von Herzen inbrünstig haßt, veröffentlichte am Tage vor der schöffengerichtlichen Verhandlung, am Geburtstag des wahnsinnigen Königs, in seinem Bayerischen Vaterland den folgenden Artikel:

Der „Fall Harden" erregt mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit, wie früher der „Fall Thüngen"; wäre heute nicht „Königstag", an dem offiziell gefeiert, d. h. nichts gethan wird, so wäre er heute bereits auch in der Kammer zur Sprache gekommen, in der bei allen Parteien, selbst beim Centrum, die Ansichten gleich sind in der Verwerfung dieses Vorgehens gegen einen berliner Journalisten und diese Anwendung des „ambulanten Gerichtsstandes" und des „Groben Unfug"-Paragraphen.

Herr Harden mag wohl am Meisten überrascht sein über dieses Vorgehen gerade gegen ihn. Wer ihn persönlich und seine „Zukunft" kennt, kennt auch

seine Ansicht über die in Berlin beliebte Centralisirungsucht und seine Vorliebe für Bayern, für das er jeder Zeit so energisch eintritt, wie er jene preußische Sucht bekämpft. Herr Harden war der einzige berliner und preußische Journalist, der für den Prinzen Ludwig nach der moskauer Rede mit dem größten Eifer eintrat. Herr Harden ist also ganz der richtige Mann, daß man sich in München an ihm reibt und ihn vor bayerische Gerichte schleppt.

Dieser selbe Herr Harden soll nun auf einmal in seiner „Zukunft" „groben Unfug" damit begangen haben, daß er vom kranken König Otto schrieb, was ganz München und ganz Bayern darüber denkt und — spricht! Wir haben den Artikel wiederholt und dreimal gelesen, aber nichts Dergleichen finden können; wir haben ihn Anderen, Leuten jeder Couleur, zu lesen gegeben, ihn auch in der Kammer cirkuliren lassen, aber Niemand fand darin, was der Konfiszirer darin suchte und finden wollte — warum? Darüber vielleicht an anderer Stelle —: Jedermann fand ihn „ziemlich harmlos", „durchaus richtig", „unwiderleglich". Dem entsprechend wurde die Konfiskation „gerade dieses Artikels" beurtheilt als — wir wollen mild sagen — „sehr überflüssig".

Herr Harden selbst schreibt in einem Brief an einen literarischen Freund: „Natürlich lag mir der Gedanke völlig fern, den unglücklichen König Otto zu kränken; ich dachte überhaupt nicht im Traum daran, daß dieser kleine Artikel irgendwo Anstoß erregen könnte. Nun soll er nach der Ansicht des Amtsanwaltes das Publikum ‚beunruhigt und belästigt' haben; als ob dieses Publikum nicht die Dinge längst wüßte und als ob mit dem ewigen Vertuschen Etwas erreicht würde! Nach den Meldungen der Blätter glaubte ich, der König würde bald sterben, und wollte noch einmal die seltsame Erscheinung beleuchten, daß fünfzig Jahre nach 1848 ein Geisteskranker König sein konnte und kann. Und Das soll ‚grober Unfug' sein und dafür soll ich vor das münchener Gericht geschleppt werden! Denken Sie, wenn diese Sitte sich einbürgerte und man den Dr. Sigl nächstens vor ein berliner Gericht schleppte!"

Diese Sitte kann, sie wird sich „einbürgern", wenn sich in München Schöffen finden, die das münchener Gericht kompetent halten, einen berliner Redakteur vor ein münchener Forum zu ziehen und ihn da gar etwa zu verurtheilen. Wie wird man sich da in Preußen freuen, wenn Bayern selbst den Henkel zum preußischen Topf liefert, in dem widerborstige bayerische Redakteure in Preußen gesotten werden können! Wenn einmal mit einem Präzedenzfall das Prinzip durchbrochen ist, daß bayerische Redakteure nur von bayerischen Gerichten abgeurtheilt werden können, wenn jeder Staatsanwalt in Stettin oder Buxtehude jeden bayerischen Redakteur, dessen Blatt dorthin den Weg gefunden, beim Wickel packen kann, wenn diese bayerischen Redakteure dann vor preußische Richter und nicht vors Schwurgericht kommen, — dann wird es schön werden für Zeitungen, Redakteure und Leser, dann kommt man mit der völligen Verpreußung Bayerns noch rascher vorwärts. Und Das wollen ja gewisse Leute. Früher war es anders. Der Schöpfer des Deutschen Reiches, Fürst Bismarck, hat niemals einen bayerischen Redakteur seinem zuständigen bayerischen Gericht entzogen und nach Berlin schleppen lassen; er dachte gerechter und besser und vernünftiger, als die modernste Reichsjuristerei hierüber denkt, die mit dem unsinnigen „ambulanten Gerichtsstand" Etwas geschaffen hat, das zu ihr, aber nicht zur Rechtsanschauung des Volkes paßt.

Herr Harden wird morgen vor dem Schöffengericht erscheinen und — ohne Anwalt — sich selbst vertheidigen. Eine Vertagung der Verhandlung konnte er nicht erreichen! Weshalb diese auffallende Eile?

Es wäre so schön, wenn die Preußen noch vor den Wahlen einige bayerische Redakteure in preußische Gefängnisse bekommen könnten! . . .

Dieser Kernbayer war durch meine Darstellung also nicht „beunruhigt", nicht „belästigt", nicht einmal „in seinen Gefühlen verletzt" worden; er hatte in einem anderen Artikel vorher erklärt, er halte „eine glänzende Freisprechung für zweifellos" und diese Ansicht werde von Mitgliedern aller Parteien des bayerischen Landtages getheilt. Es kam anders, als die Herren erwartet hatten. Das Schöffengericht fühlte sich berechtigt und verpflichtet, mich zu einer Haftstrafe zu verurtheilen, — zu einer Strafart also, deren Wonnen im Allgemeinen nur Landstreicher, Bettler, Prostituirte und ähnliche Zierden der Menschengemeinschaft kennen lernen. Der folgende Verhandlungbericht ist den Münchener Neuesten Nachrichten entnommen, deren Leiter mir seit den Tagen des Herrn von Köller recht oft überraschend heftige Zeichen ihrer Ungunst gegeben haben; er ist natürlich lückenhaft und bietet besonders von der Art meiner Vertheidigung kein in jedem Zug treues Bild, aber er bringt nicht die geringste absichtliche Entstellung und wird auch ohne Kommentar den Lesern der „Zukunft" vielleicht nicht ganz uninteressant scheinen.

Der Fall Harden.

Die Sitzung wurde um $11\frac{1}{4}$ Uhr vormittags eröffnet. Um seine persönlichen Verhältnisse befragt, gab der Angeklagte an: Maximilian Ernst Felix Harden, geboren am zwanzigsten Oktober 1861 in Berlin, evangelisch, zweimal vorbestraft: wegen einer Privatbeleidigung (des Vereins Berliner Presse) mit 75 Mark und im Jahre 1893 wegen Beleidigung des früheren Reichskanzlers von Caprivi mit 300 Mark Geldstrafe. Der Angeklagte wird gemäß § 16 der R. St. Pr. O. gefragt, ob er eine Einrede bezüglich der Zuständigkeit des Gerichtes geltend machen wolle. Er thut Dies, doch wird vor der eigentlichen Begründung seiner Einrede zur Verlesung der Anklage geschritten. Diese lautet: Maximilian Harden ꝛc. erscheint verdächtig, in der am 16. April 1898 erschienenen Nummer seiner Zeitschrift „Die Zukunft" in einem „König Otto" überschriebenen Artikel eine Besprechung gebracht zu haben, deren hämische und cynische Art geeignet erschien, das Publikum zu belästigen und zu beunruhigen. (Diese Kriterien fordert der Thatbestand des „groben Unfugs").

Vorsitzender Oberlandesgerichtsrath Rupprecht: Ihre Vertheidigung zerfällt, wie ich aus Ihren bisherigen Zuschriften entnehme, in drei Theile. Sie bestreiten erstens die örtliche Zuständigkeit des Amtsgerichtes München I; zweitens, daß grober Unfug durch die Presse verübt werden kann; und drittens, daß in dem gegebenen Falle ein grober Unfug vorliegt. Bevor ich Ihnen das Wort zur thatsächlichen Begründung ihrer Anträge gebe, möchte ich Sie fragen, ob Sie sich als Verfasser des inkriminirten Artikels bekennen. Harden: Ja, ich bekenne mich dazu. Vorsitzender: Der Artikel erschien im sechsten Jahrgang der „Zukunft" in Nr. 29. Die Verbreitung der Zeitschrift geschieht von Berlin und Leipzig aus? Harden: Die „Zukunft" wird von der berliner Druckerei Damcke an den leipziger Kommissionär versandt und

von dort wird der weitaus größte Theil durch den Buchhandel auf dem üblichen Wege verbreitet. Vorsitzender: Geben Sie die Thatsache zu, daß die Exemplare auch hierher nach München kommen? Harden: Das ist ja unbestreitbar.

Darauf verliest der Vorsitzende (ohne die Oeffentlichkeit auszuschließen) den betreffenden Artikel. Dann wendet er sich zum Angeklagten und eröffnet ihm, daß seine Vertheidigung sich vorerst auf thatsächliches Vorbringen beschränken müsse und daß er sich rechtliche und sonstige Ausführungen bis zu seinem eigentlichen Plaidoyer nach der Begründung der Anklage durch den Amtsanwalt versparen müsse.

Harden beginnt mit seiner Vertheidigung, anfangs ziemlich langsam, dann immer schneller und eindringlicher sprechend: Ich kann zunächst eine präzise Formulirung der beanstandeten Stellen nicht erkennen. Da sie mir nicht mitgetheilt worden ist, kann ich die Anklage nur dadurch verstehen, daß mein politischer und literarischer Standpunkt völlig verkannt wird. Ich sehe darin einen der Uebelstände Dessen, was man sich gewöhnt hat, den ambulanten Gerichtsstand zu nennen. Mir sind durchaus fremde Motive untergeschoben worden. Bei der Abfassung des Artikels hat mir, wie ich mit ruhigem Gewissen sagen kann, nichts ferner gelegen als der Gedanke, ich könnte bei irgend einem ernsten Menschen Anstoß erregen. Keine einzige Empfindung ist darin zum Ausdruck gebracht, die nicht schon so und so oft vorgebracht war. Es konnte damit durchaus keine Beunruhigung und Belästigung, nicht einmal ein Aergerniß hervorgerufen werden. Ich möchte zunächst ersuchen, daß mir diejenigen Dinge mitgetheilt werden, die ich in dem Artikel verfehlt haben soll. Ich könnte nur bedauern, wenn er irgend ein Aergerniß erregt hätte. Zunächst beschränke ich mich auf Das, was ich über die Zuständigkeit zu sagen habe. Ich habe mich weniger in meinem eigenen Interesse gedrängt gefühlt, diese Frage aufzuwerfen, denn ich fühle mich, von persönlichen Unbequemlichkeiten abgesehen, durch die Pflicht, vor einem bayerischen Gerichtshof zu erscheinen, nicht prägravirt; ich glaube aber, dazu im Interesse der gesammten deutschen Publizistik verpflichtet zu sein. Als Erscheinungort der „Zukunft" kann nur Berlin und Leipzig betrachtet werden. Es tritt hier also die Frage des forum delicti commissi in Aktion. Ich bitte, nur zwei Stellen verlesen zu dürfen, die aus Schriften hervorragender Juristen stammen und die sich mit dieser Frage befassen. Der Regirungrath Koller im bayerischen Justizministerium sagt in seinem Kommentar zum Reichspreßgesetz:

„Die Uebersendung der fertigen Exemplare aus der Druckerei an den Verleger, die Ueberschickung der periodischen Druckschrift von dem Redakteur an die mit der Weitersendung an die Abonnenten befaßte Verlagshandlung oder in das Expeditionlokal, die Verfrachtung sämmtlicher Bücherballen seitens des Verlegers an den leipziger Kommissionär, welcher die Geschäftsverbindung mit den Sortimentsbuchhandlungen zu vermitteln hat: alle diese der Herausgabe der Druckschrift vorgängigen Handlungen sind nicht Verbreitung, sondern Vorbereitunghandlungen für die künftige Verbreitung." Und der Geheimrath Professor Dr. Franz von Liszt in Halle sagt in seinem Deutschen Reichs-Preßrecht: „In dem Verbreiten der Druckschrift, als der Verkörperung des Gedankens, liegt die deliktische Thätigkeit bei dem Preßdelikt... Daher ist das Delikt dann und dort begangen, wann und wo die Druckschrift verbreitet wird... Mit anderen Worten: das Preßdelikt ist vollendet mit dem Beginn der Verbreitung, es ist an demjenigen Orte begangen, von dem aus verbreitet worden ist." Aehnlich Berner und die anderen namhaften

Theoretiker. Ich darf ferner daran erinnern, daß 1876, als der Reichstag auf Veranlassung der Regirung den Antrag fallen ließ, ein alinea 2 zu § 7 der Str. Pr. O. festzusetzen, die Meinung der Majorität dahin ging, es sei selbstverständlich, daß der Erscheinungort für das forum delicti commissi maßgebend sei. Ein Bayer, der Abgeordnete Frankenburger für Nürnberg, hat damals davor gewarnt, dieses alinea fallen zu lassen. Ich hoffe, daß seine Befürchtung, es werde einmal ein Gericht Das, was die Mehrheit für selbstverständlich hielt, nicht erfüllen, nicht von Bayern aus gerechtfertigt werden wird. Ich warne im Interesse der gesammten deutschen Publizistik, dieses Präjudiz zu schaffen.

Auf die Belehrung des Vorsitzenden hin, daß das Gericht erst in seinem Urtheil über seine Zuständigkeit befinden könne, fährt der Angeklagte in seiner Vertheidigung fort: Ich gebe seit sechs Jahren die „Zukunft" heraus, ohne irgend einer Partei einen Einfluß auf das Blatt zu gewähren, um selbst meine politischen, sozialen und künstlerischen Anschauungen rückhaltlos aussprechen und die selbe Möglichkeit auch einem Kreise von Mitarbeitern gewähren zu können. Das Blatt ist nur zu einem hohen Preise zu haben und wendet sich, obwohl es ja einen viel größeren Leserkreis hat als irgend eine andere deutsche Revue, immerhin doch nur an einen relativ kleinen Kreis des gebildeten Publikums in Deutschland. Das Pubilkum ist mit den von mir vertretenen Anschauungen bekannt und ich kann daher unmöglich von ihm mißverstanden werden, auch wenn ich nicht jedesmal die Fundamente dieser Anschauung zeige. Ich bin monarchisch gesinnt, was ausdrücklich sogar durch eine Gerichtsentscheidung festgestellt worden ist. Ferner bin ich keineswegs ein blinder Bewunderer des Jahres 1848 und seiner Bewegung, sondern habe diese im Gegentheil nach mancher Richtung hin für verfehlt erachtet. Beweis: der Artikel „Achtundvierzig". Drittens habe ich auch nie entfernt die Absicht gehabt, Vorgänge im bayerischen Königshause gehässig oder gar cynisch zu besprechen.

Vorsitzender: Ich möchte Sie auf den Wortlaut der Anklage verweisen. Es wird Ihnen zur Last gelegt, daß die Art der Besprechung der Erkrankung des Königs hämisch und cynisch ist, und zwar, weil in dem Artikel stets hervorgehoben wird die tiefe Stufe, auf der der kranke König steht, und wie sogar im Gegensatz hierzu, um diese Stufe der Thierheit recht hervorzuheben, hingewiesen wird auf den geisteskranken Philosophen Nietzsche, indem gesagt wird, welch ein großer Geist in diesem Manne zu Grunde gegangen, während bei dem König....? Der Konfiszirungbeschluß des Amtsgerichtes und die Motivirung des landgerichtlichen Verweisungbeschlusses besagt, daß durch eine derartige cynische Gegenüberstellung des Königs zu einem geistvollen Menschen und durch eine derartige Abweichung der Werthschätzung Jedermann und jeder Gebildete insbesondere empört sein muß. Etwas Anstößiges, etwas Ungehöriges bleibt immer das Gleiche, wenn es auch im Gewande geistreicher Feuilletoncauserie gegeben wird. Die Stellung des Königs auf die gleiche Stufe mit einer Bestie ist es, was Ihnen als grober Unfug ausgelegt wird. Dadurch fühlt sich der Leser verletzt, mag er einer Richtung angehören, welcher er will. Daß Sie die monarchischen Gefühle verletzt haben, ist Ihnen nicht zur Last gelegt. (Von „Beunruhigung" und „Belästigung" ist hier nicht mehr die Rede.)

Harden: Ich bin mir jetzt erst klar darüber, was mir vorgeworfen wird. Es handelt sich um eine durchaus irrthümliche Auffassung. Es ist vielleicht die Verwechselung einer Stilfrage mit einer moralischen. Denn der ganze Artikel

ist ja in einem pathetischen — ich darf, ohne ein Mißverständniß fürchten zu müssen, vielleicht sagen: in einem poetisch gesteigerten — Stil gehalten. Woraus ist er hervorgegangen? Mich hat die Erscheinung beschäftigt, daß nach den revolutionären Zeiten, die um die Mitte des Jahrhunderts den monarchischen Gedanken so sehr ins Wanken brachten, es sich nun zeigen konnte, daß in dem zweitgrößten Bundesstaat zwei kranke Könige hinter einander auf dem Throne sitzen und daß trotzdem die Idee der Monarchie in ihrer Entwickelung noch festere Wurzeln fassen konnte. Ich habe meinen Empfindungen hierüber in dem Augenblick Ausdruck gegeben, in dem man annehmen mußte, es sei eine bedenkliche Wendung in dem Befinden des hohen Herrn eingetreten. Ich habe von Gerüchten geschrieben und habe dabei, wie diese Gerüchte, von Bestialität gesprochen. Daneben habe ich eines von mir als Philosophen und mehr noch als Dichter hoch verehrten Mannes gedacht, ich habe aber nicht die Absicht gehabt, durchblicken zu lassen: um den Einen ist es schade, um den Anderen nicht. Niemand weiß ja, wie sich der unglückliche König entwickelt hätte, wenn das Unheil nicht über ihn hereingebrochen wäre. So thöricht und geschmacklos, zu sagen, um ihn sei es nicht schade, bin ich nicht. Ich habe ausgeführt: Zwei Menschen haben auf Thronen gesessen, der Eine auf dem der Legitimität, der Andere auf dem des Genies. Beider Geist ist durch Krankheit zerstört worden. Nur den Einen überleben bleibende Werke. Nun blickte ich zurück und sagte: Wenn man sich der „Errungenschaften" des Jahres 1848 erinnerte, so solle man auch bei der Thatsache einen Augenblick verweilen, daß sich die Zeitstimmung so verändert hat, daß man bei der doktrinären Erörterung des monarchischen Begriffes heute kaum noch verweilt, sondern auch unter den schwierigsten Verhältnissen an angestammten Herrscherhaus festhält. Ich bin tief betrübt, daß ich nach fast zehnjähriger publizistischer Thätigkeit eines Vergehens angeklagt werde, dessen man frivole Leute, Gassenbuben, nicht aber ernsthafte Publizisten bezichtigen sollte.

Vorsitzender: Sie konnten diesen Gedanken ja erörtern; wozu aber das Beiwerk, das den Eindruck des Gesuchten macht? Für den Ausdruck dieses Gedankens genügt es doch, zu sagen, daß der König von Bayern krank ist; wozu das Eingehen auf Einzelheiten? Zudem sind diese mit einer sichtlichen Freude hervorgehoben. Harden: Es handelt sich hier um eine individuelle Art, sich zu geben, um eine Formfrage, und der hohe Gerichtshof wird sich nicht zum Richter darüber aufwerfen können, ob ich die entsprechende Form getroffen habe oder nicht. Ich bin Essayist und bin aus meinem eigentlichen Fach, der Literatur, in die Politik hineingekommen, deren Erscheinungen ich nach bester Kraft literarisch behandle. Zeichen des Aergernisses sind mir nicht kund geworden. Und doch, welcher Mensch erregt nicht Aergerniß, der frei und mannhaft für Das eintritt, was er für richtig hält? Wo kämen wir hin, wenn wir kein Aergerniß mehr erregten? Ich glaube, daß das Aergerniß keineswegs genügen kann, den Unfugsparagraphen auf die Presse anzuwenden.

Es werden nun auf Antrag Hardens zwei Artikel aus der „Zukunft" verlesen, die die monarchische Gesinnung Hardens darthun sollen. In dem einen, „Kaisermanöver" betitelt, findet sich aber gerade wieder eine Stelle über König Otto, von der der Vorsitzende der Anschauung ist und dieser Ausdruck giebt, sie bekunde die gleiche „Frivolität" des Ausdruckes wie der unter Anklage gestellte Artikel. Harden verweist Dem gegenüber auf sein gutes Gewissen, denn sonst hätte er den Antrag auf Verlesung nicht gestellt, und hebt noch hervor, daß er wohl der einzige

norddeutsche Publizist gewesen sei, der den Prinzen Ludwig nach seiner moskauer Rede gegen die Angriffe der Presse in Schutz genommen habe.

Amtsanwalt Polizeirath Eheberg: Ich möchte mich zunächst gegen Das wenden, was von dem Herrn Angeklagten über die örtliche Zuständigkeit des Gerichtes gesprochen wurde. Seine irrthümlichen Ausführungen scheinen dadurch veranlaßt zu sein, daß er die Bestimmungen des Preßgesetzes auf das nur aus dem allgemeinen Strafgesetzbuch zu ahndende Delikt des groben Unfugs anwendet. Wir haben es mit grobem Unfug, nicht mit einem Preßvergehen zu thun. Es ist kein Spezialdelikt, sondern ein solches nach dem Reichsstrafgesetzbuch. Die Zuständigkeit des münchener Gerichtes unterliegt daher keinem Zweifel. Ich verweise auf das reichsgerichtliche Erkenntniß vom siebenzehnten Juni 1892. Daß grober Unfug durch die Presse verübt werden kann, ist durch die obersten Gerichte wiederholt entschieden worden und ganz zweifellos. Ein Artikel, der geeignet ist, die öffentliche Ordnung zu stören oder die Oeffentlichkeit zu beunruhigen, ist eben grober Unfug. Und ein solcher Artikel ist der des Herrn Angeklagten. Ich glaube nicht, daß es nothwendig sein wird, einzelne Stellen besonders hervorzuheben, denn die Gesammtfassung läßt genügend erkennen, von welchem Geist der Artikel beseelt ist. Er verfolgt thatsächlich den ausschließlichen Zweck, in Sensation zu machen und Skandal zu verüben. Es genügt vollkommen, darauf hinzuweisen, daß die Krankheit des Königs in einem Ton behandelt ist, der geeignet ist, die weitesten Kreise zu verletzen. Was den Einwand des Herrn Angeklagten anlangt, der Artikel werde falsch aufgefaßt und seine Absicht werde verkannt, so wird er schon durch die Frivolität widerlegt, mit der über die Krankheit des Königs und über König, Thron, Gottesgnadenthum u. s. w. überhaupt gesprochen ist. Der Herr Angeklagte sagt ferner: „Die mich kennen, und für Die ist eigentlich der Artikel geschrieben, werden nichts dahinter finden." Die „Zukunft" liegt aber öffentlich in Kaffeehäusern auf und der Artikel ist geeignet, zu beunruhigen. Jeder Satz schließt den groben Unfug in sich. Ich beantrage, den Herrn Angeklagten wegen groben Unfugs zu verurtheilen, und zwar wegen der maßlosen Sprache des Artikels zur höchsten zulässigen Freiheitstrafe von sechs Wochen Haft. (Unruhe.)

Harden: Die Ausführungen des Herrn Vertreters der Anklage geben mir keinen Anlaß, ausführlich darauf einzugehen. Ich habe nicht die Lebensgewohnheit, Menschen, die ich nicht kenne, ohne die Spur eines Beweises der Frivolität und der Skandalsucht zu bezichtigen, und es ist auch nicht meine Gewohnheit, Das als unzweifelhaft hinzustellen, was eben doch sehr zweifelhaft ist. Das trifft so ziemlich alle Ausführungen des Herrn Vorredners, die ja nichts Thatsächliches enthalten. (Heiterkeit.) Es handelt sich hier natürlich um ein Preßdelikt; und ich kann nur nochmals darum bitten, ein bayerisches Gericht möge sich die Schaffung eines Präjudizfalles in seiner gewohnten Gewissenhaftigkeit überlegen. Autoritäten wie Olshausen, der frühere Reichsgerichtsrath Mittelstaedt und fast alle hervorragenden Theoretiker des Strafrechtes behaupten, daß grober Unfug nicht durch die Presse verübt werden kann. Harden verliest ein von Mittelstaedt abgefaßtes Erkenntniß des Reichsgerichtes vom dritten Juni 1889, das einen von der Strafkammer eines Landgerichtes wegen groben Unfugs, begangen durch die Presse, zur Strafe verurtheilten Angeklagten freisprach mit folgender Begründung:

„Wie vom Reichsgericht wiederholt ausgesprochen worden ist, enthält § 360

Nr. 11 des Strafgesetzbuches keineswegs eine allgemeine Strafandrohung gegen jeden störenden Eingriff in die unter dem Schutz der öffentlichen Ordnung stehenden Interessen und Gerechtsame; er verpönt vielmehr nur solche den äußeren Bestand der öffentlichen Ordnung unmittelbar verletzenden Ungebührlichkeiten, durch die das Publikum schlechthin ... gefährdet oder belästigt und solcher Gestalt der öffentliche Friede im Allgemeinen beunruhigt wird. Diese Folgerung ergiebt sich, will man überhaupt den Begriff Unfug irgendwie bestimmen, aus der Gleichstellung der beiden Alternativen ‚ungebührliche Erregung ruhestörenden Lärms' und ‚Verübung groben Unfugs' in der Verbotsnorm. In gleicher Weise, wie ungebührlicher Lärm durch den Gehörsinn auf das Empfindungleben beunruhigend und belästigend einwirkt, soll jeder andere ähnliche Akt störender Einwirkung auf das Publikum, ohne Beschränkung auf die durch das Ohr vermittelten Eindrücke, als ‚grober Unfug' verboten sein.... Die Art ..., wie die Vorinstanz vorliegenden Falls den § 360 Nr. 11 auf einen politischen Zeitungartikel anwenden will, ist mit den vorentwickelten Grundsätzen unverträglich und kann nicht gebilligt werden. Diese Methode würde in der That dahin führen, was abgelehnt werden muß, daß die ursprünglich nur bubenhaften Straßenunfug verbietende Strafnorm eine subsidiäre Strafvorschrift unbestimmtester Allgemeinheit wird, welcher der Strafrichter Alles zu unterstellen befugt ist, was ihm ungehörig erscheint und was doch unter die sonstigen Strafandrohungen mit ihren wohlerwogenen begrifflichen Grenzen nicht paßt. Wäre jede Verletzung der religiösen oder politischen Ueberzeugungen Anderer schon um deshalb ‚grober Unfug', weil die Möglichkeit niemals auszuschließen ist, daß solche Verletzungen im Streit der politischen und kirchlichen Parteien zu ‚Erwiderungen, selbst Gewaltthätigkeiten' führen, so fiele damit die gesammte politische Tagespresse und die ganze Streitschriftenliteratur, sobald sie in ihren Angriffen gegen die Meinungen Anderer das vom Strafrichter nach seinem freien Ermessen für zulässig erachtete Maß überschreitet, unter die Censur des § 360 Nr. 11 des Strafgesetzbuches. Daß hierfür der in erster Reihe die polizeiliche Ordnung, die äußere Ruhe und den sittlichen Anstand auf den öffentlichen Straßen und Plätzen schützende § 360 Nr. 11 nicht bestimmt ist, bedarf keiner Ausführung."

Es hat ja später ein anderer Senat ein anderes Urtheil gefällt, aber damit den Gedankengang der ersten Entscheidung nicht desavouirt und eine Plenarentscheidung des Reichsgerichtes ist nicht erfolgt. Schon Ihr früherer Kanzler, der Freiherr von Kreittmayr, wenn ich mich recht erinnere, der Schöpfer des corpus iuris bavarici criminalis, hat ja gesagt: „Zwei Fälle gleichen einander selten wie ein Ei dem anderen." Das vorgelesene Urtheil deckt sich vollkommen mit meinem Fall. Selbst wenn man sich auf den rigorosesten Standpunkt stellt: was wurde bisher denn als gegen § 360 No. 11 verstoßend befunden? Die Belästigung des Publikums durch Vertheilung von Wahlaufrufen, Boykottgebote, Wahrsagerannoncen, Verbreitung falscher Nachrichten: Das hat man bisher als groben Unfug bestraft, nicht aber eine publizistische Leistung, die auf einem doch einigermaßen höheren Niveau steht. Ich habe gelesen, daß die Anklage wegen groben Unfugs nur erhoben worden sei, weil man die Ermächtigung zur Verfolgung wegen Majestätbeleidigung nicht erhalten habe. Ich habe eine zu hohe Meinung von der Anklagebehörde, als daß ich Das glauben möchte. Ich soll also das Publikum belästigt haben. Ja, die „Zukunft" wird doch Niemandem aufgedrängt, wie soll also von Belästigung die Rede sein, da sie nur Der erhält, der sie um theures Geld kauft?

Beunruhigung soll ich hervorgerufen haben. Ist denn auch nur eine neue Thatsache vorgeführt worden? Alles, was ich sagte, ist wiederholt schon gesagt und geschrieben worden. Selbst die mir unfreundlichen Münchener Neuesten Nachrichten haben erklärt, es seien nur Dinge angeführt, die man bisher schon oft gehört habe. Wenn ich Etwas gesagt hätte in dem Artikel, das Beunruhigung hervorrufen könnte, würde der Herr Vorsitzende ihn nicht so wirksam vor dem überfüllten Saal verlesen haben. Aergerniß? Das Aergerniß-Geben kann keineswegs ausreichen zur Verurtheilung, denn ein Aergerniß ist jeden Augenblick möglich, wo immer Jemand mit einer gewissen Festigkeit und Leidenschaftlichkeit eine Anschauung vertritt, die einem Anderen wider das Empfinden geht. Wenn Aergerniß ein strafbares Delikt ist, dann müssen wir Eunuchen in der deutschen Presse haben, dann ist der § 360 No. 11 nicht nur eine Strafbestimmung, sondern er wird eine Censur über den Geist und die künstlerische, politische und soziale Anschauung des Einzelnen. Daß ich monarchisch gesinnt bin, besagt Ihnen das Urtheil der berliner Strafkammer, die mir zwar streng, aber gerecht gegenüberstand. In seiner Begründung heißt es: „Der Artikel ist von monarchischen Gedanken durchweht." Das ist das Urtheil eines Gerichtes, das meine Thätigkeit in der Nähe zu verfolgen Gelegenheit hatte, — öfter vielleicht, als mir bequem war. Kann ein Mann, der als ein wilder Bismarckianer verschrieen worden ist, plötzlich die Institution angreifen, für die er stets eingetreten ist? Oder bin ich etwa Centralist, der mit den Bundesstaaten aufräumen will, um ein Großpreußen zu etabliren? Ich habe stets das Gegentheil vertreten und ich verweise auf meine Vertheidigung des Prinzen Ludwig von Bayern, auf den Artikel „Barbarossa". Das schrieb ich vor zwei Jahren; und heute soll ich dieses Haus, dem ich damals nach meinen Kräften sympathische Worte gesagt habe, hämisch und cynisch behandeln? Ich habe Das nicht gethan. Ich soll verächtlich vom Königthum und von Thronen sprechen; nichts kann mir aber nach dem Vorausgeschickten ferner liegen. Man verkennt meine Anschauungen. Das ist eben eine Folge des ambulanten Gerichtsstandes, der Einen herausreißt aus seinen Fasern. Man hat mir Sensation und Skandal vorgeworfen. Das ist das Betrübendste für mich, mich hier gegen solche Vorwürfe verantworten zu müssen. Was ist denn Sensation? Wenn eine Zeitung zuerst über ein wichtiges Ereigniß berichtet, so ist Das Sensation, um die sie beneidet wird. Falsche Sensation ist es erst, wenn Unwahres berichtet oder Wahres aufgebauscht wird. Welches Motiv könnte ich nun für das Erregen falscher Sensation haben? Mein Blatt wird nur in den gebildetsten Kreisen gelesen. Würde ich nicht gerade dort durch üble Sensation und Skandal anstoßen? Wenn ich niedrig genug dächte, die Sache von der Seite des Verdienstes zu betrachten: hätten mir die paar Exemplare, die im günstigsten Fall mehr verkauft worden wären, nicht mehr geschadet als genützt? Die Redakteure Ihrer bayerischen Zeitungen, von den „Neuesten Nachrichten" bis zum „Vaterland", verstehen nicht, was in dem Artikel beanstandet werden soll. Ich glaube also, daß es nicht möglich ist, hier den Thatbestand des groben Unfugs zu finden, und daß, auch wenn man sich auf den Standpunkt der rigorosesten Judikatur stellt, Freisprechung erfolgen muß. Ich bitte um Ihren Spruch.

Das nach dreiviertelstündiger Berathung etwas nach zwei Uhr verkündete Urtheil lautet: Maximilian Harden ꝛc. ist schuldig einer Uebertretung des groben Unfugs und wird deshalb in eine Haftstrafe von vierzehn Tagen und zur Tragung der Kosten verurtheilt. Die Platten und die noch vorhandenen Exemplare der betreffenden Nummer sind einzuziehen und zu vernichten. Die Gründe lauten:

Das Gericht erachtet sich für zuständig gemäß § 7 der R. St. P. O. nach dem geltenden Grundsatz des Gerichtsstandes der begangenen That. Die Strafthat, die zur Last gelegt wird, ist grober Unfug, begangen durch die Presse. Ort der begangenen That ist nun für diese überall da, wo eine Verbreitung des Preßerzeugnisses stattgefunden hat. Die Druckschrift, die „Zukunft", ist zur Hinausgabe von Berlin und Leipzig aus an die Sortimenter versandt worden. Es ist der grobe Unfug an allen Verbreitungorten und hier auch in München verübt worden. Gerade hier, in der Hauptstadt des Landes, dessen König verunglimpft wird, erscheint der grobe Unfug in erster Linie verübt, denn die hauptstädtische Bevölkerung wird dadurch am Nachhaltigsten getroffen. Der Angeklagte ist durchaus nicht in eine Ausnahmestellung gedrängt. Der Thäter des Preßdeliktes theilt dieses Schicksal mit dem Thäter anderer Dinge, die an verschiedenen Orten verübt wurden, insbesondere mit dem Thäter des fortgesetzten Deliktes. Der Angeklagte beansprucht für sich ein Sonderrecht, wenn er meint, daß die Presse ihren Gerichtsstand da habe, wo ihr Erzeugniß erscheint. Die Schaffung eines solchen Sonderrechtes läßt sich diskutiren, es besteht aber nicht nach der gegenwärtigen Gesetzgebung, nach den Vorschriften des § 7. Da hier nun der grobe Unfug als ein fortgesetztes Delikt erachtet wird und so mehrere Gerichte im gegenwärtigen Fall zuständig wurden, hat das hiesige Schöffengericht nach § 121 der R. St. P. O. den Vorzug, weil es zuerst die Verfolgung eingeleitet hat. Daß grober Unfug auch durch die Presse verübt werden kann, ist auch im gegenwärtigen Fall zur Anschauung gelangt. Das Gericht hat keinen Anlaß, von der steten Gerichtspraxis hier abzuweichen. Der inkriminirte Artikel giebt nach einem kurzen Rückblick auf das Jahr 1848 dem Gedanken Ausdruck, daß die Anhänger der monarchischen Idee (o nein: die „Königischen"!) so weit waren, zu sagen, daß sogar ein Toller die Königskrone tragen könne. Der stete Vergleich des kranken Königs mit einer ungezügelten Bestie ist nach Ansicht des Gerichtes absichtlich, vom Verfasser gewollt und nicht in letzter Linie hämisch. Nicht die politische Ansicht des Artikels verurtheilt das Gericht, sondern das erwähnte Gebahren. Eine solche Darstellung ist geeignet, in jedem gesitteten Menschen, der in dem Geisteskranken, selbst wenn ihm der letzte Schimmer des Bewußtseins geschwunden ist, noch immer den Menschen sieht, Empörung zu wecken. Das Gefühl des bayerischen Volkes ist dadurch verletzt worden und somit eine Störung der öffentlichen Ordnung im Allgemeinen erfolgt. Nach allen Richtungen hin liegt der Thatbestand des groben Unfugs vor. Bei der Strafausmessung erschien es dem Gericht mit Rücksicht auf den äußerst verletzenden Ton des Artikels unmöglich, auf eine Geldstrafe zu erkennen.

Dieses so begründete Urtheil ist im Namen des Königs Otto von Bayern gefällt worden. Ungefähr um die Stunde, da es verkündet ward, wurde der „Fall Harden" auch in der bayerischen Kammer beim Justizetat erörtert. Nicht ein einziger Abgeordneter erklärte, er sei durch meinen Artikel „belästigt", „beunruhigt", „empört" oder auch nur in seinen Gefühlen verletzt worden. Der Abgeordnete Dr. Sigl — den ich noch einmal citire, weil er gewiß nicht in den Verdacht kommen kann, Verunglimpfungen bayerischer Institutionen leicht zu nehmen oder für preußische Bewunderer Bismarcks etwa ein besonderes Wohlwollen zu hegen — hielt über das Thema die folgende Rede:

(Parlamentsbericht der Augsburger Abendzeitung.) Der „Fall Harden" ist von eminenter Tragweite für die bayerische Presse und auch für das Land selbst. Wer Hardens Artikel über den kranken König Otto gelesen hat, wird darin Alles eher finden als einen groben Unfug. Ich selbst kenne Herren und Damen, die beim Lesen des Artikels geweint haben, und mir selbst, der ich gewiß kein allzu zartes Gemüth habe, ist bei der Lecture das Wasser in die Augen gekommen. (Heiterkeit.) Es ist nicht zu begreifen, wie man diesen harmlosen Artikel konfisziren konnte; es giebt wirklich ganz andere Dinge zu konfisziren. Einige meinten, man müsse Harden sogar dankbar für den Artikel sein; auch Kollegen in diesem Hause haben die selbe Ansicht ausgesprochen. Ich will das Herz des Herrn Ministers nicht betrüben, indem ich mit Erlaubniß des Herrn Präsidenten einige Stellen aus dem Artikel vorlese, aber ich glaube, die Herren würden auf das Tiefste gerührt sein über die wahren Worte, die der Verfasser über den unglücklichen König ausspricht. Es ist darin — und Das mag vielleicht Jemand geärgert haben — am Schluß auch ein Lob für das bayerische Volk ausgesprochen, daß die Treue unwandelbar sei und alle Achtung verdiene, die sich diesen Zustand in Ergebung und Ruhe seit langer Zeit gefallen läßt. Auf den Fall des Königs Otto einzugehen, ist hier nicht der Platz. Es war einmal eine Zeit, wo diese Frage entschieden werden konnte; sie wurde es leider nicht zur Zufriedenheit des Landes. Das Merkmal des groben Unfugs soll doch sein, daß sich Jemand über Etwas geärgert und aufgehalten hat. Ich weiß nicht, ob es Viele gegeben hat, die über diesen Artikel sich ärgerten, aber ich habe irgendwo an einer Stelle den Eindruck gewonnen, daß man unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo so viel über den unglücklichen König geschrieben worden ist, befürchtet hat, es könnte einen üblen Eindruck auf das Volk machen, wenn man diesen Artikel sein ließe, ohne darauf eine Antwort zu geben, und da hat man gemeint, um in dieser Sache Etwas zu thun, müsse man gegen den Artikel vorgehen. Meine Herren! Da hat man das Unrichtige getroffen, denn man hat gerade dadurch auf diesen Artikel erst aufmerksam gemacht, so daß er jetzt von Hand zu Hand geht. Das schadet freilich gar nichts. Aber die Annahme und vielleicht der geheime Wunsch, daß Etwas geschehe, den man ja mehr oder minder vernehmlich ausdrücken kann, hätte nicht entscheidend sein sollen, dagegen vorzugehen. Ich bedauere, daß vom Herrn Justizminister, der als Staatsmann und Minister ja die Tragweite dieser Sache kennen wird und kennen muß, nicht ein Korrektiv gegeben wurde gegenüber einem staatsanwaltschaftlichen Vertreter. Die Staatsanwälte stehen ja bekanntlich unter dem Justizministerium und es steht dem Minister jederzeit frei, diesem oder jenem Staatsanwalt einen Wink hinunterkommen zu lassen, daß er Das oder Jenes thue oder unterlasse Ich bedauere, daß Dies nicht geschah. Es wird damit dem bayerischen Volk eine böse Suppe eingebrockt. . . Es ist ein Fehler, daß man gerade gegen den berliner Schriftsteller Harden vorging, der wohl so ziemlich der Einzige ist, der Bayern bisher seine Rechte gelassen hat und sie auch in Zukunft vertheidigen wird wie irgend Einer, besser vielleicht als Mancher von Ihnen und ich selbst. Ich erinnere daran, wie Harden sich des Prinzen Ludwig nach seiner moskauer Rede auf das Wärmste angenommen hat. Das sollte man nicht dadurch vergelten, daß man ihn vor die bayerischen Gerichte stellt. Das ist ein Fehler, der in seinen Folgen verhängnißvoll werden kann. Welcher ausländische Schrift-

steller soll sich da noch um bayerische Sachen wohlwollend annehmen, wenn ihm Das so gelohnt wird? Es ist keine Kleinigkeit, von Berlin aus den weiten Weg hierher zu machen und sich am Ende noch einen Advokaten zu nehmen. . . Es hat eine Zeit gegeben, wo die bayerische Regirung nichts davon wissen wollte, daß der Grobe Unfug-Paragraph, über dessen Unsinn sich ja schon so Viele verurtheilend ausgesprochen haben, auch auf die Presse angewendet werde. Mir wurde Das wenigstens gesagt und ich kann dafür ein drastisches Beispiel von mir selbst vorbringen, wenn es gewünscht wird. . . Soll ich den Fall erzählen? (Heiterkeit.) Ich hatte einen Artikel geschrieben, in dem einige historische Wahrheiten enthalten waren, wurde aber dafür von einem sehr eifrigen Amtsrichter wegen groben Unfugs zur höchsten Strafe verurtheilt. Ich hatte darin gesagt, daß mit der Königin Marie viele Norddeutsche nach München gekommen seien .... (Präsident: Auf dieses Thema bitte ich doch nicht einzugehen. Wir sind doch beim Fall Harden.) Ich habe appellirt und wurde dann zu 100 Mark verurtheilt. Dann wurde mir aber gesagt: Machen Sie eine Eingabe um Begnadigung, denn die Regirung will öffentlich zeigen, daß sie von der Anwendung des Groben Unfug-Paragraphen auf die Presse nichts wissen will. Das sagte der damalige Polizeipräsident von Müller. Ich weigerte mich anfänglich, wegen dieser 100 Mark eine Eingabe zu machen, ließ mich aber dazu bestimmen, im Interesse der Presse und auch, weil ich dem Ministerium dienen wollte. Nicht ich habe die Eingabe gemacht, sondern der Polizeidirektor selbst; ich wurde dann auch begnadigt. Die Sache hat aber noch eine andere Tragweite. Wenn man so mit Hilfe eines münchener Gerichtes gegen einen berliner Journalisten vorgeht, so werden sich Das die Preußen nicht zweimal sagen lassen und werden auch bayerische Redakteure zu sich einladen. (Heiterkeit.) Das ist eine Lebensfrage für unsere Redakteure. Das ist dieser bösartige ambulante Gerichtsstand der Presse, der gegen jedes Rechtsbewußtsein des Volkes ist. In dem Gesetz ist bestimmt, daß Keiner seinem ordentlichen Richter entzogen werden soll, aber nicht, daß ein berliner Redakteur von einem beliebigen bayerischen Gericht abgeurtheilt werden soll, wo man über diesen und jenen Fall eine ganz andere Meinung hat als in Berlin, oder ein bayerischer Redakteur in Buxtehude oder Stettin, wo man auch wieder anders denkt und urtheilt als hier bei uns. Als es sich im Reichstag um die Sache handelte — ich bedauere, daß der Freiherr von Stauffenberg nicht da ist, er war dabei —, wurde erklärt, es brauche im Gesetz nicht ausdrücklich gesagt zu werden, daß ein Preßprodukt an dem Ort des Erscheinens abzuurtheilen sei, weil sich Das von selbst verstehe. Es ist doch ein Unding, wenn man einen bayerischen Redakteur, der Dinge behandelt, die vielleicht manchem preußischen Herrn nicht gefallen, in Preußen aburtheilen läßt, wo man ganz anders denkt und fühlt als ein bayerischer Redakteur (Heiterkeit), und ihn da der sicheren Verurtheilung entgegenführt. Da sollte sich die bayerische Regirung auch einmal gegenüber der preußischen Regirung auf die Hinterbeine stellen und eine authentische Interpretation verlangen. Ich berufe mich auf Bismarck nicht gern, aber in diesem Punkte ist er mein Mann. Er war gerecht und billig genug, einzusehen, daß Dies nicht geht, und er hat niemals, obwohl er dabei sicher gewesen wäre, eine Verurtheilung zu erzielen, wegen Beleidigung seiner Person einen bayerischen Redakteur vor ein berliner oder preußisches Gericht citirt, auch nicht, nachdem die bayerischen Schwurgerichte

die Preßsünder, wenn sie gegen die geheiligte Majestät des Fürsten Bismarck sich verfehlt hatten, mehrmals freigesprochen hatten. Caprivi hat es allerdings einmal im Falle Thüngen anders gemacht, aber Alles war einig in der Verurtheilung dieses Vorgehens. Warum soll es jetzt anders sein? Weht jetzt ein anderer, mehr preußischer Geist? Das Probirlandl Baden ist hier bahnbrechend gewesen für gewisse preußische Wünsche. (Präsident: Ich bitte den Redner, doch nicht die rein politische Seite, sondern nur den Fall Harden selbst zu besprechen.)... Ich glaube, meine Herren, Sie werden Alle überzeugt werden, wenn Sie den Artikel „König Otto" lesen, daß in ihm kein grober Unfug enthalten ist. Sie werden sich auch überzeugen, daß der Grobe Unfug-Paragraph auf die Presse nicht angewendet werden kann. Diese Anschauung ist richtig, denn der Redakteur, der einen Artikel schreibt und vielleicht sich etwas drastisch ausdrückt, kann nicht entfernt mit Buben, die Spektakel machen und Fenster einwerfen, gleichgestellt werden.

... Prinz Otto von Bayern wurde vor siebenundzwanzig Jahren unter Kuratel gestellt. Ueber seinen Zustand besteht im bayerischen Volk nicht der geringste Zweifel, — auch in den Schichten nicht, deren Bildungstand zur Lecture der „Zukunft" nicht gerade geeignet macht. Eben so wenig kann heute noch ein Zweifel darüber herrschen, daß man in einem Geisteskranken nicht, nach der alten katholischen Anschauung, einen Besessenen, vom Teufel Heimgesuchten, zu sehen hat, sondern einen Kranken, dessen Leiden Mitleid wecken muß. Die Richtigkeit keiner der von mir angeführten Thatsachen ist bestritten, der Versuch, für die „Beunruhigung und Belästigung des Publikums als solchen" einen Beweis zu erbringen, ist nicht unternommen worden. In einem überfüllten Saal wurde der inkriminirte Artikel verlesen; kein Zeichen des Aergernisses war hörbar oder sichtbar; und als der Amtsanwalt den Strafantrag stellte, zeigte das Publikum seinen Unwillen so deutlich, daß der Vorsitzende drohte, den Saal räumen zu lassen. Vertreter aller bayerischen Parteien haben erklärt, der Artikel habe sie nicht in ihren monarchischen Gefühlen oder in ihrem Stammesempfinden verletzt. Trotzdem bin ich zu einer Strafe verurtheilt worden, die als gerechte Ahndung bubenhafter Vergehen gilt, verurtheilt von einem Richter, der mich, mein Streben und meine politischen Ansichten nicht kennt, und von zwei gewiß sehr ehrenwerthen Schöffen, die ohne wahrnehmbare Regungen der Theilnahme der Verhandlung beiwohnten. Ob das Königreich Bayern nun gerettet, ob der arme Otto vor weiteren „Verunglimpfungen" geschützt ist und ob die Erhalter des Staates Ursache haben, mit der neuesten Frucht ihrer Kriminalpolitik zufrieden zu sein? Das bayerische Volk hat das furchtbare Unglück, zwei geisteskranke Könige auf dem Thron zu sehen, mit bewundernswerther Geduld ertragen und damit einen merkwürdigen Beweis monarchischer Gesinnung gegeben. Wir wollen abwarten, welche Wirkung der Versuch haben wird, durch Strafandrohungen es zur Ehrfurcht vor dem entmenschten Kranken von Fürstenried zu erziehen.

Die Agave.

Sieh: Wie glänzt das Meer . . . !

Tiefblau liegt es da unter dem hohen wolkenlosen Himmel, an dem die Sonne in glänzender Pracht strahlt. Die Luft ist still und warm, nur hin und wieder streicht ein kühler Hauch vom Wasser über die hohe felsige Küste in das Land hinein; dann zittern die empfindlichen Zweige der graugrünen Olivenbäume und erglänzen wie flüssiges Silber; und die Weinreben, die sich von einem Baume zum anderen ziehen und schläfrig herunterhängen, wachen auf und werden lebendig.

Tiefblau liegt das Meer da und groß und still, aber die felsige Küste, die sich ihm entgegenstellt, fühlt die Kraft, die in seiner Tiefe wohnt. Wenn die weichen Schwingungen der weiten Fläche die steile Felswand erreichen, dann bäumt sich plötzlich das Wasser auf, steigt und prallt gegen die Felsen, daß der Schaum zum Himmel spritzt. Horch: wie das Meer braust!

Dicht am Rande der jäh abfallenden Küste liegt verfallenes Gemäuer, die Ruine eines alten Klosters. Einige Wände mit leeren Fensterhöhlen stehen noch aufrecht, aber sie tragen kein schützendes Dach mehr. Eulen und Fledermäuse nisten in den dunklen Ritzen der dicken Mauern und großblätteriger Epheu webt ungestört sein grünes Kleid um das Gestein. In dieser Ruine, dicht an der verwetterten Mauer, die von steiler Höhe hinabsieht auf das Meer, stand eine Agave. Sie war kräftig gebaut und hatte schöne helle Streifen an den Rändern der stacheligen Blätter. Ringsum, wohin sie auch blickte, umgab sie totes Gestein; über sich sah sie ein Stückchen blauen Himmels und unter sich sah sie grünes Gras aus den Ritzen des steinernen Fußbodens wachsen und sich ausbreiten. Es war eine tiefe Einsamkeit. Erst abends, wenn die Agave einschlief, wurde es in dem Eulennester lebendig, das eine Oeffnung in der Mauer barg.

Die Agave stand regunglos; sie wuchs so langsam, daß sie es selbst gar nicht merkte; traumverloren blickte sie in die blaue Luft hinein, ohne Wunsch und ohne Klage; sie wußte nicht einmal, daß sie lebte, so träumerisch war sie.

Da kam der Winter. Es stürmte in der einen Nacht, daß das alte Gemäuer krachte, Steingeröll polternd herabfiel und die Quaderwand, an der die Agave stand, schwankte. Kein Stern war an dem bewölkten Himmel zu sehen. Die Agave hörte den Sturm zum ersten Male und lauschte mit heimlichem Erschauern auf das gewaltige Lied; sie war erschrocken, geängstigt und doch war ihr wonnevoll zu Muthe. Und wenn der Sturm schwieg, dann — was war Das nur? — dann vernahm sie ein dumpfes Brausen, das aus der Ferne heranzog, immer lauter wurde und endlich ganz in der Nähe zu

donnerähnlichem Getöse anschwoll. Was war Das? Die Agave lauschte abwechselnd dem Sturme und dem donnernden Getöse, bis der Morgen graute; dann legte sich der Wind. Da sah sie plötzlich einen Schatten über sich — es huschte durch die Luft — da noch einmal — jetzt sah sie es deutlich: es war ein großer, schneeweißer Vogel, der sich in die Fensteröffnung in der Mauer zu Häupten der Agave setzte. Er ließ die Flügel hängen und schloß die Augen, als sei er todesmatt. Die Agave beobachtete ihn unverwandt, ob er auch nicht wieder fortflöge; aber er blieb sitzen, öffnete nach einer Weile die Augen und sah zu ihr hinunter. „Bitte, fliege nicht weg", rief sie angstvoll zu ihm hinauf, „bleibe hier, ich bitte Dich sehr."

Der weiße Vogel ließ sich auf einen vorspringenden Stein gerade neben der Agave nieder. „Ich kann noch nicht fliegen", flüsterte er, „ich bin erschöpft und werde wohl sterben, denn ich bin zu matt, um Nahrung zu suchen."

„Nein, nein", rief die Agave erregt, „Du darfst nicht sterben und Du darfst nicht fort, ritze mit Deinem Schnabel meine frischen jungen Blätter auf und trinke den Saft, — nur fliege noch nicht fort!" Der weiße Vogel that, wie die Agave ihm sagte, und wunderte sich, wie weich und vollsaftig die Blätter waren, die so unwirthlich hart und stachelig aussahen. Der Saft stärkte ihn, er fühlte, wie neue Kraft ihn durchdrang, schüttelte sein Gefieder, glättete es mit dem Schnabel und sah sich um. Die Agave war ganz in seinen Anblick versunken. „Wie schön Du bist!" rief sie nun in Bewunderung. „Woher kommst Du?"

„Ich bin eine Möwe", war die Antwort, „und komme weit her übers Meer. Der Sturm hat mich gefaßt und hierhergehetzt; es war eine gefährliche Reise."

Die Agave durchschauerte es. „Ach, erzähle mir davon", bat sie, aber die Möwe überhörte ihre Bitte und fuhr fort: „Wird Dir die Zeit nicht lang in dieser Gruft? Du stehst ja hier wie in einem Gefängniß."

„Nein", meinte nachdenklich die Agave, „ich gebe nicht Acht auf die Zeit, ich habe immer hier gestanden und entbehre nichts; auch sehe ich den blauen Himmel, die goldene Sonne und das grüne Gras, — ist Das nicht schön?"

„Das fragst Du, weil Du das Meer nicht kennst", rief lebhaft die Möwe. „Ich komme eben über das große Wasser her, ich kenne es! Hier ist Alles stumm und starr und öde und gleichförmig zum Ersticken, immer siehst Du das graue Gemäuer und das selbe Stück Himmel und das selbe Gras, — Das ist ja ein Grab hier, Das ist der Tod! Aber das Meer ist das Leben, unerschöpflich, unergründlich, unfaßlich, ewig wechselnd, ewig schön. Jetzt ist der Sturm vorbei, aber das Meer tobt noch fort, die Wellen thürmen sich auf und kommen heran, der obere Rand hebt sich, kräuselt sich, — nun schlägt

er im weiten Bogen vorüber, ich aber fliege jauchzend unter dem Bogen durch die Woge hindurch, ohne daß sie mich verschlingt. Da gilts, athemlos Acht zu geben, denn Alles kommt auf den rechten Augenblick an. Ich sage Dir, es ist wunderbar, jauchzend zwischen Leben und Tod zu schweben! Faßt mich die Woge, so bin ich verloren. Dann gehts erst in die gurgelnde Tiefe und dann gegen die felsige Küste. Das Wasser prallt dagegen, zischt und leckt hinauf, so weit es kann. Aber immer muß es wieder zurück, woher es kam. Hörst Du, wie das Meer braust?"

„Ich höre."

„Das ist die Brandung, sprühender weißer Schaum, der hoch zum Himmel spritzt. Schade, daß Du nicht groß genug bist, um durch die Maueröffnung hinauszusehen! Aber das Meer ist auch schön, wenn es still ist; dann liegt es da wie ein glänzender Spiegel, in dem Sonne, Mond und Sterne sich besehen. Wo dann ein Felsen aus dem Wasser ragt, den die Sonne wärmt, da sammeln wir uns und erzählen von unseren Reisen und dann kommen die Delphine und die Nixen und Meerfrauen und hören zu. Ich kann auf dem Meeresgrunde die Korallenschlösser sehen, in denen sie wohnen und ihr rothes Gold und ihr Geschmeide bergen. Wenn die Nacht sinkt, schmücken sie sich, kommen herauf und tanzen ihre Reigen, — und dann leuchtet das Meer und das Geschmeide blitzt, als sprühten die Wellen Funken."

Die Möwe schwieg plötzlich und reckte den Hals, als horche sie auf. „Bitte, fahre fort", bat zitternd vor Erregung die Agave, aber da flogen drei weiße Vögel laut kreischend über das Gemäuer. „Ich komme!" rief die Möwe, „ich komme", — breitete ihre schimmernden Flügel aus und war verschwunden.

Die Agave hätte sich am Liebsten mit einem Ruck losgerissen und wäre mit der Möwe hinausgeflogen über das Meer; aber mit allen Wurzeln war sie in der Steingruft festgewachsen; und da blieb sie stehen. Alles war und blieb, wie es immer gewesen. Der blaue Himmel lachte in die Ruine hinein, das grüne Gras sproßte zwischen den Ritzen der Steinplatten und großblätteriger Epheu wob sein grünes Kleid weiter um das verfallene Gemäuer. Alles war wie sonst und doch erschien der Agave Alles verändert. Das Gras dünkte sie fahl, das Stück Himmel über ihr klein und dunkel, das Gemäuer wie eine Gruft. Nur der Stein, auf dem die Möwe gesessen hatte, war ihr lieb. „Wahrlich, ich bin hier in einem Gefängniß", seufzte sie, „die Möwe hatte Recht, ja, ich bin lebendig begraben . . . ach, und draußen wogt und brandet das Meer, die kühnen, freien Möwen fliegen durch die Wellen und schweben jauchzend zwischen Leben und Tod! Horch: da höre ich die mächtigen Wasser kommen, sie bäumen sich auf und jetzt, . . . jetzt prallen sie gegen die Felsenwände, daß der weiße Schaum gen Himmel spritzt. Wie das Meer

braust! Und ich bin hier vergessen und verloren, bin tot, ohne gelebt zu haben" ... So härmte und grämte sich die Agave, bis ihre hellgeränderten Blätter schlaff zu Boden hingen; sie schlief nicht mehr, sondern horchte im wachen Traum auf die Meeresbrandung und wiederholte sich die Erzählung der Möwe. „Wie könnte ichs nur anfangen, durch die Oeffnung in der Mauer zu sehen?" Das war dann stets ihr letzter Gedanke; und eines Abends, als die alte Eule ausflog, faßte die Agave Muth und rief ihr zu: „Weiser Vogel, hilf mir mit Deiner Erfahrung, rathe mir! Ich verzehre mich hier in der Gruft, — wie fange ichs an, daß ich bis zu der Oeffnung hinaufwachse und das Meer sehe?"

Die Eule schloß die Augen, zog einen Fuß hinauf und dachte nach. „Du dauerst mich", sprach sie endlich; „muß es denn sein?"

„Ich verstehe Dich nicht", klagte die Agave.

„Ich will sagen, mußt Du denn das Meer sehen? Kannst Du nicht so weiter leben wie bisher? War es nicht schön?"

„Ich weiß es nicht." Die Agave sagte es so tonlos und traurig, daß die Eule Mitleid fühlte. „Ich weiß nur, daß ich tot bin, ohne gelebt zu haben. Hilf mir, weise Eule, hilf mir, daß ich das Meer sehe, oder reiße meine Wurzeln aus dem Boden, daß ich vertrockne!"

Die Eule sah die Agave tiefernst an, schüttelte den klugen Kopf, überlegte lange und ließ sich dann vernehmen: „Es giebt wohl ein Mittel, Du kannst das Meer sehen, aber — es kostet Dich das Leben. Wenn Du blühst, so ists, als ob Dir Schwingen wüchsen, ein kräftiger Blütenstiel steigt aus Deinem Herzen hoch empor und die weißen Blumen breiten sich daran nach rechts und links aus. Aber wenn die Blüthe abstirbt, stirbst auch Du."

„Ich will blühen! Ich werde blühen!" jauchzte die Agave, „und wenn ich zehnmal sterben müßte!" Und als der Sommer kam, blühte sie. Aus ihrem Herzen stieg ein mächtiger Blüthenschaft auf und erreichte die Oeffnung in der Mauer. Da sah sie das weite blaue Meer, groß und still, und die jäh abfallende Küste, die sich rechts und links hinzog, und sie sah Felsen aus dem Wasser ragen und die weißen Möwen darauf horsten; und abends sah sie die Nixen und Meerfrauen in den Wellen sich wiegen und sah ihr funkelndes Geschmeide im Wasser leuchten. Ja, Das war das Meer! Das war das Leben! O wie schön war es! Und nun würde sie jauchzen in stürmischem Entzücken, wie die Möwe, wenn sie durch die Welle fliegt .... aber sie schaute und schaute selbstvergessen all die Schönheit und plötzlich überkam sie eine unsägliche Traurigkeit, als ob ihr das Herz bräche. „Ach", dachte sie, „davon hat mir die Möwe nichts gesagt, daß die Schönheit, daß das Leben zum Sterben traurig macht! Ich wollte jubeln, — und nun muß ich weinen, weinen .... Aber ich klage nicht."

Als ihre Zeit um war, schlossen sich die tiefen Blüthenaugen nach und nach, es wurde dunkel um sie her. Nun kommt der Tod, dachte sie, und wartete still und gelassen. Die alte Eule setzte sich abends einmal in die Maueröffnung neben sie und sagte betrübt: „Mir ists leid um Dich, aber ich kanns nicht ändern; zürne mir nicht.“

„Ich danke Dir“, flüsterte die Agave; „mein Sehnen ist gestillt, ich habe das Meer gesehen .... Wenn die weiße Möwe wiederkäme, die ich getränkt habe, — willst Du sie von mir grüßen?“

Capri, Pensione delle Sirene. Elisabeth Gnauck-Kühne.

Frühling.

Goldig webt der Mittagsstrahl
Durch die grünen Laubengänge
Und die thöricht süße Qual
Rührt in Blüthen ohne Zahl
Leise Frühlingsglockenklänge.

Kirsch- und Mandelblüthen wehn
Von den schneebewölkten Zweigen
In der Flocken Wirbeldrehn
Siehst Du blasse Blumenfeen
Lieblich grüßen sich und neigen.

Frühling ist ein keckes Blut —
Auch das Kirchlein dort umglänzt er;
Und da Alles betend ruht,
Wirft er seine schönste Gluth
Durch die bunten Bogenfenster.

Trost.

Es starrt der See,
Die Winde schweigen
Und von den Zweigen
Stäubt der Schnee.
Das Leben fern,
Die Welt versunken —
Das Herz umspannt
Es trüb und zag ...
Siehst Du den Stern,
Den Stern dort funkeln —
Gieb mir die Hand:
Er kündet den Tag.

Hamburg. Theodor Suse.

Gravitation und Levitation.

Wie sich ein Forscher zu einer unbegreiflichen Erscheinung stellt, hängt ganz davon ab, ob er von sich oder von der Natur eine große Meinung hat. Der Eine verwirft überhaupt Alles, was in sein System nicht paßt, und wenn er mit der Nase auf eine solche Thatsache stößt, wird er nicht etwa sein System korrigiren, sondern die Thatsache mit Verachtung behandeln; der Andere wird sie zwar aufnehmen, aber gleich einem lästigen Eindringling, den er nicht abweisen kann, und nur der wahre Forscher wird sich sogar bemühen, Erscheinungen zu finden, die ihm Gelegenheit geben, sein System umzuwandeln. Um diese verschiedenen Geistesdispositionen durch Aussprüche von Forschern zu erläutern, will ich solche neben einander stellen:

Die medizinische Akademie in Paris.	Virchow.	Herschel.
„Wir haben diejenigen Thatsachen vernachlässigt, welche selten, ungewöhnlich, wunderbar sind, z. B. die Wiedererweckung konvulsiwischer Bewegungen beim Hinhalten des Fingers oder eines Conduktors durch eine... Thür oder Mauer hindurch... Wir glaubten unsere Aufmerksamkeit nicht richten zu sollen auf seltene, ungewöhnliche, außerordentliche Fälle, die allen Gesetzen der Physik zu widersprechen scheinen.“ [1])	„Man freut sich nicht, eine neue Erscheinung zu sehen; im Gegentheil, sie ist oft peinlich.“ [2])	„Seine (des vollkommenen Beobachters) Augen werden stets geöffnet sein, um sogleich auf jedes Ereigniß zu stoßen, welches nach den angenommenen Theorien nicht hätte eintreten sollen; denn diese Thatsachen sind die Anfänge neuer Theorien.“ [3])

Als nun in neuerer Zeit immer häufiger die Levitation beobachtet wurde, da stieß diese Thatsache auf jene Geistesdisposition, die die häufigste und für den Fortschritt schädlichste ist und die durch den angeführten Ausspruch der pariser Akademie gekennzeichnet ist. Man untersuchte nicht, man verwarf die Thatsache als unmöglich. Wenn man nun für die unabweisbare Untersuchung den einzig richtigen Ausgangspunkt nimmt, nämlich die Gravitation, so ergiebt sich zunächst, daß die Levitation, d. h. die Aufhebung der Schwerkraft eines irdischen Körpers, sogar eintreten müßte, wenn wir die Erde, sein An-

[1]) Rapport des Commissaires de la Société royale de Médecine pour faire l'examen du Magnétisme animal. 21. — [2]) Virchow: Ueber Wunder. 23. — [3]) Herschel: Einleitung in das Studium der Naturwissenschaft. 104.

ziehungcentrum, beseitigen könnten. Das geht aber nicht an; also könnte Levitation nur durch eine Kraft besorgt werden, die, der Anziehungskraft der Erde entgegengesetzt, sie überwindet. Die Frage, ob es solche Kräfte giebt, ist zum Glück dem Zweifel entzogen. Die Natur selbst bietet uns Beispiele. Wärme dehnt aus, d. h. unter dem Einfluß der Wärme wird die Kohäsion der Atome eines Körpers, d. h. ihre gegenseitige Anziehungkraft, vermindert und aufgehoben. Lehrreicher noch ist das Beispiel des Mineralmagneten. Der Magnet, der ein Stück Eisen trägt, überwindet dessen Schwerkraft. Wenn man zwischen zwei starke Magnete eine Glasröhre bringt, in die eine eiserne Kugel hinabgelassen wird, so schwebt diese frei in der Röhre. Der Magnetismus zeigt also, wie auch bei der magnetischen Abstoßung, einen Gegensatz zur Schwerkraft. Nun hat vor hundert Jahren Mesmer eine neue Kraft entdeckt, deren Quelle der menschliche Organismus ist und die er „thierischen Magnetismus" nannte, weil er bemerkenswerthe Analogien zwischen ihr und dem Mineralmagnetismus fand, z. B. die Anziehung und die Wirkung von Strich und Gegenstrich. Diese Analogien lassen vermuthen, daß auch der thierische Magnetismus der Schwerkraft entgegenwirken, d. h. Levitation herbeiführen kann. Selbstverständlich kann von Levitation nicht nur dann gesprochen werden, wenn ein Körper der Schwerkraft entgegen senkrecht in die Höhe gehoben wird, sondern jede Bewegung nach irgend einer Richtung, wobei erst die Schwerkraft überwunden werden muß, kann als Levitation bezeichnet werden; ja sogar das Unterbleiben einer Bewegung, die zu erwarten wäre, so z. B. daß, wie Gmelin erzählt, ein Geldstück auf der Stirn eines mit Kopfschmerz Behafteten gegen das Gesetz der Schwere hängen blieb.[4])

Vor hundert Jahren hat Petetin Versuche mit Kataleptischen angestellt. Wenn er seine Hand über der Hand der Versuchspersonen auf einen Zoll Entfernung hielt, so hob sich diese und folgte mit dem Arm dem langsam zurückweichenden Operator.[5]) Die Physik des Mesmerismus hat eigentlich erst Reichenbach geschrieben und erst bei ihm finden wir ausführlichere Versuche. Er sagt: „Es giebt in der Lehre vom Od gewisse eigenthümliche Arten von Anziehung und Abstoßung, die seine Pole vereinen und trennen. Läßt man einen Sensitiven seine Linke flach ausstrecken, die Weiche abwärts gekehrt und mit dem Erdboden horizontal parallel, und nähert ihr von unten her die Fingerspitzen der rechten Hand, so bekommt seine ausgestreckte ein Gefühl von Schwere, sie will sinken, sie wird wie herabgezogen. Nähert man ihr dagegen die Fingerspitzen der linken Hand, so empfindet er Alles umgekehrt: es bemächtigt sich der Hand ein Gefühl von Leichtigkeit, sie will aufwärts, sie

[4]) Perty: Die mystischen Erscheinungen. I. 271. — [5]) Petetin: Mémoire sur la découverte des phénomènes que présentent la catalepsie et le somnambulisme. I. 21.

wird wie hinaufgehoben, — Alles überaus schwach und zart, gleichwohl aber deutlich und bei allen Sensitiven gleich, wofern sie nicht allzu nieder sensitiv sind. Nimmt man die nämlichen Versuche mit der anderen, der rechten Hand des Sensitiven vor, so ergeben sich alle die selben Gefühle, nur mit umgekehrten Werthen . . . Gleichnamige Glieder stoßen also einander ganz schwach ab, ungleichnamige ziehen einander eben so zart an; im einen Fall addiren diese Erscheinungen zur natürlichen Schwere der Hand und verstärken sie also; im anderen subtrahiren sie davon und erleichtern sie."[6]) Reichenbach hat nachgewiesen, daß diese Anziehung und Abstoßung auch durch leblose Odpole sich bewerkstelligen lassen; und daß man durch Kristallpole und Magnetpole die selben Erscheinungen erhält wie durch Fingerspitzen.[7]) Aehnliche Versuche machte er mit anderen Odquellen, dem Sonnenlicht, mit Pflanzen und amorphen Körpern.[8]) Merkwürdig ist sein Versuch, in dem der menschliche Magnetismus mit dem Mineralmagnetismus in Opposition tritt: „Ich gab dem Herrn Leopolder, Mechaniker in Wien, jetzt an der Universität zu Lemberg, einen kleinen Stabmagnet auf die rechte Zeigfingerspitze. Er war 5 Zoll lang und hatte $^1/_{16}$ Quadratzoll Querschnitt. Auch er bewegte und drehte sich einwärts gegen den Leib auf beiden Fingern, rechter wie linker Hand. Dazu gesellte sich aber hier eine neue Wahrnehmung, die für die gegenwärtige Untersuchung von steigendem Interesse ist. Der Stabmagnet drehte sich einwärts unter allen Umständen, mochte sein Träger gegen den Horizont jede Richtung einnehmen, die irgend möglich war. Saß er also so, daß er mit dem Antlitz gegen Süd gerichtet war, und hatte den Stab auf dem rechten Zeigefinger in der Parallele liegen, den gen Nordpol des Magnets gegen West gerichtet, so mußte dieser nach Nord streben, die magnetische Kraft zog ihn gegen den nördlichen Erdpol, sobald diese stark genug war, seine Reibung auf dem Drehpunkt, seiner Unterlage, d. h. der Fingerspitze, zu überwinden. Geschah Das nun, brachte die Drehkraft den Stab durch Ueberwältigung der Friktion in Bewegung, so hätte der gen Nordpol des Stabes sich nach Nord drehen sollen, er that es aber nicht, sondern drehte sich nach Süd, seiner natürlichen Polarattraktion direkt zuwider, sein gen Südpol aber wandte sich ruckweise dem Leib seines lebendigen Trägers, d. h. dem Erdnordpol, zu. Der Magnet wurde also, weit entfernt, seiner magnetischen Anziehung zu gehorchen, von der Drehkraft (odischer Anziehung und Abstoßung) überwunden und wider seine innerste Natur zur Bewegung nach verkehrten Polen vergewaltigt. So groß also und so entschieden eigenthümlich und selbständig ist die Kraft, die wir hier in Untersuchung haben, um so Vieles stärker ist unter vorliegenden

---

[6]) Reichenbach: Wer ist sensitiv, wer nicht? 34. — [7]) Der sensitive Mensch. I. § 447 bis 456. — [8]) Die odische Lohe. 83 bis 85.

Umständen die (odische) Drehkraft als die magnetische Drehkraft, daß sie den Kampf mit dem ihr unmittelbar widerstrebenden Magnetismus aufnimmt und siegreich aus ihm hervorgeht . . . Das Ergebniß war unter dem Einfluß aller der Himmelsrichtungen das selbe und in jeder Wiederholung mit vielen anderen Sensitiven und anderen Stabmagneten stets gleich."[9])

Vielfach modifizirt ergaben diese Versuche das gleiche Resultat. Niedere Sensitive brachten diese Bewegungen gar nicht hervor. Manche hatten Tage, auch Stunden, wo die Drehungen periodisch stattfanden.[10]) Zusammenfassend sagt Reichenbach: „Wir gewahren eine unbekannte Kraft, welche bei Sensitiven, aber auch nur bei Sensitiven, sich kundgiebt, Nichtsensitiven aber zu mangeln scheint . . . Sie wird konzentrirt durch Vereinigung mehrerer Kraftquellen, reichlicher ausgegeben von höheren Sensitiven, kann angeschwellt werden durch odische Hemmungen bis zur Erzeugung von Uebelbefinden, Ohnmachten und Krämpfen. Geschwächt werden ihre Aeußerungen durch Alles, was die odische Entwickelung schwächt, durch Entgegenstellung ungleichnamiger Pole . . . Diese (hemmenden Wirkungen) sind nicht stetige, sondern erfolgen stoßweise."[11])

Da nicht nur für den Zweifler Versuche an leblosen Gegenständen von beträchtlich größerer Beweiskraft sind, muß ich nun zu solchen übergehen und zu diesem Zweck das Gebiet des Spiritismus streifen. Doch kann ich dem Leser zur Beruhigung sagen, daß es sich zunächst gar nicht um Geister handelt, sondern um eine aus den Medien entlehnte Kraft, also um ein vernachlässigtes Kapitel der Anthropologie. Beim Tischrücken leisten sogar alle Betheiligten einen Beitrag zu dieser Kraft.

Wenn das Tischrücken in Reichenbachs Dunkelkammer vorgenommen wird, ist es mit Lichtphänomenen verbunden.[12]) Die Tischplatte überzieht sich mit einer leuchtenden Lohe und zugleich treten die Schwankungen, das Fortrücken und Sicherheben des Tisches ein; der animalische Magnetismus zeigt sich also auch hier als bewegende, der Schwerkraft entgegengesetzte Kraft. Sehen wir uns nun einige Leistungen dieser Kraft gegenüber der Gravitation an. In einer Sitzung wurde ein großer Speisetisch auf eine Wage gestellt, die ein Gewicht von 121 Pfund angab. Auf Wunsch sank sein Gewicht auf 100, dann 80 und 60 Pfund; und wieder auf Wunsch stieg es auf 130 bis 144 Pfund. Die Veränderung des Gewichtes trat in je 3 bis 8 Sekunden ein.[13]) Professor Butlerow hat auch diese Kraft konstatirt, die sich mit der Schwerkraft bald verbindet, bald ihr entgegen wirkt. Er nennt es eine wenig exakte Bezeichnungweise, wenn man von einer „Veränderung des Gewichtes" spricht. „Keiner von uns hat natürlich jemals eine wahre Ver-

[9]) Die odische Lohe. 88 bis 89. [10]) Der Selbe 95. — [11]) Der Selbe 106. — [12]) Reichenbach: Der sensitive Mensch. I. 121 bis 126. — [13]) Owen: Das streitige Land. I. 109.

änderung des Gewichtes gemeint. Man verstand darunter nur eine Veränderung der Angabe des Instrumentes, die durch eine neben der Schwere wirkende Kraft hervorgerufen wurde. Diese Kraft wirkte bald in derselben Richtung wie die Schwerkraft und summirte sich ihr, bald wirkte sie der Schwerkraft entgegen und das Ergebniß war eine Verminderung der Angabe des Instrumentes." Was die Quelle dieser Kraft betrifft, so ist Butlerow mit Crookes der Ansicht, daß sie dem wägbaren Stoffe des Körpers des Mediums entnommen wird. Es sei nur Uebertragung der lebendigen Kraft von einem materiellen Körper auf einen anderen. Auch die freiwillig scheinende Massenbewegung müsse in derselben Weise erklärt werden. Die unmittelbare Berührung des Gegenstandes durch das Medium sei nicht immer nöthig. Ueber ein Experiment mit Home sagt Butlerow: „Eine Weile später nahm Home eine Handschelle, die auf unserem Tisch stand, und hielt sie neben dem Rande des Tisches, in einiger Entfernung von ihm und etwas unter dem Niveau des Tischbrettes. Die Schelle und Homes Hand war von der Kerzenflamme recht gut beleuchtet. Nach einigen Sekunden ließ Home die Schelle aus der Hand und sie blieb in der Luft frei schweben."[14]) Auch in Anwesenheit von anderen Personen seiner Bekanntschaft, die keine Berufsmedien waren, hat Butlerow solche Phänomene beobachtet.

Wenn wir nun aber sehen, daß ohne Hinzufügung oder Wegnahme von Materie die Gewichtsangaben eines Körpers verändert werden können, so zeigt sich hier abermals, daß das Gewicht eines Körpers nicht eigentlich auf seiner materiellen Masse beruht, sondern auf seinem Odgehalt und daß je nach dessen Polarität durch Odentziehung oder Odverladung die Gewichtsangaben des Körpers verändert werden. Hier ist nun abermals ein Punkt, wo ich Halt zu machen genöthigt bin, ein Problem, von dem ich die Hände weglasse und das ich den Naturforschern überlasse. Das Verhalten der Kometenschweife schien uns zu nöthigen, Gravitation in elektrische Anziehung, Levitation in elektrische Abstoßung aufzulösen. Beim Tischrücken und ähnlichen Phänomen wiederum sehen wir die selben Resultate eintreten unter dem Einfluß von Od als bewegender Kraft. Nun hat Reichenbach gezeigt, daß Od und Elektrizität in der Natur innig verbunden sind, wenn auch getrennt nachgewiesen werden können;[15]) also muß gezeigt werden, auf welche der beiden Rechnungen die Phänomene kommen, ein Problem, das noch kaum spruchreif sein dürfte. So viel ist sicher, daß durch Odentziehung oder Verladung die Schwerkraft der Körper verändert wird, als ob ihre Materie vermehrt oder vermindert würde: daß ferner die Kraft, vermöge welcher diese Veränderungen stattfinden, polarisirt sein muß, da sie beide Erscheinungen hervorrufen kann:

---

[14]) Psychische Studien. 1874. 24 bis 25. — [15]) Reichenbach: Die Dynamide.

Vermehrung und Verminderung der Schwerkraft. Beide Phänomen können nur auf Veränderung der odischen Polarität beruhen.

Die Leistungen dieser Kraft müssen aber als sehr bedeutend bezeichnet werden. Wallace sagt: „Ich habe in der Gegenwart des berühmten Mediums Daniel Home einen großen Tisch, den man zuvor am hellen Tag, so daß keine Täuschung möglich war, gewogen hatte, sein Gewicht bis auf 30 bis 40 Pfund verändern sehen.[16]) Noch müssen aber die Experimente von Crookes erwähnt werden, ihrer Exaktheit wegen, und weil hier die Veränderungen je nach dem Wunsch des Experimentators eintraten:

Experiment 1: „Sei leicht." Der Tisch hob sich, während die Wage ein Gewicht von kaum $^1/_2$ Pfund anzeigte.

Experiment 2: „Sei schwer." Jetzt gehörte ein Kraftaufwand von 20 Pfund dazu, um den Tisch auf einer Seite zu heben; alle Hände lagen unter dem Tischrand, die Daumen sichtbar.

Experiment 3: Jetzt frage ich, ob die widerstandleistende Kraft dazu benutzt werden könne, den Tisch ganz horizontal vom Boden aufzuheben, während ich mit der Wägeschnur daran zöge. Sofort erhob sich der Tisch völlig von dem Boden, die Tischplatte blieb ganz horizontal und die Wage zeigte einen Kraftaufwand von 24 Pfund. Während dieses Experimentes lagen Herrn Homes Hände auf dem Tisch, während die der anderen Anwesenden, wie zuvor, unter der Platte waren.

Experiment 4: „Sei schwer." Alle Hände unter der Tischplatte; ein Kraftaufwand von 43 Pfund war jetzt nöthig, um den Tisch vom Boden zu heben.

Experiment 5: „Sei schwer." Diesmal nahm Herr B. ein Licht und leuchtete unter den Tisch, um sich zu überzeugen, daß das vermehrte Gewicht nicht durch die Füße oder auf eine andere Weise von den Anwesenden verursacht werde. Während er Dies that, prüfte ich die Wage und fand, daß ein Kraftaufwand von 27 Pfund nöthig war, um den Tisch zu heben. Herr Home, Herr A. R. Wallace und die zwei Damen hatten ihre Finger vollständig unter dem Tischrand und Herr B. sagte aus, daß Niemand heimlich den Tisch so berühre, daß es das Gewicht unten vermehren könne." . . . Ich fragte, ob ich den Tisch wägen dürfe, während Herr Home ihn gar nicht berührte. — „Ja!"

Experiment 1: Hierauf befestigte ich die Federwage an den Tisch und bat, daß er schwerer sein möge; ich versuchte ihn nun vom Boden zu heben. Es erforderte einen Kraftaufwand von 25 Pfund, um ihn emporzuziehen. Während dieser Zeit saß Herr Home in seinem Stuhl zurückgelehnt, seine Hände ganz vom Tische weg, und seine Füße berührten die seiner beiden Nachbarn.

Experiment 2: „Sei schwer." Herr H. nahm nun ein Licht, beugte sich nieder und leuchtete unter den Tisch, um sich zu überzeugen, daß Niemand ihn berühre, während ich die selbe Beobachtung oben auf dem Tisch vornahm. Herrn Homes Hände und Füße waren wie vorher; der Zeiger der Wage zeigte jetzt ein Gewicht von 25 Pfund an."[17])

---

[16]) Sphinx. X. 265. — [17]) Crookes: Aufzeichnungen über Sitzungen mit Home. 10 bis 12.

Wie also der Mineralmagnet ein Stück Eisen magnetisch macht — die sogenannte magnetische Induktion — und wie ein elektrisch geladener Körper einen anderen influenziren kann, so liegt auch im menschlichen Körper eine Kraft, die auf Gegenstände übertragen werden kann. Die Zahl der Körper, die vom animalischen Magnetismus influenzirt werden kann, scheint sogar sehr groß zu sein. Slade berührte mit seiner Fingerspitze die Rücklehne eines Stuhles und er hob sich drei Fuß hoch, blieb einige Sekunden schweben und fiel dann herab.[18]) Zöllner und Wilhem Weber konstatirten die Ablenkung der Magnetnadel durch die Ausströmungen aus Slades Händen. Zöllner schlug darauf vor, eine unmagnetische Nadel dauernd zu magnetisiren. Man wählte unter mehreren eine Stricknadel aus, die, durch den Kompaß geprüft, sich als vollkommen unmagnetisch erwies, insofern, als beide Pole angezogen wurden. Slade legte diese Nadel auf eine Tafel, hielt sie in derselben Weise, wie beim Entstehen von direkten Schriften, unter den Tisch, — und nach etwa vier Minuten, als die Tafel mit der Stricknadel wieder auf den Tisch gelegt wurde, war sie an dem einen Ende, und zwar nur an einem Ende, so stark magnetisch, daß Eisenfeilspähne und kleine Nähnadeln an diesem Ende hafteten und die Nadel des Kompasses mit Leichtigkeit im Kreis herumgeführt werden konnte. Der entstandene Pol war ein Südpol, da der Nordpol der Magnetnadel angezogen, der Südpol aber abgestoßen wurde.[19]) Es zeigte sich also, daß unter dem Einfluß des Mediums die molekularen Ströme gedreht, d. h. in ihrer Lage verändert werden können, worauf nach Webers und Ampères Theorie das Magnetisiren der Körper beruht. Bei Somnambulen ist es schon häufig beobachtet werden, daß bei ihren Handarbeiten Scheeren und Nadel magnetisch wurden und an dem selben Einfluß liegt es wohl, daß es Leute giebt, deren Taschenuhren niemals richtig gehen, ohne daß es abgestellt werden könnte. Magnetische Influenz ist es wohl auch — die Thatsache vorausgesetzt —, wenn in der Bibel der Prophet Elisa mit Anderen an den Jordan geht, wo Holz gefällt werden sollte, um eine Hütte zu bauen. Dem Einen fiel das Beil in den Jordan und er wehklagte darüber, weil es entlehnt war. Elisa ließ sich die Stelle zeigen, wo es hineingefallen war, schnitt ein Holz ab und stieß damit hin. Da schwamm das Eisen und konnte ergriffen werden.[20])

Bei spiritistischen Sitzungen zeigt es sich, daß die Levitationkraft als bewegende Kraft zunächst zwar dem Medium entnommen wird[21]), daß aber auch die Zuschauer davon abgeben. Das Medium unterscheidet sich vom normalen Menschen überhaupt nur dem Grade nach, durch die größere Leichtig-

[18]) Annales des sciences psychiques. IV. 196. — [19]) Zöllner: Wissenschaftliche Abhandlungen. II, 1. 340. — [20]) 2 Könige. 6. 4 bis 6. — [21]) Rochas: l'Extériorisation de la motricité.

keit, womit seine odischen Ausströmungen vor sich gehen. Man sieht bei Sitzungen streng darauf, daß die Handkette nicht unterbrochen wird, was die Unterbrechung des Phänomens nach sich ziehen würde, also gefährlich werden kann, wenn gerade ein Levitationphänomen eintritt. Wenn z. B. Gegenstände in der Luft schweben, so fallen sie, wenn die Handkette gelöst wird, herab, — ein deutlicher Beweis, daß die Levitationkraft aus den Anwesenden geschöpft war. In einer Dunkelsitzung in Wien hörte ich — sehen konnte ich es nicht —, daß eine schwere Spieldose, die ich nur mit beiden Armen zu heben vermochte, aufgezogen wurde und spielend im Zimmer herumschwebte, und wenn wir die Kette unterbrochen hätten, wäre vermuthlich Aehnliches geschehen wie einst in Auteuil, wo eine Guitarre herumflog und, da Jemand im Haschen nach ihr die Kette unterbrach, herunterfiel und ihm die Stirnhaut zerriß.[22]) Bei solchen Sitzungen hat man häufig beobachtet, daß leblose Gegenstände, Tische, Lehnstühle u. s. w. geradlinig gegen das Medium sich bewegten, zuweilen auch abgestoßen wurden, und wenn in der christlichen Mystik erzählt wird, daß Bilder, von den Heiligen andächtig betrachtet, sich zu ihnen bewegten, so könnte vielleicht auch daran etwas Wahres sein, nur daß dann der Heilige selbst der unbewußte, mediumistisch fernwirkende Agent war.

Es handelt sich also bei solchen Phänomenen zunächst um eine in den Medien selbst liegende Kraft, die exteriorisirt wird und als bewegende Kraft auftritt. Schon Reichenbach hat nachgewiesen, daß odische Ausstrahlungen eine bewegende Kraft bilden[23]), und Rochas hat diesem Problem ein ganzes Buch gewidmet[24]), worin er nachweist, daß die odischen Ausstrahlungen der Medien als Träger einer bewegenden Kraft anzusehen sind. Gleich dem Mineralmagnetismus wirkt also auch der animalische Magnetismus in die Ferne, gleich jenem ist er polarisirt und kann sich als bewegende Kraft mit der Schwerkraft verbinden oder sie aufheben. Bei den vielen Analogien, die zwischen mineralischem und animalem Magnetismus bestehen, ist auch diese weitere Uebereinstimmung nicht zu verwundern. Die Fernwirkung, wie alle Magie überhaupt, ist also nicht Leistung des körperlichen, sondern des odischen Menschen, und da wir uns diesen nach dem Schema des körperlichen Menschen gestaltet denken müssen, können wir sagen: die Fernwirkung ist Leistung des Astralleibes. Nun sehen wir diese Kraft auch bei spiritistischen Sitzungen thätig; es entsteht also die Frage, ob wir die Phänomene aus den Medien allein erklären können oder zu fremden Intelligenzen, zu Geistern unsere Zuflucht nehmen müssen, — oder endlich, ob sich identische Kräfte aus beiden Quellen bei den Phänomenen gleichsinnig verbinden.

---

[22]) Badaud: La magie. 17. — [23]) Reichenbach: Die odische Lohe und einige Bewegungerscheinungen. — [24]) Rochas: l'Extériorisation de la motricité.

Späteren Untersuchungen vorausgreifend, ist nun zu sagen, daß der exteriorisirbare Astralleib nicht nur als Träger einer bewegenden Kraft auftritt, sondern auch als Träger der Lebenskraft, der Gestaltungskraft, der Empfindung und des Bewußtseins. Er kann also ein vom körperlichen Menschen getrenntes und ein abhängiges Dasein führen, mit anderen Worten: er ist unsterblich, was auf dem von Rochas eingeschlagenen Weg noch experimentell bewiesen werden wird. Leistungen des Astralleibes, die zu Lebzeiten eines Menschen geschehen, wie bei Somnambulen und Medien, müssen also identisch sein mit den Leistungen des im Tode dauernd exteriorisirten Astralleibes. Die Phänomene bei spiritistischen Sitzungen können daher aus beiden Quellen kommen, aus den Medien und den Geistern, und zahlreiche Erfahrungen bestätigen es, daß Geister durch Kräfte operiren, die durch die homogenen Kräfte des Mediums verstärkt werden und mit ihnen zusammenfließen. Das muß auch in Bezug auf das Levitationphänomen der Fall sein.

Wir haben nun aber allen Anlaß, in den Fragen, die sich auf odische Verhältnisse beziehen, bei Denen Belehrung zu suchen, die sich mit Bewußtsein in die odischen Verhältnisse gestellt fühlen. Unsere Lehrer sind also zunächst die Somnambulen; die Medien kommen dafür sogar weniger in Betracht, weil sie bei den Phänomenen entweder im Trance sind, wobei ihnen das Bewußtsein, oder wachend, wobei ihnen wenigstens das odische Bewußtsein fehlt. Halten wir uns also an die Somnambulen. Eine der merkwürdigsten, die zugleich Medium war, die Seherin von Prevorst, hat in Bezug auf das Levitationphänomen Aussprüche gethan, die zu beachten sind. Sie bezeichnet die odische oder animalisch magnetische Kraft mit dem Wort Nervengeist und sagt, Das sei eine noch viel imponderablere und stärkere Potenz als Elektrizität, Galvanismus und Magnetismus. Sie schreibt — vor Reichenbach und Rochas — dem Nervengeist die Fähigkeit zu, die Schwere in den Köpern aufzuheben. Bei Menschen in einem tiefmagnetischen Zustand komme dieser Nervengeist leicht von den Nerven und der Seele los und daher komme es, daß sie durch ihn auch in die Ferne wirken und durch Klopfen sich manifestiren könne.[25]) Medizinalrath Klein führt eine Somnambule an, die seine Uhr verlangte und sie auf die Stirn legte, wo sie nun bei allen Bewegungen des Kopfes wie angeklebt liegen blieb[26]). Jacolliot sah einen Fakir, der mit einer Pfauenfeder als Leiter die Schale einer Wage niederdrückte, während in der anderen Schale 80 Kilo lagen. Der Fakir berührte mit den Fingerspitzen den Rand eines Gefäßes, daß sich hin und her bewegte, während das Wasser im Gefäß unbeweglich blieb. Mehrmals erhob sich das Gefäß sieben bis

---

[25]) Kerner: Die somnambulen Tische. 21. Die Seherin von Prevorst. 158. — [26]) Archiv für thierischen Magnetismus. V, 1. 149.

acht Zoll hoch vom Boden. Er verlangte einen Bleistift, legte ihn schwimmend auf das Wasser, und da er nun seine Hand darüber hielt, bewegte er den Bleistift nach allen Richtungen. Dann berührte er ihn sanft und der Bleistift sank bis auf den Grund des Wassers. Auf ein kleines Tischchen, das Jacolliot leicht mit zwei Fingern in die Höhe hob, legte der Fakir seine Hand etwa eine Viertelstunde lang und dann vermochte Jacolliot es nicht mehr zu bewegen; da er aber alle Kraft daran setzte, blieb ihm die Platte in den Händen. Wenige Minuten darauf aber war die mitgetheilte Kraft ausgestrahlt und der Tisch war wieder beweglich. Beim Fortgehen bemerkte der Fakir einen Büschel Federn der merkwürdigsten Vögel Indiens. Er nahm eine Handvoll und warf sie, so hoch er konnte, in die Luft. Sie fielen langsam herab, als sie aber in die Nähe seiner untergehaltenen Hand kamen, drehten sie sich, stiegen aufwärts und blieben an der Leinwanddecke der Terrasse haften. Als der Fakir fort war, fielen sie herab.[27]) Crookes stellte Apparate her, bei denen die mechanische Uebertragung von Kraft durch das Medium Home gänzlich abgeschnitten war und die Gewichtsveränderungen ohne Berührung stattfanden[28]). Er sah einen Stuhl mit einer daraufsitzenden und dann knieenden Dame sich mehrere Zoll vom Boden erheben, etwa zehn Sekunden schweben und dannn langsam herabsinken[29]).

Alle diese Fähigkeiten nun, Gravitationvermehrung und Levitation, können nicht vom materiellen Körper des Mediums ausgehen, sondern nur vom Astralleib, der, selbst odischer Natur und polarisirt, auf das odische Innere der Dinge wirkt. Da uns nun im Tode dieser Astralleib verbleibt, müssen die gleichen Fähigkeiten auch von Geistern ausgehen können. Auch in dieser Hinsicht ist es bemerkenswerth, daß die Seherin von Prevorst die Fähigkeit, die Schwerkraft aufzuheben, nicht nur ihrem Nervengeist zuschrieb, sondern auch den Geistern. Sie sagte mehrmals, daß die Geister das Vermögen hätten, die Schwerkraft in den Dingen aufzuheben,[30]) und Das scheint mir in allen jenen spiritistischen Phänomenen experimentell bewiesen zu sein, wo die Schwerkraft je nach dem Wunsch des Operators vermehrt oder vermindert wird, wie bei den vorhin erwähnten Versuchen von Crookes.

Bei einer Sitzung des Dr. Hallok mit Home befanden sich auf dem Tisch ein Wasserglas, zwei Leuchter, ein Bleistift und einige Blätter Papier. Als sich nun der Tisch erhob und um 30 Grad neigte, blieben diese Gegenstände alle in ihrer Stellung wie angepappt. Man verlangte, der Tisch sollte mit gleicher Neigung die Gegenstände festhalten mit Ausnahme des Bleistiftes. Dieser fiel zur Erde und die anderen Gegenstände verblieben. Dann

---

[27]) Jacolliot: Le spiritisme dans le monde. 245, 281, 282, 285, 295, 300. — [28]) Crookes: Der Spiritualismus und die Wissenschaft. 87 bis 97. — [29]) Psychische Studien 1874. 108. — [30]) Kerner: Blätter aus Prevorst. I. 119.

wurde er wieder hingelegt und man verlangte das Selbe bezüglich des Glases, das herabglitt und aufgefangen wurde. In einer anderen Sitzung neigte sich der Tisch um 45 Grad, aber Blumentöpfe, Bücher und verschiedene Kleinigkeiten blieben an ihrem Platz.[31]) In einer Sitzung Homes bei Louis Napoleon wurde eine Girandole mit brennenden Kerzen aus der vertikalen Lage in die horizontale frei schwebend versetzt, wobei die Flammen horizontal weiter brannten.[32]) Unvermeidlicher noch wird die spiritistische Hypothese bei den sogenannten Apports, wo Gegenstände auf Wunsch aus der Entfernung gebracht werden, wie z. B. eben bei jener Sitzung vor Napoleon, wo Gegenstände aus dem fünften und sechsten Salon zugebracht wurden. Von Berichten dieser Art wimmelt es und exakte Experimente mit Registrirapparaten würden ohne Zweifel ergeben, daß der Apport auf Levitation beruht; Das zeigt sich in den zahlreichen Spukgeschichten, wo Gegenstände aller Art als Wurfgeschosse benutzt werden. Diese Geschichten enthalten nämlich das gemeinschaftliche Detail, daß die von solchen Gegenständen getroffenen Personen nicht verletzt wurden. Glanvil erzählt eine Spukgeschichte aus London, wo Jemand von einem nach ihm geworfenen Schuh am Kopf, aber ganz sanft, getroffen wurde.[33]) Beim Spuk in Mülldorf wurde Jemand von einem Hammer, ein Anderer von einem Ziegelstein getroffen, aber alle Wurfgeschosse waren so leicht, daß sie keinen Schmerz verursachten und, was niederfiel, seine Schwere verloren zu haben schien.[34]) Im Münchhof wurde Alles, was beweglich war, in die Fenster geworfen, aber selbst schwere Gegenstände, trotz ihrer Geschwindigkeit, blieben in den Fenstern stecken, andere berührten nur das Glas und fielen dann herab. Menschen, die von schweren Steinen getroffen wurden, empfanden zu ihrer Verwunderung trotz der großen Wurfgeschwindigkeit den Anschlag nur leicht und auch an ihnen fielen dann die Körper senkrecht herunter. Ein Löffel von $^3/_4$ Pfund traf einen Mann, der aber nur eine leise Berührung empfand.[35]) Der Advokat Joller erzählt, daß in sein Haus oft Steine geworfen wurden und das eine oder andere Kind trafen, aber kaum fühlbar aufschlugen.[36]) Beim Spuk im Kloster Maulbronn wurden die verschiedensten Gegenstände geworfen, hatten sie aber die Fenster passirt, so fielen sie nicht zur Erde, sondern schwebten langsam herab. In einem anderen Fall wurden Steine geworfen, aber es war, „als würde man mit einem Schwamm geworfen.[37])" Daumers sonderbare Erklärung, daß die Menschen durch einen mystischen Schutzgeist bei solchen Angriffen be-

---

[31]) Home: Révélations sur ma vie surnaturelle. 44. 222. — [32]) Hellenbach: Vorurtheile der Menschheit. III. 265. — [33]) Glanvil: Sadducismus Triumphatus. II. 220. — [34]) Görres: Die christliche Mystik. V. 145. — [35]) Görres: III. 362. — [36]) Daumer: Das Geisterreich. II. 253. Vergl. Joller: Darstellung selbsterlebter mystischer Erscheinungen. — [37]) Daumer II. 256, 259. —

wahrt werden, reimt sich nicht mit seinem eigenen Zugeständniß, daß manchmal doch Verletzungen vorkommen,[38]) und sie wird wohl einmal einer naturwissenschaftlichen Erklärung Platz machen, die bei einer polarisirten Kraft nicht sehr schwer sein kann. Wir wissen, daß neutrale Elektrizität eines Körpers durch Influenz zerlegt, polarisirt werden kann, so daß positive Elektrizität entweicht, negative gebunden zurückbleibt, oder umgekehrt, je nach der Influenz. Wenn man während der Influenzirung eines Leiters diesen berührt, so entweicht von ihm frei gewordene Elektrizität, die stets von derselben Art ist wie die des influenzirenden Körpers, während die entgegengesetzte im Leiter gebunden zurückbleibt.[39])

In einem Vortrag auf dem internationalen Psychikerkongreß in Chikago 1893 hat Professor Coues über das Tischrücken und ähnliche Phänomene drei Hypothesen als denkbar aufgestellt: Die mechanische Theorie, bekannt auch als Theorie der unbewußten Muskelaktion, wovon er sagt: „Das ist die natürliche und naheliegende Rückzugslinie der meisten Physiker und Physiologen, die genöthigt sind, die Thatsache des Tischrückens zuzugeben, dagegen mit psychologischen Fragen wenig, wenn überhaupt, vertraut sind, sich sofort am Ende ihrer Weisheit sehen und dadurch ihre Unwissenheit verdecken möchten“[40]). Ferner die telekinetische Theorie, nach der leblose Gegenstände in einer der Gravitation nicht entsprechenden Richtung durch eine Kraft bewegt werden, die auf Entfernung durch lebende Personen den Gegenständen mitgetheilt wird. Endlich die spiritistische Theorie, wonach solche Bewegungen von entkörperten Intelligenzen an den Gegenständen gerade so vorgenommen werden wie von uns selbst. Ueber die erste Hypothese verliere ich kein Wort; denn sie amputirt das Problem, um sich die Erklärung leichter zu machen. Es ist tausendfach konstatirt, daß Gegenstände auch ohne Berührung bewegt werden; also würde die Hypothese, selbst wenn sie wahr wäre, nur einen kleinen Bruchtheil der Phänomene erklären. Wenn man aus der Wissenschaft ein Prokrustesbett macht, auf das man die Probleme legt, ist das Erklären leicht. Was die beiden anderen Theorien betrifft, so hat Professor Coues Unrecht, sie zu trennen. Wenn Gegenstände durch Geister bewegt werden, so geschieht es durchaus nicht „wie von uns selbst“. Dazu wäre ein Leib von menschlicher Dichtigkeit nothwendig und davon kann nur bei den vollständigen Materialisationen die Rede sein, also müssen wir den Geistern eine andere Operationweise zuschreiben und wir können ihnen nur die der zweiten Hypothese, die telekinetische, zuschreiben. Telekinesis, fernwirkende, bewegende Kraft kann nicht vom materiellen Körper Lebender

---

[38]) Daumer, II, 267, 268. — [39]) Tyndall: Vorträge über Elektrizität. — [40]) Sphinx XVIII, 251—260.

ausgehen, sondern nur von ihrem Astralleib. Diesen aber und seine Fähigkeiten bewahren wir im Tode und ihn haben die Verstorbenen, also ist in beiden Fällen die Operationweise telekinetisch, sowohl bei den abnorm wirkenden Menschen als bei den Geistern. Es ist ein hundertfach beweisbarer Satz, daß die abnormen Kräfte des Menschen, die durch den Astralleib geschehen, die normalen Kräfte der Geister sind. Eine unsichtbare oder fluidische Hand kann einen Gegenstand unmöglich mechanisch bewegen, und wenn es selbst geschehen wird, daß eine fluidische Hand den Gegenstand ergreift, so geschieht es aus Gedankenassoziation durch die mit der Materialisation verbundene menschliche Rückerinnerung, oder weil die Levitation durch Berührung erleichtert wird. Die richtige Eintheilung der Bewegungarten, abgesehen von der rein mechanischen des normalen Menschen, ist also folgende: Erstens die durch unbewußte Muskelbewegungen. Daß sie aber gerade beim Tischrücken nicht stattfindet, sondern vielmehr das Od die bewegende Kraft ist, Das beweisen die damit verbundenen Lichtphänomene in der Dunkelkammer. Zweitens die telekinetische, die durch den Astralleib und ohne Berührung geschieht, und diese ist entweder animistisch, wenn sie von Lebenden, oder spiritistisch, wenn sie von Verstorbenen ausgeht.

Die Thatsache der Levitation ist nicht erst seit gestern konstatirt, sondern seit Jahrzehnten durch theilweise sehr exakte Experimente. Die Gegner wissen nur einzuwerfen, Levitation sei unmöglich, weil dem Gesetz der Gravitation widersprechend. Wer aber so spricht, beweist zunächst, daß ihm die konstatirten Thatsachen nicht bekannt sind. Wir wissen von der Gravitation so wenig, daß sie schon darum gegen die Levitation nicht ins Feld geführt werden kann. Es ist falsch, zu sagen, die Körper seien schwer. Schon die Erwägung, daß die Schwerkraft mit dem Quadrat der Entfernung abnimmt, sollte uns abhalten, die Schwerkraft zum Begriff der Materie hinzuzufügen. Körper sind nur schwer einem eventuellen Anziehungcentrum gegen über, an dem es allerdings in der Welt so wenig mangelt, daß dadurch der Schein entsteht, Schwerkraft sei mit dem Begriff selbst der Materie gegeben. Ferner sehen wir, daß Elektrizität und Od der Schwerkraft auch entgegenwirken können, und da sie duale Kräfte sind, so scheint die Gravitation die einseitige Bethätigung einer dualen, polarisirten Kraft zu sein, nämlich elektrische oder odische Anziehung, die aber in Abstoßung, Levitation, verwandelt wird, wenn der influenzirte Körper sein Vorzeichen ändert — wie manche Kometenschweife — oder seine neutrale Elektrizität zerlegt wird. Gravitation und Levitation widersprechen einander also allerdings, aber nicht anders als die beiden Pole eines Magneten.

München. Dr. Karl du Prel.

Die weiße Thür.

November.

Lieber Freund,

ich sitze in einem Gasthaus tief drinnen in Thüringen und schreibe beim Schein eines flackernden Lichtes. Mich friert. Mein Hauch umgiebt die gelbe Flamme des Lichtes gleich einer silbergrauen Nebelglorie und hinter mir, in dem kalten Halbdunkel, ist eine weiße Thür mit einem schwarzen, verschnörkelten Schloß, — geschlossen. Draußen liegt eine dunkle Straße, eng und schmutzig, und diese Straße läuft weiter, eng und schmutzig und mit armsälig leuchtenden Laternen, durch ein Dorf mit niedrigen, weißen Fachwerkhäusern mit rothen Dächern und grünen Laden, in Regen und Finsterniß gehüllt, und dicht hinter den Häusern erhebt sich in der Finsterniß der Dornsenberg, auf dem Tanne an Tanne in unbegreiflichem Schweigen steht. Jede Viertelstunde schlägt eine Kirchenuhr, weit hinschallend, als sänge der liebe Gott selbst den Wachtruf der Zeit hinab in dies Grab aus Regen und Finsterniß.

Die weiße Thür ist hinter mir geschlossen. Lieber Freund: Das ist eigentlich Alles. Ich sitze hier und befinde mich nicht in dem kleinen Städtchen da unten im fernen Süden, wohin ich reisen wollte, bin nicht bei ihr und bei ihrem Gatten und ihren Kindern. Also auch diesmal nicht, — ich brachte es nicht fertig, wie ich es niemals fertig bringen werde.

Es ist immer das Selbe wie im vorigen und im vorvorigen Jahr! Jeder Herbst bringt es, trägt seinen lohenden Laubschrein bis zu mir und legt mir auf den Tisch Erinnerungen, die mich losreißen von Freunden und von der Arbeit und mich so einsam machen! Die Erinnerungen an einen regnerischen, kalten, stürmischen Herbst vor zwei Jahren haften an meiner Seele, wie die gefallenen Blätter der Obstbäume an dem feuchten Erdboden haften. Vorgestern morgens, als ich daheim vom Bahnhof abfuhr und das graue Licht des Tages den Wagen füllte und der Regen die Fensterscheiben bethaute, stand all mein Denken still bei dem letzten Schimmer, den meine Augen von ihr erhaschten. Es war vor zwei Jahren, an einem regnerischen Morgen, ganz wie vorgestern, als ich ihretwegen reiste. Ich saß in der Droschke, nach der rasselnden Fensterscheibe hinübergebeugt, sah zu ihren Fenstern hinauf und sie stand dort unter dem aufgezogenen Rouleau und schaute in den Morgen hinaus, eine bleiche, hohe Erscheinung; das graue Tageslicht fiel auf ihr verwachtes, vom Schmerz verzerrtes Antlitz und ich las die Qual ihrer Gedanken in den braunen, verschleierten Augen, deren Blick den meinen nicht fand, sondern in den Tag hinausstarrte wie in ein ewig währendes Schweigen. Die Zeit ist stehen geblieben oder gesprungen, wie eine Feder, die zwecklos weiter schnurrt und durch die Tage dahinsauft wie durch einen leeren, Alles verschlingenden Raum, der keinen Widerhall giebt, — seit jenem Augenblick, als ich sie von der Droschke aus sah und in Verzweiflung meinen Willen tötete, der mich zu ihr hintreiben wollte, um sie ihrem Gatten und ihren Kindern zu entreißen, sie mitzunehmen und alle Zweifel und Gewissensbisse in meinem eigenen Glück zu Tode zu singen.

Und vorgestern. Der Sturm, der Regen und der weiße Dampf, der ununterbrochen an dem nassen Fenster vorüberstrich, die Stille in dem leeren Wagen,

das Alles erzählte mir von dem Morgen vor zwei Jahren. Ich saß dort in dem selben Zug und fuhr den selben Weg mit dem selben leeren, leise schaukelnden Pelucheſofa vor mir und es war mir, als sei keine Zeit verstrichen, als hätten die Jahre in diesem Zug geschlafen, um auf mich zu warten und jetzt zu erwachen, wo ich wieder da saß. Nur Eins, — Eins war anders. Ich fuhr nicht weg von ihr, reiste nicht, um ihr zu entfliehen. Jede Sekunde brachte mich ihr näher und mein Herz weitete sich wie eine Blüthe, die ihren Kelch öffnet, damit die Sonne ihn fülle.

Und noch vorgestern Abend. Ich lag auf dem Sofa in einer kleinen, viereckigen Dampfschiffskoje und versuchte, zu schlafen, konnte es aber nicht. Am Bollwerk wartete der Dampfer auf den Nachtzug. Ich war allein an Bord. Ueber meinem Haupte brannte eine Glühlampe und füllte den eingeschlossenen Mahagoniraum mit ihrem milchweißen Licht. Ich lag da und starrte hinauf zu der Holzschnitzerei der niedrigen Decke, voll ängstlicher Glückseligkeit. Die Thür zu einem schmalen, weißlackirten Gang war offen und meine eigene, lautlose Sehnsucht trank Leben aus jedem Laut in dem lebendigen Körper des Dampfers, aus dem schwirrenden Knirschen der Schaufeln, die Kohlen unter die Maschine schütteten, aus den schnellen Schlägen einer Pumpe, aus Wasser, das ins Wasser hinabstürzte. Und ich erhob mich und ging hinauf auf das regennasse Deck und wandelte hin und her im Sturm und sehnte mich und schaute hinein über das dunkle Land hinter dem Bollwerk und hinaus über die schwarze See, die da draußen in der Nacht athmete und den Dampfer hob und senkte und den gelben Schimmer seiner Lampen an dem schwarzen Schimpfsrumpf entlang und über den Hafen hinaus schaukelte.

Und jetzt — —

Hier, wo ich heute Abend sitze, bin ich weiter von ihr entfernt, nach der ich mich sehne, denn je zuvor. Während die Dämmerung sich herabsenkte, schritt ich gestern Abend in dem dichten, feinen Regen die beklemmend enge Bergstraße dieses fremden Dorfes hinan. Vor den kleinen Häusern mit den eng neben einander liegenden Fenstern gingen die Frauen im Regen umher und fegten den Schmutz zwischen den nassen, spitzen Pflastersteinen weg. So weit ich blicken konnte, war Niemand auf der Straße als diese fegenden Frauen. Sie sprachen nicht mit einander, sie gingen nur, über ihre Besen gebeugt, hin und her und ich vernahm keinen anderen Laut als das Schleifen der Besenreiser über die Steine, als den gurgelnden Laut eines Bergstromes, der irgendwo zwischen den niedrigen Häusern floß. Und nun sitze ich hier und mich friert und ich sehe fortwährend die lange, enge Straße da draußen und das Halbdunkel und den Regen und vor jedem Hause die gebeugten Frauen vor mir. Und die Thurmuhr schlägt da draußen im Dunkeln und an dem Klang kann ich hören, wie tief die Stadt liegt und wie eng das Thal ist, und alles Andere in meiner Seele versinkt einen Augenblick vor dem einen Gedanken, daß ich dieses Dorf, in dem ich nie vorher war, von meiner frühesten Jugend an gekannt habe, daß ich Alles so genau gekannt habe, wie ich den Regen kenne und die Finsterniß, daß ich, so lange ich lebe, gewußt habe, daß diese Frauen hier jeden Abend hin und her gegangen sind und ihre Reisigbesen über die selben Pflastersteine schleppen ließen, daß sie ihre Straße jeden Abend fegten, wie sie die selbe Straße auch in Zukunft jeden

Abend, der kommt, fegen und nach und nach von anderen Frauen abgelöst werden, die dann wiederum hier stehen, sich über ihre Besen neigen, sich nach den Fremden umschauen und fegen, fegen.

Und hier traf ich — —

Ich erwachte nachts und hörte die Thür unten im Gastzimmer gehen. Vielstimmiger Gesang drang lärmend durch die geöffnete Thür und ich hörte das Wort Unglück zweimal singen. Dann fiel die Thür ins Schloß. Noch einmal erwachte ich und die Thür da unten ging abermals und ich hörte das selbe Wort zweimal singen, — Unglück.

Und dann heute Morgen. Ich saß da unten auf dem schwarzen Roßhaarsofa des Gastzimmers. Da stand er in der Thür, groß und stark, mit schwarzem Bart und tiefliegenden, brennenden Augen, hinkend, auf einen Stock gestützt, einen schwarzen Pudel hinter sich. Er trat ins Zimmer und grüßte und setzte sich an den selben Tisch, an dem ich saß, mir gerade gegenüber. Und sein Blick begegnete dem meinen und ich sah ihn an und vermochte den Blick nicht von ihm zu wenden, bis mein Starren zu Worten ward und wir mit einander sprachen.

Seine Stimme war tief und wunderbar weich; er sprach gedämpft, wie man in der Kirche spricht, und der Klang seiner Worte glitt über meine Seele, düster und einschläfernd, wie das Sausen des Tannenwaldes. Aber seine Augen starrten brennend, als sei ihnen das Tageslicht eine Qual, als schmerze es sie, zu sehen, als liege Etwas dicht hinter ihnen und leide namenlos und sehne sich danach, daß sich die Lider senken und Alles in Finsterniß hüllen möchten.

„Wollen Sie hier bleiben?“ fragte er plötzlich; und in der tiefsten Tiefe seiner Augen flammte es wie ein Freudenschimmer auf.

Hier bleiben? Ich wußte es nicht. Hier so wenig wie anderswo.

„Wollen Sie hier bleiben?“ wiederholte er; und es war einen Augenblick, als hüllten seine Worte und seine Stimme mich in einen Frieden ein, der die Erinnerungen aller meiner Tage in sich einschloß. Und ich neigte das Haupt und sagte: „Ja“.

„Sie können bei mir wohnen,“ sagte er und fuhr fort, mich anzusehen. „Reisen Sie, um Ruhe zu finden, so kommen Sie zu mir. Sie werden den ganzen Tag allein und in Frieden sein. Meine Frau starb im Frühling und ich selbst komme erst abends von der Arbeit heim und Niemand ist im Hause als mein Hund und ich. Kommen Sie mit mir und sehen Sie sichs an. Dann können Sie mir antworten. Ich komme heute Abend wieder hierher.“ Er stand auf und winkte mir zu und ich ging mit ihm hinaus und einen engen Bergpfad hinan. Er schritt voran, groß und hinkend, auf den Stock gestützt, gefolgt von seinem Pudel.

„Hier“, sagte er und ließ mich die Steinfliesen einer Treppe hinansteigen und in ein niedriges Haus oben am Bergesabhang eintreten. Auf der stillen Diele blieb er einen Augenblick stehen und sah mich noch einmal an. Kein Laut auf dem leeren Gang, kein Laut drinnen, hinter den geschlossenen Thüren, nur den Tropfenfall vom Dachfirst draußen auf die Fliesen der steinernen Treppe. Dann richtete er sich, als nähme er sich zusammen, und drehte einen Schlüssel um und schob eine Thür auf, die in eine dunkle Stube führte. Die Laden vor den Fenstern waren geschlossen und er mußte sich an sie herantasten. Dann

öffnete er sie und das Tageslicht fiel auf die rothen Peluchemöbel eines Wohnzimmers und auf einen runden Tisch, über den eine mit Quasten verzierte Decke gebreitet war. „Ja, ja," sagte er, „hier ist es staubig und stickig. Meine Frau starb im ersten Wochenbett und hier bin ich seitdem nicht gewesen."

Und damit wandte er sich von mir ab und humpelte ein paar Schritte durch das Zimmer und blieb dann stehen und sah zu einer Uhr hinauf, die an der Wand hing und stehen geblieben war. Er öffnete die Glasthür der Uhr und nahm den Schlüssel heraus.

„Wollen Sie?" sagte er, reichte mir den Uhrschlüssel und wandte sich hastig ab. Ich nahm den Schlüssel und zog die Uhr langsam auf und sie schlug und schlug, während ich die Zeiger herumdrehte und stellte, eine Menge hastiger Schläge, — alle die Stunden, die sie geschlafen hatte, seit — —

„Ja, sehen Sie sich nur selbst um", sagte er plötzlich; „ich muß an die Arbeit."

Und er reichte mir die Hand zum ersten Male und umfaßte die meine, sie fest drückend, als suche er nach einem Halt, als nagle er mich an sich, an sich und an diese Stube und dies stille Haus. Dann ging er, — und ich war allein in der Stille und wandte mich der Thür zu, um fortzugehen, um ihm und diesem Hause zu entrinnen, dessen Schweigen mich anstarrte wie seine Augen, — als liege Etwas dahinter, das litt und sich vor dem Licht des Tages verkroch und sich nach der Finsterniß sehnte. Aber ich hatte nicht den Willen, zu gehen. Ich blieb und nahm eine Mappe, die auf dem Tisch lag, und öffnete sie. Obenauf lag ein Telegramm, ein Hochzeittelegramm an ihn und an sie, und darunter andere, lauter Telegramme mit Gratulationen und Wünschen. An der Wand lärmte die Uhr und mich erfaßte eine plötzliche Angst vor diesem Ort, an dem ich die Zeit wachgerufen, und vor diesen Worten, die dort in der Mappe weiterlebten; und meine Augen fielen auf einen welken Rosenstrauß, der oben auf einer Etagere lag, in einer ausgeschlagenen Papiermanschette und mit einer langen, weißen, seidenen Schleife, die über die staubigen Borte herabhing.

Ich ging auf den Gang hinaus. Da draußen hatte er, ehe er ging, eine Thür nach einem Schlafzimmer geöffnet und ich blieb einen Augenblick stehen und sah hinein. Da standen zwei Betten, über die weiße Decken gebreitet waren, und mitten auf der einen weißen Bettdecke lag ein Totenkranz von verrosteten Eisendrähten, die unter einem Bouquet aus verschossenen, künstlichen Blumen zusammenliefen . . .

Und als ich hinauskam und an dem Hause entlang ging, fand ich im Grase unter dem niedrigen Schlafstubenfenster lange, blonde, ausgekämmte Frauenhaare, feucht vom Regen und über einen Finger aufgewickelt.

Heute Abend — vor einer Stunde — kam er zu mir ins Gastzimmer.

„Nun", sagte er und starrte mich lange an, „nun, haben Sie sich umgesehen, daheim bei mir?"

Ich nickte schweigend.

„Lassen Sie uns noch eine Weile hier sitzen, ehe wir nach Hause gehen", bat er. „Heute ist mein Geburtstag, — und da ist Etwas, das ich Ihnen sagen muß; hören Sie mich einen Augenblick geduldig an und kommen Sie dann mit mir nach Hause!"

Er lehnte seinen schweren Körper über den Tisch und machte eine Bewe-

gung, als wolle er mir seine Hand reichen. Und dann fing er an, zu sprechen, hastig, beinahe flüsternd, und sah mich dabei an, als wollte er mit seinen Augen darüber wachen, daß seine Worte mich erreichten und nur mich allein.

„Ich saß als junger Mensch an meinem Fenster und las; und drüben, an einem Fenster jenseits der Straße, saß jeden Tag ein junges Mädchen. Wir verliebten uns in einander und heiratheten. Ein Jahr nach der Hochzeit starb sie. Dann kam ich nach Berlin und ging auf die Akademie und zeichnete; und dort traf ich eine Frau und sie wurde meine Gattin. Jeden Abend stand ich zu Hause und zeichnete und sie kam zu mir hinein und stand bei mir und sprach mit mir über meine Arbeit. Und so stand sie eines Abends bei mir, ungefähr ein Jahr nach unserer Hochzeit, und ging dann in das Zimmer nebenan, um mich zu erwarten. Als ich hineinkam, lag sie tot auf dem Sofa. Und dann reiste ich nach Weimar und dort traf ich, — ja, Sie wissen es, im vorigen Sommer verheirathete ich mich zum dritten Mal ... und im Frühling starb meine Frau. Und heute Abend bin ich dreiunddreißig Jahre alt."

So erzählte er, kurz und hastig, und ich sah, wie sich seine Lider über die brennenden Augen senkten, aber nur eine Minute, dann hoben sie sich wieder und er sah mich mit dem Blick eines Schlaflosen, eines ewig Wachenden an.

Und ich erhob mich und ging, ging in Zorn gegen ihn, in plötzlichem Haß gegen diesen Fremden, der sein Schicksal in die Verzweiflung meiner Seele hineindrängte. Ich höre noch meine eigenen Schritte über den mit Sand bestreuten Fußboden des Gastzimmers und das Knarren des Thürschlosses und ich fühle hinter meinem Rücken seine gebeugte Gestalt am Tische, während ich vor ihm floh wie vor einem Schrecken ohne Ende und ohne Gnade.

Wer ist es, was wollte er von mir, wer hat mich in dies Dorf geführt und zu ihm und in sein Haus, — gerade jetzt, jetzt?!

Er ist gegangen, ist allein gegangen. Vor Kurzem hörte ich seinen hinkenden Schritt auf der Diele unten. Er stand einen Augenblick im Dunkel auf der Straße und pfiff seinem Pudel.

Was hat seine Erscheinung mit mir zu thun! Ich weiß, wer er ist, ich kenne seine Beschäftigung hier im Dorf. Das ganz kleine Dorf kennt ihn, wie es Jeden kennt, der hier wohnt. Er lebt hier, kauft seine Lebensmittel hier, sein Name steht auf der Steuerliste.

Und doch — —. Meine Seele sagt mir, daß er aus weiter Ferne gekommen ist, um mich hier zu treffen und mich Bruder zu nennen und für immer mein Herz in den Sumpf der Hoffnungslosigkeit zu versenken, deren Tiefe bodenlos ist, — sein eigenes Herz und das meine, das liebt und ewig lieben wird, und um meine Hände in den seinen zu pressen, auf daß sie wie die seinen ewiglich machtlos seien ... Er ist gegangen; und doch: er ist hier, — er und das Haus des Todes dort oben am Bergpfad, und ich sehe die finstere, feuchte Straße und die fegenden Frauen und in weiter, weiter Ferne zwei braune, verschleierte Frauenaugen, deren Blick den meinen nicht findet, den meinen nimmer findet, sondern gleichsam in ein ewiges, ununterbrochenes Schweigen hineinstarrt.

Die weiße Thür ist geschlossen, — die weiße Thür meiner Seele.

Kopenhagen. Viggo Stuckenberg.

Selbstanzeigen.

Neues Leben. Berlin. Johann Sassenbach.

Lange Jahre hatte ich mich abgemüht, Empfindungen, die in mir nach Gestaltung drängten, in die überlieferte lyrische Form zu zwingen, ohne daß ich dabei zu einem mich befriedigenden Ergebniß gelangte. Selbst bei denjenigen meiner Gedichte, die ich für die gelungensten hielt, störte mich immer noch ein gewisses Etwas, über das ich mir keine Rechenschaft ablegen konnte. Ich sah mich um unter meinen Zeitgenossen. Welche Unsumme von Talent! Und doch, wie wenig eigentliche Frische! Auf der einen Seite, der äußersten Rechten, eine fast egyptische Regelmäßigkeit, ein Bestreben nach äußerlicher Glätte um jeden Preis, selbst um den der einfachsten Deutlichkeit, auf der anderen, der äußersten Linken, stolpernde Ursprünglichkeit im alten Faltenkleid, tragikomisch bemüht, sich aus ihm loszuwinden, wobei es denn allerdings zu den wunderlichsten Verrenkungen kam.

Da las ich einige neuste Gedichte von Arno Holz. Sofort, nachdem ich ihre Wesenheit begriffen, war es mir klar, was die Entwickelung zu einer wirklich zeitgemäßen Verskunst so lange aufgehalten hatte: der dicke Wortwerg, den selbst die Dichter, die bereits längst über jeder Kritik stehen, fuderweis in ihre Versgebäude stopfen mußten, damit es keine allzu großen Ritzen gab, der Zwang, den widerstrebenden Gedankenfaden durch das jedesmalige Reimöhr zu zwirbeln, die Nothwendigkeit, das Wort beständig Tanzpas machen zu lassen. Mit der von Holz geschaffenenen Technik, der, wie er Das selbst ausdrückt, letzte Einfachheit das höchste Gesetz ist und der möglichste Natürlichkeit die intensivste Kunstform scheint, beginnt heute die Lyrik gleichsam von Neuem. Namentlich durch die Bewegung der letzten Jahre, die sich nach Eigenart in jede Sackgasse verrannte, war unsere Verssprache in einen Schwulst ausgeartet, wie er farbiger selbst bei Hoffmannswaldau nicht blühte. Die neue Technik wirft diese ganze überlebte Bombastik über den Haufen und versucht, um mit Schiller zu reden, die Dinge nicht mehr sentimentalisch, sondern wieder naiv zu geben.

Vor Allem war für mich von Interesse das Verhältniß dieser Form zur Tonkunst. Nach Lyrik in Reimen und vorbestimmten Rhythmen verlangt heute nur noch Musik, die in den Kinderschuhen steckt. Jeder moderne Tonkünstler, der noch auf Texte in diesem Stil angewiesen ist, sieht sich wohl oder übel gezwungen, um rhythmisch genügend mannichfaltig sein zu können, die ihm vom Dichter gleichsam zusammengebrachte Ordnung künstlich wieder aufzulösen. Das war selbstverständlich schon immer der Fall. Erst heute aber, scheint mir, wird diese Frage für die Entwickelung unserer Kunst nach dieser Richtung zur Kernfrage. Gerade uns Musikern kommt die neue Form, die bei der denkbar größten Freiheit doch zahllose geheime Schönheitregeln binden, so weit entgegen, wie es dem Wort überhaupt nur möglich ist. Jedes vollendete Gedicht in ihr, vorausgesetzt natürlich, daß sein innerer Gehalt ein rein lyrischer ist, zeigt bereits deutlich die Gliederung der Komposition vorgebildet. Wenigstens bei allen von mir gewählten Texten in dieser Form erschien mir Das so. Wie die alte Form Raum für Tausende von Dichter-Individualitäten geboten hatte, so wird auch die neue Form jedem

Charakter die Möglichkeit gewähren, sich in ihr auszuleben. Ich kann nur sagen, daß ich nach Jahren der Unbefriedigtheit förmlich durch sie auflebte, und ich spreche die Hoffnung aus, daß sie bald in Anderen Aehnliches wirken möge.

Georg Stolzenberg.

Der Boden. (Leipzig. Otto Wigand.)

Die Verbreitung, die meine „Bilanz des Jahrhunderts" fand, veranlaßte mich, in einer weiteren Schrift die sozialen Umgestaltungen zu erörtern, welche die Voraussetzung für jeden erfolgreichen Fortschritt bilden. Ich suche zu zeigen, daß der private Bodenbesitz mit der übrigen Gesellschaftordnung nicht im Einklang steht, und spreche den Glauben aus, daß die Auferstehung des Volkes auch die Rückkehr zum Gemeinbesitz des Bodens bedingt. D. Norden.

Lumpenbagasch. — Im Chambre séparée. Zwei Schauspiele. Berlin, Verlag von Johann Sassenbach. Preis M. 1,50.

Das erste Stück wurde am siebenundzwanzigsten März von der Dramatischen Gesellschaft aufgeführt und fand bei dem Publikum wie bei der Kritik eine sehr liebenswürdige Aufnahme. Ich bin für diese freundliche Gesinnung gegen einen Anfänger sehr dankbar, um so mehr, als ihre Aeußerungen mich inmitten schwerer künstlerischer Bedenken und Zweifel trafen. Zu einer Klarheit bin ich auch heute noch nicht gekommen: aber da so oft der Zweifel ja mehr anregt als die Lösung, so möchte ich, anstatt einer Erläuterung Dessen, was ich gesagt habe, eine Darstellung Dessen geben, was ich sagen möchte und bis jetzt für unsagbar halte.

Das erste Stück kann man als Burleske bezeichnen und auch im zweiten sind starke burleske Momente vorhanden. Aber hinter diesem äußeren Schein steckt ein sehr bitterer und trüber Ernst. Mir persönlich liegt eine komische Auffassung der Dinge gar nicht. Ich habe mich abgequält, Ausdruck zu finden für tragische und pathetische Dinge, die mir am Herzen liegen; aber wenn ich nicht eine Unterstützung in außerkünstlerischen Momenten finde, wie etwa dem Stück „Im Chambre séparée" gegenüber die heutigen sozialen Gefühle sind, so finde ich ihn nicht. Unzweifelhaft ist der Atelierstandpunkt falsch, den wir als junge Leute gehabt haben, daß es nur auf das Wie ankomme in der Kunst, nicht auf das Was. Wenn man ein Bischen älter wird, so sieht man ein, daß der Ausdruck nie Zweck sein kann, sondern immer nur Mittel. Und unzweifelhaft steht bei solcher Anschauung die komische Kunst niedriger als die ernste, weil sie die allein wichtigen Dinge, nämlich die sittlichen, nie so intensiv behandeln kann. Für die Komik giebt es nur zwei sittliche Möglichkeiten: den Olympierstandpunkt von Rabelais mit seiner heiteren Weltverachtung und das aggressive Moralpathos von Juvenal. Der erste Standpunkt ist so hoch, daß alle scharfen Konturen der Sittlichkeit bei ihm verschwimmen; und im zweiten Fall haben wir es mit einer so niedrigen Einsicht zu thun, daß fast keine künstlerische Möglichkeit mehr bleibt.

Aber die Gestaltung ernster Probleme, so weit es sich nicht um ernsthafte Trivialitäten und Lappalien handelt, und vor Allem das Höchste der dramatischen Kunst, scheint mir, wie ich heute die Dinge ansehe, jetzt nicht erreichbar. Es hindert die moderne Technik und unsere moderne Sittlichkeit.

Die Entstehung der modernen naturalistischen Technik bei uns knüpft sich an die der Herren Holz, Schlaf und Hauptmann. Von ihnen war Holz der starre Theoretiker, der aus Zolas Aesthetik die letzten Konsequenzen zog, indem er auch das „Temperament" verbannte und die reine Wiedergabe der Natur verlangte. Einen Sinn kann man in dieser an sich thörichten Forderung finden, wenn man an den allgemeinen Zusammenhang alles Wirklichen denkt, aus dem sich Alles erklärt und in dem Alles enthalten ist. Die getreue Reproduktion eines Ausschnittes aus der Wirklichkeit gab also, mit Außerachtlassung der zu beiden Seiten abgeschnittenen Fäden, durch die der Ausschnitt ursprünglich mit dem Uebrigen zusammenhing, ein verständliches Bild und, da im Leben Alles enthalten ist, auch das erreichbar Höchste an Gefühlen; Alles, was darüber hinaus wollte, war offenbar nur Arrangirung der Wirklichkeit, unwahr und für ein feineres Gefühl störend.

Es stellte sich zwar sofort heraus, daß das holzische Ideal sich praktisch gar nicht verwirklichen ließ. Die gemeinsame Arbeit der Herren Holz und Schlaf war ausgegangen von der Novelle, besser „Skizze", die, befreit von Allem, was das Subjekt des Künstlers verrathen konnte, zusammenschrumpfte auf eine Reihe von Gesprächen mit dazwischen gesetzten Bemerkungen über Zustände und Veränderungen der Umgebung. Wollte man nicht unerhört langweilig werden, so mußte man hier eine Auswahl treffen; nur das Bedeutungvolle durfte reproduzirt werden; und wenn man mit der bloßen Auswahl nicht fertig wurde, so mußte man auch kondensiren.

Auf der Seite von Schlaf hat man sich die Entwickelung aus einer eigenartigen Dichterindividualität vorzustellen. Schlaf gehört zu jener Art von Charakteren, die das Kleine sehen und lieben und in ihm das Große ahnen, die Scheu haben vor dem rohen und unmittelbaren Aussprechen des Gefühles, die, was sie ausdrücken wollen, hinter allerhand Mauerwerk verschanzen, damit man es nur ahnt. Für diese keusche Natur erschien die Banalität des äußerlich Wirklichen als ein Mittel, inneren Reichthum vorzustellen. Sein „Meister Oelze," der wohl immer noch das bedeutendste Werk der Richtung ist, zeigt Das am Klarsten: hinter den Trivialitäten der Erbschleicherei, des gemeinen Verbrechens aus elendesten Motiven, steht eine Natur von gewaltiger Größe, unbeugsamer Energie, höhnischer Menschenverachtung. Was für Holz Zweck gewesen war, war für den seelisch reichen Schlaf nur Mittel; und Schlaf ist deshalb auch künstlerisch weitergekommen; seine „Gertrud" ist ein neuer Schritt, während Holz sich in einem Kreise herumdreht.

Der Uebergang von der „Skizze" oder „Studie" zum Drama erforderte einen weiteren Verzicht auf Holzens Prinzip. Das Drama ist die Form der Dichtung, welche die größte Aufmerksamkeit des Künstlers auf den Genießenden erfordert. Das „Publikum" wurde aber vom Naturalismus überhaupt als quantité négligeable betrachtet. Hier ruht die Bedeutung Hauptmanns. Er hat die Synthese vollzogen zwischen Dem, was Holz und Schlaf geschaffen hatten, und

den traditionellen Theaterbedürfnissen. Das alte tragische Schema ist nichts als die Psychologie des Zuschauers. Der Zuschauer will den Helden, die tragische Schuld, die Sühne, die Läuterung, er verlangt das retardirende Moment u. s. w. Aber nur der Zuschauer mit sehr starker und von keinerlei Skepsis berührter Sittlichkeit der alten Art. Diese Sittlichkeit hat der Zuschauer in unserer zerfressenen Gesellschaft nicht mehr und der Dichter, der sie natürlich zuerst haben muß, um unbefangen aus ihr heraus zu arbeiten, hat sie erst recht nicht. Bei großen Männern ist an ihre Stelle der menschenverachtende Stolz und die höhnische Skepsis getreten, wie bei Ibsen in seinen Werken der dritten Periode; bei Kleinen wird Ersatz gefunden durch das Problem und die Tendenz. Es kommt darauf an, Problem und Tendenz geschickt zu finden; für das niedrigste Niveau genügt vielleicht der Ehrbegriff, für ein höheres die individuelle Freiheit oder soziale Ideen. Schwindet das Interesse an diesen Dingen, so haben die betreffenden Werke auch auf ewige Zeiten ihre Wirkung verloren.

Auf diesem Wege war also wohl der äußere Erfolg zu erzielen, aber doch keine ehrliche und befriedigende Kunst. Schlaf hat auch in seinem neuesten Werk diesen Weg nicht eingeschlagen. Aber er hat eben so wenig einen Ersatz für das uns Modernen Verlorene in der Sittlichkeit finden können.

Das ist nun der Stand heute.

Welche Situation ergiebt sich daraus für den schaffenden Künstler?

Die naturalistische Allgemeinströmung und die von Holz und Schlaf begonnene Abzweigung hat von Positivem als letztes Resultat für das Drama schließlich nichts gehabt als einen natürlicheren Dialog. Dieser Dialog ist freilich weit entfernt davon, der Dialog des gemeinen Lebens zu sein; ich selbst habe darüber Experimente angestellt, die mich sehr belehrt haben. Das Stück „Im chambre séparée" enthält einzelne Stellen, die auf direkten Nachschriften nach dem Leben beruhen; es sind die meisten Reden des Gastes; und was mußte ich mit den Originalaufzeichnungen anstellen, ehe sie künstlerisch zu verwerthen waren! Dieser natürlichere Dialog erlaubt auf jeden Fall eine feinere Nuancirung, als sie früher möglich war, und erleichtert so die Charakterisirung. Aber durch ihn wird der Dichter beschränkt in Dem, was er geben kann. Er kann seine Personen nur noch Das sagen lassen, was sie eventuell in der Wirklichkeit sagen würden, unter Abrechnung von Konzessionen an Prägnanz u. s. w. Am Klarsten wird Das, wenn wir den Monolog betrachten. Wir können keine Monologe mehr geben, weil man im Leben keine Monologe hält. Im Monolog konnte der Dramatiker den jedesmaligen Seelenzustand seines Helden schildern. Was wir wirklich sagen, drückt noch nicht einmal Das aus, was wir in diesem Moment fühlen; und da wir, wenn wir mit anderen Menschen in lebhafter Verbindung stehen, stets etwas Fremdes in uns haben, so drückt es noch viel weniger unsere allgemeine Stimmung in der betreffenden Zeitperiode aus. Außerdem sagen wir stets nur den geringsten Theil von Dem, was wir wirklich empfinden, und gerade das Werthvollste verschweigen wir. Je höher seelisch Einer steht, desto mehr verschweigt er. Und endlich sind unsere Worte und Sätze Zeichen für Gefühle und Gedanken, die bei Jedem verschieden sind. Wenn wir nicht bei den meisten Menschen, mit denen wir im Leben zu thun haben, sofort eine intuitive Kenntniß ihres Wesens hätten, aus der heraus wir ihre

Worte verstehen, dann würden wir in allen wichtigen Dingen uns mit Anderen so wenig verständigen können, wie wenn sie eine ganz andere, uns unbekannte Sprache sprächen.

Eine Intarsia ist eine reizende Sache. Aber was kann man durch die verschiedenen Nuancen der Hölzer ausdrücken? Jemand, der mit der modernen Technik höhere künstlerische Ziele verfolgt, wird das Unzulängliche dieser Technik erkennen, — wie der Künstler, der eine Landschaft von Rousseau oder Gainsborough in Intarsia ausdrücken will, statt in Oelfarben.

Nehmen wir an, daß die künstlerische Kraft ausreicht, um auf die Bühne wirklich dramatische Menschen zu stellen, deren Reden uns alles Bedeutsamere, was sie nicht sagen und nicht sagen können, ahnen lassen. Dieses Problem hat sich Schlaf in seiner „Gertrud" gestellt; ich that es in einem unveröffentlichten Stück „Liebe". Wenn es gelingt — und mir war es mißlungen, wie es nach meinem Urtheil Schlaf mißlungen ist —, dann muß man doch ein Parterre von lauter Dichtern voraussetzen, muß man die Thätigkeit, welche die Technik dem Dichter verbot, vom Publikum erwarten. Nun haben wir in unserem Kunstgeschmack zwar offenbar eine Entwickelungtendenz auf größere Thätigkeit des Rezipirenden; aber das Quantum, das man ihm hier zumuthen würde, wäre denn doch so groß, daß man es von einem gewöhnlichen Publikum nicht erwarten kann. Unvergeßlich wird mir bleiben, wie nach der Aufführung von Ibsens „Frau vom Meere" ein Theil der Kritik in dem Stück eine Verherrlichung der Ehe konstatiren konnte. Wenn so Etwas schon bei Kritikern möglich ist, was soll man denn da vom gewöhnlichen Publikum erwarten! Der Lyriker, der Romancier kann Anforderungen stellen an sein Publikum, wie er will; stellt er sie sehr hoch, so findet er nur wenige Leute, aber die findet er und hat er. Dem Dramatiker werden die Anforderungen vom Publikum gestellt, weil das Theater nun einmal vom Parterre bis zur Galerie von den verschiedenartigsten Leuten besetzt ist und für eine größere Anzahl Aufführungen besetzt sein muß; und wenn er diesen Anforderungen nicht entspricht, so ist es vorbei mit ihm: man konstatirt, daß „bei aller literarischen Begabung ihm der Sinn für das speziell Dramatische fehlt." Das hat nun zur Folge, daß der in dieser Technik befangene Künstler sich mit Vorliebe an Dinge macht, für die er ein schnelles und allgemeines Verständniß erwarten kann, auch wenn er nur in der geschilderten Weise lediglich das Gesagte giebt. Das heißt: er greift am Liebsten zu den trivialsten Motiven und den banalsten Charakteren, zu Dem, was wir möglichst alle Tage vor Augen sehen. Aus dem Technischen heraus erhält so die demokratisch-positivistische Richtung des Naturalismus Zuzug. Technik und Inhalt bedingen einander und werden bedingt durch die allgemeine Grundströmung der Zeit.

Früher sagte man, die banalen und häßlichen Dinge haben kein Recht, künstlerisch dargestellt zu werden. Wir haben als junge Leute darüber gelacht, wenn wir diese damals so billige Epigonenweisheit hörten. Aber wenn wir jetzt, wo der Naturalismus mit eisernem Besen das ganze elende Epigonenthum hinweggefegt hat, das noch im vorigen Jahrzehnt ganz Deutschland beherrschte, wenn wir jetzt nun fragen: Ja, ist denn die Kunst wirklich dazu da, dieses elende Gesindel der „Lumpenbagasch" und des „Chambre séparée" zu schildern, — dann verlieren wir doch die Siegesgewißheit mitten im Sieg. Hat es denn überhaupt noch

einen Werth, künstlerisch zu schaffen, lohnt es denn die unendliche Mühe, eine Mühe, die frühere Künstler nie geahnt haben, all dieses elende, triviale Zeug, das uns im Leben schon so anwidert, auch noch künstlerisch darzustellen? Man muß in Flauberts Briefwechsel nachlesen, wie entsetzlich ihm die Beschäftigung mit den Personen der „Madame Bovary" und der „Education sentimentale" war, um die Leiden zu verstehen, die ein Mensch erduldet, für den nur das Allerhöchste des Lebens Sinn hat und der nun zum intimsten geistigen Umgang mit dem gewöhnlichsten Pack verurtheilt ist.

In einem unveröffentlichten Lustspiel von mir „Im wunderschönen Monat Mai" gruppirt sich Alles um einen Mann, in dem alles höchste Menschliche mit großer Kraft in trivialster Form vorhanden sein sollte. In der Figur war Alles, was man sich denken kann; es war eine wunderbare Figur geworden, von einem seelischen Reichthum, von einer Kraft, von einer Größe, daß ich meine helle Freude an ihr hatte, — ehe ich zu schreiben begann. Denn bei der Niederschrift zeigte sich, daß gerade das Werthvollste in seiner Seele verschlossen blieb und auf keine Weise heraus zu bekommen war. Und dabei war Das noch eine impulsive und redselige, etwas eitle Natur; von einem verschlossenen Menschen würde der Dichter überhaupt Alles bei sich behalten und nichts auf das Papier bringen.

Diese Dinge kommen Dichtern zu Gute, deren Begabung nicht über das Können der Kleinen und Gewöhnlichen hinausgeht, die gute Darsteller sind, aber keine Persönlichkeiten. Man kann nicht unterscheiden, was wirklich Armuth ist und was durch die Technik erzwungen wurde. Aber die Thatsache kann auch ungemein verderblich werden, indem sie die Kunst aus ihrer herrlichen Höhe herabziehen und sie uns erscheinen lassen kann als Etwas, das gar nicht qualitativ verschieden ist von dem ordinären Bauausenthum des gewöhnlichen Lebens.

Alles Werthvolle geht uns ja verloren! Wir können die Amme in „Romeo und Julia" heute besser machen, als sie Shakespeare gemacht hat; aber wir können keinen Hamlet machen. Wir können das Gretchen feiner ausarbeiten, die Wittwe Schwertlein zu einer köstlichen Figur gestalten, vielleicht noch einen Theil von Mephistopheles geben, aber wie wollen wir einen Faust schaffen? Das Lächerlichste dabei ist, daß es doch einen Hamlet und Faust in der Wirklichkeit giebt. Der Naturalismus erlaubt uns nur, einen Theil der Wirklichkeit zu fassen, genau wie jeder frühere Stil; nur, daß alle früheren Stile Das nehmen ließen, was den Leuten bedeutsam vorkam, der Naturalismus uns aber zum Trivialen zwingt. Oder sollte die graue positivistische Theorie uns wirklich knebeln, sollten wir, die wir Künstler sind, wirklich das Gewöhnliche höher stellen als das Ungewöhnliche, die triviale Masse höher als den einzelnen Ausnahmemenschen? Sollten wir der Thorheit unterliegen, die Kunst, die etwas Festliches ist, sich nach den Gesetzen des Alltags richten zu lassen?

Die Menschen sind des beschränkten Naturalismus bald müde geworden. Viele suchen nach einem Ausweg aus ihm. Aber ich habe noch keinen Finder getroffen. Wollen wir in die Epigonenromantik zurückkehren mit Hauptmanns „Versunkener Glocke", dann ist unfindbar, weshalb wir nicht gleich bei Julius Wolff blieben, dessen Plattheiten doch wenigstens nicht anspruchsvoll sind. Die Stilisten und Symbolisten können noch nicht einmal in der Lyrik Neues und

Lebendiges schaffen, wenn sie nicht gerade, wie in Frankreich, das Glück haben, auf leere Rhetorik und prosodische Stilübung zu folgen. Die einzige Persönlichkeit, in der ein wirklicher Drang nach Vorwärtsstreben vorhanden ist, bleibt Maeterlinck. Aber sein Wollen scheint mir für das Drama unbrauchbar, denn gerade das Ungesagte will auch er ungesagt lassen und die Aufgabe, um die es sich handelt, ist doch eben, eine Möglichkeit zu finden, Das auszudrücken. Nichts scheint mir thörichter als seine Bemerkung im „Trésor des humbles“ über Othello und ähnliche tragische Figuren, daß das eigentliche tragische Geschick sich im Ungesagten abspiele. Das hat Shakespeare auch gewußt, und wenn ein treuherziger Naturalist die Bemerkung gemacht hätte, so würde man sofort das übliche Geschrei über naturalistische Plattheit hören. Wir verlangen eben vom Dichter, daß er uns Das doch giebt, weil wir es mit Recht für das allein Werthvolle halten. Shakespeare hat es gegeben in seiner Art; und wir müssen nun suchen, es in unserer Art zu geben, und uns nicht um die Aufgabe herumdrücken, — sei es mit Natürlichkeit-Ausreden, sei es mit mystischem Aesthetentiefsinn.

Wir müssen über den Naturalismus hinaus, selbstverständlich so, daß wir seine Errungenschaften beibehalten, und zwar lebendig, nicht, indem wir sie konventionalisiren; und nach der Richtung, daß wir von dem eigentlichen Kleben an der Natürlichkeit lassen, die uns gerade die Darstellung des Wichtigsten unmöglich macht. Ob Das im Drama erreichbar ist? Es käme auf den Versuch an. Die Aussichten scheinen mir nicht glänzend zu sein. Es berührt sich hier wieder das Künstlerisch-Technische mit dem Letzten der Weltanschauung. Wir haben keine festen sittlichen Prinzipien mehr, sondern sind bis ins Innerste von der Relativität auch dieser Dinge durchdrungen. Wenn wir uns nicht pharisäisch belügen wollen, so können wir ja nicht mehr von einer Sittlichkeit des Handelns sprechen; denn wo unsere Vorfahren den festen Anker der That sahen, sehen wir nur die unendliche Kette der Ursachen und Folgen. Wir sind uferlos und grundlos geworden, das tout comprendre ist an uns erfüllt. Wollen wir tragisch werden ohne Spiegelfechterei, so bleibt uns nur die rohe Schicksalsidee; aber da wir auch nicht mehr fromm an höhere Mächte glauben, so werden wir uns nicht mehr unter sie beugen, sondern uns gegen sie entrüsten. Die tragische Stimmung der früheren Zeiten ist unmöglich geworden. Ich glaube, daß das Stück „Im chambre séparée“, wenn es aufgeführt werden könnte, in seiner Mischung des Furchtbaren, Lächerlichen und Gemeinen einen tiefen Eindruck machen würde, aber nicht einen tragischen, überhaupt keinen ästhetischen, sondern einen, wie ihn irgend etwas Schlimmes im Leben macht.

Es ist doch gewiß nicht Zufall, daß die naturalistische Kunst ihre größten Triumphe in der Erzählung geleistet, ja, sogar technisch Neues geschaffen hat. Denn Werke, wie die Romane und Novellen von Tolstoi, die ihr gesammtes Interesse von der Seelenanalyse hernehmen, gab es früher nicht. Hier drückt sich die Wendung der Sittlichkeit vom Handeln auf das Verstehen aus. Die Form der Erzählung ist die der modernen Psyche adäquate.

Aber was mag es nur sein, das trotzdem so zum Drama lockt? Ist es vielleicht doch noch mehr als die Energie der unmittelbaren, nicht über Papier und Druckerschwärze gehenden Wirkung? Dr. Paul Ernst.

Vor der Schlacht.

In Washington hat man sich finanziell vorläufig auf eine neunmonatige Kriegsführung eingerichtet. Diese Thatsache ist bedeutsamer als alle von New-York aus in die alte Welt gekabelten Hoffnungen auf einen schnelleren Verlauf des Kampfes. Ueberhaupt hat die kurze Erfahrung schon gelehrt, wie unwichtig und unzuverlässig die politischen Meinungen der amerikanischen Geschäftsleute sind, und aus unseren Bankbureaux ist die frühere Gläubigkeit deshalb geschwunden. Die Hochfinanz richtet sich, ganz wie das Schatzamt zu Washington, auf eine längere Campagne ein; wenn z. B. das Publikum Italiener, Mexikaner oder Argentinier kaufen möchte, wird ihm nicht einfach bei den Banken noch das Geld vorgelegt, sondern es muß zu diesem Zweck erst seine Anlagepapiere verkaufen. Doch läßt sich dadurch allein die schwache Haltung unserer Staatsfonds nicht erklären; man wittert Etwas von neuen Anleihen, die eine weitere Verstärkung der deutschen Marine bald nothwendig machen dürfte. Die Rede des Herrn von Bülow in der Budgetkommission hat, trotz der eleganten Form, die Ueberzeugung noch verstärkt, daß unsere Erwerbungen in China den Eintritt in eine weitläufige Aktion bedeuten. Freilich wollen die deutschen Börsen von Politik jetzt so wenig wie möglich wissen. Sie haben sich weder um die merkwürdigen Gerüchte von einer englisch-amerikanischen Entente gekümmert, auf die sofort eine eifersüchtige Auslassung in den Petersburger Wjedomosti antwortete, noch um die Erwägung, daß Nordamerika, die einzige wirkliche Friedensgroßmacht, nun in die Fußstapfen der Militärstaaten getreten ist. Bedenkt man, welche Macht die Verfassung den amerikanischen Senatoren giebt und wie schlau sie ihren Interessen die rohen Kräfte des Volkes nutzbar zu machen verstehen, so wird man begreifen, wie groß die Gefahr unübersehbarer Verwickelungen künftig werden kann. Auch in den punischen Kriegen blieben die Ziele der karthagischen Plantagenbesitzer und Großkapitalisten verhüllt; jetzt werden wir in den Vereinigten Staaten die Selbstherrlichkeit kühner Spekulanten vielleicht öfter, als man vorläufig ahnt, am kriegerischen Werk sehen.

Die deutschen Börsen wollen, wie gesagt, von Politik nichts wissen; und als sie dennoch eine Weile Politik trieben, haben sie sich einfach blamirt. So bei der Nachricht von dem Erscheinen amerikanischer Kriegsschiffe im Golf von Mexiko; dieses Gewässer wurde, wie es scheint, als ein Engpaß angesehen, wo eine Demonstration gegen das angeblich den Spaniern freundliche Mexiko ausgeführt werden sollte. Die nachträgliche Kauflust für Mexikaner wird aber durch die Erkenntniß jenes geographischen Irrthumes noch keineswegs motivirt, denn so solid auch die dortige Regirung ist: die jetzige Zurückhaltung der amerikanischen Banken und Kaufleute kann Mexikos Handel einen noch gar nicht zu übersehenden Schaden zufügen und gegen so herbeigeführte Ausfälle im Budget hilft auch die beste Finanzweisheit nicht.

Ueberhaupt kommen die ungünstigen Wirkungen des Krieges in unseren Kursbewegungen noch nicht zum Ausdruck. Die deutschen Börsen brauchten aber nur bei den Kaufleuten und Textilindustriellen anzufragen, statt, wie es allzu eifrig geschieht, in unseren Montankreisen: dann würden die Antworten wohl nicht gerade erbaulich klingen. Es wäre eine lohnende Aufgabe für die Statistik, die vielen Annullirungen von Aufträgen in Folge eines unserem Gebiet doch sehr fernen Krieges einmal festzustellen. Das gäbe schon heute für Deutschland eine überraschend hohe Ziffer. Unsere Exporteure zögern aus zwei Gründen; erstens, weil man nicht glaubt,

daß drüben während des Sommers der Konsum sich wieder heben werde, und zweitens, weil man amerikanischen Firmen nicht ganz ersten Ranges unter den Kriegsverhältnissen nicht mehr recht traut. Entweder werden sie nämlich von ihren bisherigen Bankverbindungen einfach im Stich gelassen oder sie benutzen überhaupt einen Augenblick allgemeiner Verwirrung, um nicht zu bezahlen. Das soll drüben recht gern versucht werden. Und was die Bedarfsartikel nicht zu erreichen vermögen, bleibt gewiß auch unsern Luxuswaaren versagt. Heute fühlen es z. B. schon die Goldschmiedearbeiter in Hanau, daß die Amerikaner in der nächsten Saison ausbleiben, also auch nicht, wie sonst, bei uns Juwelen einkaufen dürften.

Es ist fraglich, ob gegen solche Zwischenfälle etwa der bereits jetzt nahende Wagenmangel im Ruhrkohlenbezirk einen nur halbswegs günstigen Ausgleich bieten wird. Denn die Kohle kommt zu unserer Eisenindustrie, die für die Fabriken und vorläufig auch noch recht stark für elektrische Unternehmungen aller Art zu arbeiten hat. Damit hat aber der Absatz zahlreicher Waarengebiete nichts zu thun, die unter der Zurückhaltung der Amerikaner leiden. Es ist bezeichnend, daß die Händler drüben vielfach bei ihren einheimischen Fabrikanten präzis anfragen, was und wie viel ihnen sofort geliefert werden könne; auf langsichtige Verträge aber wollen sich diese sonst so unternehmenden Kunden nicht einlassen: sie wagen eben nicht, Waaren lange aufs Lager zu legen. Man sieht aus Alledem, daß ein Seekrieg, wie Amerika ihn jetzt führt, im Lande selbst schwerer empfunden wird als etwa ein kolonialer Feldzug nach englischem Muster. Natürlich säckeln aber einzelne amerikanische Kapitalisten ungeheure Profite ein. Das sieht man vielleicht am Klarsten aus der Kurssteigerung der Zucker- und Petroleumcertifikate u. s. w. Auch bestanden verschiedene Kreise auf Einführung einer Verbrauchssteuer auf Kaffee, Thee, Zucker, weil sie selbst noch vor der Vertheuerung von diesen Artikeln riesige Posten gekauft hatten. Man hofft auch ganz naiv, die älteren Weizenkontrakte nach Europa nicht erfüllen zu brauchen. Der Preis ist bekanntlich um etwa 20 Prozent gestiegen; und falls die Kriegsklausel mit Erfolg vorgeschützt werden kann, verkaufen die Herren ihre Waaren noch einmal, jetzt natürlich mit größerem Profit. Nun könnten aber doch die Lieferanten höchstens die Versicherungprämie gegen Kriegsgefahr nicht selbst tragen wollen; dazu sind wohl die meisten deutschen Abnehmer bereit, da ihnen ja die Preissteigerung großen Nutzen gewährt. Wie ich höre, werden denn auch viele Deutsche in New-York und Chicago deshalb prozessiren.

Die glänzenden Einnahmen der amerikanischen Bahnen sind natürlich noch auf das Konto der letzten Friedenszeiten zu setzen. Auch scheint der hier früher erwähnte Tarifkrieg eingeschlafen zu sein. Denn die Great-Northern-Co. konnte es wagen, ihre Personentarife von St. Paul nach Minneapolis auf sieben Dollars zu erhöhen, und die Kanadian-Pacificbahn hat ihr sofort nachgeahmt. Gewöhnlich pflegt der Steigerung der Passagierpreise rasch auch eine solche für Waarentransporte zu folgen, was bei den Armeelieferungen vielleicht bald hervortreten wird. Auch muß die Kanadian-Pacificbahn nichts gegen die Bedingung der Great-Northern eingewandt haben, daß zu Gunsten der Kanadian keine Differentialzölle auf amerikanischen Linien eingeführt werden. Shares sind unter diesen Umständen wieder um zehn Prozent gestiegen, obgleich London jetzt nicht viel darin handelt. Dagegen ist der Verkehr in amerikanischen Eisenbahnprioritäten recht lebhaft geworden; die Käufer können nicht immer so viel Material erhalten, wie sie wünschen. Auf

diesem Gebiet ist Berlin jetzt erst Frankfurt gefolgt, das für Bonds ein ausgebreiteteres Hinterland besitzt.

Was den Geldbedarf betrifft, so werden die Vereinigten Staaten natürlich zunächst ihre Bonds im eigenen Lande unterbringen können. Wäre Das aber auch bei weiteren Emissionen so unbedingt sicher, dann hätte sich der Schatzsekretär die Konferenz mit den Häusern Seligmann und Speyer gespart. War doch einer der Vorschläge, die Bonds $3^1/_2$ prozentig werden zu lassen, ganz offenbar für den deutschen Markt bestimmt. Von einer Festlegung des Dienstes in Gold ist unter keinen Umständen die Rede, aber davon wurde früher ja auch nicht gesprochen. Nur ist man heute bei uns gegen die Beständigkeit der amerikanischen Währungverhältnisse mißtrauischer geworden.

Die plötzlich in internationalen Fonds entstandene Hausse zielte augenscheinlich nur auf kurze Gewinne, da die Realisationen sehr bald wieder eintraten. Es ist auch nicht recht einzusehen, weshalb gerade dieses Gebiet, das heute doch nur von London abhängt, so blendende Aussichten bieten sollte. Spanier wurden, besonders in Süddeutschland, schon von 40 an langsam wieder gekauft; wie sich seitdem herausgestellt hat, viel zu früh. Ueberraschend war die Kunde von dem Sturm des spanischen Volkes auf die Bankkassen, wo man für die Noten wenigstens Silber zu bekommen hoffte; mit dem hitzigen Patriotismus stimmt Das nicht recht überein. Doch muß ich immer wieder auf die großen Hilfsquellen Spaniens hinweisen, die zunächst in seinem Bodenreichthum liegen und noch so mancher Anleihe zur Basis dienen können. Außerdem werden die Zölle sehr mangelhaft verwaltet und eine Einkommensteuer giebt es auch in diesem romanischen Lande nicht. Wenn es den Finanzmännern in Madrid nur nicht einfällt, ihr Eisenerz, ohne das unsere Hüttenindustrie, trotz Schweden, nicht auskommt, mit einem Ausfuhrzoll zu belegen! Ein solcher Zoll würde die Einnahmen des Königreiches beträchtlich vermehren und wahrscheinlich von den deutschen Eisen- und Stahlwerken zu tragen sein. Das wäre kein Triumph für Herrn von Stumm und den preußischen Fiskus, die zusammen den Moselkanal verhindert haben; durch den Bau dieses Kanals wäre Rheinland-Westfalen von ausländischen Erzen unabhängig geworden. Die Festigkeit der Portugiesen war natürlich vorübergehend; man merkt nachgerade, daß in Lissabon auch ohne Einwilligung der fremden Gläubiger die Konversion beschlossen werden soll. Unkontrolirbar sind die Meldungen über Argentinien; die deutsche Spekulation scheint dabei betheiligt zu sein. Der dortigen Ausfuhrfähigkeit nützt ja die Steigerung der Weizenpreise; aber die Chile-Politik ist in Buenos-Ayres am Ende doch wohl nicht so friedlich, wie jetzt sogar von Berlin aus versichert wird.

Unsere Industriepapiere scheinen zum großen Theil noch in guten Händen zu liegen. Die Summen, die vor Wochen davon auf den Markt kamen und schwere Kursverluste bewirkten, waren nicht groß und inzwischen hat der Markt sich schon wieder erholt, — ein Beweis, daß das eigentliche Kursniveau noch nicht herabgeht. Die leitenden Banken sind aber vorsichtig genug, selbst mit Gründungen etwas zu zögern. Sie können ja auch am Besten übersehen, was Deutschland dem Auslande bankmäßig schuldig geworden ist und auf welchen Umwegen schon jetzt das neue Geld einfließt, das wir brauchen. Das hängt nicht von der zufälligen Flüssigkeit eines großen Diskonteurs ab, nicht einmal von dem Riesen Rothschild, der neulich in Frankfurt Wechsel $1^1/_8$ Prozent unter dem Banksatz ankaufte. Pluto.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 14. Mai 1898.

Der himmlische Appell.

Hell erstrahlten die Fenster des Weißen Saales im alten Spreeschloß. Ein Prunkfest wurde da oben gefeiert, das üppige Abschiedsfest, das der höchste Vertreter der Volkheit den vom Volk ihm für ein Lustrum in den Reichsrath gesandten Männern gab. Denn deren Weihezeit war nun abgelaufen und sie mußten, wenn sie als Erkürte in die Hauptstadt zurückzukehren wünschten, sich erst wieder vor Bürgern und Bauern bücken und laut wieder, in weithin klingenden Brusttönen, geloben, des vaterländischen Wohles Wahrer und Walter zu sein, selbstlos, tapfer und treu, ohne eigenem Vortheil, eigener Freude je nachzufragen. In jedem fünften Jahr vollzieht sich, nach neuerem Brauch, diese Ceremonie im Lande der wahrhaftigen Germanen; und so oft sie beendet ist, erschallt ringsum der Ruf: Des Volkes Stimme, die untrügliche, unbeirrbare, hat gesprochen ... Sonst waren die Entweihten, deren Macht und persönliches Ansehen mit dem Mandat in Zunder zerfiel, wortlos in die Heimath oder in den zu beackernden Wahlkreis entlassen worden und hatten da dann ein paar Wochen lang pathetische Reden und uneinlösliche Versprechungen ausgestreut, daß unter der Lügenlast die dicksten Balken sich bogen. Diesmal jedoch sollten sie nicht ungeehrt zu den Stätten so löblichen Thuns den Schritt lenken. Manches schlimme Wort war aus der Tiefe nicht nur, nein, auch von der Spitze des Reiches herab ihnen zugeheischt worden: nun lud der Monarch, der ihrer Mehrheit die äußerste Entrüstung nicht verhohlen und sie einen Haufen vaterlandloser Gesellen genannt

hatte, die Scheidenden an seine Galatafel und gönnte ihnen die Ehre, mit den Prinzen des königlichen Hauses und den Mitgliedern des Bundesrathes, mit Generalen und Admiralen, den in der Residenz weilenden Rittern vom Schwarzen Adler und sogar mit den höchsten Hofchargen schmausend und zechend an einem Tische zu sitzen. Nicht an Alle, nur an eine auserlesene Schaar der leidlich Korrekten, war der Ruf ergangen, die Vertreter der größten Stimmenzahl blieben, als Häupter der des deutschen Namens unwürdigen Rotte, dem Prunkmahl natürlich fern und auch von den Geladenen war nur ein Theil dem Wunsch des allerhöchsten Herrn willig gefolgt. Fast verschwanden die schmucklos schwarzen Gewänder der entwürdeten Volksboten in der bunten Menge der goldig strotzenden Heerführer und Hofdiener und manchen schlichten Mannes Sinn wollte in der schimmernden Pracht der überladenen Räume nicht recht heimisch werden; vielleicht gedachten die Unbehaglichen auf den weichen Stühlen der Wähler, die ihres Vertrauens Träger nicht in die Hauptstadt gesandt hatten, damit sie sich dort, zierlich lächelnd und artig wedelnd, unter das höfische Gesinde mischten, vielleicht sannen sie in Beklommenheit auch der Frage nach, ob ein mit so unerhörter Hofgunst begnadetes Parlament seine Pflicht, dem Volkswohl und nicht dynastischen Wünschen zu dienen, furchtlos erfüllt haben könne. Bald aber wurden solche Bedenken von ganz anderen Regungen übertönt; denn nun erhob sich, als ein besonders edler Wein kredenzt ward, der Gastgeber von seinem Sitz, dankte den Gästen für eine Gabe, die ihre Güte ihm entgegengebracht habe, sprach von dem Großvater, von Vater und Mutter und fuhr also dann fort: „Ich kann Ihnen auf Ihre Heimreise nur den einen Wunsch und die eine Bitte mitgeben, aus eigener Erfahrung gegründet, daß, so wie der große Kaiser seine Stärke und seine ganze Kraft empfand aus seinem Verhältniß, seiner Verantwortlichkeit zu seinem Gott, Desgleichen ein Jeder unter Ihnen, er mag sein, wer er sei, hoch oder niedrig, von welcher Konfession auch immer, sich klar sein muß, daß bei Dem, was Ihnen bevorsteht, bei der Arbeit, die Sie in diesem Jahr zu thun gedenken, ein Jeder von Ihnen seine Aufgabe so auffasse, daß, wenn er dereinst zum himmlischen Appell berufen wird, er mit gutem Gewissen vor seinen Gott und seinen alten Kaiser treten kann und, wenn er gefragt wird, ob er aus ganzem Herzen für des Reiches Wohl mitgearbeitet habe, er auf seine Brust schlagen und offen sagen darf: Ja! Aus der selben Quelle, aus der mein Herr Großvater zu seinem Thun und Schaffen, mein Herr Vater zu seinem Siegen und Leiden die Kraft schöpfte, schöpfe auch ich sie und ich gedenke, meinen Weg weiter zu

wandeln und das Ziel, das ich mir gesetzt habe, weiter zu erreichen, in der Ueberzeugung, die ich auch Ihnen Allen nur ans Herz legen kann, die für uns, für einen jeden Menschen, die maßgebende sein muß: Ein feste Burg ist unser Gott! In hoc signo vinces." Beinahe ängstlich, wie eine Schülerschaar beim Gewitter, hatten die Hörer während dieser Rede die Ohren gespitzt. Solche Worte waren im Weißen Saal des alten Spreeschlosses noch nie vernommen worden, auch in den Tagen des gekrönten Romantikers nicht; sie klangen so fremd wie das aus Jahrhunderte lang währendem Schlummer erweckte Echo aus einer fernen Theokratie, — einer von schwarz-weißen Pfählen eng begrenzten, in der ein frommer, in mystische Imperatorengröße aufgereckter Alter Fritz den demantenen Krückstock schwänge. Mancher sah, als der Redner schwieg, um sich und kam sich unter den jubelnden Schranzen nun so seltsam vor wie das ehrliche Lutherlied neben dem Trugspruch des schlauen Volkstäuschers Konstantin, der in Byzanz seine Residenz aufschlug und die byzantinische Hofrangordnung schuf, den Christengott als Alliirten begrüßte, das Christenthum zur Staatsreligion machte und sich selbst doch erst auf dem Totenbett zur Taufe bequemte. Und Einer, ein stiller, geschmeidiger Mann, dessen Stimme im Redehause nie gehört ward und der es schweigend dennoch schon in jungen Jahren zu zwei Orden gebracht hatte, schlüpfte, da er sich unbeobachtet wähnte, nach der Aufhebung der Tafel heimlich hinaus, um in der herben Mainachtluft das umdunstete Hirn zu kühlen. Hatte die Wucht der Weihestunde sich ihm lastend auf die heißen Schläfen gelegt, deren Pochen ihm nun die Ruhe raubte? Oder hatte er nur zu hastig von schweren Gewächsen gekostet? ... Im Himmel war für die aus der Zeitlichkeit geschiedenen Volksvertreter Appell, neben dem lieben Gott thronte da in der Glorie der alte Kaiser, den auf die Weisung pünktlich herbeispukenden Reichsboten wurde das Herz, wurden die Nieren geprüft und in den Kasten kam Jeder, der bei der Revision nicht mit gutem Gewissen bestand? Auf solche Fährlichkeit war der Aermste nicht vorbereitet, davon hatte er nie noch gehört; er wankte, da er erwog, wie leicht er die Pflicht eines Empfängers der Wahlweihen bisher genommen hatte.

* * *

Im Preußenhimmel dämmert erst der Tag. Kadetten mit kleinen, von silbernen Litzen umsäumten Flügeln und einer niedlichen Medaille an gelbem Band schieben die schwarzen und weißen Wolken auseinander, Rekruten, denen zwischen den Schultern kaum die ersten Federchen sprossen, streuen glitzernden Kies auf die sauber gefegten Wege und der Pförtner, ein echtes Civilversorgungsscheinheiligengesicht, putzt brummend und gäh-

nend an seinem Uniformrock — dritte Garnitur — die Knöpfe. Von der Seligkeit der Friedfertigen und dem Gebot, dem Uebel nicht zu widerstreben und kein Blut zu vergießen, ist hier nichts zu spüren: Waffen und Schiffsmodelle ringsum; rechts wird exerzirt, links nach der Scheibe geschossen und auf Brust und Armen der Nahenden oder schon zum Dienst Versammelten kann das erfahrene Auge die Fangschnüre und Schießauszeichnungen beim fahlen Frühschein der Sonne genau unterscheiden. Man merkt, daß man im Himmel der allgemeinen Wehrpflicht ist, wo auch die auf der Erde als dauernd untauglich Zurückgestellten nach allen Regeln der Unteroffizierkunst gedrillt werden. Civilisten sind nicht zu sehen. Doch: da keucht Einer heran, ein dürftiges Menschenkind im schwarzen Frack, das die Flügelmänner und Flügelmännchen der himmlischen Garde am Thor neckend und höhnend umringen. Der Neuling wird nach seinen Personalverhältnissen gefragt und von schallendem Gelächter erschreckt, da er stolz als seinen Beruf angiebt: Mitglied des Reichstages. Solche Würden, meint knurrend ein Feldwebel, seien hier oben nicht anerkannt, schon weil man vom allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrecht im himmlisch aristokratischen Ständestaat nichts wissen wolle; aber der Mann solle nur hereinkommen, denn er sei nach der Vorschrift ja zum Appell gerufen und werde Montur und Gepäck vorzuzeigen und über seine irdischen Leistungen und die mehr oder minder schwere Belastung seines Gewissens Auskunft zu geben haben. „Flink, flink, Maikäfer, fliege! Hier sind wir noch ein Bischen plötzlicher als unten bei Euch!" Neues Gelächter. Schon ordnet sich Alles in Reihe und Glied, zwei hohe Stühle aus röthlich funkelndem Gold werden gerade in die Mitte des Exerzirplatzes gestellt ... und nun nahen zwei Greise, der Eine im weißen, unkriegerischen Gewande und doch mit dem Gebieterblick auch im Kreis der Krieger Ehrfurcht erzwingend, mit lang über die Brust wallendem Bart, der Andere, Schmächtigere, im grauen Militärmantel, den Helm auf dem Haupt, mit hellem, mildem Blick und den Bartcoteletten der ersten wilhelminischen Zeit. Keine Suite; nur ein einziger Adjutant, um dessen Flügel eine dünne silberne Schärpe geschlungen ist. Der größere Greis setzt sich; der kleinere schreitet die Front der zum Appell Befohlenen ab.

Vor dem auffälligen Menschenkind im Frack bleibt er zuerst stehen.

„Was warst Du denn da unten, mein Sohn?"

„Mitglied des Reichstages." Die Antwort klingt noch immer stolz. Kichern im Glied. Ein ernster Blick: Alles ist mäuschenstill.

„... des Reichstages. Tagt der jetzt im Frack?"

„Wir waren bei Majestät eingeladen. Abschiedsdiner mit Dankrede."

„Ah, neue Mode. Früher gab es persönlichen Verkehr dieser Art mit der Volksvertretung nicht. War Sache des Kanzlers. War auch wohl bess—, na ... Und Dank? Dank doch im Namen der Verbündeten Regirungen, des Reiches, doch nicht etwa persönlichen Dank? Und wofür?"

„Ja .. wir haben eben sehr viel geleistet."

„Schön. Aber was?"

„Erstens haben wir das Geld für ein dem zweiten Kaiser in der Hauptstadt zu errichtendes Denkmal bewilligt."

„Wem?"

„Dem Monarchen."

„Nein: der Nation; um Privatwünsche des Herrschers habt Ihr Euch gar nicht zu kümmern, ihnen keinen Groschen zu opfern."

„Er selbst hat uns aber gesagt, wir hätten ihm durch unsere Gabe die Erfüllung der Sohnespflicht wesentlich erleichtert."

„Hm ... weiter."

„Wir haben das Land von der dreijährigen Dienstzeit befreit und..."

„Und damit in der Wurzel das Werk zerstört, dem ich Jahre lang meine Ruhe geopfert habe und gern meine Krone geopfert hätte. Und?"

„Wir haben die auf den landwirthschaftlichen Produkten lastenden Zölle herabgesetzt und Tarifverträge abgeschlossen, die unserer Industrie stetigen Absatz sichern und dem armen Manne das Brot verbilligen."

„Das Lied kenne ich. In meiner Sprache lautet es so: Ihr habt dem wichtigsten aller reale Werthe schaffenden Stände, dem Stand, auf den unser altes Preußen nun einmal angewiesen ist, wenn es sich nicht selbst aufgeben will, die schon früher nicht allzu weite Lebensmöglichkeit verengt und für mehr als ein Jahrzehnt Eurer wirthschaftlichen Selbständigkeit entsagt, ohne den Verdienst der Aermsten dadurch auch nur um einen Dreier zu mehren. Habt Ihr noch weitere Ansprüche auf ähnlichen Ruhm?"

„Ja, ... die Flottenverstärkung haben wir zuerst zwar abgelehnt, aber schließlich doch mit großer Mehrheit angenommen."

„Weshalb diese Wandlung? Hat sich die Lage verändert?"

„Nein. Aber man drängte und bat uns so und unter der Hand ..."

„So wird Das jetzt gemacht? .. Und weiter?"

„Auch das Geld für die Niederlassung in China wurde bewilligt."

„Was wollt Ihr denn in China? Wenn ich recht unterrichtet bin, ist die Situation der Deutschen in Europa doch wohl nicht so, daß es für sie empfehlenswerth wäre, im fernsten Osten Abenteuer zu suchen. Unser

ernstestes Streben ging stets dahin, die Fläche nicht zu verbreitern, auf der eine Reibung mit Rußland möglich werden könnte. Und Ihr legt Macht, Ansehen und Geld in Asien fest, wo Ihr Euch entweder mit den Russen brouilliren oder zu willenlosen Vasallen des Zarenreiches werden müßt, das über kurz oder lang da hinten mit England um die Weltherrschaft zu kämpfen haben wird. . . . Hast Du vielleicht noch andere Thaten des mit dem allerhöchsten Dank heimgeschickten Reichstages zu melden?"

„Dem Fürsten Bismarck wollten wir nicht zum Geburtstag gratuliren, aber nicht etwa, weil er uns, sondern, weil er den Monarchen gekränkt hatte."

„So . . Na, mein Sohn: wenn Euer ganzer Reichstag, Mann für Mann, um die Dynastie und auch um den jetzigen Träger der Krone sich nur ein Tausendstel des Verdienstes erworben hätte, das sie und er dem alten Bismarck zu danken haben, dann könntet Ihr Herren wirklich stolz sein. Dem also habt Ihr nicht gratulirt? . . . Und Du trägst ja sogar Orden?"

„Einen habe ich für meine Abstimmung über die Militärvorlage."

„Dafür giebt es heutzutage Orden? Sonderbar . . . Nun, ich habe von Euren Thaten einstweilen genug gehört. Alles Uebrige wird Dir rechtzeitig auf dem Dienstwege eröffnet werden."

. . . Um den Frackträger hatte sich eine Viertelstunde später eine Gruppe gebildet. Der Dienstanzug war mit der Kasernenkleidung vertauscht, die Stimmung heiter und ihr erstes Opfer natürlich der verschüchterte Volksvertreter mit dem erloschenen Mandat und dem erstaunt schweifenden Auge. Förmlich Spießruthen mußte er durch die Reihen der Frager laufen. Endlich, als er schon Ruhe zu finden hoffte, kam noch ein kleiner, ruppiger Engel im geflickten, fleckigen Hemd, pflanzte sich vor ihn hin, legte die mageren Aermchen verschränkt auf den Rücken, unter die zerzausten Flügel, und fragte mit frech glotzender Miene: „Habt Ihr den armen Leuten auch Brot verschafft?"

* * *

Aus den Fenstern des Weißen Saales im alten Spreeschloß strahlte schon lange kein Lichtschein mehr. Im Osten graute der Tag und aus der fahlen Dämmerung, die Straßen und Plätze färbte, trat in leuchtender Weiße nur das Denkmal des alten Kaisers hervor. Der verschlafene Genius sah auf die Rathhausuhr, um zu erkennen, ob er seinen Dienst wieder antreten müsse, die Victorien kletterten auf die glatten Kugeln und die Löwen schüttelten gähnend die Mähnen. Auf den Steinstufen aber, wo der Friede eben den Schlaf aus den Augen rieb, kroch ein fröstelndes Menschenkind auf allen Vieren umher und suchte angstvoll den Orden, der während des katzenjämmerlichen Schlummers dem Knopfloch des zerknitterten Frackes entglitten war.

Nietzsches Nachlaß.

Als Friedrich Nietzsche im Jahre 1888 erkrankte, waren seine Werke nur einem engen Kreise vertraut. Man darf es Georg Brandes nie vergessen, daß ohne seine Vorlesungen, durch die das ganze junge Skandinavien revolutionirt wurde, und noch mehr ohne den in der Deutschen Rundschau veröffentlichten Aufsatz — man kann ihn, mit einigen kleinen Verbesserungen, in dem geistvollen Sammelbande „Menschen und Werke" nachlesen — Nietzsche auch in Deutschland sicherlich später und weniger tief eingedrungen wäre. Jetzt besteht eine starke Neigung, die nordische Invasion vom Anfang der neunziger Jahre in lächerlicher Parvenuvergeßlichkeit als Nebensache hinzustellen. Das Wenige aber, was in unserer jungen Literatur überhaupt von Werth ist, verdankt sein Dasein jener Invasion, deren kühler und luftreinigender Hauch nur leider allzu früh durch jenen Klein-Leute-Symbolismus erstickt wurde, dessen widerliches Parfum, halb Ylang Ylang, halb new mown hay, unsere ganze Kunst schlecht riechen läßt. Das Bekanntwerden Nietzsches auch in weiteren Kreisen als denen der Leute, die durch Zufall mit seiner Person seine Werke zum Theil kennen gelernt hatten, scheint mir die bedeutendste Folge jener skandinavischen Invasion zu sein. Die Wirkungen dieses Bekanntwerdens abzumessen, ist heute und in den nächsten fünfzig, vielleicht hundert Jahren unmöglich. Wir können nur erkennen, daß aus unserem geistigen Leben, so weit es überhaupt in Betracht kommt, Nietzsche nicht mehr gut weggedacht werden kann. So tief hat er seine Furchen gezogen, der gute Pflüger. Noch sehen wir erst seine grüne Spitzen aus schwerer Scholle streben, aber der hohe Sommertag wird kommen, an dem wir die Ernte vieler unruhigen und harmvollen Jahre unter Festesgesängen hereinbringen wollen. Dann wird auch von dem guten Pflüger gesungen werden, dessen starke Hand so tief die Furchen der neuen Kultur gezogen.

Ein günstiger Stern hat dem Werke Nietzsches geleuchtet, seit dem Tage, an dem er erschöpft zusammenbrach. Zu der Zeit, da die jüngere Schriftstellergruppe seinen Namen und seine Schlagwörter, lobend oder schmähend, mißverstand, schrieb Herr Peter Gast seine ausgezeichnet sachlichen und geistvollen Einleitungen zu den neuen Auflagen des Zarathustra, des Menschlichen, Allzumenschlichen und der Unzeitgemäßen Betrachtungen. Als dann später durch ein interessant geschriebenes und mit großem Aufwand modernster Decadencepsychologie à la Szienkiewicz geschickt arrangirtes Buch eine in ihren

Grundzügen verfehlte Interpretation von Nietzsches Wesen, seinen Wandlungen und seinem System vorbildlich zu werden drohte, wurde dieser Gefahr von den mit dem Nachlaß des Philosophen betrauten Persönlichkeiten auf die sachgemäßeste Weise begegnet durch Veröffentlichung seiner nachgelassenen Werke und der wichtigsten Dokumente aus seinem Leben. Seine von Frau Förster-Nietzsche verfaßte Biographie, über die an dieser Stelle schon zweimal berichtet wurde,*) hat eine Fülle der inzwischen üppig gewucherten Legenden ausgejätet. Der elfte und zwölfte Band des Nachlasses übertreffen in Bezug auf die Bewältigung der größten technischen Schwierigkeiten noch die beiden vorher erschienenen Bände. Die Art, wie, um nur ein einziges Beispiel zu nennen, die Fülle der Vorarbeiten und Brouillons speziell zu den nicht mehr ausgeführten Theilen des Zarathustra gesichtet, geordnet und verbunden sind, ist hoher Bewunderung werth.

Der elfte Band wird durch die Vorarbeiten und Nachträge zum „Menschlichen, Allzumenschlichen" eröffnet. Es sind im Allgemeinen die selben Themen, die im zweiten und dritten Bande durchgeführt sind, nur klingt Alles um eine Nuance wärmer und persönlicher und ab und zu unterbricht ein intimstes Geständniß, sei es eines Zustandes oder einer Hoffnung, die Gedankenreihe: „Zwischen drei Begabungen die mittlere Linie finden — mein Problem." Noch bedeutsamer ist die folgende Andeutung: „Ich will den Menschen die Ruhe wiedergeben, ohne welche keine Kultur werden und bestehen kann. Eben so die Schlichtheit. Ruhe, Einfachheit und Größe!" Das große Fragezeichen der letzten Jahre Nietzsches, der Gedanke der ewigen Wiederkunft, ist schon zu dieser frühen Zeit vorbereitet: „Von der Todesfurcht zu erlösen, ist vielleicht das eine Mittel: ein ewiges Leben zu lehren; ein anderes sicheres jedenfalls: Todesverlangen einzuflößen." Dazwischen stehen Tagebuchnotizen von inniger Sachlichkeit, in denen der Dichter Nietzsche zum Wort kommt; Manches könnte bei Storm oder bei Stifter stehen, so zart und lebendig sind hier die stummen Worte: „Es war Abend, Tannengeruch strömte heraus, man sah hindurch auf blaues Gebirge, oben schimmerte der Schnee. Blauer, beruhigter Himmel darüber aufgezogen." Oder: „Eine Prozession am Frohnleichnamsfest, Kinder und alte Männer brachten mich zum Weinen. Warum?" „Eine alte Stadt, Mondschein auf den Gassen, eine einsame männliche Stimme — Das wirkt, als ob die Vergangenheit leibhaftig erschienen sei und zu uns reden wollte —: das Heillose des Lebens, das Ziellose aller Bestrebungen, der Glanz von Strahlen herum, das tiefe Glück in allem Begehren und Vermissen: Das ist ihr Thema." „In der sommerlichen Nachmittagsstille, wenn die Wanduhr vernehmlicher spricht und die fernen Thurmglocken einen

*) S. „Zukunft" vom 28. Dezember 1895 und 10. April 1897.

tieferen Klang haben ...“ „Schläfrig und zufrieden, wie die Sonne in den Gassen einer kleinen Stadt am Feiertage ...“ „Der schöne Ernst: schwarze Seide, mit rothen Fäden gleichmäßig durchsponnen, ein gedämpftes Leuchten.“

Es folgen lange Auseinandersetzungen mit Schopenhauer, noch längere mit Wagner. Für die Stellung Nietzsches zu beiden Männern ist es bedeutsam, daß er immer wieder, zu allen Zeiten seines Lebens, einen Drang hat, mit ihnen abzurechnen. Dabei ist vielleicht ein Zug hervorzuheben, der dem ganzen Denken Nietzsches eigenthümlich ist: wenige große Männer haben ihre Erlebnisse so intensiv „erlebt“. Was Nietzsche eigentlich an Schicksalen, Personen, Büchern, Kunstwerken erlebt hat, ist nicht viel; die Intensität aber, mit der er diese Erlebnisse verwerthete, ist außerordentlich. Er ist unvergleichlich in seiner Lebensführung. Er schafft sich Horizonte, mit denen er sich bewußt abschließt, um in Stille zu reifen, hierin Goethe verwandt. Man darf wohl überhaupt vermuthen, daß die tiefe Sympathie für Goethe, die durch alle Schriften Nietzsches hindurchgeht, seinem Wesen, seiner Gesammtnatur galt, weniger seinen Werken, — eine Schätzung, die allerdings heutigen Begriffen schnurstracks zuwiderläuft, aber dennoch richtig ist. Jedes Werk ist am Ende genau so viel werth wie der Mann, der es gemacht hat. Die Werke sind zweiten Ranges; Anmerkungen sind sie nur zu dem wundervoll tiefsinnigen Text des Lebens, nützlich und oft ergötzlich zu lesen. Schade, daß wir sie brauchen. Nietzsche deutet diese Ansicht einmal an, wo er von Lessing spricht, „dessen intellektuelle Bedeutsamkeit sich hoch über jede seiner Schriften, jeden seiner dichterischen Versuche erhebt.“ So ist es schließlich bei jedem großen Mann. Bismarck wäre genau der Selbe, wäre er sein Leben lang Deichhauptmann geblieben: er wäre nicht groß, wäre er es nur durch seine Gründung des Reiches. Der große Mann zieht die großen Ereignisse an wie der Magnet die Eisensplitter; er trägt Früchte, wie ein Baum, mit Nothwendigkeit. Das erheiternde Gezeter, ob Shakespeare Shakespeare oder ob Bacon Shakespeare gewesen sei, ist in dieser Hinsicht sehr belehrend: unser Begriff von Shakespeare wird um kein Haar anders, ob wir uns sein curriculum vitae so oder so denken. Kännten wir von Hamlet und Lear nur die Namen, — wäre dadurch unsere Kenntniß von dem innersten Kern seiner Persönlichkeit verringert?

Nietzsches erste Anhänglichkeit und spätere Kriegserklärung an Wagner sind recht verschieden beurtheilt worden. Ums Jahr 90 war man noch geschwind fertig: Nietzsche ist von Wagner abgefallen. Damals war es, wo Peter Gast gereizt das kühne und richtige Wort hinschrieb: Wenn überhaupt hier mit dem wenig korrekten Ausdruck „Abfall“ operirt werden muß, so ist nicht Nietzsche von Wagner, sondern Wagner von Nietzsche abgefallen. Durch den zweiten Band der Biographie und durch die ersten beiden Bände des

Nachlasses ist vor Allem die Legende endgiltig zerstört worden, daß Nietzsche in seinem Erstlingswerke gewissermaßen nur der Handlanger eines erhabenen Wollens gewesen sei. Man lernte jetzt auch den „Fall Wagner" besser lesen; man sah die zornige Liebe, mit der diese wuchtigen und eleganten Streiche geführt sind; man errieth die langen, schmerzlichen Erfahrungen, die dieses Werk eines souverainen Hohnes gereift hatten. Auch der elfte Band bringt Aufzeichnungen aus dem Jahre 1878, von der seltsamen Beredsamkeit, die Alles durchströmt, was Nietzsche über Wagner geschrieben hat: „Alle ‚Ideen' Wagners werden sofort zur Manie, er wird durch sie tyrannisirt. Wie sich nur ein solcher Mann so tyrannisiren lassen kann! Zum Beispiel durch seinen Judenhaß. Er macht seine Themata wie seine ‚Ideen' tot durch eine wüthende Lust an der Wiederholung. Das Problem der übergroßen Breite und Länge, — er plagt uns durch sein Entzücken."

„Was aus unserer Zeit drückt Wagner aus? Das Nebeneinander von Hoheit und zartester Schwäche, Naturtrieb-Verwilderung und nervöser Ueberempfindlichkeit, Sucht nach Emotion aus Ermüdung und Lust an der Ermüdung." „Schwärmerische mädchenhafte Empfindungen von sogenannter Seligkeit, Träume von bekehrten und geretteten Wüstlingen, Treue bis zum Sprung ins Wasser; und der Geliebte selber etwas Furchtbares, Unheimliches, ein Mann unbekannter Unthaten, aber der Uebelthäter ohne Schuld, der zugleich ein verkappter Gott und Prinz ist, Alles in sehr reizvoller Natur —: Das sind jetzt die Erholungen des eisernen Deutschlands. Böse Harmonien, wüthende Rhythmen und unsägliches chromatisches Jammern, der Wechsel aller Tonarten als Sinnbild der Unbeständigkeit aller Dinge unter dem Monde, — so wird die Wirklichkeit beschrieben." „Ich habe den Mann geliebt, wo er wie auf einer Insel lebte, sich vor der Welt ohne Haß verschloß, — so verstand ich es! Wie fern ist er mir geworden, so wie er jetzt, in der Strömung nationaler Gier und nationaler Gehässigkeit schwimmend, dem Bedürfniß dieser jetzigen, durch Politik und Geldgier verdummten Völker nach Religion entgegenkommen möchte! Ich meinte ehemals, er habe nichts mit den Jetzigen zu thun, — ich war wohl ein Narr!"

Gegenüber der jetzt herrschenden maßlosen Ueberschätzung Emersons findet sich ein sehr gutes Wort über die jedem einigermaßen empfindlichen Geschmack schwer erträgliche Art dieses Schriftstellers, Gedanken zu formen: „Durch Jean Paul ist Carlyle zu Grunde gerichtet und zum schlechtesten Schriftsteller Englands geworden: und durch Carlyle wieder hat sich Emerson, der reichste Amerikaner, zu jener geschmacklosen Verschwendung verführen lassen, welche Gedanken und Bilder händevoll zum Fenster hinauswirft." Man hat die Geschmacklosigkeit nicht gescheut, Emerson gegen den „Aphoristiker" Nietzsche auszuspielen, Emerson, von dem jede einzelne Schrift sich in lauter

winzig kleine Sätzchen zerlegen läßt, die alle recht hübsch und geistreich sind, aber mit der Tiefe nur spielen, nach der Größe nur langen und fast alle in einer süßlich und fad schmeckenden mystischen Brühe schwimmen.

Im elften Bande finden wir auch eingehende Paralipomena zur „Morgenröthe". Sie tragen das eigenthümliche Doppelantlitz, das diesem unter Nietzsches Werken verhältnißmäßig unbekannten Buch eignet: nicht mehr die gemessene Kühle, die fast feindsälige Neugier, die starre Einsamkeit des „Menschlichen, Allzumenschlichen", aber auch noch nicht das stille Entzücken, die schimmernde Laune, der sprühende Geist der „Fröhlichen Wissenschaft". Wie die Falten eines lichten grauseidenen Kleides rauschen die Aphorismen der „Morgenröthe", eines feinen und schlichten Kleides, das eine hohe, durch einen geheimen Schmerz und eine heimliche Seligkeit zugleich verklärte Frau trägt. Die ganze Entwickelung Nietzsches von seinen Anfängen an mag vielleicht mit einem Alpenübergang von Nord nach Süd, etwa über den Gotthardpaß, verglichen werden: in den Schriften seiner ersten Zeit ein zackiges Pathos, mit vielen malerischen Veduten und seltsam wechselnden Beleuchtungen, Alles noch sehr deutsch und nordisch, im Hintergrunde bald silbern schimmernde Gletscher, bald böse und arg tückisch blickende Felshäupter. Einsamer und öder wird der Weg, so wie die Welt ganz entzaubert zu sein scheint hinter Göschenen. Zwischen starren und steilen Wänden geht der Wanderer steinige Pfade, kein grüner Baum winkt mit traulichen Wipfeln, nur eine Menge sehr kalter Quellen rinnen in engen Runsen in ein unendlich schweigsames, einsames Thal. Die geheimnißvolle Schönheit, von der auch die Werke jener mittleren Zeit überglänzt sind, gleicht jener traurigen Schönheit des seltsamen baumlosen Thales von Andermatt, wo sich sanfte Matten weiten in der herben Farbe eines Frühlings, dem nie ein Sommer folgt. Sie gehen weiter, der Wanderer und sein Schatten, bis zur Paßhöhe, wo die Landschaft nur mehr drei Farben hat, — das unmenschliche Stahlblau des Himmels und der kleinen Seen, die blendende Weiße der Firnen, das drohende Grau der Felsen. Doch kaum geht es abwärts durchs Val Tremola, so strömt bei einer Biegung des Weges als erster Gruß des Südens ein Meer von Sonne herein; bald stehen weitausladende Kastanien an der Straße; die rührende Schönheit ruhiger Bergzüge, des triumphirend seinem Ziel zustürzenden zauberhaft grünen Ticino, der unendlichen Bläue leuchtender Seebecken, — all Das macht den Wanderer weinen. Er schreitet weiter, in einem Gefühl tiefer Sicherheit, denn jetzt ist er auf dem rechten Wege; ist der Weg zur Heimath nicht stets der rechte Weg? Der Süden aber ist des Wanderers Heimath. Er geht durch alte schöne Städte und er versteht die herrlich-herrische Sprache ihrer Paläste und weiß sich einer Art mit Denen, die in festlichen Tagen darin gewohnt haben, einer Art auch mit Denen, die die braunen Säulen des Tempels auf-

gerichtet haben. Still steht er nun in ehrfürchtigem Schauder und hohe Hymnen lösen sich von seinen Lippen: „Wenn ich je stille Himmel über mir ausspannte und mit eigenen Flügeln in eigene Himmel flog:

Wenn ich spielend in tiefen Licht-Fernen schwamm und meiner Freiheit Vogel-Weisheit kam: —

Oh wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe, dem Ring der Wiederkunft?“ . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im zweiten Theile des Zarathustra findet man mehrere seltsame Sätze: „Das aber glauben alle Dichter: daß, wer, im Grase oder an einsamen Gehängen liegend, die Ohren spitze, Etwas von den Dingen erfahre, die zwischen Himmel und Erde sind. Ach, es giebt so viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich nur die Dichter Etwas haben träumen lassen! Wahrlich, immer zieht es uns hinan, — nämlich zum Reich der Wolken: auf diese setzen wir unsere bunten Bälge und heißen sie dann Götter und Uebermenschen.“

Ich erwähnte vorhin Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft. Wohlan: ich halte die eben citirten Worte für die beste und bündigste Verurtheilung jener Lehre. Seit ich Nietzsches Werke kenne und liebe, schien mir immer die Lehre von der ewigen Wiederkunft aller Dinge der wunde Punkt seiner Philosophie. Ich ging daher mit gespanntester Erwartung an die Lecture der Abhandlung von der „Wiederkunft des Gleichen“, die den zwölften Band eröffnet. Ich bin jedoch enttäuscht worden. Die ersten vier Bücher der Abhandlung schlagen keine Brücke zum fünften, das die Formulirung der Theorie enthält, eine immer energischere und deutlichere Formulirung, gewiß, aber sie läßt Alles vermissen, was sie nur im Geringsten beweise. Aufgebaut auf lauter Fiktionen einer Allkraft, eines Gleichgewichtes, einer Atomistik, einer Zeitunendlichkeit, sucht die Theorie lauter Unzugänglichkeiten mit lauter Unzulänglichkeiten beizukommen. Wie war es möglich, so fragt man sich staunend, daß dieser eminent scharfe und reinliche Denker, daß der selbe Philosoph, von dem das letzte Buch der „Fröhlichen Wissenschaft“ und das erste von „Jenseits von Gut und Böse“ stammen, daß Nietzsche, der doch sonst logisch-mathematische Trugschlüsse so schonungslos spöttisch ablehnte, gerade diese sonderbare Idee so hartnäckig zu beweisen suchte? Denn Das erscheint mir unbedingt sicher, daß Nietzsche nicht auf dem Wege logischer Schlußfolgerung zu dieser Theorie gekommen ist, sondern daß er den Gedanken von der ewigen Wiederkunft, der im August 1881 in ihm aufblitzte, erst später, so gut es eben ging, zu stützen und zu beweisen trachtete. Vorbereitet war der Gedanke übrigens längst: neun Jahre früher schon finden wir Aufzeichnungen, „Erkenntniß-

theoretisches", über Raum- und Zeitbegriff, die zu dieser letzten Konsequenz führen konnten. Vielleicht ist Konsequenz hier nicht der richtige Ausdruck. Ich kann nicht umhin, diese Theorie, so wichtig sie Nietzsche selbst erschien, so tiefe Entzückungen und zarteste Schauder sie ihm gab, für etwas Nebensächliches in seiner Philosophie zu halten. Ich vermisse ihre Nothwendigkeit. Sie könnte eben so gut nicht da sein. Nicht ein Steinchen fällt vom wundervoll steilen und ragenden Bau dieser Philosophie, wenn wir diese Theorie wegnehmen; der Berg bleibt da, schlank, stolz und schön. Für Nietzsche allerdings fällt etwas Anderes mit dieser Lehre: die Beleuchtung, der Hintergrund, der grandiose Ewigkeitaccent des Zarathustra: ihm war dieses sein liebstes, sein tiefstes Buch mit den diamantenen Schönheiten seines Stils unzertrennlich von der zauberischen Beseligung, die die Lehre von der Wiederkunft darüber ausgoß. Sie ist erst der tiefe, satte, glühende, goldig purpurne Hintergrund für Zarathustra in Nietzsches Auffassung. Auch in der unseren? Ich glaube: nein. Nietzsches Lebenswerk ist un bloc im Punkt der psychologischen Nothwendigkeit: da ist Alles organisch, geworden und gewachsen. Etwas Anderes ist jedoch die intellektuelle Nothwendigkeit. Man kann sehr gut, man muß wohl von seiner Philosophie den einen Satz acceptiren, den anderen ruhig ablehnen. Wir lieben Nietzsche. Aber was liegt an Nietzsche? Wir lieben Zarathustra. Wir gehen seinen Weg, so lange er unser Weg ist. Aber nicht einen Schritt länger. Gerade weil wir in aller Fröhlichkeit und Innigkeit sagen können: „Das ist Dein Weg. Das dort der unsere. Lebe wohl!" — gerade deshalb glauben wir, Schüler nach seinem Herzen zu sein, nach diesem tapferen, stolzesten, freisten Herzen.

Wenn Nietzsche, wie er es in dieser Abhandlung thut, auf jede Weise seine Ansicht von der Wiederkunft beweisen will, so zeigt auch er, der souverainste Geist, sich jener gefährlichen Stimmunglogik unterthan: „Der Gedanke, der mich so erhebt, hinreißt, der die Vorhänge fernster Zukünfte zurückschlägt und die ungeheuersten Möglichkeiten dahinter aufdämmern läßt, — der Gedanke muß wahr sein!" Wie gleichgiltig aber, im Grunde genommen, ist es, ob er wahr ist! Was ginge er uns an, seine Realität zugestanden, uns, in deren Macht es absolut nicht stünde, wiederzukehren oder nicht wiederzukehren? Dieses Leben noch einmal oder ein Wenig anders oder ganz anders zu leben? Denn, wie Nietzsche auch selbst zugiebt, die unendliche Wiederkehr in der Zukunft schlösse ein unendlich oftmaliges Wiedergekehrtsein in der Vergangenheit in sich, also daß der selbe Augenblick unendlich oft im großen Jahr des Werdens wiederkäme, wie er auch schon unendlich oft dagewesen wäre. Damit fällt aber, was Nietzsche das „größte Schwergewicht" nennt; die Frage: „Möchtest Du Das, was Du jetzt thun wirst, noch unendliche Male wieder thun?" wird sofort hinfällig. Die ethische Konsequenz

der „Wiederkunft“ würde erst dann zum „größten Schwergewicht“, wenn die jetzige „Welt“ die erste in der Reihe der Wiederkehr wäre, so daß davon, wie wir in dieser ersten Reihe unser Leben gestalten, die ewige Wiederkunft unseres Lebens abhängen würde. Wenn wir genauer zusehen, — worauf läuft denn die Lehre von der Wiederkunft schließlich hinaus? Doch wohl auf eine etwas sonderbare Variante des christlichen Glaubenssatzes: „So wie Du auf Erden Dein Leben gestaltest, so wirst Du auch in der Ewigkeit fahren.“ Sind wir schon einmal dagewesen, so ergiebt Das für unser ethisches Verhalten keine Konsequenz, weil dann unser jetziges Dasein bereits fatalistisch determinirt, von unserem bewußten Willensaffekt unabhängig ist. Unsere Stellung zum Dasein ist nicht im Geringsten verändert, da es uns nicht freisteht, mehr oder einen anderen Inhalt hineinzulegen, als wir eben haben und als wir sind.

Was aber will es nun eigentlich sagen, worauf weist es, wenn Nietzsche einen mathematisch-physikalischen Mystizismus als Grundbaß und Orgelpunkt seiner Philosophie in feierlicher Tiefe brummen läßt? Wäre die Wiederkunftlehre sein Parsifal? So daß der „Fall Nietzsche“ am Ende eben so amusant und kurios zu beschreiben wäre wie der „Fall Wagner“? Ich möchte die Frage verneinen. Nietzsche ist Mystiker aus Ueberschuß, Wagner aus Armuth an Lebenswillen, Nietzsche ein sinnender Siegfried, der dieses herrlich-herrische Heldendasein, nachdem es ja leider unabänderlich durch den Tod abgeschnitten wird, nun doch wenigstens unzählige Male leben möchte, unzählige Male den Lindwurm erlegen, aus Flammen und lockender Lohe unzählige Male Brünnhilden sich holen, unzählige Male auch den bitteren Tod sterben, nach übermüthigem Jagen, am traulichen Waldesbrunnen; Wagner ein grübelnder Tristan, der gerade dieses Dasein als Schuld im methaphysischen Sinne empfindet und Eins nur ersehnt: sein Verhauchen „in des Weltathems wehendem All“. Noch immer sahen wir an den königlichen Thoren der großen Kultur als Wächter einen feierlich begehrenden, triumphirend des Individuums Unendlichkeit und Ewigkeit in irgend welcher Form postulirenden Mystizismus. Auch Nietzsche, der große und gute Pflüger und Sämann, hat noch einen Trank dieses berauschenden Weines in die tiefen Furchen geopfert, die sein blitzend blanker Pflug gerissen hatte.

Es sei gestattet, noch eine unmaßgebliche Hypothese über einen physiologischen Faktor vorzubringen, der, neben vielen anderen Faktoren, vielleicht zu den Voraussetzungen gehört, unter denen das Keimen der Wiederkunftidee überhaupt erst möglich wird. Nietzsche scheint viel stärker und viel öfter als die meisten Menschen von einem gewissen, ganz sonderbaren und schwer zu beschreibenden Gefühl befallen worden zu sein, das jener geheimnißvollen Sphäre wacher Traumzustände angehört. Man geht z. B. durch eine stille, sehr sonnige Gasse, — plötzlich wird man sich selbst auf eine unerklärliche

und unheimliche Weise fremd, man verliert beinahe das Bewußtsein der Identität, es fliegt wie der beängstigende Schatten einer Wolke über eine grell beleuchtete Landschaft, ein Husch . . . und Alles ist vorüber. Was man aber in solchen Augenblicken mit fabelhafter Schnelligkeit und Wucht erlebt, ist außerordentlich sonderbar: wie starrt mich diese weiße Wand so fremd-vertraut an? Bin ich nicht schon durch diese sonnige Gasse einmal gegangen? Ich kann mich aber nur mehr ganz unterirdisch sozusagen daran erinnern: es muß doch vor einer Unmenge von Jahren gewesen sein! Aber was ist denn Das? Was habe ich denn da gerade für einen Ton gehört? Es war ein ganz bestimmter Ton, aber ich kann nicht sagen, ob der einer Geige oder einer Glocke oder einer Stimme. Aber ich muß diesen Ton schon einmal gehört haben, genau diesen Ton; vermuthlich damals, als ich zum ersten Male durch diese sonnige Gasse gegangen bin. Oder habe ich diese Gasse nur im Traum gesehen? In einem jener Träume, aus denen man mit dem geradezu schreckhaft deutlichen Gefühl aufwacht, etwas ganz Sonderbares erlebt zu haben; dann quält man sich ab, sich den Traum ins Gedächtniß zurückzurufen, — umsonst: es ist wie ein eiserner Vorhang dazwischen; dahinter aber ist der Traum, ist das Erlebniß, das Geheimniß, das uns lockt und vor uns flieht und uns narrt und halb verrückt macht. . . Eine Stelle im dritten Theil des Zarathustra (im Gespräch mit dem Zwerg) scheint darauf hinzuweisen, daß schattenhafte Vorstellungen dieser Art dem Gedanken von der Wiederkunft nicht fremd sind.

In einem Briefe Flauberts an George Sand steht eine höchst merkwürdige Stelle, die hierher gehört: „Ich empfinde durchaus nicht, wie Sie, dieses Gefühl eines beginnenden Lebens, das überwältigte Erstaunen der frisch erblühten Existenz. Mir scheint es im Gegentheil, daß ich immer existirt habe; meine Erinnerungen reichen bis zu den Pharaonen hinauf. Ich sehe mich selbst ganz deutlich zu ganz verschiedenen Zeiten verschiedener Beschäftigung obliegen und in sehr unterschiedlichen Vermögensverhältnissen. Meine jetzige Individualität ist das Resultat meiner früheren Individualitäten. Ich bin Barkenschiffer auf dem Nil gewesen, Kuppler in Rom zur Zeit der punischen Kriege, dann ein griechischer Rhetor in der Suburra, wo mich die Wanzen beinahe gefressen hätten. Ich bin im Kreuzzug an der Küste Syriens liegen geblieben, weil ich zu viel Trauben geschmaust hatte. Seeräuber war ich schon und Klosterbruder, Seiltänzer und Kutscher. Vielleicht auch schon Kaiser vom Morgenlande. Vieles würde sich erklären, könnten wir unsere wirkliche Genealogie. Denn müssen sich nicht die selben Kombinationen wieder und wieder reproduziren, nachdem die Elemente, aus denen ein Mensch entsteht, begrenzt, beschränkt sind?“ Die Form, unter der die Idee bei Flaubert sich äußert, ist ziemlich grotesk; er arrangirt seine subliminare Genealogie,

kostümirt sie à la Salammbo; seine Aeußerungen sind scherzhaft übertrieben, gewiß; ihre Voraussetzungen aber sind sehr ernst. Es wäre interessant, alle Dokumente, die über solche sonderbaren Dinge bei Künstlern und Schriftstellern zu finden sind, zu sammeln. Man könnte zu bedeutsamen Aufschlüssen über jene geheimnißvolle Welt gelangen, die Herr Professor Hausegger in Graz „Das Jenseits des Künstlers" getauft hat.

Aber weder metaphysisch-kosmologische Trugschlüsse noch komplizirte physiologische Vorgänge reichen aus zur Motivirung des Entstehens der Wiederkunftidee und der Energie, mit der sie Nietzsche verkündete. Die underground-Zustände und ihre Deutung spielen bei ihm eine Rolle von größter Wichtigkeit. An der Eingangspforte seiner Schriften steht die „Geburt der Tragoedie", eine Interpretation des Traumes und des Rausches ins Künstlerisch-Religiöse; an ihrem Ausgang der Gedanke der ewigen Wiederkunft, eine Sublimirung eines physiologischen Zustandes ins Metaphysische; dazwischen bald da, bald dort tiefe und geistvolle Andeutungen über diesen Gegenstand; ein Werk „zur Physiologie der Aesthetik" ist geplant; Instinktsicherheit, Instinktarmuth werden termini für aufsteigendes und niedergehendes Leben. Damit aber diese unbekannten Mächte des Lebens überhaupt eine so große Rolle in der Philosophie Nietzsches spielen konnten, — was für ein Typus Mensch mußte er sein? Er sagt es uns ja selbst: „Ein Decadent, der Das begreift, der sich dagegen wehrt." Der instinktive Mensch philosophirt nicht über die biologische Funktion der Instinkte; Zarathustra schreibt keinen Zarathustra. Der bloße Decadent weiß nichts von diesen Problemen; daß hier überhaupt Probleme vorliegen, kann Einer nur erleben, erleiden, an sich, am eigenen Leibe. Er muß „einen Widerspruch der Werthe physiologisch darstellen, muß zwischen zwei Stühlen sitzen"; Beides muß er kennen, die wundervoll-mächtige Sicherheit der Instinkte und ihre Aberration. Deren Ursachen können sehr verschieden sein, die starken und tiefen Instinkte dagegen können nur das zurückgesparte und zurückgehaltene Erbtheil der Ahnen sein, „das Schlußergebniß der akkumulirten Arbeit von Geschlechtern." Und damit sind wir wieder an einem entscheidenden Punkte.

Man hat, wie mir scheint, die Thatsache, daß Nietzsche sowohl von väterlicher wie mütterlicher Seite her aus Pastorenfamilien stammt, bisher meist falsch ausgelegt; man hat, so oft man diese Thatsache mit der Rücksichtlosigkeit seiner späteren Ansichten zusammenbringen wollte, gern einen grammatischen Schnitzer gemacht, indem man glaubte, den Nebensatz mit „obgleich" einleiten zu müssen, da doch „gerade weil" viel richtiger gewesen wäre. Ich halte die Lehre von der Wiederkunft, das Pathos der letzten Schriften und noch manches Andere bei Nietzsche lediglich für eine besondere Art von religiösem Atavismus (auch viele seiner moralistischen und sozialen Ansichten gehören

hierher). Man lese einmal die Worte, mit denen ihn sein Vater bei der Taufe begrüßt: „Du gesegneter Monat Oktober, in welchem mir in den verschiedenen Jahren alle die wichtigsten Ereignisse meines Lebens geschehen sind: Das, was ich heute erlebe, ist doch das Größeste, das Herrlichste, mein Kindlein soll ich taufen!" Ist Das nicht ein Thema von Diabelli, über das Beethoven seine kolossalen dreiunddreißig Variationen schreiben wird? Ist es nicht bedeutsam, wie hier beim Vater schon das Motiv der Prädestination hereinspielt? Es ist wohl als sicher anzunehmen, daß Nietzsches Vorfahren schon den Uebergangszoll gezahlt hatten über die Brücke zur Mystik, von der er sagt, „wessen Gedanken nur einmal sie überschritten hätten, Der komme nicht davon ohne ein Stigma auf allen seinen Gedanken." Er hat es auch recht gut gewußt, wie viel von Vorväterart in ihm mächtig war und Ausdruck fand, er hat es auch selbst gestanden: „Es ist aus der Seele eines Menschen nicht wegzuwischen, was seine Vorfahren am Liebsten und Beständigsten gethan haben"; es folgen einige neutrale Beispiele, dann aber, wenn auch von den wenigsten Lesern bisher bemerkt, wird der „Fall Nietzsche" konstatirt: „oder ob sie endlich alle Vorrechte der Geburt und des Besitzes irgendwann einmal geopfert haben, um ganz ihrem Glauben — ihrem ‚Gott' — zu leben, als die Menschen eines unerbittlichen und zarten Gewissens, welches vor jeder Vermittelung erröthet." Nietzsche spielt hier offenbar auf eine alte Tradition in seiner Familie an: „Man hat mich gelehrt, die Herkunft meines Blutes und Namens auf polnische Edelleute zurückzuführen, welche Niëtzky hießen und vor mehr als hundert Jahren ihre Heimath und ihren Adel aufgaben, unerträglichen, religiösen Bedrückungen endlich weichend." Stärker und deutlicher noch ist das Geständniß in dem Kapital aus Zarathustra „Von den Priestern": „Aber mein Blut ist dem ihren verwandt; und ich will mein Blut auch noch in dem ihren geehrt wissen."

Es sei gestattet, die priesterlichen Anschauungen und Instinkte, die so oft bei Nietzsche die Träger bestimmter Ideen sind — es ist manchmal nicht leicht, sie unter ihren Verkleidungen zu errathen —, als sazerdotale Rudimente zu bezeichnen. Wir sahen das Hereinspielen dieser sazerdotalen Rudimente beim Wiederkunftgedanken; es sei erinnert an das artige, halb scherzhafte Geplänkel, das Nietzsche immer mit der „Wahrheit" hat — was sich liebt, Das neckt sich —; ist auch Das vielleicht nur eine Maske und Sublimirung jenes Instinktes, den Luther bisher am Gröbsten ausgesprochen hat in der bekannten Formel von der „klugen Hure Vernunft"? Konnte ein anderer Mensch als der Abkömmling von Priestern den Zarathustra schreiben, das hohepriesterliche Buch par excellence, in dem alles Sazerdotale in reinster, höchster, überströmender Weise Gestalt gewonnen hat? „Die Sprache Luthers und die poetische Form der Bibel als Grundlage

einer neuen deutschen Poesie: Das ist meine Erfindung.“ In der selben, bisher unveröffentlichten Vorrede zum Zarathustra steht ein längerer Aphorismus „Unter Künstlern der Zukunft“, in dem Nietzsche diesen Einwand gegen den Stil des Zarathustra im Voraus widerlegt. Man darf aber als sicher annehmen, daß, wer Das thut, kein ganz ruhiges Gewissen hat; es ist immer verdächtig, wenn man sich vertheidigt, bevor man verklagt ist. Der Aphorismus ist übrigens wunderschön, so daß es Einem ordentlich weh thut, indiskrete Fragen nach seinem Zweck zu stellen. Nietzsche vergleicht sich darin, allerdings ohne den Namen zu nennen, mit Peter Gast, „der die Sprache Rossinis und Mozarts wie seine Muttersprache redet, jene zärtliche, tolle, bald zu weiche, bald zu lärmende Volkssprache der Musik, welcher sich aber dabei ein Lächeln entschlüpfen läßt, das Lächeln des Verwöhnten, Raffinirten, Spätgeborenen, aber ein Lächeln voll Güte, voll Rührung selbst.... Vielleicht dürfte man sich etwas Aehnliches auch für die Welt des Wortes versprechen und ausdenken, nämlich daß einmal ein verwegener Dichter-Philosoph käme, raffinirt und ‚spätgeboren‘ bis zum Exzeß, aber befähigt, die Sprache der Volksmoralisten und heiligen Männer von ehedem zu reden, und Dies so unbefangen, so ursprünglich, so begeistert, so lustig, — geradewegs, als wenn er selbst einer der ‚Primitiven‘ wäre.“ Noch einmal: es thut Einem ordentlich weh, Das Alles, was hier Nietzsche von sich sagt, nicht zu glauben; aber es stand ihm durchaus nicht frei, den Zarathustra in einem anderen Stil zu schreiben, er war auch weit entfernt, über das sazerdotale Gepräge dieses Buches, und sei es noch so diskret, ironisch zu denken; so wenig Peter Gast seine Werke in einem anderen Stil schreiben könnte. Wo ein Stil Maske ist, fühlt man es augenblicklich; ich erinnere nur an gewisse allzu geschickte Nachahmer Wagners, Boecklins, Klingers: „Beinahe echt!“ Nietzsche aber war echt; es ist grundfalsch, den Stilisten in ihm vom Denker zu trennen, zwischen dem Künstler und dem Philosophen zu unterscheiden; Zarathustra ist ein nothwendiges Werk, Nietzsche mußte nothwendig Dessen, was Priester in ihm war, künstlerisch Herr werden, der Erbe und Abkömmling von Priestern mußte den Priester in seiner höchsten, großartigsten, verklärtesten Form als Herd und Herrn der neuen Kultur schaffen, einen Typus, in dem das Sazerdotale selbst nach Jahrhunderte langer Decadence — der asketische Priester — wieder Ja sagt zum Leben und es heilig spricht und „alle Dinge menschlich gut abwägt“. Die im zwölften Bande veröffentlichten Theile des Zarathustra lassen diesen Typus in voller Schärfe hervortreten: „Zarathustra im zweiten Theil als Richter. Die grandiose Form und Offenbarung der Gerechtigkeit. ....Zarathustra III: die große Weihung des neuen Arzt-Priester-Lehrer-Wesens, das dem Uebermenschen vorangeht..... Mit der Genesung Zarathustras steht Caesar da, unerbitt-

lich, gütig: zwischen Schöpfer-Sein, Güte und Weisheit ist die Kluft vernichtet." Stellen dieser Art ließen sich häufen. Die eben citirten sind die prägnantesten. Diese Nachträge zum Zarathustra sind das Werthvollste, was Nietzsche von sich selber gesagt hat. Sie geben uns seinen Begriff von Philosophie und vom Philosophen. Eine kühne und seltsame Art von Philosophie, allerdings, und eine sehr wenig harmlose Art von Philosoph. Ob auch eine neue Art? Herakleitos, Platon, Empedokles, Montaigne, Spinoza, Goethe nennt er selbst als Wesensverwandte. Wir dürfen vielleicht noch die Namen Feuerbach, Taine, Ibsen hinzufügen, um die Reihe etwas vollständiger zu machen.

„Ein Philosoph in dem Sinne, in welchem wir diesen Ausdruck anwenden, war Nietzsche nicht;" so las ich jüngst im Literarischen Centralblatt. Ach, Du lieber Himmel! Kein Mensch hat Das bisher ernsthaft behauptet; der Gedanke, ihn zum „Klassiker der Philosophie" zu degradiren, war von erheiternder Harmlosigkeit; er selbst hat sichs ziemlich deutlich und energisch verbeten, zu einer Kategorie gerechnet zu werden, unter die sogar noch ein Kant falle. Gewiß, ein auf Metaphysik oder auf die noch modernere Psychophysik dressirter Philosophieprofessor konnte Nietzsche niemals sein; aber man vergesse nicht die Könige über den Kärrnern der Philosophie, die wahrhaft freien, rücksichtlosen und genialen Geister, die zusammengehören, die einander huldigen, über Länder und Jahrhunderte hinweg; denn es ist dafür gesorgt, daß man sie nicht verwechsle....

„Ein Aussichtberg in unserem Sinn," so sprach neulich in der Neujahrsnacht, wo jeglicher stummen Kreatur zwischen Zwölf und Eins die Sprache verliehen wird, das Faulhorn zum Lauberhorn, „ein Aussichtberg in unserem Sinne ist das Finsteraarhorn nun einmal nicht." „Nein," wiederholten alle die Anderen, die in ehrfürchtiger Entfernung dem Dialog der Beiden gelauscht hatten, „ein Aussichtberg in unserem Sinne ist das Finsteraarhorn nicht." „Es führt ja nicht einmal eine Bahn hinauf," spottete die Schynige Platte. „Noch schlimmer," höhnte das Faulhorn, „es ist nicht einmal ein Hotel oben." „Mir," sagte das Lauberhorn sehr bedächtig, „mir macht jener Berg überhaupt den Eindruck des Anormalen, Forcirten und Pathologischen; sein Grat ist schlechterdings aphoristischer Natur." Und zum dritten Mal klang der verächtliche Hohn der konzessionirten Berge über das schweigsame Grindelwaldgebiet hin:

„Ein Aussichtberg in unserem Sinne ist das Finsteraarhorn nicht."

Freising. Josef Hofmiller.

Der Prozeß Seidel.

„Nun haben wir aber auch einen Zola-Prozeß!“ hörte man in diesen Tagen in Braunschweig äußern; und da man es mir, als einem Kinde dieses Landes, nicht verdenken kann, daß ich über solche Auszeichnung das Hochgefühl befriedigten Selbstbewußtseins hege, so komme ich gern der Aufforderung nach, mich in der „Zukunft“ über den Prozeß zu äußern.

Der Inhalt der Sache ist ja durch die Zeitungen so allgemein bekannt geworden, daß ich mich auf eine knappe Zusammenstellung beschränken kann. Professor Seidel, der in weiten Kreisen als hervorragender Chirurg geschätzte leitende Arzt des hiesigen staatlichen Krankenhauses, hat sich am achten November 1895 das Leben genommen und in einem hinterlassenen Brief an seine Brüder als Grund für diese Verzweiflungthat bezeichnet, daß er nach der auf Mittheilungen seiner Assistenzärzte beruhenden, vom Ministerium gegen ihn verfügten Suspendirung vom Amt und der Androhung eines von der Staatsanwaltschaft wegen fahrlässiger Tötung gegen ihn einzuleitenden Strafverfahrens, so bestimmt er wisse, daß er aus der eingeleiteten Untersuchung schuldlos hervorgehen werde, doch seine bürgerliche Stellung als zerstört ansehen müsse und nicht länger leben könne, daß er aber seine Brüder bitte, seine Ehre wiederherzustellen. Die Brüder wandten sich an den Professor von Bergmann, der in einem von ihnen veröffentlichten und von vorn herein zur Veröffentlichung bestimmten Briefe die gegen den Verstorbenen erhobenen Vorwürfe als vollkommen hinfällig bezeichnete und gleichzeitig das Verfahren der Assistenzärzte in äußerst scharfen und ehrenrührigen Worten an den Pranger stellte. Die Folge war, daß von der Staatsanwaltschaft gegen die Brüder Seidel ein Verfahren wegen Beleidigung eingeleitet wurde, das, nachdem es mehr als zwei Jahre gedauert hat, jetzt durch ein freisprechendes Urtheil erledigt ist. Die über 20000 Mark betragenden Kosten, jedoch ausschließlich derjenigen der Vertheidigung, sind auf die Staatskasse übernommen worden.

Der Antrag der beleidigten Assistenzärzte, auch gegen den Professor von Bergmann vorzugehen, ist von der Staatsanwaltschaft abgelehnt und eine gegen diesen Beschluß an die Oberstaatsanwaltschaft und das Ministerium gerichtete Beschwerde zurückgewiesen worden. Das selbe Schicksal erfuhr eine weitere, von den Antragstellern bei dem Oberlandesgericht verfolgte Beschwerde, auf die das Gericht sich dahin aussprach, daß freilich die Stellung Bergmanns als Militärarzt kein Hinderniß für dessen Verfolgung bilde, daß aber über die Frage, ob eine Beleidigung von der Staatsanwaltschaft verfolgt werden solle, nur diese Behörde selbst zu entscheiden habe, da es in ihr Ermessen gestellt sei, ob das vom Gesetz erforderte öffentliche Interesse vorliege.

Die von den Assistenzärzten gegen Seidel erhobenen Beschuldigungen

bezogen sich auf dessen chirurgische Thätigkeit und gingen im Wesentlichen dahin, daß er sowohl die Behandlung der Kranken vernachlässigt und dabei einen Unterschied nach der Zahlungfähigkeit gemacht als insbesondere bei den Operationen nicht die erforderliche Vorsicht und Reinlichkeit beobachtet habe; in zwei Fällen sollte Das sogar den Tod des Kranken herbeigeführt haben.

Uebrigens war der Suspendirung Seidels vom Amt noch ein anderer Vorfall wenige Wochen vorausgegangen, der die hiesigen ärztlichen Kreise in große Erregung versetzt hatte und zweifellos auf den Entschluß Seidels von erheblichem Einfluß gewesen ist. Es hatte nämlich eine Auseinandersetzung zwischen ihm und einem Kollegen über ein persönliches Zerwürfniß dahin geführt, daß Seidel seinem Gegner eine Ohrfeige gegeben hatte, wobei erschwerend in Betracht kam, daß nach Angaben von Zeugen Seidel Das zunächst abgeleugnet und seinen Gegner als Thäter hingestellt haben sollte. Wegen dieses Vorganges hatte der ärztliche Verein eine ehrengerichtliche Untersuchung eingeleitet, als deren Ergebniß man den Ausschluß Seidels aus dem Verein erwartete. Auch das Ministerium hatte sich mit der Angelegenheit beschäftigt, jedoch weitere Schritte bis zum Abschluß des Vorgehens des ärztlichen Vereins ausgesetzt.

Die Assistenzärzte hatten mit ihrem Vorgesetzten schon längere Zeit auf gespanntem Fuß gestanden und sich insbesondere über schroffe Behandlung beklagt. Trotzdem hatten sie die Absicht, wegen der von ihnen angeblich beobachteten Pflichtwidrigkeiten eine amtliche Anzeige zu erstatten, zunächst nicht gehabt, sondern hatten nur in gelegentlichen Privatgesprächen ihrem Tadel Ausdruck gegeben. Ein Mitglied dieser Privatgesellschaft war ein Bruder des mit der unmittelbaren Aufsicht über die Anstalt betrauten Regirungbeamten; er hielt sich für verpflichtet, seinem Bruder Mittheilung zu machen, der nun die Assistenzärzte amtlich aufforderte, ihre Angaben zu Protokoll zu bekunden. Dieses Verfahren führte dann, wie schon bemerkt, zu der Suspendirung vom Amte, die Seidel von dem Minister mit dem Ausdruck der Hoffnung eröffnet wurde, daß es ihm gelingen werde, sich völlig zu rechtfertigen; bei der Schwere der Anschuldigung erscheine aber bis dahin eine Fortsetzung seiner Amtsthätigkeit nicht zulässig. Nach einer mir von unterrichteter Seite gemachten Mittheilung, die aber in dem jetzigen Prozeß keine Feststellung erfahren hat, soll der Minister bei dieser Gelegenheit Seidel angeboten haben, die Suspendirung durch Nachsuchung eines Urlaubes zu vermeiden, doch sei dieses Anerbieten von Seidel zurückgewiesen worden. Jedenfalls hat vor dem Suspendirungbeschluß eine Vernehmung Seidels nicht stattgefunden.

Das jetzt ergangene gerichtliche Urtheil führt aus, daß in dem von den Angeklagten veröffentlichten Briefe Bergmanns freilich schwere Beleidigungen der Assistenzärzte enthalten seien, für die an sich die Brüder Seidel verantwortlich gemacht werden müßten, daß aber Diese, da sie die Ehrenrettung

ihres Bruders beabsichtigten, ein berechtigtes Interesse verfolgt hätten und deshalb nicht zu bestrafen seien, da der hierzu erforderliche Beweis einer Beleidigungabsicht nicht als geführt angesehen werden könne. Zu den gegen den Verstorbenen erhobenen Beschuldigungen hat das Urtheil keine feste Stellung genommen, sondern nur ausgesprochen, daß das Publikum in dieser Beziehung nach wie vor getheilter Ansicht sein werde; dagegen ist sowohl der gegen die Assistenzärzte erhobenen Vorwurf der Denunziation als hinfällig bezeichnet als auch festgestellt worden, daß das Ministerium völlig sachgemäß gehandelt habe.

Prozesse dieser Art und — deshalb die meisten sogenannten causes célèbres — sind, vom Standpunkt des Juristen betrachtet, ein Unding, denn ihr Interesse und der Grund, weshalb sie angestellt werden, liegt ganz außerhalb des juristischen Rahmens. Nicht die Bestrafung oder Freisprechung, sondern deren Begründung, ja, mehr noch das bei den Verhandlungen zu Tage gefördeete Material bilden den eigentlichen Zweck, um den gekämpft wird. Ob Seidel ein guter oder ein schlechter Mensch war, ob er bei seinen Operationen die gebotene Vorsicht beobachtet, ob er sonst seine Pflicht erfüllt, ob er in seinem Verkehr mit den übrigen Aerzten sich unkollegialisch benommen hat, ob das Ministerium im Recht oder im Unrecht war, als es ihn vom Amt suspendirte: diese und ähnliche Fragen waren die Kernpunkte, die das Interesse an der Verhandlung begründeten und um die sich das Prozeßverfahren als Schale herumlegte. Aber was ging das Alles den Strafrichter an? Der Verstorbene war ja der irdischen Gerechtigkeit entrückt und Totengerichte giebt es heute nicht mehr. Eben so ist der Strafrichter nicht berufen, zu entscheiden, ob staatliche Behörden angemessen gehandelt haben. Zwischen juristischer Form und menschlichem Inhalt bestand deshalb ein klaffender Widerspruch. Er mußte naturgemäß auch zu steten Reibungen zwischen den betheiligten Faktoren führen. Der Vorsitzende wollte sich auf die juristische Seite beschränken und suchte möglichst jede Ueberschreitung dieser Grenze zu verhindern, während umgekehrt die Vertheidigung gerade hier ihre Kraft einsetzte. Zweifellos war die Vertheidigung im Recht. Hätte man Das, was sie verfolgte, nicht gewollt, so hätte man den ganzen Prozeß unterlassen müssen, denn nur in dieser Richtung hatte er ein öffentliches Interesse; und das Ministerium selbst scheint die durchaus zu billigende Absicht gehabt zu haben, diesem öffentlichen Interesse gerecht zu werden. Totengerichte sind allerdings der Form nach abgeschafft, aber der Sache nach unter Umständen nicht zu entbehren.

Man wird sogar den höheren ethischen Zweck solcher Prozesse noch allgemeiner bezeichnen müssen. Nicht Das ist der wesentliche Punkt, daß der Betheiligte verstorben ist, sondern es giebt überhaupt zuweilen Fälle, in denen gewisse Vorkommnisse, die in ihren thatsächlichen Unterlagen dunkel sind, das öffentliche Rechtsbewußtsein in einem Maß erregen, daß die authentische Fest-

stellung eben in Interesse dieses Rechtsbewußtseins unabweislich geboten ist. Wenn deshalb ein anderer Weg nicht zur Verfügung steht, so muß sich die Justiz zur Uebernahme dieser Aufgabe bequemen und kann Das, ohne ihrer Stellung Etwas zu vergeben, sobald sie sich nur zum Bewußtsein bringt, daß es noch ein höheres Recht giebt als das in Paragraphen gefaßte und daß gerade dessen Wahrung ihr edelster Beruf ist.

War diese, wie gesagt, von dem Ministerium und der Staatsanwaltschaft beobachtete Rücksichtnahme auf das öffentliche Rechtsbewußtsein ein Lichtpunkt des Prozesses, so stand ihm dagegen ein tiefer Schatten insofern gegenüber, als in dem Prozeß die natürliche Parteistellung völlig verschoben war. Gewiß waren die Brüder des Verstorbenen die zu dessen Ehrenrettung am Meisten berufenen Personen, aber gerade deshalb hatten sie eine Stellung, die es selbst dann, wenn ihr Standpunkt und ihr Vorgehen sachlich als unberechtigt nachgewiesen wurde, ausschloß, sie zu bestrafen. Sie veröffentlichten den Brief Bergmanns und hatten dazu ein sittliches Recht, da sie ihren Zweck, die Ehrenrettung ihres Bruders, auf keinem anderen Wege als durch das Urtheil einer Autorität vom Range Bergmanns wirksamer erreichen konnten. Aber gerade deshalb, weil Derjenige, der diesen Brief und die in ihm enthaltenen schweren Ehrenkränkungen der Assistenzärzte auch vor dem Strafrichter zu verantworten hatte, eben Bergmann war — und nicht die Brüder Seidel —, hätte auch das Strafverfahren in erster Linie gegen ihn gerichtet werden müssen. Ihn trifft der schwere Vorwurf, auf Grund eines Materials, von dem er wußte, daß es ihm nur von einer der beiden Parteien geliefert war, und mit dessen Einseitigkeit er deshalb rechnen mußte, öffentlich Beleidigungen gegen Personen ausgesprochen zu haben, die er gar nicht kannte und denen er nicht die Möglichkeit der Vertheidigung gegeben hatte. Ihm kam nicht der Rechtfertigungsgrund zu Statten, daß er die Ehre eines Bruders habe retten wollen, und gerade ein Mann in seiner Stellung und von seiner Bedeutung mußte doppelt vorsichtig sein, bevor er eine Ansicht dieser Art öffentlich aussprach. Es ist anzuerkennen, daß Bergmann Alles gethan hat, um den ihm zu Recht gebührenden Platz an der Seite der Angeklagten auch thatsächlich zu erhalten, und es ist völlig unverständlich, weshalb man ihm diesen Platz verweigert hat. Daß das Verfahren nicht gegen Bergmann, statt gegen die Brüder Seidel, gerichtet war, bedeutet den wundesten Punkt in dem ganzen Prozeß, und da man keine sachliche Rechtfertigung finden kann, so ist es begreiflich, daß das Publikum an einen Beweggrund persönlicher Art glaubt, der für das Ministerium einen so schweren Vorwurf enthält, daß ich davon Abstand nehme, ihn hier auch nur anzudeuten. Ich lehne es durchaus ab, mir diesen Vorwurf anzueignen, aber ich muß es bedauern, daß man nicht für angezeigt gehalten hat, die Gründe bekannt zu machen, die

das Vorgehen der Staatsanwaltschaft gegen Bergmann verhinderten, nachdem vom Oberlandesgericht entschieden war, daß seine militärische Stellung kein Hinderniß bot.

Auch in einem anderen Punkte kann ich das Verfahren des Ministeriums nicht als gerechtfertigt anerkennen: im Punkt der Suspendirung Seidels vom Amt. Eine solche Maßregel hat eine doppelte Voraussetzung, zunächst nämlich den dringenden Verdacht einer schweren Pflichtverletzung und zweitens eine mit der ferneren Amtsausübung verbundene Gefährdung des öffentlichen Interesses. Weder die eine noch die andere dieser Voraussetzung lag in ausreichender Weise vor. Mochte man an sich die Assistenten als durchaus glaubwürdige Personen ansehen, so war für die Beurtheilung der Hauptbeschuldigung, nämlich der Verletzung der Regeln der Aseptik und Antiseptik, die Feststellung erforderlich, in welchem Umfange diese Regeln als allgemein anerkannt und deshalb für jeden Chirurgen bindend zu erachten sind. Das war eine medizinische Vorfrage, deren Beantwortung die Zuziehung von Sachverständigen erfordert hätte. Ohne eine solche konnte man ein Urtheil darüber, ob in den angezeigten Handlungen eine Pflichtverletzung zu sehen sei, nicht gewinnen und einen zu der Suspension ausreichenden Verdacht nicht begründen. Aber auch sonst erscheint die sofortige Suspendirung, ohne dem Beschuldigten auch nur die Möglichkeit der Vertheidigung zu gewähren, durch die Rücksicht auf das öffentliche Interesse nicht gerechtfertigt; denn darüber, ob die erhobenen Beschuldigungen auf Wahrheit beruhten, ließ sich ein wenigstens vorläufiges Urtheil in so kurzer Zeit gewinnen, daß bis dahin ein weiteres Amtiren, vielleicht unter gewissen Sicherungmaßregeln, ohne Bedenken war. Bei einem Manne von der Stellung Seidels hat eine solche Amtsenthebung viel tiefer greifende Wirkungen als bei irgend einem anderen Beamten, denn die Thätigkeit eines Arztes erfordert ein uneingeschränktes Vertrauen; und wenn von der höchsten Stelle des Staates ein Mangel an diesem Vertrauen öffentlich kundgegeben war, so konnte selbst eine spätere Rechtfertigung die einmal eingetretene Erschütterung nicht wieder rückgängig machen. Wäre es Seidel in dem nachfolgenden Verfahren noch so zweifellos gelungen, seine Unschuld zu erweisen, so wäre trotzdem sein Verbleiben im Amt unmöglich gewesen.

Nun hatte er, wie seine Freunde behaupten, in der That zunächst die Absicht gehabt, von hier fortzugehen und an einem anderen Orte sich eine neue Stellung zu suchen. Wenn er Das nicht that und vielmehr zu dem verzweifelten Mittel griff, seinem Leben gewaltsam ein Ende zu machen, so darf man sich durch die Rücksicht auf den Verstorbenen nicht abhalten lassen, Das mit voller Entschiedenheit zu verurtheilen. Ein Mann, der Frau und Kinder hat, darf noch weniger als Jemand, der ganz auf sich selbst gestellt ist, den Stürmen des Lebens sich einfach dadurch entziehen, daß er aus ihm

scheidet. Hier aber erforderte außerdem noch die Rücksicht auf die eigene Ehrenrettung das Ausharren. Diese Aufgabe den Brüdern zu übertragen, die nicht entfernt in gleichem Maße dazu im Stande waren, bleibt eine unverantwortliche Handlung. Leute, die den Verstorbenen vor diesem Vorwurf schützen wollen, berufen sich darauf, daß es sich bei ihm um eine Nervenzerrüttung gehandelt habe, bei der eine klare Ueberlegung und freie Willensbestimmung völlig ausgeschlossen gewesen sei. Es liegt mir fern, hierüber ein Urtheil zu fällen, denn es handelt sich für mich gar nicht in erster Linie um die Person Seidels, die ja den meisten Lesern wahrscheinlich bisher unbekannt war, sondern um ein Vorkommniß, das man im Zusammenhange mit einer bestimmten Zeitrichtung betrachten muß, und zwar mit einer solchen, die zu sehr ernsten Gedanken anregt. Daß Selbstmorde heute etwas Alltägliches geworden sind, ist leider eine zweifellose Thatsache; und kaum weniger zweifelhaft scheint es mir, daß sie auf einen einheitlichen Erklärungsgrund zurückzuführen ist: nämlich auf eine gewisse Geistesrichtung, die heute ein immer weiteres Herrschaftgebiet sich erringt und die ich nicht anders nennen kann als: Mangel an sittlicher Energie. Wer in eine Lebenslage geräth, die ihm unbequem wird und deren Ueberwindung eine starke Anspannung seines Willens erfordern würde, zieht es vor, vom Schauplatz abzutreten und ein Leben aufzugeben, das nach der in weiten Kreisen herrschenden Auffassung ja doch keinen höheren Werth hat und nur so lange lebenswerth ist, wie es uns die liebenswürdige Seite zukehrt. Ich will hier keine Moralpredigt halten, aber es scheint mir doch erforderlich, bei Besprechung eines solchen Falles auf diese Wunde unserer heutigen Zeit den Finger zu legen.

Man hat von einigen Seiten den Fall Seidel als ein Ereigniß darzustellen gesucht, in dem die Unzulänglichkeit kleinstaatlicher Verhältnisse hervortrete; wie mir scheint, mit Unrecht. Ich bin wirklich kein Partikularist, aber ich sehe nicht ein, weshalb ein Vorgang dieser Art nicht eben so gut in einem größeren Staat sich ereignen könnte. Daß ein Wirthshausgespräch von Jemandem, der es anhört, zur Unterlage gemacht wird, um eine amtliche Untersuchung herbeizuführen, hängt mit kleinstaatlichen Einrichtungen nicht zusammen; und wenn der betreffende Beamte die Assistenzärzte ausdrücklich darauf hinweist, sie sollten nur dann ihm amtliche Auskunft geben, wenn es sich nicht etwa um ein Biergespräch handle, sondern sie in der Lage seien, ihre Beschuldigungen zu beweisen, so weiß ich nicht, was daran zu tadeln ist. Wenn ich die Suspendirung Seidels vom Amt nicht für gerechtfertigt halten konnte, so vermag ich doch nicht einzusehen, weshalb in einem größeren Staate die für eine solche Maßregel zuständige Behörde vor einem ähnlichen Mißgriff geschützt sein sollte.

Weshalb eigentlich der Prozeß Seidel so weite Kreise erregt hat? Ich weiß mir darüber nicht völlig Rechenschaft zu geben. Ich selbst habe ja ver-

sucht, dem Falle einige allgemeine Gesichtspunkte abzugewinnen, aber schließlich liegt doch das Schwergewicht in dem Interesse an der Person Seidels und dieses Interesse kann naturgemäß sich nicht wesentlich über die Grenzen des Herzogthumes Braunschweig hinaus erstrecken, denn, hat er auch unter seinen Fachgenossen eine besonders geachtete Stellung eingenommen, so sind doch diese Kreise nicht groß genug, um die jetzige allgemeine Erregung zu erklären. Der Grund wird also doch wohl in dem tragischen Abbschluß liegen. Und so wird man denn eine gewisse Befriedigung aus dem Prozeß mitnehmen dürfen, da er uns die Volksseele von ihrer guten Seite gezeigt und bewiesen hat, daß ein schweres Geschick stets die menschlichen Sympathien erweckt und dem davon Betroffenen die allgemeine Theilnahme zuwendet.

Braunschweig. W. Kulemann.

Dante und der Subjektivismus.

Dante ist für uns die Verkörperung des Mittelalters; der großartige Bau der triumphirenden Kirche, ihr erbitterter Kampf mit dem kaiserlichen Staat, die Scholastik, die gothischen Städte, ihre junge Freiheit und ihr wilder Parteikampf: das Alles hat in seinen Terzinen den lapidaren Ausdruck gefunden. Und doch sieht Burckhardt in der Göttlichen Komoedie den Anfang aller modernen Poesie und doch ist Dante der einzige Dichter des Mittelalters, der bis heute aktuell und modern geblieben ist; ja, wenn wir die Zahl der Leser, der Auflagen, der Kommentare, die Verbreitung und den Einfluß in Betracht ziehen, so ist er in keinem Jahrhundert so gelesen, so geschätzt, so vergöttert worden wie in unserem. Wie kommt Das? Die Antwort ist: Dante ist thatsächlich der modernste Dichter des Mittelalters, denn er ist der subjektivste Dichter des Mittelalters, ja, der erste wirklich subjektive Dichter, der überhaupt existirt hat. Und Das, was die moderne Poesie von der antiken scheidet, ist der Subjektivismus.

Die Schlagwörter dieses Gegensatzes sind oft gebraucht, selten untersucht worden. Mit Definitionen kommt man da nicht aus. Wenn die Dichtung, also der Ausdruck der Menschen, anders geworden ist, so muß ihre Anschauungweise sich geändert haben und das psychologisch grundlegende Moment dieser Aenderung scheint mir das folgende. Die Menschen des Alterthums glichen den Kindern: die Welt, die sinnlichen Eindrücke überwältigten sie und an eine kritische Prüfung des Eindruckes war nicht zu denken. Es war wohl der ungeheuerste Schritt in der Geistesgeschichte des Menschengeschlechtes, ein Schritt, der erst nach vieltausendjähriger Entwickelung möglich war, als ein kühner Denker die skeptische Frage that: „Ja, sind die Dinge auch wirklich

so, wie wir sie schauen, oder ist diese ganze harte Welt nur ein subjektives Scheinbild, und wenn, was steckt dahinter?" Aber er und alle seine Nachfolger konnten auf das Geheimniß des „Dinges an sich" nicht kommen und es ging ihnen, wie Columbus, als er Indien finden wollte und Amerika entdeckte: sie gingen aus, das Wesen der Dinge, der Welt, zu finden, und sie entdeckten sich selbst. Mit dem Augenblick, wo der Mensch die Frage that: Entspricht das wirkliche Ding dem Eindruck, den ich davon empfange, hatte er eine früher unbekannte Zweitheilung vorgenommen, den Gegensatz zwischen Subjekt und Objekt aufgestellt. Und wenn er genauer prüfte, mußte er sich gestehen: „Nur des Eindruckes sind wir gewiß, nicht der Außenwelt", — und damit war das Grundaxiom des Idealismus aufgestellt, der Mensch war als „das Maß aller Dinge" entdeckt; das scheinbar Luftigste, Wesenloseste, die Empfindung, erwies sich als das Realere, ja, als das einzig Gewisse, und das bisher unbezweifelte Weltdasein als ein ungewisser Traum: das Schwergewicht der Existenz war aus der Welt in das Innere des Menschen verlegt.

Das hatten schon Denker des Alterthumes gethan und erkannt; aber es zeigte sich, wie leicht der Gedanke einen Gipfel erklimmt und wie lange es dauert, ehe das Empfindungleben der Menschheit ihm nachfolgt. Unser inneres Leben wird weit mehr von den sinnlichen Eindrücken als von unserem Denken und unseren Ansichten beherrscht; und ob einzelne Philosophen im Alterthum bereits Subjektivisten waren: die Völker des Alterthums und ihre Kunst blieben objektiv. Was ihnen von außen begegnete, war ihr Lebensinhalt; von außen kam das Schicksal, fest und real, wie das kristallene blaue Himmelsgewölbe, das sie um die Erde sich schließen sahen, „sich selbst" hatten sie bei der Betrachtung und Darstellung der Welt gleichsam ausgeschaltet oder vielmehr noch nicht bewußt eingeschaltet; und diese gläubige, absolute, unpersönliche Hinnahme und Wiedergabe des Geschauten ist Das, was Schiller „naiv" nannte, ist Das, was uns an der Kunst des Alterthumes so fremdartig und zugleich so geheimnißvoll beruhigend anmuthet. Diese Menschen waren noch „eins mit der Natur", sie waren noch nicht zwiegetheilt, noch nicht zerrissen in ihr Ich und in die Welt; nicht die Reflexion fehlte, sondern das persönliche Element.

Anfänge gab es wohl, aber es waren Spuren, die sich unbewußt ergaben und mit der steigenden Kultur zunahmen. Denn die Kultur individualisirt. Mit dem Ausgang des Alterthumes kam das Christenthum und durch die Verinnerlichung des Menschen, die es mit sich brachte, dadurch, daß es sich so heftig ans Gemüthsleben des Menschen wandte, daß es Jeden an die Erziehung seiner individuellen Seele wies, hat es den Idealismus und mit ihm den Subjektivismus mächtig gefördert. Das Christenthum hat denn auch das einzige wahrhaft subjektive Buch des Alterthumes hervorgerufen: die Bekenntnisse des Heiligen Augustinus. Dann aber kam ein Rückschritt und die Entwickelung brach ab.

Barbaren drangen zerstörend in das alte Kulturgebiet und der ganze geistige Aufbau mußte wieder von vorn angefangen werden. Die sippenhaften Germanen treten beherrschend in die Weltgeschichte ein, Menschen, die kaum im praktischen Leben im Stande waren, ihr Individuum von ihrem Geschlecht und ihrem Stamm zu trennen, wiederum Kinder der Welt gegenüber; und wiederum ward die Poesie objektiv, d. h. unpersönlich, und blieb so bis zum Beginn der neuen Zeit, zum Ursprung der Renaissance.

Spät und allmählich begann jener skeptische Gedanke in der Philosophie herrschend zu werden; ja, er wurde eine Zeit lang zum Dogma übertrieben. Ob er wahr oder falsch sein mag, davon ist hier gar nicht die Rede; es ist auch ganz gleichgiltig; für die Entwickelunggeschichte des menschlichen Denkens hat er, wahr oder falsch, die ungeheuerste Bedeutung gehabt und steht als ein gigantischer Grenzstein zwischen zwei Geisteswelten. Er ist auch heute in seiner vollen Tragweite nur einem sehr kleinen Theil der Menschen zugänglich. Aber seine Wirkungen werden Allen fühlbar. Denn auch unser Denken kommt aus den dunklen Gründen des Völkerseelenlebens und dieser tief einschneidende Zweifelgedanke ist nur der philosophische Ausdruck für die allgemeine Entwickelungrichtung, die die Menschheit bis jetzt genommen hat: Kritik der Welt und Individualisirung der Menschen.

Wie in tausendjähriger Entwickelung seit den Urzeiten der Einzelne ein Sonderleben zu führen begonnen hat, außerhalb des Stammes und außerhalb der Familie, so begann auch der Einzelne eine bewußte Sonderexistenz gegenüber der Welt —: die geheimnißvolle Trennung von Welt und Ich kam auf. Freilich, jene extreme Lehre: „Nur meine Empfindung ist gewiß, alles Andere mag ein Traum, eine Vorstellung sein", ist fürs Leben nicht brauchbar. Im Leben — und eben so in der Kunst — ist der sinnliche Eindruck gebieterisch. Aber sie trieb alle denkfähigen Menschen, über sich und die Erscheinungen nachzudenken, und wenn sie auch nicht bis zum Extrem gingen, an dem ganzen Weltdasein unaufhörlich zu zweifeln und nur sich als gegeben zu nehmen, so mußten sie doch erkennen, daß ihr ganzes Leben auf einer steten Relation des Ich und der Welt beruhe. Das Resultat war eine beständige Untersuchung und Zwietheilung aller Empfindungen, die Erkenntniß, daß alle unsere Eindrücke durch unser eigenes Wesen gefärbt sind, während dieses Wesen umgekehrt durch die empfangenen Eindrücke fortwährend modifizirt wird: der Mensch entdeckte seine Persönlichkeit; er begann, sich für sie zu interessiren und ihre Eigenart und Entwickelung zu beobachten.

Von da an wurde der Ausdruck der Menschheit — also vor Allem auch Literatur und Kunst — subjektiv; früher hatten die Menschen nicht daran gedacht, daß Alles, was sie sahen und hörten, von ihnen selbst irgendwie abhängig sei; jetzt konnten sie gar nicht mehr hören oder sehen, ohne sich gleich

zu erinnern: „Das ist ja nur mein Eindruck; weshalb habe ich gerade diesen Eindruck? Was ist mir Das, was ich schaue, und wie verhalte ich mich dazu?“ Früher hatte der Mensch an sein Ich außerhalb des persönlichen Lebens gar nicht gedacht, jetzt mengte sich sein Ich in alle seine Theoreme, in alle seine Empfindungen und Erkenntnisse und in jeden Ausdruck ein. Nicht, wie Schiller, als er zum ersten Male mit noch unklarem Blick an den großen Unterschied zwischen alter und neuer Dichtung herantrat, meinte, die Natur war ausgetrieben, sondern die Persönlichkeit war eingetreten.

So kam der Subjektivismus in die Welt und er ist herrschend geworden in der Philosophie, in der Ethik, im sozialen Leben und in der Kunst. Und erst von da an haben wir subjektive Bücher und Kunstwerke, — Werke, die nichts Anderes sind und bald auch nichts Anderes sein wollen als der Ausdruck einer bestimmten Persönlichkeit. Jeder moderne Künstler setzt vor sein Werk schweigend das Motto: „Wie ich es sehe.“

Diese neue Art, die Welt zu betrachten, gab nicht nur allen bisher bekannten Gattungen der Literatur einen neuen Charakter, sie veranlaßte auch die Entstehung einer ganz neuen Literaturgattung, die sich nur mit diesem neu entdeckten Ding, der „Persönlichkeit“, beschäftigt. Das sind die Memoiren. Es giebt keine andere Literaturgattung, in der sich das Ich so emphatisch vor die Welt hinstellt, in der es sich so wißbegierig für sich selbst interessirt und die Resultate seiner Selbstdurchforschung als höchst interessant der ganzen Welt vorlegt. Ein Buch gilt dem Freunde, ein Tagebuch vielleicht nur dem eigenen Bedürfniß der Stunde; aber ein Mensch, der sich hinsetzt, seine Memoiren zu schreiben, geht daran, sein Ich der Welt gegenüber abzugrenzen und es ihr dann präparirt vorzulegen. Und es entspricht nur der eben bezeichneten Entwickelung, daß erst in der neueren Zeit solche Bücher entstanden und in den letzten Jahrhunderten zu einer wahren Fluth geworden sind.

Es kam ja schon im Alterthum vor, daß Menschen von sich erzählten, aber auch Das thaten sie objektiv, der Thatsachen wegen, die sie mitzutheilen hatten. Die Denkwürdigkeiten des Xenophon, des Caesar, sind objektiv, sind historisch, die Verfasser wollen Thatsachen erzählen, nicht ihre eigene Persönlichkeit darstellen. Sie scheuten sich, charakteristisch genug, in der ersten Person zu sprechen. Mit dem ausgehenden Alterthum finden sich Spuren: in der Literatur der Kaiserzeit, starke Ansätze in den ersten Kapiteln der Bekenntnisse Marc Aurels, aber das erste wirklich persönliche Buch hat Augustinus geschrieben; und auch dieses mit einem objektiven Zweck: es entsprang dem religiösen Bedürfniß, dem Wunsch, Anderen Erleuchtung zu bringen. Augustinus ist in seiner frommen Demuth weit davon entfernt, den Menschen sein Ich als ein interessantes Phänomen vorführen zu wollen. Dennoch ist sein Buch ein Novum in der Weltliteratur. Und nur der völlige Rückgang der Kultur,

der darauf folgte, hat dieses Anfangsbuch an ein Ende gestellt, wie denn überhaupt durch ein Jahrtausend die normal begonnene Kulturentwickelung still steht, um zuletzt, durch unzählige neue Elemente bereichert, den Bau dort fortzusetzen, wo er abgebrochen worden war. Ein Anderer brachte den wirklichen Anfang moderner und persönlicher Literatur.

An die Spitze der rein kulturellen Abschnitte seines großen Werkes über die Renaissance stellt Burckhardt die Ueberschriften: „Das Erwachen der Persönlichkeit" und „Die Entdeckung des Menschen". Und in beiden Kapiteln ist ihm Dante das erste Beispiel dafür. „Auch ohne die Divina Comedia", heißt es in dem Kapitel ‚Die Vollendung der Persönlichkeit', „wäre Dante durch seine Jugendgeschichte (das Neue Leben) ein Markstein zwischen Mittelalter und neuerer Zeit. Geist und Seele thun hier plötzlich einen gewaltigen Schritt zur Erkenntniß ihres geheimsten Lebens." Meinem Nachdenken über diese Worte Burckhardts und meiner Beschäftigung mit der Vita Nuova sind die vorstehenden Betrachtungen entsprungen. Als das eigenthümlichste aller Memoirenwerke ist Dantes Dichtung mir erschienen. Auch das subjektive Buch enthält natürlich stets ein objektives Element. Ein Tagebuch wird auch heute mehr ein Protokoll der Thaten und Erlebnisse oder der Stimmungen und Empfindungen des Autors sein. Geht aber ein großer Künstler daran, sein Leben zu schildern, so wird er Beides eigenthümlich verschmelzen und immer wird das künstlerische Bedürfniß das Thatsächliche überwältigen. Wie in unserer subjektiven Zeit alle Poesie eine Bekenntnißpoesie des Dichters wird, so daß selbst ein scheinbar so objektiver Mensch wie Goethe immer und immer persönlich schreibt, so wird umgekehrt der künstlerische Mensch im Subjektivsten noch objektiv und unpersönlich werden, sein Schicksal stets als von ihm selbst abgelösten Stoff erblicken und es künstlerisch runden und gestalten. Goethe war der Erste, der Das bewußt gethan und offen erklärt hat, als er seine Memoiren „Dichtung und Wahrheit" nannte.

Alle Werke Dantes sind „Dichtung und Wahrheit" aus seinem Leben. Es sind die Memoiren eines Mystikers, für den Alles, das mächtige Stück Weltgeschichte, das er erlebt, die geistige Entwickelung der eigenen Seele und tief empfundene Liebeserlebnisse zu Symbolen geworden sind. Die Divina Comedia schildert nichts Anderes als seine Pilgerzüge durch die Welt, nur willkürlich geordnet und aus dem Diesseits ins Jenseits verlegt; in eine nach dem Bedürfniß seiner Ethik neu geordnete und erfundene Welt hat er die wirkliche eingeordnet, aber keinen Augenblick hat er sich und sein persönliches Erleben und Empfinden daraus entfernt. Er schuf eine Traumwelt aus dem Spiegel der wirklichen und ließ sein Ich durch diese Traumwelt wandern. Eine Biographie in Visionen.

Weit subjektiver noch ist das Neue Leben. Es ist weniger Dichtung

und mehr Wahrheit und wir haben in ihm, sobald wir von Augustinus absehen, thatsächlich das erste eigentliche Memoirenwerk der Weltliteratur. „Aus dem Buche meiner Erinnerung", sagte er im Eingang, „will ich Einiges berichten" und sein eigenes „neues Leben", also ein Entwickelungsstadium seiner eigenen Persönlichkeit, hat er darin zu schildern versucht. Das hatte Niemand vor ihm gethan. So neu, so unerhört, war das Unterfangen, daß die Gelehrten es nicht glauben wollten und Gott weiß was für philosophische oder gar politische Geheimnißkrämerei darin zu entdecken meinten. Und wie seltsam, wie arm an äußeren Thatsachen, wie auch an inneren Vorgängen ist das Büchlein, wie subjektiv und modern, ein Tagebuch von Empfindungen! Voll der feinsten, fast quälerischen Selbstbeobachtung, das richtige Buch eines schüchternen, verliebten, jungen Menschen. Selbst die Visionen sind hier ganz anders als in der Göttlichen Komoedie, nicht Dämonen, nicht Engel, nicht Geister und Seelen, keine jenseitigen Räume, sondern die Visionen sind psychologisch und personifiziren nur die Vorgänge in seinem Gemüth, wie z. B., wenn er erzählt, daß die Liebe ihm am Wege erschienen sei und eine neue List gerathen habe, um seine Neigung für Beatice vor der Welt zu verbergen. Gewisse Seelenzustände sind so beobachtet und so einfach und lapidar geschildert, daß die Zeichnung nicht mehr übertroffen werden kann.

Dieser merkwürdige, räthselhafte Mensch, der seit Jahrhunderten eine Generation nach der anderen anlockt und beschäftigt und noch viele beschäftigen wird, dieser Mensch, der so ganz den Idealen der Vergangenheit lebte und ihnen nachjagte bis in den eigenen Tod, hat, was immer er berührte, Neues geschaffen. Und wie merkwürdig, daß dieser selbe, so hyperpersönliche, so reizbar subjektive Mensch später daran gegangen ist, den „objektiven Stoff an sich" zu bearbeiten, den Weltbau, den Makrokosmos! An der Grenze der objektiven und subjektiven Zeiten stehend, hat er in seinem Hauptwerk gleichsam eine Vereinigung der beiden Welten versucht. Und nie ist ein so hochfliegendes Unterfangen so völlig gelungen. In das kleinste Glas hat er alle Farben des Regenbogens gefaßt; wie eine winzige kristallene Weltkugel, ein Mikrokosmos, steht sein Werk da, im festesten, unlösbarsten Gefüge, dem der Terzinen, so daß kein Vers, keine Strophe herausgenommen werden kann, ohne eine Lücke zu lassen; winzig klein im Vergleich zu den Lebensdichtungen Shakespeares oder Goethes; und doch hat er darin das Ideal der Dichtung erfüllt: das Ich und die Welt, dort, wo sie unscheidbar sich vereinen, im Spiegelbild der eigenen Seele, ergriffen, dargestellt und festgebannt, genau so mystisch und unfaßbar in einander reflektirt, wie sie es in der Wirklichkeit sind: ein ewiges Bild der Menschenseele wie der Welt jener Tage.

Wien. Dr. Karl Federn.

Im Museum.

Karl Lamprecht leitete seinen am Osterdonnerstag, den vierzehnten April, im großen Rathhaussaale zu Nürnberg gehaltenen Vortrag über „die Entwickelung der deutschen Geschichtschreibung vornehmlich seit Herder" mit den schönen Worten ein: „Ich kann Ihnen nicht ein farbenreiches Bild von den Bestrebungen einzelner großen Persönlichkeiten auf historischem Gebiet geben, so verlockend und lohnend diese Aufgabe an sich wäre. Die Portraits würden sich in diesem Falle so eng an einander drängen, daß nichts übrig bliebe als der beängstigende Eindruck eines überfüllten Museums." Daraus geht hervor, daß es zunächst eine verlockende Aufgabe ist, ein farbenreiches Bild von den Bestrebungen großer Persönlichkeiten auf historischem Gebiet zu entwerfen: ich folge der Lockung. Dann hören wir, daß diese Aufgabe lohnt: ein stimulus mehr, mich ihr zu widmen, obwohl ich mir vollauf bewußt bin, daß der Lohn manchmal recht eigenthümlicher Natur sein kann. Doch Felix Stieve ist ja nicht mehr Vorsitzender des Ausschusses des Verbandes deutscher Historiker; und von dem wiederholt und laut dokumentirten Gerechtigkeitsinn der nunmehrigen Spitze, Georg Kaufmanns, darf ich bei aller ihrer Impetuosität billig erwarten, daß die Begrüßungrede des sechsten deutschen Historikertages ohne „ungeheure Taktlosigkeiten" vom Stapel läuft. Drittens aber spricht mein verehrter Lehrer Lamprecht von dem beängstigenden Eindruck, den ein überfülltes Museum mache: an dieser Klippe hoffe ich dadurch glücklich vorbeizuschiffen, daß ich diesen „Bericht" vom nürnberger Historikertage mit Kürze würze. Für mich heißt es also nicht, wie für Lamprecht: die Sache rede und der Name schweige, sondern: die Sache schweige und der Name rede! So persönlich wie möglich.

Als offiziell und mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit anerkannter Statistiker der Historikertage lasse ich vorstehender prinzipiellen Erklärung zunächst einen kleinen Ueberblick über den Besuch des Tages folgen. Gesammteindruck: gut; ja besser, als es bei den beiden letzten Kongressen der Fall war. Die zweite, beim Festmahl vertheilte, nachweislich nicht vollständige Liste weist 145 Namen von Theilnehmern auf. Zieht man davon die 33 Eingeborenen, ferner die sechs Herren von der nürnberger Universität Erlangen und die weiteren sechs aus den nürnbergischen Vorstädten Fürth und Lauf ab, so erhalten wir die wundervoll abgerundete Zahl von 100 auswärtigen Besuchern. Dies „von außerhalb" bezieht sich nun aber nicht etwa auf eine Mehrheit von Bayern — München hatte zehn Vertreter gesandt —, sondern darf im erhabensten Sinne gefaßt werden: von Prag waren 8, eben so viele von Wien, von Graz 3 und von Leipzig sogar 13 (der Unterzeichnete nimmt für seine gefährliche Person gern das odium dieser bösen Ziffer auf sich) mehr oder weniger zunftmäßige Geschichtfreunde gekommen; und im Gefolge der zuletzt genannten Dreizehn befand sich sogar ein junger Historiker aus Norwegen. Allerdings setzt sich die überwiegende Mehrheit auch diesmal wieder aus Süddeutschen zusammen; und dabei bleibt es hoffentlich auch in Zukunft. Von den 41 Herren, die im Jahre 1892 den Aufruf zum ersten Kongreß unterzeichnet hatten, haben zehn auch am nürnberger theilgenommen: es sind die Professoren Bachmann, Friedrich, von Heigel, Kaltenbrunner, Kaufmann, Lamprecht, Mühlbacher, Prutz, Stieve und von Zwiedineck; dagegen haben sich die Dreizehn,

die ich in meinem unverdient berühmt gewordenen Aufsatz „Im Grauen Bären“*), den wirklich manche Leute ernst genommen haben (ich meine den Aufsatz, nicht den Bären), als die Sterne am Himmel des Historikertages in vortreffliche Beleuchtung gerückt hatte, leider um Zwei vermindert: Tille und Ulmann fehlten diesmal. Auf weitere statistische Notizen muß ich verzichten, da ich im Gebrauch von Logarithmentafeln nicht mehr recht bewandert bin.

Geboten wurde in Nürnberg außerordentlich viel, fast zu viel; ich meine an Wissenschaft. Denn wer — es gab Deren nur Wenige; selbst das Bureau schwänzte hie und da umschichtig — den Verhandlungen von A bis Z beigewohnt hat, Der ist wohl kaum dazu gekommen, die Kunst- und andere Schätze der alten Reichsstadt auch nur nippend zu genießen. Ich war zum Glück schon von Berufs wegen dazu da, weniger den endlosen Debatten beizuwohnen, als vielmehr mich im Germanischen Nationalmuseum umzusehen; nur die Vorträge und Ansprachen habe ich bis auf eine (die offizielle Schlußrede von Stieve) getreulich angehört; und davon wurden uns drei große und sechs kleine zugemuthet. Aber schließlich hat am Ende kein Historikertag lediglich den Beruf, die Geselligkeit zu pflegen, sondern er soll auch ernste Arbeit leisten. Dabei hatte der diesjährige noch den besonderen, von der Wissenschaft bereits anerkannten**) Vorzug, daß des Vorsitzenden Humor und Witz, Spott und Satire über die Gefahren der Versandung und Vertrocknung unfehlbar hinweghalfen. Diese seltenen Gaben — gewisse Leute glauben, sie zu haben, 's ist aber „Selbsttäuschung“ — haben jedenfalls dem nürnberger Tag ihren Stempel aufgedrückt, sie haben ihn beherrscht, er stand unter ihrem Zeichen; selbst die davon Mitgenommenen und Getroffenen konnten sich schließlich dem Eindruck nicht verschließen, daß res severa verum gaudium sei. Und wer zuletzt lacht, lacht immer am Besten.

Nun wollen aber wahrscheinlich die verehrten Leser der „Zukunft“ nicht nur wissen, wie wir in Nürnberg gearbeitet und wie wir uns vergnügt haben, sondern auch, wer dort am Meisten hervorgetreten ist und wie sich die Betreffenden dabei geberdet haben: 's ist ja kein wirklicher Bericht, was hier geboten werden soll, sondern ein harmloses Stimmungbild. Da ist es kein Zweifel, daß am Meisten von sich reden gemacht hat: Karl Lamprecht. Ueber diesen Mann an dieser Stelle ein Wort zu verlieren, ist überflüssig; nur Das sei angemerkt, daß es neben seinem Organisatortalent, das sich besonders in den nicht-öffentlichen Konferenzen der deutschen Publikation-Institute von Neuem bewährt hat, sein gehaltvoller Vortrag***) gewesen ist, der dem so heftig befehdeten Forscher eine große Zahl neuer Anhänger und warmer Verehrer gewonnen hat. Es muß jedem Vorurtheillosen imponiren, wenn er sieht, mit welcher Virtuosität Lamprecht seinen spröden Stoff beherrscht und einem großen, theilweise ganz ungeschulten Zuhörerkreise nahe bringt. Außerdem aber geht schon aus dem bloßen Programm der Zusammenkunft hervor, wie sehr die politische Geschichtschreibung — oder besser: die Richtung, die ihr ausschließlich huldigt — an die Wand gedrückt, wie endgiltig ihre

*) S. „Zukunft“ vom fünften Dezember 1896.

**) Vergl. A. Dürrwaechters Einleitung zu seiner Ausgabe der Gesta Caroli Magni der regensburger Schottenlegende.

***) Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 15. April 1898.

Allein- oder auch nur Vorherrschaft gebrochen ist. An ihre Stelle ist nun nicht etwa eine eben so einseitig betriebene Wirthschaftgeschichte getreten — ihre Wichtigkeit recht prononcirt betonen zu müssen, ist ja nicht mehr nöthig —, sondern ein Bestreben, alle Lebensbethätigungen eines Volkes in einem Gesammtbilde zusammenzufassen. Die großen Männer und ihre Thaten leugnen zu wollen, fällt doch keinem Einzigen unter den neueren Methodologen ein; nur Das wollten sie erreichen und haben sie auch allen Anfeindungen zum Trotz erreicht: daß den Zuständen, dem stilleren Wirken der sozialpsychischen Kräfte gerecht zu werden, jeder unvoreingenommene Geschichtschreiber die Pflicht habe. Daher die Fragen: Wie kann die Geschichte der im Mittelalter erfolgten deutschen Kolonisation des Ostens gefördert werden? Wie ist die Grundherrschaft in Deutschland entstanden? Wie sind zusammenfassende kulturgeschichtliche Quellenveröffentlichungen anzuregen und zu veranstalten? Nicht, als ob von diesen Aufgaben jetzt zum ersten Male die Rede wäre, — Das zu behaupten, kann nur Jemand fertig bringen, der tückisch der neuen Auffassung schaden, sie diskreditiren möchte. Nein! der ganze Gegensatz gegen die alten Schulen ist, wie ich schon früher, freilich damals ohne Erfolg, behauptet habe, lediglich ein Gradunterschied: sonst trieb man diese Dinge gelegentlich, auch mit, willkürlich, unbewußt; jetzt widmet man sich ihnen bewußt, absichtlich, planvoll. Freilich immer noch nicht ganz erschöpfend: die geschichtlichen Beziehungen des Menschen zu seinem Boden werden, trotz Ratzel, auch heute noch kaum genügend berücksichtigt. In diese Bresche zu springen, behalte ich selbst mir für später vor.

Das wäre Lamprecht. Ich merke: die Sache hat doch wieder zu sehr dominirt; ich muß persönlicher werden. Den geeignetsten Anlaß, dieses Gebiet zu betreten, beut entschieden der eben zum Vorsitzenden des Verbandes gewählte Professor Georg Kaufmann in Breslau. Sein Vortrag über die Lehrfreiheit an den deutschen Universitäten im neunzehnten Jahrhundert — er ist, wenn diese Zeilen gedruckt vorliegen werden, wahrscheinlich bereits von S. Hirzel in Leipzig verlegt und veröffentlicht — war ungemein charakteristisch für den ganzen Mann. Ein ganzer Mann: ja; Das ist wohl das Beste, was man von einem deutschen Gelehrten sagen kann. Unbekümmert um freundliche Zustimmung oder unfreundliche Behandlung von oben, frank und frei herausfagend, wies ihm ums Herz ist: so stelle ich mir Kaufmann im Kolleg vor. Man wundert sich dabei nur über das Eine, daß der ungewöhnlich temperamentvolle Herr bei dieser aufreibenden Hingabe an die Sache, die er mit förmlicher Leidenschaft zu der seinen macht und vertritt, so frisch geblieben ist; noch wunderbarer freilich ist es, daß er es bei seiner rücksichtlosen Wahrheitliebe bis zum Ordentlichen Professor gebracht hat. Daß man die Wahrheit und die Liebe zu ihr auch auf ruhigere Weise dokumentiren kann, bezeugte der von Felix Stieve in auffallend glücklich gewählten und bis zum innersten Herzen dringenden Worten gefeierte Altmeister Karl von Hegel. Der fast fünfundachtzigjährige Greis, dessen grundlegende „Geschichte der Städteverfassung von Italien" vor einem halben Jahrhundert erschienen ist, der verdienstvolle Herausgeber der „Chroniken der deutschen Städte", schloß seinen auch das verhärtetste Herz unwillkürlich rührenden Dank mit den Worten, daß, wenn er sich Verdienste um die Geschichtwissenschaft errungen habe, er Das allein seinem lauteren Streben nach Wahrheit und nur nach Wahrheit ver-

danke. Das Festmahl am Freitag war gewiß so fidel, wie es bei offiziellen Gelegenheiten überhaupt werden kann; aber ich habe selten in meinem Dasein so weihevolle Minuten durchlebt wie während der Viertelstunde, wo Karl von Hegel sprach. Doch bald sorgte der dem Ernst innerlich abholde Präses dafür, daß wieder andere Saiten aufgezogen wurden. Dadurch kam auch die Politik zu ihrem Rechte. Die Politik? Hat diese überhaupt auf Historikertagen Existenzberechtigung? Nun, in gewissem Sinne doch wohl. Ueber die Zeiten, wo auf den Germanistenversammlungen über Schleswig-Holsteins Schicksal und andere politische Fragen lebhaft debattirt wurde, werden mußte, sind wir, Gott sei Dank, hinaus; aber ein begrenztes Hereinziehen von Tagesfragen zu vermeiden, ist weder nöthig noch unerwünscht. Sicherlich hat auf die Auffassung, die der Gebildete über die neueste Privatdozenten-Vorlage haben darf, Kaufmanns Vortrag nicht unwesentlich eingewirkt; sicher hat auch die Art, wie Joseph Neuwirth im Namen der Deutschösterreicher, vor Allem der in ostentativer Stärke eingetroffenen Prager, die deutsche Frage im benachbarten Kaiserstaat aufrollte, nur sympathisch berühren können. So oft man diesen ehrlichen, kernigen, echt deutschen Männern begegnet, sei es in ihrem Lande, sei es bei uns, kämpft man einen harten Kampf. Das Herz lädt sie jubelnd ein: willkommen, willkommen! Der Kopf jedoch sagt hart und kalt: Ihr müßt doch draußen bleiben! Ich weiß nicht, ob es den Preußen und den Norddeutschen insgesammt auch so geht; mir jedenfalls wird das Herz weit, so oft ich mit diesen braven, für ihr Deutschthum so kräftig eintretenden Männern zusammen bin. Und dann freue ich mich stets, daß ich nicht dazu berufen ward, Realpolitik zu treiben.

Von anderen Theilnehmern des Kongresses, die früheren Tagen entweder fern geblieben oder dort nicht hervorgetreten waren, sind folgende besonders aufgefallen: als einziger Vertreter des Monocles der von dem durch seinen „Byzantinismus" berühmt gewordenen Professor Krumbacher eingeführte russische Gesandte in München Herr von Iswolsky, dem sich bald als ebenfalls einziger Liebhaber hochmoderner Stehumlege- oder Umlegestehkragen der freiburger Nationalökonom Karl Johannes Fuchs, ein nürnberger Kind, würdevoll anschloß; der weißhaarige und doch lebenslustige unentwegte Altkatholik Johannes Friedrich aus München, die beiden gewinnend liebenswürdigen, verdienstvollen Direktoren des Germanischen Nationalmuseums Gustav von Bezold und Hans Bösch, der von meinem unerschrockenen Freunde Rudolf Kötzschke in Vertretung Gotheins hart angegriffene grazer Nationalökonom Richard Hildebrand, der elegante Prorektor von Erlangen Karl Th. Eheberg, der in der Geschichte seiner engeren Heimath fabelhaft belesene Gymnasiallehrer Alfred Köberlin aus Bamberg, der fesche Wiener Engelbert Mühlbacher, der rührige Kustos an der nürnberger Stadtbibliothek Emil Reicke, der vornehm abwartende Vorstand des münchener Kriegsarchivs Oberst Adolf von Erhard, der selbstbewußte protestantische Kirchenhistoriker Theodor Kolde aus Erlangen, der gelehrte und freundliche nürnberger Justizrath Freiherr von Kreß. Im Uebrigen verweise ich auf meine früheren Charakteristiken; sie haben auch heute noch ihre Giltigkeit.

Was dem Historikertage trotz oder wegen der Betriebsamkeit des Ortsausschusses gefehlt hat, war ein Sammelpunkt, wo man sich am Abend gemüthlich bei einem Glase Bier oder Wein hätte treffen und aussprechen können. Die Rolle,

die z. B. in Leipzig das Centralhotel, in Innsbruck der „Graue Bär" gespielt hat, ist in Nürnberg keinem einzigen Lokal zuertheilt worden: jeden Abend war man anderswo; und immer war dabei Etwas „los", so daß von eigentlicher Unterhaltung nicht die Rede sein konnte. Daher kam es auch, daß ich bei der Wahl einer treffenden Ueberschrift arg in Verlegenheit war, bis ich mich entschloß, dem Lokale, worin verhandelt wurde, ewigen Ruhm zu verschaffen. Am Dienstag, im „Museum", mochte es ja noch gehen: da gelangte man wenigstens nach den Ueberraschungen der Begrüßung und der gegenseitigen Vorstellung zum ruhigen Genuß einer Plauderei mit Freunden, Bekannten und Solchen, die einem bis dahin ferner gestanden hatten. Aber am Mittwoch schon war die Zersplitterung fertig; die Einen scheuten den weiten Hinweg nach und Rückweg von dem Maxfeld und kneipten sich im Städtchen irgendwo („Föttinger" und das „Posthörnle", auch der „Kranich" sollen an diesem Abend stark von Historikern besucht gewesen sein) fest, während die Pflichteifrigen den Stadtpark aufsuchten, um dort hocherfreut oder stark enttäuscht zu werden. Musikalisch sind nun mal nicht alle Leute: was dem sangeslustigen Grazer Hans von Zwiedineck und dem liederfreudigen Nürnberger Wilhelm Vogt recht ist, Das war dem unterhaltungdurstigen, ewig frischen berliner Geheimrath August Meitzen durchaus nicht billig. Die größte Tortur jedoch erlebten wir, seinem einladenden Namen zum Hohn, im „Historischen Hof". Nach den ermüdenden, endlosen Debatten des Vor- und zeitigen Nachmittags, nach den Aufregungen der Neuwahlen zum Ausschuß (wobei sich das die nöthigen Lücken schaffende Loos den Spaß erlaubt hatte, gerade die Bravsten — es sind ja Alle, Alle ehrenwerth — hinauszueliminiren), nach der geistigen Anspannung, die Lamprechts Vortrag erforderte: am Abend eines solchen Tages wieder ein neues, ziemlich enges und mit eigenthümlichen Garderobenverhältnissen ausgestattetes Lokal kennen zu lernen und dort zwei zwar schwungvolle und instruktive, aber Vorträgen auf ein Haar gleichende Reden mit anhören zu müssen: Das war der Leistungfähigkeit eines Durchschnittshistorikers zu viel zugemuthet. An jenem denkwürdigen Abend, so vermuthe ich, ist wohl der herrliche Grundgedanke des von Stieve beim bamberger Mittagsmahl zum Abschied gehaltenen Trinkspruches von den armen Fröschen, die zu ihrem Schrecken von zwei grausamen Störchen immer wieder in unsäglich fürchterliche Orte gedrängt worden seien, geboren worden. Trotzdem hatte man am Freitag zum dritten Male das Vergnügen, seine Lokalkenntniß zu bereichern: nach dem schon vorhin gestreiften, recht leidlichen Diner vereinigte man sich draußen an der wunderschönen Stadtmauer in „Köcherts Zwinger"... Nicht einmal zu einer Bierzeitung hats die nürnberger Zusammenkunft gebracht. Dadurch glaube ich bewiesen zu haben, das dem Ortsausschuß in Halle (oder wo wir uns sonst auch im Herbst 1899 treffen werden) folgendes vornehmste Desideratum zu erfüllen, zuerst am Herzen liegen muß: auf eine gemüthliche Centrale für die Abendsitzungen bedacht zu sein. Denn die gehören nun mal zu einem richtigen Historikertage.

Damit bin ich am Schluß meiner „fesselnden Ausführungen". Den Eindruck wird man aus ihnen gewonnen haben, daß der nicht unbegabte Dichter des nürnberger Inseratenmarktes Recht hatte, wenn er sang: „Ganz g'wieß senn wicht'gi Sach'n g'noug in den Kreis zor Besprechung kumma; 's woar'n lauter Leut' mit helli Köpf, döi on döi Tög hob'n Ohteil g'numma."

Leipzig. Hans F. Helmolt.

Industriefrühling.

Die Baissemanöver rheinischer Spekulanten, die Montanpapiere zu niedrigeren Kursen kaufen möchten, verrathen nichts von der Wiederbelebung der deutschen Industrie. Freilich sind die Börsen, trotz ihren Kommissaren, seit Monaten daran gewöhnt, von unbekannten Wohlthätern ungünstige Meldungen zu erhalten, die bald darauf der Marktbericht dann widerlegt. Solche Ultimo-Geschäfte interessiren aber nur kleinere Kreise, während der erneute Aufschwung unserer Industrie sehr große Arbeitgebiete umfaßt. Dieser Aufschwung trat gerade ein, als der erste Niedergang schon aus den beredten Ziffern der Fakturen bündig nachzuweisen war.

Das Ruhrkohlensyndikat hatte eben gemerkt, daß zwar der strenge März für den gelinden Winter einigermaßen Ersatz geschafft habe, daß aber manche Fabriken mit der Abnahme ihrer Kohlenmengen zögerten und deshalb ein Ventil im Auslande — etwa Spanien — dem Syndikat ganz genehm sein könnte. Da traten plötzlich unsere Hochöfen, Walzwerke und Fabriken mit neuen Ansprüchen hervor, die Direktoren in Essen mußten die Nachricht von Lieferungen an die Vertheidiger Kubas dementiren und nur unsere großen Händler und Rheder konnten die hohen Kriegspreise voll ausnützen. Das Syndikat kann die dringlichen Aufträge gar nicht im vollen Umfange erledigen und z. B. die mailänder Industrie, die der Strike in Wales jetzt auf Ruhrkohle anweist, kann beinahe nur von unseren großen Kaufleuten Waaren erhalten, — vielleicht recht fragwürdige Waaren zu ungeheuren Preisen. Da aber Besonnenheit im Glück zu den unleugbaren Vorzügen unseres Kohlenverkaufsvereines gehört, so läßt er sich von der Inlandskonjunktur nicht blenden, sondern versucht, Italien durch Jahreslieferungen ganz an sich zu ziehen. Fast alle Fachleute rechnen mit einer langen Dauer des Aufschwunges. Den Hauptanstoß dazu haben die Flottenvermehrungen in den verschiedensten Ländern gegeben; der Krieg um Kuba hat bisher unseren Werkstätten noch keinen größeren Nutzen gebracht. Richtig ist, daß unsere Waffenfabriken und ihre Agenturen im Auslande sehr rührig sind und besonders den südamerikanischen Staaten — die deshalb nun naiv genug sind, wieder an ihren Kredit zu glauben — Waffenofferten in großem Umfange machen. Manche Firmen haben zu diesem Zweck sogar neue Briefbogen angeschafft, an deren Kopf allerlei Mordinstrumente prangen. Diese Seite der Sache reizt zur Satire: in Berlin beten die Leiter der Diskontogesellschaft oder Handelsgesellschaft, in Brasilien, Chile, Argentinien u. s. w. möge der Friede erhalten bleiben, und die von ihnen finanzirten und mitverwalteten Etablissements drängen zur selben Stunde diesen Staaten die Waffen zum Kampf förmlich auf. Dabei muß man einmal die Depeschen aus Berlin oder Antwerpen prüfen, die eben so bestimmt wie falsch und interessirt melden, die Grenzstreitigkeiten zwischen der La Plata-Republik und Chile seien beigelegt, und die unsere Börsen, wiederum trotz den Kommissaren, mehr als einmal getäuscht haben.

Die Flottenvermehrungen haben, wie ich höre, im Einzelnen zwar noch kaum zu sehr umfangreichen Aufträgen geführt; aber sie müssen schnell erledigt werden und deshalb müssen ältere Aufträge zurückstehen. Das führt dann zur Vergrößerung der Fabrikanlagen. Der Zug unserer Industrie geht jetzt eben dahin, immer wieder neue Verpflichtungen zu übernehmen, wenn auch die älteren kaum noch zu bewältigen sind. Einer treibt da den Anderen. Die Schiffe brauchen Ausrüstungsgegenstände; man bestellt sie bei Fabrikanten, die wieder die verschiedensten

Spezialitäten bei anderen Unternehmern bestellen. Jeder Kreuzer braucht eine elektrische Anlage, für deren Einrichtung wieder der verschiedenste Zubehör nöthig ist.

Eigentlich entsprechen die Preise fast aller Fertig-Fabrikate nicht dieser äußerlich so glänzenden Lage. Besser könnten die Preise erst werden, wenn die üble Sitte wiche, daß Einer dem Anderen nichts gönnt. Alles soll schnell geliefert werden, also wären für die Lieferanten auch günstigere Bedingungen zu erreichen. Selbst Maschinen — große Dampfmaschinen natürlich ausgenommen — unterliegen einer scharfen Konkurrenz. Die Schnelligkeit des Verkehres ermöglicht eben heute binnen einer halben Stunde eine Umfrage bei vielen Lieferanten und fast jeder Antelephonirte oder Antelegraphirte fühlt sich dann leider gedrängt, rasch um zehn Prozent herunterzugehen. Früher wandte man sich mit Aufträgen nur an eine bestimmte Firma. Charakteristisch war, daß der selbe Fabrikant, der mir seine Klagen über den Mangel an geschäftlicher Einigkeit vortrug, doch gleich hinzufügte: Das würde ihn aber nicht hindern, bei jeder Anfrage, die auf besonders rasche Ausführung und zugleich besonders billigen Preis abzielt, seine Forderungen wesentlich herabzusetzen. Auch war ich neulich in einem ersten Elektrizitätwerk Zeuge der direktorialen Entrüstung darüber, daß eine andere Gesellschaft bei einer Trambahn mit nur 17 Pfennigen per Kilometer submittirt, also die Arbeit fast umsonst übernommen hatte; gleich darauf forderten aber die Entrüsteten selbst nur 16 Pfennige, also noch weniger. (Bei Trambahnen bieten überhaupt nur drei oder vier große Firmen mit.) In den städtischen Verwaltungen lacht man schon über diese Jagd nach dem Pfennig. Weshalb sollten, wie mans in England fordert, bei uns an der Bestimmung der Preise nicht auch die Arbeiter mitwirken dürfen, die doch die Hauptinteressenten sind? Wenn es einem Riesen wie Bismarck oft bequem war, bei seinen diplomatischen Verhandlungen auf den Willen der Volksvertretung hinzuweisen: um wie viel leichter müßte es unseren Industriellen sein, sich bei ihren höheren Forderungen mit den Beschlüssen der Arbeiterkomitees zu decken! Unzweifelhaft ist ja die Lebenshaltung der unteren Klassen jetzt durch die hohen Preise wieder vertheuert; eine Erhöhung der Löhne würde nur der Nothwendigkeit, nicht den steigenden Gewinnen der Fabrikation entsprechen. Interessant ist übrigens jetzt die Ablenkung mancher deutschen Elektrizitätwerke nach dem Auslande. Wenn ich in den Berichten der Trustgesellschaften blättere, so finde ich ungleich mehr Werthe von ausländischen als von deutschen Betrieben; künftig könnte eine noch größere Entfremdung vom Inlande eintreten. Diese Befürchtung verbreitet sich mehr und mehr.

An die Einhaltung der Lieferfristen ist vielfach gar nicht zu denken; wenn alle Reugelder wirklich bezahlt worden wären, die seit dem Januar verfallen sind, so würde die Dividende zahlreicher Unternehmungen beträchtlich vermindert werden. Aber der Schadensersatz wird kaum verlangt, da in den meisten Fällen die neuen Anlagen so zurückgeblieben sind, daß die Lieferanten überhaupt nicht zu montiren anfangen konnten. Auf dieses allgemeine Zurückbleiben verlassen sich auch die Kontrahenten, wenn sie die größten Schadensersatzverpflichtungen ruhig übernehmen. Man kann ja auch einen Wechsel unterschreiben, so meinen sie, wenn man weiß, daß er nie präsentirt wird. Dabei steht in solchen Vereinbarungen die schwierige Klausel, daß die Schadensersatzpflicht auch dann eintrete, wenn die Empfängerin nach dem Zustande ihrer eigenen Anlagen die Lieferung noch gar nicht brauche. Die Fabrikanten blicken übrigens mit einiger Beklemmung

auf das neue Handelsgesetzbuch. Während nämlich bisher der Artikel 356 den Abnehmer eventuell zur Bewilligung einer Nachfrist verpflichtete, schweigt der neue Artikel 376 über diesen wichtigen Punkt völlig. Juristische Aufklärung darüber, ob die Nachfrist wirklich weggefallen ist, wäre den Interessenten sehr erwünscht.

Der Verkehr hat in großen Theilen unserer Industrie so riesig zugenommen, daß ein Ende der Bewegung noch gar nicht abzusehen ist. Eines Tages wird aber dieses Ende nahen und dann werden sehr viele Unternehmer nicht nur ohne Aufträge, sondern auch noch inmitten ihrer kostspieligen Erweiterungen festsitzen. Die unselige Politik, die in solchen Zeiten des Niederganges getrieben wird, ist bekannt genug: Jeder strebt durch Preisschleuderung nach Massenabsatz und durch Massenabsatz nach möglichster Ausnützung seiner Anlagen. Jeder hofft aber auch, mit diesem Verfahren ohne Nachahmer zu bleiben, — und hier setzt der verhängnißvolle Irrthum ein, der die Marktlage empfindlich herunterzudrücken pflegt.

Da die heutige Konjunktur natürlich auch zu industriellen Gründungen benutzt wird, scheinen mir einige Warnungen nöthig, bei denen mir bestimmte Beispiele vor Augen stehen. Wichtig ist besonders, daß kein Prospekt verschweigt, ob etwa der Taxator seine Schätzungen nur auf Grund von ihm gütigst übersandten schriftlichen Unterlagen vorgenommen hat. Ferner bedeutet eine letzte Dividende von meinetwegen sogar 20 Prozent gar nichts für die Zukunft, weil diese 20 Prozent von den Gründern, noch bevor die Aktien auf den Markt kamen, unter einander vertheilt wurden; die Herren hatten es also leicht, Abschreibungen und Rückstellungen nach ihren Zwecken zu bestimmen. Auch müßte in den Eröffnungbilanzen der Fabrikation- vom Handelsgewinn getrennt aufgeführt werden, denn nur der erste charakterisirt den Gang einer Fabrik, während die Handelsgewinne von hauptstädtischen Niederlassungen herrühren können, wo man auch in den Rohstoffen einmal glücklich spekulirt haben mag. Ob ein oftmaliger Zuschlag bei Submissionen Erkleckliches abwirft, hängt von dem starken oder schwachen Wettbewerb dabei ab, nach dem sich die Mindestpreise richten. Endlich sollte kein Prospekt verschweigen, ob die Anlagen und Werke veralteten oder modernen Systems sind.

Und Kuba? Unsere Bankleute fürchten, daß es jetzt in Nordamerika nur noch eine Kriegspartei giebt; wie unmittelbar nach der Präsidentenwahl die leidenschaftlichsten Gegner wieder einträchtig beisammen zu sitzen pflegen, so liege es im amerikanischen Volkscharakter, nun, da der Kampf einmal begonnen sei, ihn auch um jeden Preis bis ans Ende zu führen. Noch ein anderer Umstand ist zu erwägen: man glaubt drüben, die europäischen Völker hätten noch keine genügende Vorstellung von der ungeheuren Kraftentwickelung der Republik, die ja kein stehendes Heer hat, und will deshalb die Gelegenheit dieses Krieges auch zu einem gewaltigen Schauspiel vor der alten Welt benutzen. Jedenfalls hatte der Seesieg bei Manila unsere Spekulation gerade mitten in Haussengagements getroffen, deren Lösung dann zu Kursrückgängen führte. Wären zufällig Baissepositionen überwiegend gewesen, so hätte es Deckungskäufe gegeben und die Kurse wären hinaufgegangen. So urtheilen Börsenkenner, nach deren Ansicht die jetzige Tendenz überhaupt weniger von politischen Erwägungen abhänge als von der Neigung zu möglichst kurzen Spekulationen. Das ist gewiß richtig; aber so ganz frei von den Einflüssen des neuen Seekrieges sind die deutschen Plätze nicht, weil London und New-York nicht frei davon sind und weil bei uns Geld theurer werden kann. Pluto.

Das Urtheil im Fall Harden.

Viele Leser der „Zukunft", Juristen und Laien, haben mich ersucht, das schriftlich ausgefertigte Urtheil des münchener Schöffengerichtes abzudrucken und so der öffentlichen Kritik zugänglich zu machen. Da es sich, wie allgemein hervorgehoben wurde, in meiner Angelegenheit nicht nur um ein persönliches Interesse handelt, glaube ich, den Wunsch erfüllen zu sollen, und lasse deshalb das Urtheil, dessen Wortlaut mir erst eben in offizieller Abschrift mitgetheilt worden ist, hier folgen, — natürlich ohne die Wiedergabe der inkriminirten Stellen, da ich nicht in den Verdacht kommen möchte, mir liege daran, auf einem Umwege die Sache unter die Leute zu bringen, die den Artikel „König Otto" nicht gelesen haben:

Im Namen Seiner Majestät des Königs von Bayern erkennt das Schöffengericht des Königlichen Amtsgerichtes München I in der Strafsache gegen Maximilian Harden wegen groben Unfuges in seiner öffentlichen Sitzung vom 28. April 1898 in Gegenwart:

1. des Königlichen Oberamtsrichters Oberlandesgerichtsrathes Rupprecht,
2. der Schöffen:
   a) des Spänglermeisters Michael Viebeck,
   b) des Vergoldermeisters Heinrich Maier,
3. des Amtsanwalts, des Königlichen Polizeirathes Eheberg,
4. des Gerichtsschreibers, des Königlichen Sekretärs Hensolt

nach gepflogener Hauptverhandlung zu Recht, wie folgt:

I. Maximilian Felix Ernst Harden, geboren am 20. Oktober 1861 zu Berlin, evangelisch, Schriftsteller in Berlin, ist schuldig einer Uebertretung des groben Unfuges und wird hierwegen zu einer Haftstrafe von vierzehn Tagen sowie zur Kostentragung verurtheilt.

II. Alle im Besitze des Verfassers, Druckers, Herausgebers, Verlegers und Buchhändlers befindlichen und alle öffentlich ausgelegten oder öffentlich angebotenen Exemplare der Nummer 29 des VI. Jahrganges der Druckschrift „Die Zukunft" sowie derjenige Theil der Platten und Formen, der zur Herstellung des in dieser Nummer enthaltenen Artikels „König Otto" bestimmt ist, sind unbrauchbar zu machen.

Gründe:

In der am sechzehnten April 1898 in Berlin erschienenen Nummer 29 der periodischen Druckschrift „Die Zukunft" ist der in der heutigen Hauptverhandlung zur Verlesung gelangte Aufsatz „König Otto" veröffentlicht, auf dessen Wortlaut sich hier bezogen wird.

In diesem Aufsatz ist nach einem kurzen Rückblick auf das Jahr 1848 dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß die Anhänger der Monarchie nach Beseitigung der Gefahr für das Königthum zu einander vergnügt sagen konnten, jetzt könne, wie in alten Zeiten, sogar ein Toller wieder die Krone tragen. Und nun wird ein solcher Toller in der Person des Königs Otto von Bayern in den häßlichsten Bildern geschildert. (Hier folgen die inkriminirten Stellen.)

Eine solche Darstellungart ist geeignet, in jedem gesitteten und fühlenden Menschen, der in dem Geisteskranken, selbst wenn der letzte Schimmer des Bewußtseins geschwunden ist und wenn kein Zug in ihm mehr an menschliche

Art mahnt, doch immer den Menschen achtet, also in den weitesten Kreisen des Publikums, großen Unwillen und tiefste Entrüstung hervorzurufen.

Der Angeklagte Maximilian Harden bekennt sich als Verfasser dieses Aufsatzes. Er bestreitet jedoch entschieden, die Krankheit des König Otto bewußt frivol oder hämisch geschildert zu haben. Er erklärt, er sei Monarchist und durchaus kein blinder Bewunderer des Jahres 1848; er sei für das Haus Wittelsbach jeder Zeit eingetreten und nichts liege ihm ferner, als über Angehörige des bayerischen Königshauses oder über den König selbst sich ungeziemend zu äußern; er habe in dem Artikel nur zum Ausdruck bringen wollen, daß sich trotz dem Jahre 1848 in dem Volke die monarchische Idee so festigen konnte, daß selbst das Unglück, einen unheilbaren Geisteskranken auf dem Thron zu sehen, geduldig ertragen und nicht gegen die monarchische Institution ausgebeutet wird; er habe bei der Beschreibung der Krankheit des Königs nur Gerüchte erwähnt, die wirklich in Umlauf seien; wenn man ihm die Form der Ausdrücke und Redewendungen zur Last lege, so müsse er sagen, es handle sich um eine Stilfrage, um eine individuelle Art des Schriftstellers, sich zu geben; durch die Gegenüberstellung des Friedrich Nietzsche habe er sagen wollen, zwei Männer hätten Throne eingenommen, der Eine mit dem Rechte der Geburt, der Andere mit dem Rechte des Genies; der Geist Beider sei durch Krankheit zerstört worden; bei dem Philosophen sei der Untergang eines solchen Geistes zu bedauern; bei dem König wisse man nicht, welcher Entwickelung sein Geist fähig gewesen sei, da der König schon bei der Thronbesteigung geistig umnachtet gewesen sei.

Diesem Vorbringen gegenüber ist das Gericht auf Grund der Form und des Inhaltes des in Rede stehenden Aufsatzes zu dem Ergebniß gelangt, daß Maximilian Harden sich der hämischen Art seiner Schilderung des Königs bewußt war und daß er sie gewollt hat.

Es ergiebt sich Das zunächst aus der Wahl und Häufung der häßlichen Bilder, aus der übertriebenen Ausdrucksweise.

Es wird sich nicht damit begnügt, was ja dem von Maximilian Harden behaupteten Zweck eben so gut dienen würde, den König als geisteskrank, als bar jeden Bewußtseins zu schildern. Nein! Der König wird in den stärksten, stets in der Form wechselnden Ausdrücken als eine in einem Käfig befindliche Bestie, die ihre Wächter in stets wacher Sorge hält, geschildert. Zwischen den Zeilen, aus den einzelnen Worten leuchtet förmlich das hämische Behagen hervor, das der Schilderer all dieser gräßlichen Szenen empfindet. Daran ändert die Thatsache nichts, daß der König an ein paar Stellen als bejammernswerth bezeichnet wird, daß ihm Mitleid gezollt wird; denn der Hauptgedanke, der den Artikel durchzieht, ist die frivole Schilderung des Königs auf der tiefsten Stufe der Thierheit.

Selbst die umlaufenden Gerüchte, die dem Verfasser zu Ohren gekommen sind, wurden in die raffinirteste Form gebracht.

Eine solche Schilderung ist nicht das Ergebniß einer lebhaften Phantasie und einer frischen, ursprünglichen Ausdrucksweise. Das ist also nicht eine Stilfrage, Das ist Alles absichtlich übertrieben. Gerade der gewandte Stilist ist in der Lage, seinen Gedanken einen richtigen und freundlichen Ausdruck zu geben und das Anstößige, das Uebertriebene zu vermeiden. Stöbert er es jedoch aus

allen Winkeln auf und schwelgt förmlich darin, so ist es klar, daß er diese Dinge sagen will, daß er sich ihrer Anstößigkeit wohl bewußt ist.

Den Höhepunkt der Verunglimpfung des geisteskranken Königs erreicht der Artikel in dem Vergleich mit dem geisteskranken Philosophen Nietzsche.

Wahrhaft elegisch, mit einem gegenüber der Brutalität in der Beschreibung des kranken Königs wohlthuend zarten Ton, bespricht der Verfasser das Schicksal des Philosophen. Er zollt seinem hohen Geistesflug Tribut und bedauert in ergreifender Weise sein Hinwelken und sein endliches Hinscheiden.

In König Otto dagegen, von dem er nur zu sagen weiß, daß er als zweitgeborener Prinz untergeordnete Bedeutung hatte, daß er als Soldat den Schein wahrte und ein Held schien, weil er nicht beim ersten Kanonenschuß in Ohnmacht fiel, daß er im öffentlichen Wandel nicht mehr Aergerniß gab als ein Privatmann und Steuerzahler ruhigen Schlages und daher als Musterbild ritterlicher Tugend galt,*) sieht der Verfasser nur ... (Hier folgt wieder ein inkriminirter Satz.) Er hat daher kein Wort des Mitleides für den hinsiechenden König, weil diesem jeder an menschliche Art mahnende Zug fehlt.

In dieser Vergleichung des mit Weltruhm bedeckten, noch im Hinscheiden lieblichen Philosophen mit dem wahnsinnigen König, der es als Prinz nicht einmal zur Bedeutung irgend welcher Art bringen konnte und jetzt nur noch auf der tiefsten Stufe der Thierheit steht, liegt die bewußt hämische Art der Besprechung der Krankheit des Königs klar zu Tage.

Nicht die in dem Artikel entwickelte politische Ansicht ist das Empörende, sondern die für die Idee des Artikels nur nebensächlich in Betracht kommende, aber durch die frivol übertriebene und grasse Darstellungweise absichtlich zur Hauptsache gemachte Schilderung der Krankheit des Königs.

Wie schon bemerkt, ist die mehrfach erwähnte Darstellungart der Krankheit des Königs geeignet, in den weitesten Kreisen des Publikums große Entrüstung und Erregung hervorzurufen. Sie ist daher insbesondere auch geeignet, die Gefühle des bayerischen Volkes auf das Tiefste zu verletzen.

Die Veröffentlichung und Verbreitung dieser Darstellung ist demnach eine vorsätzliche Handlung, die geeignet ist, eine unbestimmte Anzahl von Personen ungebührlich zu belästigen und, auf diese Weise gegen die Allgemeinheit sich richtend, die öffentliche Ordnung zu stören (Uebertretung des groben Unfuges, § 360, Nr. 11 d. R. Str. G. B.)

Der Angeklagte wendet sich gegen die Annahme, daß grober Unfug mittels der Presse verübt werden könne, und erklärt, daß die von ihm redigirte und herausgegebene Zeitschrift „Die Zukunft", die einen verhältnißmäßig hohen Preis habe, sich nur an einen kleinen Kreis des gebildeten Publikums in Deutschland wende, daß dieses Publikum mit den von ihm vertretenen Anschauungen bekannt sei und

*) Das ist ein Irrthum des Herrn Oberlandesgerichtsrathes; der Satz ist ganz allgemein gefaßt und lautet: „Ein Fürst, der im öffentlichen Wandel nicht mehr Aergerniß giebt als ein Privatmann und Steuerzahler ruhigen Schlages, gilt schon als ein Musterbild ritterlicher Tugenden." Dann heißt es weiter: „An dem Prinzen Otto war nichts auszusetzen und das Auge der Bayern leuchtete, so oft es den jungen Wittelsbacher in seines Wesens Freundlichkeit sah."

ihn unmöglich mißverstehen könne, endlich, daß die „Zukunft" Niemandem aufgedrängt und daß daher auch Niemand ungebührlich belästigt werde.

Das Gericht ist nach wiederholter Prüfung aus den im Urtheil des Reichsgerichtes vom dritten Juni 1889 (Entsch. Band 19 Seite 296) entwickelten Gründen auch im gegebenen Falle zur Ansicht gelangt, daß grober Unfug durch die Presse verübt werden kann, und es besteht daher für das Gericht keine Veranlassung, auf Grund der gegentheiligen Ansicht von der konstanten Praxis der Gerichte abzugehen.

Als Thäter des groben Unfuges erscheint der Angeklagte aus einem doppelten Grunde, einmal nach dem bestehenden allgemeinen Strafgesetz, weil er den fraglichen Artikel verfaßt hat und mit seinem Willen hat zur Verbreitung gelangen lassen, und dann nach den Bestimmungen des Reichspreßgesetzes (§ 20, Abs. II), weil er die fragliche Nummer 29 der periodischen Druckschrift „Die Zukunft" als verantwortlicher Redakteur gezeichnet hat.

Gegenüber der Thatsache, daß die „Zukunft" in Folge ihrer Verbreitung einer unbestimmten Anzahl von Personen, also dem Publikum schlechthin, zugänglich ist, erscheint es für den in Rede stehenden Thatbestand gleichgiltig, wenn sie in Folge ihres höheren Preises für einen kleinen Kreis gewählteren Publikums bestimmt ist.

Für den Thatbestand des groben Unfuges hat auch darauf nichts anzukommen, daß die Zeitschrift Niemandem aufgedrängt und daß daher Niemand belästigt wird.

Die Belästigung des Publikums im Sinne des Thatbestandes des groben Unfuges, verübt durch die Presse, erfolgt nicht durch aufdringliches Anbieten der Zeitung, sondern durch die Kenntnißnahme des anstößigen Inhaltes der Zeitung.

Der von dem Angeklagten gemäß § 16 d. R. St. P. O. rechtzeitig vorgebrachte Einwand der Unzuständigkeit stützt sich auf die Ansicht, daß für Preßdelikte der Gerichtsstand der begangenen Strafthat nur an jenem Ort bestehe, an welchem das Preßerzeugniß ausgegeben wird. Maximilian Harden führt aus, daß die Verbreitung der „Zukunft" für Berlin von dieser Stadt aus und für die übrigen Orte (also auch für das Königreich Bayern) von Leipzig aus durch Versendung an die Sortimenter und, so weit Postabonnements vorliegen, durch Versendung von Seite der Post von Berlin aus an alle Abonnenten geschehe, daß aber ein Verkauf durch Kolporteure weder in München noch anderwärts stattfinde und daß also ein Gerichtsstand für das ihm zur Last gelegte Preßdelikt in Berlin oder Leipzig, niemals aber in München begründet sein könne.

Das Schöffengericht München I erachtet sich jedoch für zuständig gemäß § 7 d. R. Str. P. O. nach den Grundsätzen des Gerichtsstandes der begangenen That.

Die Strafthat, die dem Angeklagten zur Last gelegt wird, ist grober Unfug (§ 360, Nr. 11 des R. Str. G. B.), verübt durch die Presse. Ort der begangenen That ist für diese Art der Uebertretung überall da, wo eine Kenntnißnahme des Preßerzeugnisses, dessen Inhalt den Tatbestand des groben Unfuges bildet, durch das Publikum stattgefunden hat, also überall da, wo das Preßerzeugniß verbreitet wurde.

Es steht durch die Angaben des Angeklagten fest, daß die Nr. 29 der Druckschrift „Die Zukunft" von Berlin und Leipzig aus behufs Hinausgabe an die Postabonnenten, an die Sortimenter und an die sonstigen Abnehmer unter

vielen anderen Orten auch nach München übersendet wurde, hier in München in die Hände der Abnehmer gelangte und auch sonst auf dem für Druckschriften üblichen Wege öffentlich verbreitet wurde.

Aus der Thatsache, daß die mehrerwähnte Nr. 29 an verschiedenen Orten, darunter auch in München, verbreitet wurde, ergiebt sich, daß die Uebertretung des groben Unfuges, deren Thatbestand diese Zeitungnummer enthält, als eine einzige Handlung an verschiedenen Orten verübt wurde, sohin als fortgesetztes Delikt erscheint.

Es ist demnach der durch Verbreitung des Artikels „König Otto" in Nr. 29 der periodischen Druckschrift „Die Zukunft" begangene grobe Unfug an allen Verbreitungorten, darunter auch in München, verübt. Und gerade hier in München, in der Hauptstadt desjenigen Landes, dessen König verunglimpft ist, erscheint der grobe Unfug hauptsächlich verübt, weil die hauptstädtische Bevölkerung neben allen anderen Orten durch diesen groben Unfug mit am Nachhaltigsten getroffen wird. Sofern in Folge der Eigenschaft der hier in Frage stehenden konkreten Strafthat als eines fortgesetzten Deliktes mehrere Gerichte als Gerichtsstand des Ortes der begangenen That gemäß § 7 der R. Str. P. O. zuständig erscheinen, ist im Hinblick auf § 12 eod. das Amtsgericht bezw. Schöffengericht München I zuständig, da vor demselben die Untersuchung zuerst und allein eröffnet worden ist.

Die Ausnahmestellung, in die der Angeklagte, wie er so sehr betont (??), durch diese Auffassung des Gerichtes gedrängt sei, besteht in Wahrheit nicht. Der Thäter des Preßdeliktes theilt das Schicksal der mehreren Gerichtsstände mit den Thätern von vielen anderen, nicht durch die Presse verübten strafbaren Handlungen, die an verschiedenen Orten begangen sind.

Der Angeklagte nimmt mit seiner Ansicht, daß für Preßdelikte der ausschließliche Gerichtsstand an dem Ort bestehe, wo das Preßerzeugniß zur Ausgabe gelange, für die Presse ein Sonderrecht in Anspruch.

Ein solches Sonderrecht besteht nach dem geltenden Recht des mehrcitirten § 7 nicht. Die Schaffung eines solchen Sonderrechtes müßte erst auf dem Wege der Gesetzgebung erfolgen und die von dem Angeklagten zur Begründung seiner Ansicht vorgebrachten Erörterungen können nur de lege ferenda, nicht aber de lege lata ihre Würdigung finden (vergl. Entsch. d. R. G. in Str. S. Bd. 23 S. 155 ff.) Nachdem, wie erörtert, die subjektiven und objektiven Voraussetzungen für den Thatbestand der Uebertretung des groben Unfuges vorliegen, nachdem zur Aburtheilung des Angeklagten wegen dieser Uebertretung das Schöffengericht München I zuständig ist, war Schuldausspruch zu erlassen, wie geschehen.

Die äußerst verletzende Form des Artikels „König Otto" machte es dem Gericht unmöglich, die im Gesetz (§ 360 im Eingang R. Str. G. B.) in erster Linie angedrohte Strafart zu wählen. Das Gericht erachtete vielmehr eine Haftstrafe als entsprechende Sühne und glaubte, dieselbe auf vierzehn Tage bemessen zu müssen.

Der Ausspruch im Kostenpunkt ist gesetzliche Folge des Strafausspruches gemäß § 496, 497 d. R. Str. P. O. Nachdem der Inhalt der Nummer 29 der Druckschrift „Die Zukunft" als strafbar erachtet wurde, war im Hinblick auf § 41 des Reichsstrafgesetzbuches in Ziffer II des Urtheilssatzes Ausspruch, so wie geschehen, zu erlassen.

gez. Rupprecht.

Es scheint mir nicht angebracht, dieses Urtheil schon jetzt zu kommentiren. Wohl aber möchte ich noch ein paar publizistische Stimmen anführen, die nicht dafür sprechen, daß der Artikel in bayerischen Herzen als frivol oder hämisch empfunden worden ist und daß er brave bayerische Patrioten beunruhigt oder belästigt, verletzt oder gar empört hat. Einige Aeußerungen des Herrn Dr. Sigl habe ich schon im vorigen Heft mitgetheilt. In den Münchener Neuesten Nachrichten las man: ... „daß der Artikel außer einigen Angaben über das Verhalten des Königs Otto, die weiter nichts als allgemein bekannte Dinge beibringen, die Gedanken und Bedenken ausführt, die das tragische Geschick des Königs und die daraus sich ergebenden staatsrechtlichen Verhältnisse naturgemäß erregen. Das Meiste davon ist in der einen oder der anderen Form, mehr oder minder freimüthig, schon wiederholt mündlich und schriftlich ausgesprochen worden." In der Täglichen Rundschau sagte Herr Heinrich Rippler: „Ich bin auch Bayer, ein gut monarchisch gesinnter sogar, und habe den Artikel zu wiederholten Malen gelesen, ohne ein anderes Aergerniß zu empfinden als das, daß hier längst Bekanntes, in Bayern zum Ueberdruß Gehörtes und Erzähltes, in einer sehr anspruchsvollen Form wiedergesagt wurde." In der sozialdemokratischen Münchener Post stand der Satz: „Wie in dem von einem eifrigen Monarchisten geschriebenen Artikel ‚grober Unfug' gefunden werden soll, muß die Weisheit eines erleuchteten Staatsanwaltes der verwunderten Welt erst klar machen." Herr Anton Memminger sagte in der Neuen Bayerischen Landeszeitung: „Ich habe den Artikel auch gelesen und bin geradezu überrascht, daß sich in Bayern ein Staatsanwalt fand, der die Verbreitung dieses Artikels unter den berüchtigten Begriff des ‚groben Unfugs' zu stellen versuchte." Herr Dr. Haas erklärte im münchener Generalanzeiger: „Der Artikel Hardens enthält kein Wort, das nicht jeder Münchener oder Bayer schon selbst gewußt oder gesprochen hätte; Alles darin sind längst bekannte Sachen, wenn sie auch nicht gerade erfreulichster Natur sind; der grobe Unfug müßte also lediglich darin gesucht und gefunden werden, daß Harden den Muth gehabt hat, Das zu schreiben und zu drucken, was vor ihm hunderttausend Andere in viel geschmackloserer Form häufig genug ausgesprochen haben." Und im münchener kleinen Journal stand: „Wir haben mit der großen Schaar von Interessenten im Verfolg des hardenschen inkriminirten Artikels wie seiner Vertheidigung keinerlei Absicht einer Verletzung und Beleidigung, noch weniger diese selbst, finden können, auch dann nicht, wenn, wie geschehen, einzelne Theile aus dem Gesammtgefüge herausgerissen wurden. Seine Sprache, seine Ausdrucksweise, ja, sein Vergleich mit einem berühmten, gleichfalls schwerkranken Philosophen sind von dem höheren Geistesflug eines ... Publizisten getragen und an eine für bessere Geistesnahrung verständnißinnige Lesewelt gerichtet, die unmöglich an Hardens Schrift über König Otto Aergerniß nehmen konnte, weit eher, wie der Autor selbst, erstaunt gewesen sein mag, als sie von der strafrechtlichen Verfolgung hörte."

Notizbuch.

Durch die Siegerstraße Unter den Linden schreitet, auf der Kranzlerseite natürlich, der greise Kanzler. Kein lästiger Gruß stört den langsam Wandelnden, denn kaum Einer erkennt in dem kleinen Herrn, der die Auslagefenster und die

Damentoiletten so aufmerksam mustert, den höchsten Hüter der Reichsinteressen. Wer ihn aber erkennt, Der freut sich, daß des guten Onkels gelbes, hängendes Köpfchen unter dem Trauerflor, der den Cylinder umhüllt, so behaglich, so seelenvergnügt dreinschmunzelt. Warum sollte Chlodwig der Unvergleichliche auch nicht seelenvergnügt sein? Die Lenzsonne lacht, im Garten des Kanzlerheims blühen die Bäume, der pariser Zahnarzt rüstet sich wohl schon zum Besuch des hohen Gastes und bald wird die deutsche Menschheit durch die Kunde beglückt werden, daß der alte Herr nach Werki, Grabowo oder Aussee abdampft und für die Bärenjagd einen neuen Muff oder für die Gemsenjagd neue Kniehöschen bestellt. Die schnöden Frevler, die seiner Kanzlerherrlichkeit nur eine kurze Dauer prophezeiten, haben sich arg getäuscht: er hat Alles, was „höheren Ortes" von ihm verlangt wurde, prompt erledigt — oder die Erledigung durch andere, weniger sichtbare Kräfte doch miterlebt — und ist nun sogar von dem Reichstag befreit, der manchmal so ungeberdig schien und schließlich so stolzen Ruhm errang. In der Thronrede, die der Kaiser vor dem in Schönheit sterbenden Reichsparlament verlas, wurden dieser erlauchten Körperschaft beinahe zärtlich klingende Lobsprüche gespendet: ihre unausgesetzt auf das höchste Ziel gerichtete patriotische Arbeit sei fruchtbar an gesetzgeberischen Erfolgen gewesen, die zur Macht und Wohlfahrt des Vaterlandes dauernd beitragen werden, und die dankbare Würdigung kommender Geschlechter sei ihrem Werk gesichert. Wenn man neugierig nach der Art dieses Werkes und nach den Ergebnissen der gepriesenen Fruchtbarkeit fragt, so erfährt man, der Reichstag habe das Bürgerliche Gesetzbuch, die von den Generalen von Caprivi und von Goßler ausgearbeitete Militärvorlage und das neue Flottengesetz angenommen, der einheitlichen Regelung des Militärstrafverfahrens zugestimmt und den nach Ostasien steuernden Postdampfern eine Subvention bewilligt. Das ist Alles; der Rest ist im Wesentlichen auf dekorative Wirkung berechnet, — recht geschickt übrigens, wie überhaupt die neueste Thronrede durch den Stil und die ruhige Mäßigung des Ausdruckes sich vortheilhaft von den Elaboraten aus der Zeit des Caprivismus unterscheidet. Diese Geschicklichkeit zeigt sich besonders auch darin, daß diesmal das röthlich fahle Umsturzgespenst, das keinem wachen Menschen mehr Furcht einflößt, nicht beschworen und weder von dem welken Dreibund noch von dem russischen Handelsvertrag gesprochen ward, der doch auch zu den — leider! — wichtigen Ergebnissen der angeblich fruchtbaren Reichstagsarbeit gehört und den der Kaiser früher eine rettende That und einen glorreichen Markstein in der deutschen Geschichte genannt hatte. In Erinnerung an dieses Wort, dem ja mühelos andere von nicht geringerer Vergänglichkeit zu gesellen wären, hätte es sich vielleicht empfohlen, nicht in so hohen Tönen aus dem Munde des gekrönten Vertrauensmannes der Nation das Lob des Reichstages verkünden zu lassen. In Deutschland leben auch heute noch allerlei Nörgler, die in ihres Herzens Härtigkeit meinen, mit der Bewilligung neuer Soldaten und neuer Schiffe, mit der Durchpeitschung eines dem sozialen Bedürfniß der Zeit nicht entsprechenden Bürgerlichen Gesetzbuches, der Annahme einer von jedem Standpunkt aus als höchst mangelhaft zu betrachtenden Militärgerichtsordnung und der Gewährung einer in unseren Tagen spekulativer Industrieunternehmungen sinnlos gewordenen Dampfersubvention seien die Pflichten eines Reichsparlamentes doch immerhin noch nicht ganz erfüllt, und die, wenn sie die trostlose Versandung unseres politischen Lebens sehen, seufzend ausrufen, daß Regirung und Reichstag in schönem Verein bei der für einen jungen Staatsorganismus tötlichen Taktik des taaffischen Fortwurschtelns angelangt sind. Diesen Unholden

leuchtet selbst der unermeßliche Triumph von Kiautschou nicht ein; sie erinnern daran, daß in deutscher Uebersetzung das neue Reichsgebiet, das, nach Bismarcks witzigem Wort, groß genug für allerhand Dummheiten ist, die Leimregion heißt, und fürchten, die künftige Entwickelung könne uns lehren, daß wir den schlauen Russen auf den chinesischen Leim gegangen sind und uns in Welthändel eingelassen haben, denen wir, nach unserer europäischen Lage, besser fern geblieben wären. Die Leute irren gewiß: wenn im Deutschen Reich nicht Alles, wie sogar die allerliebst inspirirte Auslandspresse meldet, ganz wundervoll stände, hätte der verantwortliche Berather dem Kaiser nicht das Konzept der Thronrede vorgelegt, die wir nun, verblüfft staunend, vernommen haben. Schade, daß wir das Idealparlament, an dessen fruchtbarem Wirken wir uns fünf Jahre erfreuen durften, so früh verlieren mußten! Hoffentlich bleibt uns wenigstens der Idealkanzler noch recht lange erhalten. Der eigensinnigste Zweifler muß jetzt doch bekennen: es geht auch so; und kein Gerechter kann sich darüber wundern, daß Onkel Chlodwig, mit dem Pachtvertrag und dem thronredneriſchen Lob in der Tasche, seelenvergnügt durch die Siegerstraße Unter den Linden schreitet.

* * *

Herr Arno Holz erbittet die Aufnahme der folgenden Erklärung:

„Das letzte Heft der ‚Zukunft' brachte eine Selbstanzeige des Herrn Dr. Paul Ernst, in der ihr Verfasser auch die Entstehung der modernen naturalistischen Technik bei uns streift und mir bei dieser Gelegenheit unterschiebt, ich hätte aus Zolas Aesthetik die letzten Konsequenzen gezogen, indem ich auch das Temperament verbannt und die reine Wiedergabe der Natur verlangt hätte. Dieser Unterschiebung bin ich seit sieben Jahren nun schon so häufig begegnet, daß ich sie selbstverständlich auch diesmal achselzuckend ignorirt haben würde, wenn der Ort, an dem ich sie fand, nicht leider die ‚Zukunft' wäre. Vor ihren Lesern möchte ich aber denn doch vorziehen, nicht so ohne Weiteres zum Trottel gestempelt zu werden, und bemerke daher Folgendes: In meiner ‚Kunst' (Theil I, Seite 68 bis 84) habe ich detaillirt nachgewiesen, daß es eine ‚Aesthetik Zolas' gar nicht giebt. Es giebt nur eine Aesthetik Taines und diese hat Zola bis auf den heutigen Tag gläubig nachgebetet. Von dieser Aesthetik Taines wies ich aber nach, daß sie sich in ihrem Prinzip mit aller ihr voraufgegangenen deckt, und gerade dieses Prinzip war es, gegen das ich mich richtete; nicht nur negativ, indem ich es als irrig bewies, sondern auch positiv, indem ich zugleich ein neues aufstellte. Wie man ein solches Vorgehen ‚die letzten Konsequenzen ziehen' nennen kann, ist mir unverständlich. In meiner ‚Kunst' (Theil II, Seite 31) steht außerdem zum Ueberfluß deutlich: ‚Eine völlig exakte Reproduktion der Natur durch die Kunst ist ein Ding der absoluten Unmöglichkeit, und zwar — von allem Anderen abgesehen — schon aus dem ganz einfachen und, wie man wirklich meinen sollte, bereits für jedes Kind plausiblen Grunde, weil das betreffende Reproduktionmaterial, das uns Menschen zur Verfügung steht, stets unzulänglich war, stets unzulänglich ist und stets unzulänglich bleiben wird.'" Arno Holz.

* * *

Vor Kuba und den Philippinen nichts Neues. Wenigstens bis zum zehnten Mai. Die Sache ist schon ein Bischen langweilig geworden. Amusant ist eigentlich nur die Wuth unserer lieben Presse darüber, daß die Amerikaner und Spanier nicht schnell ordentliche Seeschlachten veranstalten, über die dann die Mitternachtnautiker flink seit

sationelle Artikel schreiben könnten. Die gehäuften — meist ziemlich inhaltlosen — Depeschen ziehen ja längst nicht mehr und verständige Leute haben sich schon daran gewöhnt, ihre Belehrung über den Verlauf des Krieges nur noch aus den Börsenberichten zu schöpfen. Da aber könnten sie, wenn sie zwischen den Zeilen zu lesen wüßten, die Spuren eines Krieges entdecken, der viel amusanter und für uns auch viel interessanter ist als der Kampf um Kuba und die Philippinen. Ein großer Theil der deutschen Exportindustrie ist — ein Bischen kurzsichtig — nämlich für Spanien und würde dem transatlantischen Konkurrenten, dessen Hochmuth ein Sieg mächtig steigern müßte, gern eine schwere Niederlage gönnen. Unsere größten Banken stehen und fallen aber mit Amerika und ihre Leiter, die zu klug sind, um einen dauernden Erfolg des zermorschten Spanierreiches überhaupt für möglich zu halten, wünschen nur, die Yankees möchten recht bald einen entscheidenden Sieg erringen. Dieser Zwiespalt in eng verwandten und durch vielfache Fäden verbundenen Gebieten findet seinen Ausdruck auch in einem Theil der politischen Presse, der zuerst, in unbegreiflich senilem Marasmus oder unter dem Einfluß industrieller Exporteure, mit der üblichen Vollheit und Ganzheit für die edlen Spaniolen Partei nahm und nun mählich, vielleicht unter dem Druck der Bankmeinung, nach Amerikaabzuschwenken beginnt. Mit Humanität und Kreuzfahrerromantik ist heutzutage nichts mehr zu machen. Wir müssen uns gewöhnen, die modernen Profitkriege rein kommerziell zu betrachten, und eine vorausblickende Regirung sollte schon jetzt erwägen, ob in einem künftigen Konflikt die plötzliche Zurückziehung der russischen Bankguthaben uns nicht gefährlicher werden könnte als die vereinigte Truppenmacht der Häuser Romanow und Faure.

* * *

Der Kaiser unternahm auf dem bremer Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große" neulich eine Erholungfahrt, die ihn hoffentlich erfreut und erquickt hat. In einer im neuen Byzanz am Neroberge erscheinenden Zeitung berichtet darüber ein „Theilnehmer der Fahrt" — vielleicht Herr von Hülsen, der Herbstharfner, vielleicht ein anderer Begnadeter — „Einzelheiten, die wohl geeignet sind, in weitesten Kreisen Interesse zu erregen". Zunächst wird der Norddeutsche Lloyd im Allgemeinen und der Kaiserkahn im Besonderen über den grünen Klee gelobt und verkündet, trotz stürmischem Wetter sei beim Galadiner nur ein einziges Mitglied der Gesellschaft „für ganz kurze Zeit" seekrank geworden, „so daß schon in diesem Betracht der ‚Kaiser Wilhelm der Große' vielleicht einzig dasteht." Dann werden die Leistungen der Schiffsküche und des Weinkellers in beinahe lyrischem Ueberschwange verherrlicht und es wird, „als bemerkenswerth vom kulinarischen Standpunkt aus", mitgetheilt, daß, „entgegen der bisherigen Gewohnheit, die Austern erst zwischen dem Relevé und dem Braten gegeben wurden." Das sind sicher „Einzelheiten, die wohl geeignet sind, in weitesten Kreisen Interesse zu erregen." Von dem Loblied auf einen wilhelmischen Wein geht der Verfasser dann aber sehr plötzlich zu den folgenden Schlußsätzen über: „Der Kaiser nahm hier, wie bei jeder Gelegenheit, Veranlassung, seine allerhöchste Befriedigung und Anerkennung auszusprechen. Wir begrüßen diese Kaiserfahrt als ein neues Friedenswerk zur Hebung von Handel und Wandel, die nur unter einem von starker Hand geschützten Frieden gedeihen können. So bedeutet Kaiser Wilhelm der Zweite für die Hebung des Nationalreichthums und der nationalen Größe Deutschlands eine Epoche." Bei Tisch war übrigens Lloydsect, 1893er Bocksteiner, 1878er Chateau Lafitte, 1893er Oberemmeler, 1868er Rauenthaler Berg Auslese, 1874er Chateau Duluc und schließlich Veuve Clicquot getrunken worden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 21. Mai 1898.

Aus dem Tagebuch eines preußischen Staatsanwaltes.

Ein altes, verstaubtes Blatt aus dem Buche meiner Lebenserinnerungen, über dreißig Jahre alt, — verlohnt es sich, solche Chiffons aus ihrer Ruhe aufzustören? Vielleicht doch! Halbvergessene Erlebnisse dienstlicher Vergangenheit, eine der seltsamsten Episoden meines staatsanwaltlichen Berufes, mannichfach verschlungene persönliche Beziehungen zu einem der merkwürdigsten Stücke deutscher Zeitgeschichte: als ich dies Alles erlebte, erschien es mir interessant genug. Und wenn auch das Thun immer mehr interessirt als das Gethane, so mag es doch Manchem der jüngeren Zeitgenossen auch heute noch dienlich sein, von jenen erst so dunklen, dann so hell leuchtenden Tagen wieder einmal zu hören, da Blut und Eisen das Deutsche Reich zusammenzuschweißen begann.

Als ich in dieser Zeitschrift gelegentlich über den Prozeß Tausch redete, bezeichnete ich es als Verkehrtheit unserer Presse, den übertrieben viel gescholtenen Polizeikommissar mit dem Polizeidirektor Stieber vergleichen zu wollen. Wer dem einen und dem anderen Manne auch nur flüchtig im Leben begegnet war, mußte solchen thörichten Vergleich von der Hand weisen. Stieber war bekanntlich von der Juristerei als Referendar und Doktor der Rechte nach ziemlich röthlichem Treiben als berliner Volksredner im tollen Jahre 1848 in den Polizeidienst über-

gesprungen, hatte in Hinckeldeys Schule seine Karriere gemacht, zeichnete sich durch ein eigentlich abstoßendes Aeußere der Lebensformen unschön aus, blieb aber im Wesen ein äußerst schlauer, geschmeidiger, in seinen Mitteln ein verwegen rücksichtloser und skruppelloser Mann. Gegen ihn war in Alledem der militärisch geschulte, elegante, ein Wenig täppische Polizeikommissar von Tausch, wie sich der berliner Jargon ja wohl auszudrücken liebt, der „reine Waisenknabe". Ich habe nur einmal mit Stieber zusammen arbeiten müssen und mir dabei für alle Zeit den Geschmack an seiner Geheimpolizei verdorben. Wie Das gekommen ist, wollte ich hier erzählen.

In den ersten Maitagen des Jahres 1866 war der damalige Ministerpräsident von Bismarck-Schönhausen, als er, aus König Wilhelms Palais kommend, langsam die Linden nach der Wilhelmstraße zu heimwandelte, meuchelmörderisch angefallen worden. Der Thäter war ein junger Akademiker der landwirthschaftlichen Hochschule in Hohenheim bei Stuttgart, Cohn mit Namen. Seine Civilstandsverhältnisse waren unklar, der bekannte, in London lebende badische Flüchtling Blind wurde bald als sein natürlicher, bald als sein Stiefvater bezeichnet, weshalb der fragliche Sohn sich auch Cohn-Blind zu nennen liebte. Bismarck, der nach einer Erkältung gerade seinen ersten Ausgang machte, war trotz dem Maiwetter besonders warm angezogen — er trug damals noch bürgerliche Kleidung — und so war es keiner der aus nächster Nähe abgefeuerten vier oder fünf Revolverkugeln gelungen, durch Röcke, Westen, Unterzeug bis zur Verletzung edlerer Theile durchzudringen. Der Ministerpräsident hatte den Mordgesellen auf der Stelle dingfest gemacht, ihn den herbeigeeilten Schutzmännern übergeben und war seines Weges weiter gewandelt. Auf dem berliner Polizeipräsidium am Molkenmarkt bekam man es fertig, die erste Vernehmung des Attentäters unmittelbar nach dem Vorgang mit solcher Gemüthlichkeit zu betreiben, daß Cohn-Blind eine Pause in der Vernehmung dazu benutzen durfte, sich mittels seines Taschenmessers zu entleiben. Damit schien die Affaire in ihrer für den irdischen Richter greifbaren Gestalt zu Ende zu sein. Daß der damalige berliner Fortschrittsphilister das schlechte Schießen des Mordgesellen lebhaft bedauerte, daß die Leiche des Selbstmörders förmlich ausgestellt wurde, damit berliner Damen ihre Taschentücher in das Blut des Märtyrers in memoriam der Heldenthat eintauchen konnten, daß dagegen der Kreis Derer, die,

den vom Tode erretteten Bismarck zu begrüßen, nach der Wilhelmstraße eilten, ein recht spärlicher war, ist mehr von völkerpsychologischer und kulturhistorischer als von kriminalistischer Bedeutung. Was wäre wohl aus Deutschland geworden, wenn damals eine der Kugeln Cohn-Blinds ihr Ziel erreicht hätte?

Etwa vierzehn Tage nach dem eben geschilderten Attentat erfuhr ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung, daß es doch noch für mich von kriminalistischer Bedeutung zu werden bestimmt sei. Ich war als junger Staatsanwalt jung verheirathet, saß mit meiner Frau behaglich auf unserem Balkon unter den grünenden Bäumen und blühenden Fliederbüschen der Potsdamerstraße, als eine Schutzmanns-Ordonnanz den häuslichen Frieden durch die peremptorische Weisung unterbrach, mich unverzüglich in einer höchst wichtigen politischen Angelegenheit nach der Privatwohnung des Ersten Staatsanwaltes zu verfügen. Als ich dort angekommen war, traf ich meinen staatsanwaltlichen Chef mit dem Polizeidirektor Stieber in geheimnißvoller Konferenz, die sich dann unter meiner Mitwirkung bis in späte Nachtstunden fortsetzte. Um Das, worüber verhandelt wurde, gleich in verständlichen Zusammenhang zu bringen mit Dem, was mir am anderen Morgen der Justizminister mittheilte: seit Blinds Attentat hatte sich in der Stille das Folgende abgespielt. Stieber war zur Zeit der liberalen Aera nach den unerquicklichsten Konflikten mit dem damaligen Oberstaatsanwalt am Kammergericht, Schwarck, seiner bisherigen Stellung als Polizeidirektor enthoben und zur Disposition gestellt worden. Er sehnte sich natürlich, Amt und Gehalt und Einfluß thunlichst bald zurück zu gewinnen. Die unglaublich schlechte Art, in der das berliner Polizei-Präsidium das Attentat Blinds behandelt hatte, gab ihm die erwünschte Gelegenheit, zunächst bei Frau von Bismarck, dann auch bei König Wilhelm sich in Gunst zu setzen. Es wurde ihm nicht schwer, eine durch den Mordversuch erschütterte, mit allen Herzensfasern an ihrem Mann hängende Frau zu überzeugen, daß unter solcher kläglichen Polizeiwirthschaft, wie sie sich jüngst bethätigt hatte, der Ministerpräsident keinen Tag sicher sei, das Opfer eines erneuten Attentats zu werden. Er erbot sich und erhielt die Erlaubniß, die Recherchen selbst in die Hand zu nehmen, engagirte zu diesem Zweck zwei russische Geheimpolizisten seiner früheren Bekanntschaft — die deutschen Agenten waren für die Aufgabe schon äußerlich allzu schäbige Erscheinungen —, versah sie mit falschen Pässen, fremden

Namen, entsprechenden Instruktionen, schickte sie nach Hohenheim und ließ sie sich dort als zwei vornehme exotische Gentlemen an der Hochschule immatrikuliren. Sie erhielten sehr respektable Tagegelder und berichteten für das Geld täglich an Stieber die abenteuerlichsten Dinge. Nach diesen Berichten war ganz Hohenheim das reine Mörderneſt; nächtlich im Walde bei Mondenschein pflegten sich die Verschwörer zu versammeln; eine ganze Rotte hätte feierlich durch Schwur sich verpflichtet, Mann für Mann nach Berlin auszurücken, das von Blind Verfehlte erfolgreich ins Werk zu setzen und nicht eher zu ruhen und zu rasten, als bis Bismarck ein stiller Mann geworden sei. Man kann sich denken, welchen Eindruck solche von Stieber geschickt benutzten Berichte zunächst auf Frau von Bismarck und dann auch auf König Wilhelm machen mußten. Die nächste Wirkung war, daß ein Befehl des Königs den Justizminister anwies, einen seiner Staatsanwälte nach Württemberg zu schicken, um dort durch seine persönlichen Instigationen die schwäbischen Gerichts- und Polizeibehörden zu energischem Einschreiten gegen die hohenheimer Mordgesellen zu veranlassen. Ich vermuthe, daß Stieber ursprünglich darauf gerechnet hatte, selbst mit der Mission nach dem Schwabenland beauftragt zu werden, spätere juristische Erwägungen im Kabinet aber diesen Weg ungangbar gemacht hatten. So war die Wahl des Ministers auf mich gefallen, dem der zu wandelnde Weg auch nicht gangbarer erschien. Abgesehen davon, daß meine häuslichen Verhältnisse für eine längere Abwesenheit von Berlin so ungünstig wie möglich lagen, und abgesehen davon, daß der Ausbruch des Krieges mit Oesterreich und den süddeutschen Staaten stündlich erwartet wurde, vermochte ich schlechterdings nicht zu erkennen, was mein persönliches Wirken in Württemberg mehr und besser auszurichten im Stande sei, als durch schriftliche Requisitionen im normalen Geschäftsverkehr zu erzielen wäre. Der Justizminister Graf zur Lippe sah die Sache ziemlich in dem selben Lichte an, wie ich es that. Aber er hatte sein Pulver gegen Stieber bereits vergeblich verschossen, er zeigte mir achselzuckend die königliche Ordre, der er pariren müsse wie ich, und . . . wünschte mir glückliche Reise. Es blieb mir noch gerade so viel Zeit, um wenigstens einigermaßen meiner abenteuerlichen Expedition juristische Form zu geben, vom Untersuchungrichter des berliner Stadtgerichtes einige in blanco ausgefertigte Requisitionen an württembergische Gerichtsbehörden an mich zu nehmen, mich mit Blinds Revolver als corpus delicti zu bewaff-

nen, den Koffer zu packen und die Fahrt gen Stuttgart anzutreten. Die Route führte damals noch weitläufig über Frankfurt a. M. und Bruchsal. Unterwegs, als ich im Eisenbahncoupé durch Thüringens Waldhügel fuhr, genoß ich das Vergnügen, von deutschen Landsleuten beim Rauch einer guten Cigarre behaglich in allen Tonarten bewiesen zu hören, mit welcher Wucht die ja aller erprobten Generale ermangelnden preußischen Truppen demnächst von Oesterreichs Benedek zusammengehauen werden würden; in Frankfurt wies man mir am Schalter meine preußischen Kassenscheine mit Hohn zurück; unter so anmuthigen Eindrücken langte ich an einem der ersten Junitage 1866 in Marquardts gutem Hause in Stuttgart an.

Mein erstes Geschäft war, mich dem württembergischen Justizminister Freiherrn von Neurath vorzustellen und ihn mit meinem absonderlichen Auftrage bekannt zu machen Im zweiten Stockwerk eines recht bescheiden aussehenden Hauses, in einem noch bescheidener möblirten Arbeitraum empfing mich ein großer, stattlicher Herr in langem grauen Goetherock, sanguin in Gesichtsfarbe und Temperament, die durchaus sympathische Erscheinung eines süddeutschen Edelmannes höheren Lebensalters. Nachdem er die erste Verblüffung über die seiner Justiz hier entgegentretende Zumuthung überwunden hatte, äußerte er sich, liebenswürdig schwäbelnd, etwa dahin: „Wissen Sie, Herr Staatsanwalt, daß wir Ihren Herrn von Bismarck hierzulande gerade lieben, kann ich nicht sagen; so weit sind wir aber noch nicht, gegen ihn Meuchelmörder bedächtig aufzuzüchten; untersuchen Sie also ungenirt, so viel Sie wollen; es ist mir zwar noch unklar, wie wir es nach Lage unserer Prozeßgesetze werden einrichten können, Sie bei den Untersuchunghandlungen persönlich mitwirken zu lassen, und ich muß darüber noch mit meinem Generalstaatsanwalt in Berathung treten; bitte, besuchen Sie mich zu einer gemeinsamen Konferenz morgen wieder; was irgend geschehen kann, um all Ihre Wünsche zu befriedigen, soll sicherlich geschehen." Als ich recht erleichterten Herzens die Treppen des Justizministeriums heruntersstieg, dachte ich darüber nach, wie Graf zur Lippe wohl einen württembergischen Beamten behandelt haben würde, der nach Berlin gekommen wäre, um der preußischen Justiz auf die Beine zu helfen. Nachmittags empfing ich den Gegenbesuch des Ministers und seines Generalstaatsanwaltes; am anderen Vormittag wurde zwischen uns vereinbart, daß, da die damalige württembergische Prozeßordnung die Anwesenheit Dritter bei untersuchungrichterlichen Handlungen unbedingt verbot, ich zu solchen

Handlungen zwar nicht unmittelbar zugezogen, aber von allen durch mich veranlaßten Vernehmungterminen amtlich benachrichtigt, mir vor dem förmlichen Abschluß die Protokolle zur Einsicht vorgelegt und mir Gelegenheit gegeben werden solle, auf deren Vervollständigung in continenti hinzuwirken. In diesem Sinne wurden die betreffenden Gerichtsbehörden vom Minister mit Weisungen versehen. Damit war in der Sache genau das Selbe erreicht, was ich bei unmittelbarer persönlicher Anwesenheit in den Terminsverhandlungen hätte erzielen können. Thatsächlich habe ich denn auch die meisten — oder doch die wichtigsten — der auf meinen Anlaß vernommenen Auskunftpersonen selbst gesprochen und mich mit ihnen verständigen dürfen; nur bei dem eigentlichen artikulirten Verhör mußte der Förmlichkeit halber eine trennende Thür zwischen den preußischen Staatsanwalt und den württembergischen Amtsrichter gezogen bleiben.

Nachdem die Untersuchung in ihren Gang gesetzt war, hatte ich Zeit, ehe auf meine verschiedenen, nach Stuttgart-Hohenheim, Esslingen, Tübingen u. s. w. abgelassenen Requisitionen Terminsbenachrichtigungen an mich erfolgten, mich im Schwabenlande näher umzuschauen. Preußischer Gesandter am stuttgarter Hof war damals der Freiherr von Canitz, derselbe Diplomat, der früher in Darmstadt beglaubigt gewesen war und über dessen Konflikte mit dem hessischen Minister von Dalwigk eine ganze Reihe der von Poschinger herausgegebenen Bundestagsberichte Bismarcks Ergötzliches zu erzählen weiß. Er war auch jetzt nicht auf Rosen gebettet. Hatte doch kurz vorher erst der Premierminister König Karls von Württemberg, Herr von Varnbüler, Preußen sein vae victis, künftiger Siege trunken, drohend zugerufen. Eines schönen Tages begegnete mir Canitz in besonders erregter Gemüthsverfassung auf der Straße und machte seinem Aerger Luft, indem er mich mit nachstehendem Histörchen erfreute. An den Schaufenstern der stuttgarter Bilderläden hingen überall gräuliche Sudeleien, die Bismarck am Galgen hängend darstellten. Er, der Gesandte, käme eben von Varnbüler, den er gefragt habe, ob es in Stuttgart keine Polizei gebe, die solche, unter civilisirten Staaten unerhörten „kanibalischen" Roheiten von der öffentlichen Bildfläche fortzufegen wisse. „Wissen Sie, was der ‚Kerl' mir darauf erwidert hat? Ich, von Varnbüler, wundere mich, daß Sie, Herr von Canitz, unsere Schaufenster Ihres Blickes würdigen. Ich, von Varnbüler, habe nicht die Gewohnheit, an Schaufenstern auf der Straße stehen zu bleiben,

kümmere mich absolut nicht darum, was dort auf- oder ausgehängt wird, und würde Ihnen rathen, das Selbe zu thun!" Niemand schaute daher froher drein als der preußische Gesandte, da er mir am sechzehnten oder siebzehnten Juni seelenvergnügt mittheilen konnte, er habe eben seine Pässe erhalten, verlasse noch heute mit der ganzen Gesandschaft Stuttgart und hoffe, ich würde ihm unverzüglich folgen. Ehe ich jedoch so weit war, mußten noch viel unnütze Protokolle zusammengelesen werden.

Es würde mich zu weit führen, auch heute kaum noch von Interesse sein, von all den Irrfahrten zu berichten, die ich behufs Wahrnehmung von Terminen durch die schwäbischen Gaue zu machen hatte, und von Dem weitläufig zu reden, was ich dabei amtlich und außeramtlich erlebt habe. Das Gesammtergebniß meiner Untersuchung läßt sich kurz zusammenfassen. Was Stiebers „Vertrauensmänner" aus Hohenheim nach Berlin berichtet hatten, war vom Anfang bis zum Ende nichts als eine Summe von Lügen eigensten geheimpolizeilichen Fabrikates. Die landwirthschaftliche Akademie in Hohenheim hatte damals einen ziemlich vornehmen internationalen Charakter. Unter der überwiegenden Zahl von Engländern, Amerikanern, Spaniern, meist den besten Familien fremdländischer Aristokratie angehörend, hatte der stille, in sich gekehrte Judenknabe während der wenigen Monate, die er sich überhaupt auf der Hochschule aufgehalten, nur eine verschwindende Rolle gespielt. Kaum, daß ein paar Akademiker sich flüchtig des Namens und der Persönlichkeit erinnerten; die Mehrzahl kannte ihn gar nicht. Von Anhang und Freundschaft, von Geheimbündeleien und Komplotten zwischen Cohn-Blind und diesen gänzlich unpolitisch angelegten jungen Leuten konnte nicht die Rede sein. Cohn hatte Ende März oder Anfang April Hohenheim verlassen, um durch Bayern, Böhmen, Sachsen eine Studienreise zu machen. Unterwegs erst — darüber ließen seine, an eine ihm befreundete tübinger Dame gerichtete Reisebriefe nicht den geringsten Zweifel zurück — hatte sich in dem jugendlichen Hirn beim Anblick der Kriegsvorbereitungen die Vorstellung festgesetzt, Deutschlands Fluren seien im Begriff, von einem neuen Dreißigjährigen Kriege verwüstet zu werden, das Alles sei das fluchwürdige Werk eines Mannes, mit dessen Verschwinden von der Erdfläche der Friede der Völker gesichert wäre. So war spontan der Gedanke der That in ihm entstanden; um sie auszuführen, war er von Dresden nach Berlin ge-

kommen; in Dresden oder Berlin war der Revolver erworben; damit war dann geschehen, was wir wissen.

Mit der Feststellung dieser negativen Evidenz des stieberschen Schwabenkomplotts war ich ziemlich fertig, als der stuttgarter Boden für den Preußen heißer und heißer zu werden begann. Ein gesinnungtüchtiges demokratisches Blättchen hatte das geheimnißvolle Thun und Treiben des aus dem Polenprozeß berüchtigten Staatsanwaltes Dr. Mittelstaedt im Lande Württemberg und sein Hauptquartier im Hotel Marquardt zur öffentlichen Anzeige gebracht; es fanden allabendlich vor meinem Quartier freundliche Zusammenrottungen des stuttgarter Mobs statt, der meine nähere Bekanntschaft zu machen gewillt war. Der fünfzehnte Juni brachte in Frankfurt die entscheidende Bundestagssitzung, die Auflösung des alten Bundes und den deutschen Bundeskrieg. Die diplomatischen Beziehungen zwischen Berlin und Stuttgart brachen entzwei, ich befand mich nach Canitz's Abreise ungefähr in der verzweifelten Position einer Schildwache in Feindesland, die man abzulösen vergessen hatte. Jedenfalls hatte meine Mission den letzten Rest vernünftiger Zwecke eingebüßt. So beschloß ich denn, auf eigene Faust mich mit meinen Akten und meinem Revolver nach der Heimath durchzuschlagen. Der alte Marquardt, der nicht nur ein sehr braver Mann, sondern auch ein Gentleman war, bestand darauf, mich unter seiner persönlichen Obhut schutzbereit bis zur Abfahrt zu begleiten. Er nahm mich unter den Arm, führte mich durch Höfe und Hintergebäude nach dem benachbarten Bahnhof, besorgte dort am Schalter für mich die Lösung des Billets und brachte mich in dem nächsten nach Frankfurt abgehenden Zug in einem einsamen Coupé wohlbehalten unter. In Frankfurt war der Teufel der Preußenfresserei vollends los. Mit Dem wäre ich allenfalls noch ins Reine gekommen, wenn nur die Eisenbahnverbindung nach Fulda und Bebra hin durch die Kriegsfurie nicht gänzlich abgeschnitten gewesen wäre. Nachdem ich mich einen Tag planlos auf den frankfurter Bahnhöfen umhergetummelt, gelang es mir, über Hanau und Aschaffenburg in bayerischen Militärzügen Unterschlupf zu finden und auf solchem Weg Bamberg zu erreichen. Hier schien es zunächst gar kein Weiterkommen zu geben. Es waren die Tage, da die bayerischen Truppen den vom Norden heruntergedrängten Hannoveranern zu Hilfe zu eilen versuchten, die Katastrophe von Langensalza sich vollzog und allgemeine Konfusion

in der Reichsarmee das Oberkommando führte. Bald hieß es, der Tunnel bei Lichtenfels sei bereits gesprengt, bei Koburg werde gekämpft, Züge nach dem Norden gingen überhaupt nicht mehr ab. Dann wieder verlautete, man wolle versuchsweise noch einen Zug ablassen, vielleicht würden Civilisten mitgenommen werden, vielleicht sei es möglich, über Koburg nach Eisenach zu gelangen. Nach endlosem Harren gelang Das wirklich und von Eisenach aus gab es wieder fahrplanmäßige Verbindung nach Berlin.

Post tot discrimina rerum und nachdem ich so mich zwischen Stuttgart und Berlin drei bis vier Tage umhergetrieben hatte, fand ich mich eines schönen Sommermorgens wieder auf meiner Potsdamerstraße daheim. Meine Frau, die trotz allen aufgegebenen Briefen und Telegrammen seit acht Tagen ohne alle Nachrichten von mir geblieben war, wohl aber aus den Zeitungen allerlei Tatarennachrichten von in Bayern aufgefangenen und gelynchten preußischen Spionen erfahren hatte, war des Wiedersehens froh. Zwei Wochen darauf wurde ich glücklicher Vater meines ersten Kindes. Dies und die großen Dinge des böhmischen Kriegsschauplatzes ließen mich die Misere meiner schwäbischen Abenteuer rasch vergessen. Es kostete einige Mühe, meine Reiseauslagen einigermaßen ersetzt zu erhalten, dieweil der preußische Sporteltarif für derartige staatsanwaltliche Expeditionen ins Ausland keine recht entsprechende Rubrik enthielt. Schließlich kam ich auch darüber fort und konnte mich demnächst als Vorstand der „politischen" Abtheilung der berliner Staatsanwaltschaft wieder der geistvollen Thätigkeit widmen, wöchentlich ein Dutzend Anklagen wegen durch schlimme Scheltworte gekränkter Nachtwächter mit meiner Unterschrift zu versehen. Unter zehn Fällen bestand durchschnittlich neunmal die „inkriminirte" Aeußerung in der aus Götz von Berlichingen bekannten, sonst für die Schriftsprache unzugänglichen kräftigen Zumuthung. Das nannte man damals am Molkenmarkt „politische" Anklagen. Ich hatte das Glück, Herrn Stieber nicht wiederzusehen. Ihm hatte das hohenheimer Schwabenkomplott die Ehre eingebracht, als Chef der Staatspolizei im Großen Hauptquartier den König Wilhelm nach Sadowa begleiten zu dürfen. Irre ich nicht, so ist er dann im Jahre 1870/71 in der gleichen Stellung in Versailles thätig gewesen. Was er sich hier oder dort für Verdienste um den Staat erworben hat, weiß ich nicht; doch möchte ich bezweifeln, daß sie einwandfrei waren. Sincerum est nisi vas, quodcunque infundis — acescit! Otto Mittelstaedt.

Vivisektion.

Ich kann es dem Herausgeber der „Zukunft" nachfühlen, wenn er keine sonderliche Lust verspürt, den nun schon durch drei längere Aufsätze*) sich hinziehenden Streit für und wider die Vivisektion fortzuführen; er wird ausrufen: Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los! Aber die Sache ist doch zu wichtig und zu ernst, als daß nicht auch ich noch einmal, zur Antwort auf den Aufsatz des Herrn Dr. Beer, das Wort ergreifen sollte. Ich will aber versuchen, mich so kurz wie möglich zu fassen; es kommt mir darauf an, erstens eine Reihe von Thatsachen festzustellen und auf eine Anzahl Fragen des Herrn Beer zu antworten; zweitens den Standpunkt der Bekämpfer der Vivisektion nochmals zu beleuchten.

Herr Beer hatte natürlich Gegner, als er seinen ersten Aufsatz schrieb; und diesen schob er insofern „falsche Ansichten" unter, als er deren Mitgefühl mit allen Denen, die sonst im Menschen- und Thierreiche leiden, bezweifelte sie Dem gemäß auf dankbarere Aufgaben hinwies. Dagegen wandte und wende ich mich heute mit dem Hinweise, daß man das Eine nicht thun, das Andere lassen dürfe, daß das Mitleiden uns treibe, gegen alles ungerechte qualvolle Leiden einzutreten und nicht vor einem plötzlich Halt zu machen.

Ich nahm eine längere Stelle aus einer Schrift über die Jagd in meinen Gegenaufsatz hinein, worin es hieß, in der Heiligen Schrift finde man keinen Heiligen als Jäger. Ein „Argument" sollte Das nicht sein, nur eine nicht belanglose Bekräftigung der vox populi langer Jahrhunderte.

Herrn Heidenhain sollte man lieber ruhen lassen und nicht aus dem Bereich der Toten heraufbeschwören, auch den unüberlegten, schlechten Witz mit dem Seite für Seite blau durchstrichenen Lehrbuch der Physiologie nicht immer wieder als „Argument" anführen. Wie viel wird der Vivisektion gut geschrieben, was ihr nachweislich gar nicht verdankt wird! Wie Vieles ist entdeckt gewesen, um dann vivisektorisch nochmals entdeckt zu werden! Es scheint, daß Herr Beer sogar Galvanis Versuche mit zuckenden Froschkeulen der Vivisektion zuschreiben möchte. Von Heidenhain aber sei nur folgendes Stücklein mitgetheilt, um seine Unglaubwürdigkeit zu beweisen. Er schrieb im Auftrage des Ministers von Goßler, auf Grund der Gutachten der medizinischen Fakultäten, jene bekannte Schrift zur Orientirung der preußischen Abgeordneten, die denn auch auf die „amtliche Denkschrift", die „amtliche Wahrheit" hereinfielen; der eine Angeklagte wurde zum sachverständigen Gutachter, der andere zum Richter bestellt; damit war die Sache in oberflächlichster und leichtfertigster Weise erledigt; die Schrift diente nicht dazu, die Wahrheit zu enthüllen, sondern, sie zu verhüllen. Wie sie entstand, dafür ein Beispiel. Herr

*) S. „Zukunft" vom 27. November 1897, 15. Januar und 26. März 1898.

von Goßler hatte in der ersten Debatte (April 1883) einen Fall aus Jacobsons Privatpraxis als Beweis für den Segen ins Feld geführt, den die von Munk grauenhaft gemarterten Affen der Welt gebracht hätten. In den Bayreuther Blättern 1883, VII—X, erschien eine Erklärung, daß keine der von Goßler vorgebrachten Thatsachen richtig sei. Darauf erhielt Professor Jacobson (Direktor der königsberger kgl. Augenklinik) von Heidenhain folgenden Brief:

Breslau, 21. Dezember 1883.

Hochgeehrter Herr Kollege!

Verzeihen Sie gütigst die Belästigung durch eine Anfrage, welche ich auf Veranlassung des Ministeriums an Sie zu richten mir erlaube. Im Abgeordnetenhause steht wiederum eine Vivisektion-Diskussion bevor. Im vorigen Jahre theilte der Minister zum Beweis für den praktischen Nutzen der munkschen Hirnversuche einen Fall aus Königsberg mit (Trepanation des Schädels in der Sehregion). In einer von den Herren Lawson Tait und Dr. Grysanowski verfaßten Kritik der Abgeordnetenhaus-Debatte wird dieser Fall für nicht beweisend erklärt; der Ort der Verletzung sei von vorn herein durch Sie gefunden, nicht erst auf Grund der munkschen Beobachtungen diagnostizirt, er sei weit entfernt von der munkschen Sehsphäre gewesen u. s. f. Grysanowski bezieht sich dabei auf eine Dissertation von Haßenstein. Ich bin nun damit beschäftigt, im Auftrage des Ministeriums eine Denkschrift für das Abgeordnetenhaus auszuarbeiten, und erhalte zu dem Zwecke alle bezüglichen Aktenstücke aus Berlin. Unter die mir heute zugegangene eben erwähnte ‚Kritik' hat Goßler mit Bleistift die Notiz gemacht: Jacobson hat mir ausdrücklich den (bestrittenen) Zusammenhang ‚bestätigt'. Althoff ersucht mich, mich mit Ihnen in Korrespondenz zu setzen, um Aufklärung über die Richtigkeit der Angaben Grysanowskis zu erbitten. Ich habe in dieser Angelegenheit, die mich sehr interessirte, schon früher spontan an Schönborn geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Um Sie genau zu orientiren, schreibe ich beistehend die Sätze der Kritik ab und danke Ihnen im Voraus bestens für gütige Aufklärung.

Mit vorzüglicher Hochachtung

R. Heidenhain.

Die „gütige Aufklärung" erfolgte und lautete: daß jedes Wort der bayreuther Kritik zutreffend sei. Da es sich um eine ministerielle Anfrage, um die amtliche Widerlegung der Einwürfe handelte, die gegen die öffentlich gemachten Behauptungen der Vivisektion-Debatte ebenfalls öffentlich erschienen waren, da dieser Fall vom Minister selbst als besonders glänzendes Paradepferd fälschlich vorgeführt worden war, da Heidenhain ihn für so wichtig hielt, daß er aus freien Stücken an Schönborn, den königsberger Chirurgen, geschrieben hatte, hätte man wohl erwarten dürfen, daß um der Wahrheit willen die Berichtigung erwähnt worden wäre. Man findet aber keine Silbe darüber. Das sollten die Herren nicht vergessen.

Gewiß, Herr Beer, haben sich hervorragende Physiologen und Mediziner theils über die Nutzlosigkeit der Vivisektion, theils über den viel zu großen Umfang,

den sie angenommen habe, ausgesprochen. Freilich setzen Sie klüglich hinzu: „kein Physiologe habe im Vollbesitz seiner Vernunft die Vivisektion für nutzlos erklärt." Denn es ist natürlich leicht, alle Zeugnisse als von unvernünftigen Gelehrten herrührend abzuweisen. Immerhin mögen einige Beispiele gegeben werden: Ich nenne Charles Bell, der in seinem Werke „The nervous system of the human body" urtheilt: „Versuche haben nie zu Entdeckungen geführt und ein Blick auf die neuesten Leistungen der Physiologie zeigt, daß das Vivisseziren mehr Irrthümer verewigt als auf anderem Wege gewonnene richtige Ansichten bestätigt hat." Und Bell nennt seine Entdeckung der zwiefachen Funktion der Rückenmarksnerven ausdrücklich eine „Deduktion aus anatomischen Daten". Dr. Laborde nennt die Entdeckung der Aphasie (des Verlustes der Sprache) das Ergebniß von Beobachtungen am Krankenbett. Ihm stimmt Charcot zu, der urtheilt, daß die während des Lebens am Menschen beobachteten krankhaften Funktionen in stete Beziehung zu den nach dem Tode entdeckten örtlichen Schäden zu bringen seien; solcher Methode „verdanken wir alle irgend exakten zutreffenden Kenntnisse, die wir heute von der Pathologie des Gehirnes haben." Ferner weise ich nur noch, um nicht allzu breit zu werden, auf die Urtheile von Hyrtl, Strauß-Dürkheim, sogar des berühmten Ludwig, Roche (von der französischen Akademie), Brown-Séquard (der die Lehre von den Funktionen des Gehirnes ein „Gewebe von Irrthümern" nennt, „die erst durch klinische Beobachtungen am Menschen berichtigt worden sind), Longet, Legallois, Beclard, Lawson Tait und Andere hin.

Mindestens hätte man erwarten sollen, daß sich die besonnenen und „humanen" Vivisektoren — als solchen will ich natürlich auch Herrn Beer von vorn herein gern gelten lassen — gegen das Uebermaß von Vivisektionen erklärten, gegen die auch nach ihrer Meinung vorkommenden Ausschreitungen und Mißbräuche. Davon ist aber nie Etwas vernommen worden, noch hat die verantwortliche preußische Staatsbehörde je eine gründliche und unparteiische Untersuchung der Frage durch Fachgelehrte und gebildete Laien, die in dieser ernsten Sittenfrage allerdings mitzureden haben, angestellt, noch die Vivisektion eingeschränkt und amtlich überwacht, noch auf die Uebertretung der gegebenen Bestimmungen Strafen gelegt. Wie kann man sich da nun wundern, daß bei solchem Mangel an allem guten Willen ein Sturm losbricht, der sich nicht lange auf Abwägung und Unterscheidung von Erlaubtem und Mißbräuchlichem einläßt, sondern unter solchen Umständen die gesetzliche Unterdrückung der Vivisektion verlangt! Und auch jetzt geschieht noch nichts, weder von der Behörde, noch von den angegriffenen Vertretern der „Wissenschaft", um den auch nach ihrer Meinung berechtigten Forderungen der Menschlichkeit und auch einer besonnenen, vorsichtigen, geläuterten Wissenschaft entgegenzukommen. Was aber den Umfang, die geradezu wüste Anwendung durch

Berufene und Unberufene betrifft, so erinnere ich an das Urtheil des Sanitätsrathes Rupprecht („Unsere Zeit", 1883), wonach eine „gesetzliche Beschränkung der Vivisektion geboten sei". Er stellte dann sieben Forderungen auf und meinte, daß im Fall von deren Annahme die Zahl der bisher angestellten Vivisektionen sich um etwa 80 bis 90 Prozent vermindern würde.

Von noch höherem Gewicht aber ist das Urtheil des Geh. Medizinalrathes Professors A. Eulenburg („Gegenwart", 1879): „Man kann qulitativ und quantitativ mißbräuchliche Anwendungen der Vivisektion unterscheiden. Zu den ersten gehört das kritiklose Experimentiren über Dinge, die einer derartigen Bearbeitung gar nicht bedürfen, bei deren Bearbeitung folglich auch nichts oder so gut wie nichts herauskommt. Es fehlt nicht an strebsamen Adepten der Wissenschaft, welche die Worte ‚experimentell' und ‚exakt' förmlich als gleichbedeutend anzusehen scheinen und auch die gleichgiltigste in ihrem Gehirn aufgestiegene Frage nicht anders als durch den Massenmord von Fröschen, Kaninchen oder gar Hunden entscheiden zu können wähnen. Man wird mich wohl davon dispensiren, hier Beispiele zu nennen. Indessen, um nicht einer feigen Zurückhaltung und moralischen Mitschuld geziehen zu werden, will ich als meine subjektive Ansicht hinzufügen, daß es Experimente giebt und gegeben hat, die ihrer Grausamkeit halber schlechterdings verwerflich und unzulässig sind, selbst wenn ein erheblicher wissenschaftlicher oder praktischer Nutzen mit ihnen verbunden sein würde. Quantitativ kann die Vivisektion gemißbraucht werden und wird unzweifelhaft gemißbraucht, indem die selben schmerzhaften, verstümmelnden oder tötlichen Versuche bei Thieren häufiger als nöthig wiederholt werden. Die Entscheidung über das im einzelnen Fall einzuhaltende Maß ist allerdings eine sehr schwierige und sollte am Besten vom Experimentator selbst getroffen werden können. Indessen glaube ich, auch hier nur schwachem Widerspruch zu begegnen, wenn ich die Meinung wage, daß namentlich jüngere und im Experimentiren relativ unerfahrene Vivisektoren oft der Zahl an sich eine auf diesem Gebiete ungerechtfertigte oder übertriebene Bedeutung beimessen. Zehn gut illustrirte Versuche der selben Art beweisen doch im Grunde nicht mehr als ein einzelner von ihnen; und zehn mangelhafte vollends noch nicht so viel wie ein guter. Ich weiß sehr wohl, daß wenigstens die erste Hälfte dieser Behauptung anfechtbar ist und daß der gegenwärtig grassirende Kultus der Statistik auch auf diesem Gebiet die Forderung nach recht hohen Zahlen erhebt, um durch Kompensation von Fehlerquellen u. s. w. bei größeren Beobachtungreihen einen höheren Wahrscheinlichkeitgrad für die abgeleiteten Resultate zu erzielen. Doch hier scheint mir die Sache oft so zu liegen, daß die Ansprüche einer nicht selten rein äußerlichen und in Wahrheit rein unrealisirbaren ‚Exaktheit' eben zurückstehen oder mindestens eingeschränkt werden müssen zu Gunsten anderer Faktoren,

die nun einmal in den Gefühlen der überwiegenden Majorität, in unserem Sittlichkeitbewußtsein, im ganzen Kulturleben der Gegenwart einen hervorragenden und wohl berechtigten Platz einnehmen." Und in der „Zukunft" hat Schweninger gesagt: „Pharmakologische Thatsachen, die durch Experimente an gesunden Thieren erprobt worden sind, werden skrupellos und wahllos für die Behandlung kranker Menschen nutzbar zu machen versucht. . . . Wir brauchen Aerzte, die menschlich fühlen und nicht verroht sind durch fortgesetzte Thierschinderei, die human ihre Aufgabe empfinden und nicht durch wissenschaftliche Scheuklappen beengt und beschränkt sind."

Der Einwurf liegt nah — und Herr Beer macht ihn im Voraus —: Das war einst so, es ist jetzt besser! Nein, es ist nicht besser, noch wird es ohne gesetzliche Regelung der Frage je besser werden. Und aus welchem Grunde hätte es auch besser werden sollen? Von welcher Zeit an beginnt nach Herrn Beer die bessere Erkenntniß oder die höhere Menschlichkeit? Immer neue Aufgaben treten an die Wissenschaft heran; diese mögen wechseln, nicht ihr Verfahren. Und dieses wird ja als ein erlaubtes, jetzt wie früher, in Anspruch genommen. Dazu ist die ganze Angelegenheit eine internationale; überall die selbe wissenschaftliche Leidenschaft, die vor nichts zurückschreckt; und ein Gelehrter tritt für den anderen ein, falls er nicht sein wissenschaftlicher Gegner ist; und die Zeitschriften bringen alle vivisektorischen Versuche ohne Prüfung ihrer Zulässigkeit oder Nothwendigkeit, ohne ein Wort der Mißbilligung in den vielen Fällen, wo ein solches nach Eulenburgs Urtheil nöthig wäre. Deshalb mußte sich auch, als gegen ein Weltübel, ein Weltbund zur Bekämpfung bilden.

Und sollte wirklich die „reine" Wissenschaft einmal in der Hauptsache am Ende ihrer Forschung angekommen sein, so wird darum des Vivisezirens kein Ende sein. Der jüngst gestorbene Stricker in Wien hatte sich zum besonderen Ziel gesteckt, die Thierexperimente im Hörsaal vorzuführen, das „vivisektorische Experiment für alle angehenden Aerzte neben klinischer Beobachtung und pathologischer Lektion zu einer dritten Quelle der Erkenntniß zu gestalten" (Festschrift Dr. Biedls zu Ehren Strickers). Und seine letzten Worte waren: „Meine letzte Sorge und meinen letzten Wunsch bilden die Erhaltung und Fortführung meines Institutes in meinem Geist." Wenn dieser „Geist" also weiter lebt — und Herr Beer stimmt damit überein —, dann ist nicht nur kein Ende abzusehen, sondern die Experimente an lebenden Thieren werden noch fortwährend zunehmen; und die „Berufenen", „Maßvollen" und „Menschlichen" mögen sehen, wie sie Derer Herr werden und ihr Thun mit verantworten können, die sich durch keinen Einspruch des Gefühles, des Gewissens, des geschriebenen und ungeschriebenen Rechtes davon abschrecken lassen, ihren Vortheil mit jedem Mittel zu erjagen und ihren Wissensdurst ohne alle Scheu zu befriedigen.

Ich behaupte nicht, daß der Vivisektor von vorn herein von dem „Triebe, zu quälen", erfüllt sei. Ich behaupte nur, daß er, je länger, je mehr, alles Mitgefühles gegen sein Opfer baar werde; und Das bezeugen „abgebrühte" Forscher, wie Goltz, Hermann, Cyon, die von der englischen Königlichen Kommission vernommenen Gelehrten und Claude Bernard, der gesagt hat: „Der Physiologe ist kein gewöhnlicher Mensch, er ist ein Gelehrter, ein Mensch, der von einer wissenschaftlichen Idee ergriffen und vollständig erfüllt ist. Er hört nicht mehr das Schmerzensgeschrei der Thiere. Er ist blind für das Blut, das fließt. Er hat nichts vor Augen als seine Idee und Organismen, die ihm Geheimnisse verbergen, die er entdecken will." Mensch und Thier sind dem „abgebrühten" Vivisektor — gewiß giebt es auch relativ bessere — schließlich nur noch Versuchsmaterial. Das ist durch hinreichende Beispiele festgestellt worden. Ich verweise nur auf die Schriften Dr. Kochs und Horbachs.

Herr Beer möchte glaublich machen, daß alle vivisektorischen Versuche in „möglichst humaner Weise" vorgenommen werden. Er mag Das von sich aussagen, meinetwegen; im Uebrigen aber trifft es nicht zu. Ich berufe mich auf die unzweideutigen Darstellungen und Zeugnisse der Vivisektoren selbst. Das gilt auch von der sofortigen oder baldigen schmerzlosen Tötung und von der Betäubung. Und daß das Kurare bis heute auch ohne betäubende Mittel angewendet wird, bezeugen die Angaben Derer selbst, die wir darob angreifen. Es wird verlangt, solche Behauptungen durch Beispiele aus der jüngsten Zeit zu belegen. Aber wozu? Lese Herr Beer doch unsere Schriften und die Zeitschriften seines Faches. Alles, was wir vorbringen, ist den Fachschriften der Vivisektoren entnommen und wird von uns mit ihren eigenen Worten angeführt. Und was früher gegolten hat, gilt noch, da der Geist jener Wissenschaft sich nicht im Geringsten geändert hat. Was das Kurare anbetrifft, so wird es überall sehr bestimmt bemerkt, wenn daneben auch Betäubungmittel angewendet werden; wo nichts davon steht, ist anzunehmen, daß man sich mit der Lähmung begnügt hat; und diese genügt ja auch vollkommen, wenn die Barmherzigkeit ihr Wort nicht mitzusprechen hat. Ein einziges Beispiel mag angeführt werden: „Das Thier wurde mittels Kurare oder Rückenmarks-Durchschneidung regunglos gemacht, zuweilen der Schlund exstirpirt ... die Herznervenästchen wurden immer an der rechten Seite präparirt, zu welchem Zwecke die ... Brusthöhle von der zweiten bis zur vierten Rippe bloßgelegt wurde ... Bei Beobachtung der erwähnten Vorsichtmaßregeln gelingt es, bei vollständig offener Brusthöhle während zwei bis vier Stunden am Herzen und an den Lungen zu arbeiten" (Dr. Pawlow in Du Bois-Reymonds Archiv 1887). Das ist doch gewiß „human" zu nennen. Nein: nicht die Thiere werden narkotisirt, sondern die leichtgläubige Menschheit; sie hat sich bisher leider ihr Gewissen einschläfern lassen und fällt gläubig anbetend vor den Altären der „Wissenschaft" nieder.

Das „Streben nach wissenschaftlichem Erfolge“ ist etwas Schönes; der „Strebergeist“ ist aber nach dem Sprachgebrauche etwas davon weit Verschiedenes.

Gewiß, viele Versuche erscheinen geradezu kindisch und wahnwitzig, wie wenn dem Futter Zinnober, Karmin, Indigo, Tusche beigemischt wird, wenn Sand, ätzende Stoffe in die Adern gebracht werden, wenn Säuren in Glaskanülen unter die Haut geschoben und, nach Heilung der Wunde, zerbrochen werden, wenn Pfefferkörner einem Hündchen ins Gehirn gebracht werden, wenn Thiere durch die Hitze vermeintlich fieberkrank und, auf der Drehscheibe rasend schnell herumgewirbelt, künstlich blödsinnig gemacht werden; wenn Thieren die Haut abgezogen wird, um zu sehen, ob sie ohne diese leben können u. s. w.

Daß Gifte auf Mensch und Thier und auf die einzelnen Thierarten ganz verschieden wirken, ist seit Niemeyers Lehrbuch (erste Auflage 1858) eine zu bekannte Thatsache, als daß ich darüber ein Wort verlieren sollte; deshalb erproben die Gelehrten neue „Mittel“ immer häufiger an dem Menschen selbst, dem billigen, ihnen überantworteten klinischen Versuchsmaterial. Wissenschaftlich haben sie Recht; ob aber auch sittlich? Nein, wird man sagen; aber am Thiere: Das ist etwas Anderes.

Und damit komme ich zu der letzten grundsätzlichen und entscheidenden Betrachtung. Die Frage ist: Darf der Mensch es für sittlich erlaubt halten, Thiere um seines Nutzens willen, um der vermeintlichen Nothwendigkeit der Selbsterhaltung, um der Förderung der Wissenschaft willen in der qualvollsten Weise zu behandeln, zu verbrauchen, zu töten? Herr Beer bejaht die Frage, wenn er auch meint, wir Gegner der Vivisektion übertrieben; aber er würde jenen Anspruch vertreten, auch wenn wir nicht „übertrieben“. Der Zweck heiligt in den Augen dieser Wissenschaftler jedes Mittel. Nun, auch wir sind Freunde der Wissenschaft; wir sind durchaus keine rückständigen Menschen, auch keine Freunde von „Weihrauchduft“, wir sind nicht „glaubensselig“, nicht „wissensscheu“; wir begrüßen den „Stillstand und Rückschritt“ nicht; auch sind wir keine „Freunde der von keiner Sachkenntniß getrübten Unbefangenheit“; dieses schöne Wort durfte natürlich auch nicht fehlen! Nein, so liegt es nicht; sondern es stehen einander eben, wie Herr Beer ganz richtig feststellt, „unversöhnliche Ansichten gegenüber“, nicht verschiedene Schulmeinungen, sondern grundverschiedene Weltanschauungen. Doch sind wir um Eines besser daran als unsere Gegner. Wir verstehen sie ganz wohl; wir können uns in ihre Gedankenwerkstatt hineinversetzen, nicht aber umgekehrt; sonst würden wir nicht einen solchen Erguß fehlgegriffener, unliebenswürdiger und ungerechter Bezeichnungen über uns ergehen lassen müssen. Man versuche doch wenigstens einmal, unseren Standpunkt zu verstehen: wir kämpfen einen Kampf ums Recht, nicht um das persönliche, sondern um das Recht aller Derer, die wir als unserer Fürsorge, unserem Schutze anvertraut ansehen. Von

diesem Standpunkt aus erscheinen uns die Gegner als sittlich farbenblind und sie müssen wohl — Herr, verzeihe ihnen, sie wissen nicht, was sie thun — ungerecht gegen uns werden. Wir können die den Thieren und Menschen auferlegte Qual nicht als eine „allgemeine Wehrpflicht" ansehen; ist dieses Wort übrigens mehr als eine „allgemeine Phrase"? Wir sehen den leiblichen Besitzstand der Menschheit deshalb nicht für gefährdet an, weil wir ihren geistigen Besitzstand retten wollen und darum die Vivisektion zu unterdrücken versuchen; Das kann doch nur gemeint sein mit dem Schlagworte: „Die Menschheit um der Menschlichkeit willen opfern." Alle geistige Vollendung der Menschheit liegt auch uns, und zwar in höherem Maß als ihnen, am Herzen; denn wir meinen, daß die sittliche Vollendung über der Pflege des Verstandes, daß das Gewissen über dem Wissen stehe und daß dieses durch die Vivisektion gewonnene Wissen entweder sehr trügerisch oder, wenn sicher, doch nur ein Theilchen der gesammten Wahrheit, d. h. der Welterkenntniß, ist. Wir meinen deshalb, die „Wissenschaft" sollte bescheidener sein und sich Selbstbeschränkung auferlegen; sie sollte, wenn ein Verbot der Vivisektion wirklich ein Hemmniß der Wissenschaft bedeutete, um der höheren seelischen Güter willen, die auf dem Spiele stehen, auf das niedere, die Förderung der verstandesmäßigen Welterkenntniß, verzichten oder sie vielmehr auf dem Wege anderer Forschungarten suchen. Sie sollte auch, wenn sie immer von dem Nutzen und der Wohlfahrt der Menschheit spricht, an die feinst angelegten und höchst entwickelten Menschen denken, die bei der Betrachtung der vivisektorischen Gräuel unsagbar leiden und sich seelisch verzehren.

„Seele!" Das freilich giebts nicht für den Vivisektor. Herr Beer witzelt über die Leute, die an eine unsterbliche Seele, an eine Vergeltung nach diesem Erdenleben glauben. Ich lasse die Frage offen und bin bescheidener als die Naturwissenschaftler, die kraft ihrer vivisektorischen Bildung auch ein maßgebendes Urtheil in metaphysischen Fragen abgeben zu können meinen. Die Physiologie ist ihnen Alles; uns ist sie Etwas, aber nicht das Höchste; sie läßt die entscheidenden Hauptfragen des forschenden menschliches Geistes unbeantwortet oder beantwortet sie mit einem bestimmten „Nein", während selbst ein Du Bois-Reymond sein vorsichtiges „Ignoramus, ignorabimus" aussprach. Wo der Sitz des Denkens und des Gemüthes ist, Das wüßten wir nun also; wissen wir damit aber auch, was das Denkende, Fühlende, d. h. die Einheit des Wesens, die Persönlichkeit ist? Will man auch diese rein physiologisch erklären?

Uebrigens: wenn wir uns gegen die Vivisektion, also eine einzelne Forschungart, wenden, warum setzt man dafür immer „Naturforschung", die weitverzweigte, ein? Gegen diese insgesammt, so weit sie sich sittlich erlaubter Mittel bedient, wird kein Vernünftiger sich wenden. Diese Art der Unter-

schiebung eines weiteren Begriffes unter einen engeren hat etwas arg Sophistisches an sich, sammt allen den daraus gezogenen Folgerungen.

Zum Schluß an Herrn Beer folgende Anfrage: Gesetzt, er fiele einmal in die Hand eines Mächtigeren, eines eben so sehr von heißem Verlangen nach Wissen erfüllten wie rücksicht- und gewissenlosen Uebermenschen. Dieser wäre überzeugt, seine wissenschaftlichen Versuche am Erfolgreichsten am Leibe des Menschen und gerade dieses Menschen vornehmen zu können; und diesen Menschen hätte er nun einmal in seiner Hand, und er benutzte die Gelegenheit in vollster Freiheit von allen altfränkischen Gewissensbedenken. Würde er unrecht handeln? Nein, nach Dr. Beers Logik nicht. Aber es wäre ja verboten! Gut, dann würde er nach Beers Anweisung mit seinem Opfer eben „heimlich experimentiren". Denn „der Wissensdrang des Menschen ist ja," wie mein Gegner sagt, „von erstaunlicher Kraft". Professor Dr. Paul Förster.

Leben...

In diesen goldnen Tagen,
Da nur die Finken schlagen,
Da mit der Lüfte Wallen
Nur weiße Blüthen fallen —
Mein Herz, was willst du mehr?

Sie fallen ohne Ende
Auf Locken mir und Hände —
Sie fallen und sie grüßen
Noch unter meinen Füßen
Das Leben und den Tod.

In all den grünen Weiten
Nichts als ihr lautlos Gleiten —
Im Wehen all der Lüfte
Nur ihre schwangern Düfte,
Ihr Schimmer, weiß wie Schnee.

Und drunter still die Erde,
Fromm harrend, was da werde ...
So fraglos hingegeben
Dem Tode wie dem Leben
In alle Ewigkeit —

Ein Lächeln in den alten,
Geliebten Antlitz-Falten,
So mutter-lieb und -lind — —

In diesen goldnen Tagen,
Mit allen meinen Fragen —
Was bin ich für ein Kind!

Wien. M. E. delle Grazie.

Im Garten der Hesperiden.*)

Sevilla.

Der Himmel war grau und dicke Tropfen fielen, als der Zug in Sevilla einfuhr. Verschüchtert duckten sich die weißen Häuschen zu beiden Seiten der Straße und blinzelten durch die triefenden grünen Jalousien, während der Hotelwagen, stöhnend unter der Last einer englischen Familie, durch die Pfützen planschte. Unter dem umfangreichen Gepäck befand sich ein blondes junges Ding, das May hieß und als Gesellschafterin diente; sie hatte sich in einen dicken Pelzkragen gewickelt, so daß nur ein paar blonde Löckchen und weiße Zähnchen sichtbar blieben, und kicherte beständig: „Oh, is that Seville, oh, isn't it a dirty place!" ... Aber der Himmel weint nicht länger über Andalusien als die Augen der Spanierinnen über ungetreue Liebe: und kaum fühlten wir die Marmorfliesen des Hotel Madrid unter den Sohlen, da füllten sich wieder alle Straßen mit Sonne und Menschen.

Ja, es ist wahr, obwohl es in den Schulbüchern steht: in Sevilla sind alle Fenster mit Blumen umkränzt und häufig erscheinen zwischen den langen Vorhängen dunkeläugige Andalusierinnen und manche von ihnen sind schön. Die Thüren der Häuser sind geöffnet und durch das schmale Vestibül erblickt man luftige Säulenhöfe, darinnen unter Palmen und Orangenbäumen Papageien schwatzen und Pianinos klimpern. Und quer über die engen Gassen spannen sich festlich weiße Segel von Haus zu Haus, damit der Fremdling unter bräutlichen Baldachinen wandle, in goldenem Schatten durch die Stadt der Liebe.

Wie ein versteinerter Zaubergarten träumt die Kathedrale von Sevilla in der Sonne. Um die Stämme der Säulen und das Geäst der Streben blüht und rankt ein marmorner Flor; und die Terrassen und Dächer, die Thürme und Kuppeln bergen sich unter Spitzen und Gehängen. Zwischen den Pfeilern der mächtigen Balustrade lodern auf hundert ragenden Kandelabern symbolische Feuersäulen. Aber auch diese — die Flammen der Liebe und des Glaubens — sind versteinert und ergraut.

Ich weiß nicht, wie es geschah, daß von diesem südlich überschwänglichen Bilde der Blick heimwärts flüchtete und, umsäumt von den grünen Bäumchen des Königsplatzes, das große neue Reichshaus mir erschien. Hier tost, Gott sei Dank, keine sinnbethörende Phantasie, hier kleidet sich die nationale Begeisterung in das ansprechende Gewand häuslichen Kurialstils. Nach bewährter Vorschrift stehen die offiziellen Pilaster wie stramme Grenadiere zwischen den wohlverglasten Riesenfenstern und die massigen Eckzwinger zeigen den kriegerischen Trutzstil, in dem der öffentliche Baugeschmack des neuen Reiches gipfelt. Die Dekorationsstücke der Bedachung stellen handliche Petschafte und Briefbeschwerer dar und symbolisiren sehr glücklich die schriftliche Form der Gesetzgebung; selbst die an sich gefällige goldene Kuppel sieht in dieser Umgebung einem riesigen Tintenfaßdeckel nicht unähnlich, — nur daß sich unter der breiten Wölbung keine richtige Tinte, sondern ein geräumiger Saal befindet, in dem die Herren Abgeordneten zeitweilig sitzen. Lebhaft erinnere ich mich des Eindruckes, wie ich aus der

*) S. „Zukunft" vom 22. Januar 1898.

pomphaften Vorhalle durch eines der nadelöhrartig engen Thürchen in diesen Saal trat. Ich hatte eine Halle aus Erz und Marmelstein geträumt und befand mich in einer freundlichen Stube. Ein hölzernes Mittelding zwischen Konzertraum und Bahnhofsrestauration, mit Renaissancesäulchen und humoristischen Thürbildern ausgeziert. „Das Holz", erklärte mir mein Führer, „ist wegen der Akustik. Auf der einen Seite reden die Reichsboten nicht deutlich genug und auf der anderen Seite können sie nicht ordentlich verstehen. Das Holz aber resonnirt mit, es bildet in akustischer Beziehung einen richtigen Resonnirboden, so daß selbst starkes Blech nicht dagegen aufkommt." Und ich gedachte der alten Paulskirche in der Stadt Frankfurt am Main, darinnen der deutsche Parlamentarismus geboren und begraben wurde. Die schmucklose Rotunde dieses Hauses bestand aus Stein und das alte Parlament lebte vielleicht noch heute, wenn es hölzern genug gewesen wäre und die Volksvertreter weniger feine Ohren und gröbere Stimmen gehabt hätten.

Genug davon! Mich zieht es wieder zurück nach Sevilla, — und auf den Weg hilft mir ein freundliches Motiv. Ein architektonisches: die feingezeichneten Wappenschilde, die, von flachen Kronen überragt, die Reichstagsfenster schmücken und, fremdartig geschmackvoll, in ihre Umgebung nicht recht passen wollen. Von Anfang an hatten sie mir gefallen und ich war erfreut, ihren vierhundert Jahre älteren Vorbildern an einer versteckten Mauer der Kirche von Sevilla zu begegnen. Ein Abglanz des stolzen Fühlens, das die Brust des Wanderers schwellt, der unversehens nach Ostasien oder Westafrika kommt und plötzlich am Eingang den schwarzen Wappenvogel des Reiches gewahrt, ein Abglanz dieser hohen Befriedigung leuchtet mir stets, wenn ich unter fernen Himmelsstrichen Stück für Stück die Elemente unserer nationalsten Denkmäler wiederfinde.

Um nicht verdächtigt zu werden, ich sei geworben, um für den Ankauf oder, wie man moderner sagt, die Pachtung der Kathedrale zu wirken, schließe ich dieses Kapitel, jedoch nicht, ohne in Verehrung jenes zarten Wunderwerkes zu gedenken, das stets als Wahrzeichen der Stadt Sevilla genannt wird: des königlichen Thurmes, der gleich einer goldenen Lilie dem Gemäuer entsprießt und den lieblichsten Frauennamen trägt: La Giralda.

* * *

Der Alcázar.

„Alcázar" bedeutet heute bei uns ungefähr das Selbe wie „Eden", „Eldorado", „Tivoli" oder „Walhalla", nämlich ein Café chantant. Es gab aber eine Zeit, wo auch dieser Name anständig war und nichts weiter bezeichnete als ein Schloß der maurischen Könige. Alcázars giebt es deshalb in Spanien fast so viele wie bei uns, aber nächst der Alhambra ist der von Sevilla der schönste und sagenreichste. Was seine Geschichte betrifft, so bemerke ich nur, daß er vor einigen Jahren frisch getüncht wurde, so daß er von außen den Eindruck eines sauberen Oekonomiegebäudes macht, und daß er an Wochentagen von zwölf bis zwei Uhr geschlossen ist. Das suchte mir ein brauner Mädchenkopf deutlich zu machen, der zur Thür herausguckte, als ich um die Mittagstunde anklopfte. Aber schließlich öffnete die Holde und wir durchschritten die kühlen Gänge des Palastes.

Ach, welche Vorstellung hat man bei uns im Lande der Gipsengelchen

und der Stuckschwalben von der Herrlichkeit maurischer Baukunst! Nur dem Orientalen gehorcht die Musik der Farben und von den Rhythmen und Melodien jener alten Blumen- und Sternenwelt geben uns die Prunkräume unserer maurischen Kaffeehäuser keinen Begriff. Es ist wohlgethan, daß wir die Milieus unseres Lebens in Farben unscheinbar gestalten: die Skala von Erdbraun, Staubgrau, Nikotingelb und Erbsengrün, die wir lieben, stört nicht die Aufmerksamkeit und giebt für Bier, Skat und Tabak, für Kommissionen, Deputationen und Vereinssitzungen einen homogenen Hintergrund. Was sollen uns Räume, wo Gold, Rubin und Azur von den Wänden rieseln und Stolz und Leidenschaften entfesseln? Unsere Vorzüge liegen auf anderem Felde, wir lieben Säle, in denen man das ruhige Warten lernt, und weitgehende Ansprüche werden befriedigt mit etwas Husarenroth und Dragonerblau.

Die klingenden Namen der Marmorhöfe, die wir durchschweiften, habe ich vergessen. Das Heidenblut, das einstmals über diese Fliesen strömte, ist verwischt und die mißfarbigen Spuren rühren von englischen Malweibern her, die dutzendweise mit allerhand Wasserfarben die Säulen und Kapitäle zu Papier bringen und als Souvenirwaaren für den Export verhökern.

Meine kleine braune Begleiterin schritt behend in ihrem weißen Kleidchen neben mir her, während sie einen leichten bunten Fächer spielen ließ, und schwatzte unaufhörlich in den lieblichsten Tönen ihrer Sprache, obwohl sie wußte, daß ich kein Wort verstand. Plötzlich hielt sie an, öffnete eine niedrige Thür und wir standen im Freien, inmitten des alten Königsgartens. Terrasse um Terrasse stiegen wir hinab durch seltsam geformte Steinportale; an erstorbenen Fontainen und überwachsenen Grotten wanderten wir vorbei. Mittag war vorüber, die Sonne brütete heißen Duft aus den Gesträuchen und wir wurden müde. Nun ruhten wir unter den kühlenden Myrthenbüschen auf steinernen Stufen und das Mädchen erzählte leiser ihre ernsthaften alten Geschichten. Aber nun sprach sie arabisch oder irgend eine andere vertraute Märchensprache, denn ich begriff Alles, was sie sagte. Verschleierte Prinzessinnen und schweigsame Hofdamen stiegen die rosenfarbigen Marmortreppen hinab und es folgten bewaffnete, weißdrapirte Neger. Turbanagraffen und Damascenerschwerter funkelten; erschreckt fuhren die verschlafenen Springbrunnen auf und die Felscascaden weinten ihre melodischen Thränen. Schmetterlinge taumelten durch die schwere Luft, rothe Blumen fielen von den Zweigen, die Erde duftete, — und hoch über unseren heiß athmenden Häuptern wiegte sich die Krone der Giralda im schwarzblauen Aether.

* * *

Juegos Floreales.

Von Alters her blühen in den spanischen Städten alljährliche Feste, Blumenspiele genannt und von schöngeistigen Akademien veranstaltet. Gedichte werden verlesen und lyrische Poeten von der neu erwählten Schönheitkönigin gekrönt. Don Ramon, der gleich vom Bahnhof zum Alkalden gefahren war, um, wie er sagte, seinem alten Freunde schnell die Hand zu schütteln, da dieser einen Aufschub nie verzeihen würde, — Don Ramon erklärte, man habe ihn nicht gehen lassen, ohne ihm die beiden letzten verfügbaren Theaterplätze für die Juegos

floreales aufzunöthigen. Wie Dem auch sei: er hatte sie und es war hübsch von ihm, daß er mich einlud.

Es war vier Uhr nachmittags und lachendes Maiwetter. Das blaue Tageslicht, das durch die geöffneten Thüren des Hauses strömte, spottete über die abgenutzte Vergoldung und die rothen Lichterkronen und entschleierte den fadenscheinigen Coulissenkram auf der Bühne. Aber die Ränge und Logen hielten Stand: sie erstickten unter Laubgehängen und Rosentuffs und glichen verliebten Lauben und Blumengängen. Die Szene war ein einziges blühendes Boskett von Kamelien, in dessen Mitte ein mit Purpur beschlagener Thronsessel sichtbar wurde. Und aus dem grünen Geäst der Balkone neigten sich, vom zarten Gewölk der Spitzenschleier umflossen, die herrlichsten Frauenköpfe hernieder. Nie habe ich schönere Frauen gesehen! Es ist nicht die mädchenhafte Holdseligkeit unseres Himmelsstriches, die auch unvollkommenere Formen mit Lieblichkeit erfüllt, da sie gleichsam durchscheinend eine zarte und sanfte Seele enthüllt: was den Beschauer hier gefangen hält, ist ein Hauch antiker Schönheitvollendung, die den Leib verklärt und die Seele verbirgt, die nie anheimelt und rührt, sondern begeistert und entflammt.

Der erste Theil des Schauspiels ließ das dicht gefüllte Haus interesselos. Der Präsident des Ateneo hielt seine Rede und die Poeten betraten die Bühne, um ihre abgeschmackten Gedichte zu verlesen, die im Fächergeklapper und Geschwätz des Parterres verhallten. Dann wurde es still und alle Hälse reckten sich dem Mittelgang zu, wo Pagen und Blumen tragende Herolde der Schönheitkönigin entgegenschritten. Noch bevor sie zurückkehrten, brach der Sturm los. Unter Fanfarenklang bewegte sich der Zug der Bühne zu, während das Haus von Beifall erzitterte. Hoch aufgerichtet schritt in der Mitte ein Mädchen, fast eine Frau, mit bleichen Zügen und leuchtenden Augen, während vier Pagen die schweren Atlasfalten ihrer weißen Schleppe hielten. Langsam ließ sie sich auf den Purpursessel nieder und senkte den Blick auf einen Strauß gelber Rosen, der auf ihren Knien lag.

Die Krönung der Dichter bestand, wenn ich nicht irre, in der Ueberreichung großer Pergamentrollen, mit denen sie selig abzogen. Zum Schluß erschien ein abgeblühter Minister, um die Feier mit einer Rede abzuschließen, in der „die Schönheit des Landes", „das Alter unserer ehrwürdigen Akademie" und „die unaufhaltsame Entwickelung der Wissenschaft und Kunst" in stets erneuter Verschlingung fugenartig wiederkehrten. Dann strömte Alles ins Freie.

Schon zwei Stunden später war das Theater abermals festlich gefüllt. Diesmal erschienen die Frauen in großer Abendtoilette, mit Sternen und Brillanten besät. Eine dreifache Guirlande der leuchtendsten Schultern überstrahlte den welkenden Blumenschmuck des Hauses. Es war eine Opernvorstellung und man konnte deutlich erkennen, daß das Personal eine Art von Lohengrin zu singen beabsichtigte. Inzwischen stand Don Ramon im Hintergrund unserer Loge und spann emsig die Fäden seiner Medisance durch alle Ränge des Theaters. Während er seine liebenswürdig boshaften Geschichten auskramte, zog sich von Loge zu Loge ein unsichtbares Spinnweb von galanten Kabalen und Intriguen; die Señora zur Rechten und der Kaballero gegenüber, der Señor im Orchester und die Señorita im Proszenium —: um Alle schlangen sich geheimnißvoll

magische Ketten. Das Haus war eine große Liebesbörse. Von allen Seiten vernahm man Flüstern und heimliches Fächerspiel; es glitzerten die Diamanten, die Violinen girrten und die sterbenden Blumen verhauchten ihre letzten Düfte.

Wir verließen das Schauspiel früh. Die Herren verabredeten noch irgend ein verschwiegenes Fest, aber ich eilte nach Hause, denn die blonde May reiste am nächsten Morgen früh mit ihrer umständlichen Herrschaft nach Gibraltar.

Bei dieser Gelegenheit muß ich gegen das sonst vortreffliche Hotel de Madrid die Beschwerde erheben, daß nachts punkt ein Uhr in brutalster Weise das elektrische Licht verlöscht. In einem winkligen Gebäude entstehen dadurch leicht allerlei Verlegenheiten; auch ist es nicht Jedem gegeben, sich im Dunklen anzukleiden oder gar seine Stiefel zu suchen.

* * *

Aus Carmen wissen wir, daß Sevilla die Stadt der Tänze ist. Da man diese aber auf der Straße oder in den Schänken nicht mehr beobachten kann, so folgt man dem Rath des Hotelportiers und begiebt sich in ein hierfür bestimmtes Lokal.

Wir befinden uns in einem halbdunklen Raum mit hölzernen Tischen und Bänken und erblicken weit hinten im Cigarrenqualm eine kleine, hell erleuchtete Bühne. Im Halbkreis kauern Männer und Frauen, machen Musik und klatschen in die Hände, in der Mitte steht eine Señorita und tanzt. Sie ist roth und weiß angestrichen und hat schwarze Linien um die Augen, die sich wie lange Schmarren fast bis an die Ohren ziehen. Der Tanz ist nicht eigentlich unpassend, aber in hohem Maße, sagen wir: suggestiv und, so weit man von der Unerfreulichkeit der Tänzerinnen absehen kann, nicht ohne Reiz. Mit leichten Bewegungen, fast diskreten Geberden und zögernden kleinen Schritten verkünden diese erfahrenen Frauen ein erschöpfendes Kompendium der gesammten Liebeswissenschaften mit allen Lesarten, Anmerkungen und Varianten. Ich erinnere mich an eine sonderbare Pose, die mit Beifall begrüßt wurde: die jüngste der Darstellerinnen, eine volle Brünette in weißem Kleid, hatte gegen Schluß ihre Kundgebungen zu einiger Leidenschaftlichkeit gesteigert; plötzlich stand sie wie in Erstarrung still, beugte den Oberkörper hintenüber und führte die beiden aneinandergepreßten Handrücken von der Kehle abwärts bis zur Herzgrube, während sie die Lider langsam senkte.

Etwa eine halbe Stunde lang ertrug ich den Kunstgenuß. Dann stieg von den Damen eine in den Zuschauerraum herab, — mit der Absicht, aus meinem Glas Manzanilla zu trinken. Da hatte ich genug.

* * *

Eine schwere Sorge, meine allerschönste Leserin, belastet mein Herz. In meinem ersten Kapitel, das Sie vielleicht nicht gelesen haben und das besser war als dieses (ich war damals jünger, jetzt bin ich erfahrener), in meinem ersten Kapitel habe ich von der sommerlichen Erholung, deren Sie so sehr bedürfen, nicht mit gebührendem Ernst gesprochen. Ist dies Unrecht gesühnt, wenn ich mich bemühe, mit männlich unbeholfener Feder Ihnen das Kostüm der Andalusierin zu zeichnen?

Gewiß lieben Sie Maskenfeste. Und wenn Sie in die Lage kommen, pflegen Sie sich in das große Institut in der Friedrichstraße zu begeben — nicht da, wo man dekorative Abendgäste verleiht, sondern nebenan — und die „Zigeunerin" oder die „Spanierin" zu verlangen. Die Spanierin ist auf gelber Seide und mit schwarzem Netzwerk verziert nebst goldenen Borten und Klunkern, „gleichzeitig nobel und apart", wie der Ladenbesitzer sagt. Damit verglichen, ist die Tracht der Sevillanerin einfach und unscheinbar. Das lange Gewand, das aus einem Stück besteht, ist hell, blaßroth oder weiß und fast ohne Schmuck. Die Schultern verhüllt nach altmodischer Art ein faltenreicher schwefelgelber Shawl, lang gefranst und mit breiten rosenrothen Blumen und grünen Blättern bedruckt. Die Haare sind hoch aufgethürmt und mit einem kunstvollen Kamm gekrönt. Die tausend Arten zu beschreiben, wie von diesem Gipfel die Spitzencascade der Mantilla hernieder geleitet wird, erfordert eine Abhandlung in drei Büchern zu dreihundertfünfundsechszig Abschnitten. Nur so viel wage ich zu bemerken, daß ich einige davon praktisch zu erlernen bestrebt war und mich glücklich schätzen würde, wollten Sie, meine Gnädige, mir gestatten, Ihnen meine Dienste anzubieten. Daß die Mantilla mit Blumen geheftet ist, versteht sich von selbst. Niemals verzichtet die Sevillanerin auf diesen fröhlichen Schmuck; tragen doch selbst die Dienerinnen, die man morgens knieend die steinernen Schwellen scheuern sieht, eine bunte Knospe im Haar. In der Rechten aber schillert das unentbehrlichste Kleinod aller spanischen Frauen, der beredte und niemals verstummende Fächer.

* * *

Kordova.

In dem Dome zu Kordova
Stehen Säulen dreizehnhundert,
Dreizehnhundert Riesensäulen
Tragen die gewaltige Kuppel . . . .

Das klingt schön und überzeugend. Aber wenn man die Sache genauer betrachtet, ergiebt sich, daß an den dreizehnhundert Riesensäulen ein halbes Tausend fehlt, daß sie außerdem kaum höher sind als eine gewöhnliche Straßenlaterne, daß die gewaltige Kuppel überhaupt nicht vorhanden ist und daß die Stadt Kordova seit ihrer Gründung den Ton auf der vordersten Silbe trägt.

Einst hatte Kordova mehr als eine Million Einwohner, war königliche Residenz und Sitz aller morgen- und abendländischen Weisheit, eine Stadt der Intelligenz, ein maurisches Berlin. Aber bald zerfiel alle Herrlichkeit, und wie es in großen Universitätstädten dann geschieht, ward die Produktivität allmählich auf Leder beschränkt, das unter dem Namen Korduan in aller Welt geschätzt war. Auch die lederne Epoche ist jetzt vorbei; die Stadt hat sich mit einem trübsäligen Rest von 30000 Einwohnern zur Ruhe gesetzt und erfreut sich in kindischer Greisenhaftigkeit an einem neuangelegten öden Boulevard und etlichen Kaffeehäusern. Betrübend ist es, sich durch die leeren Gassen zu winden, in denen kein Stein an die große Vergangenheit zu erinnern wagt, und unerwartend, fast erschreckt sieht man die steilen Mauern der Mesquita sich erheben, die einst nächst der Kaaba die mächtigste aller Moscheen war. Diese Mauern, starr wie Festung-

wälle, umwehren das ganze Heiligthum, Vorhof wie Tempel. Man durchschreitet bedächtig den Orangenhof und tritt durch ein stolzes Portal in das Dunkel des geweihten Hauses. Weder himmelstrebende Pfeiler noch schwebende Wölbungen ziehen hier das Auge empor und zerknirschen den Geist in dem Gefühl seiner Nichtigkeit: hier hauft die Gottheit im schattigsten Palmenhain, wie zur Zeit der alten östlichen Hirtenvölker. Der Blick verliert sich in stillen Gängen, im Wald der steinernen Säulenstämme, und der Geist fühlt sich beruhigt, befreit und geborgen. Waren doch auch die alten Griechentempel nicht Andacht- und Bethäuser der Menschen, sondern irdische Wohnungen des Gottes, die der Gast heiteren Sinnes, ein Geschenk in der Hand und eine Bitte auf den Lippen, betrat.

Ich freute mich der Ruhe des Tempels bis zum späten Abend und kehrte dann erst, resignirt, in den leeren Gasthof zurück. Die Nacht war schlecht. Mir träumte, es seien zwölfhundert Jahre verflossen und ich machte meiner Vaterstadt Berlin einen neugierigen Fremdenbesuch. Ach, auch diese schöne Stadt hatte die Zeit des Leders längst hinter sich und fristete ihr Leben als müder Provinzialflecken. Mit einem Führer, der sich rühmte, der letzte wahre Nachkomme der alten Berliner zu sein, ging ich am trüben Tage aufs Feld, um alte Ueberreste zu suchen, etwa die Trümmer des Brandenburger Thores, der Neuen Wache oder der Grenadierkaserne. Wir entdeckten nur die Umfassungmauern des Polizeigebäudes, die aus sumpfigem Grunde hervorragten; an der Stelle der alten Börse führte mein Begleiter mich in weitem Umkreise vorüber, weil, wie er sagte, es dort noch zu unsicher sei. Zwischen den Pfeilern des Opernhauses hüpfte eine magere Ziegenherde, und wo in der Behrenstraße die stolzen Bankpaläste geprangt hatten, wucherte jetzt nichts Anderes mehr als röthliches Haidekraut. Auf dem Rückwege erblickten wir eine Reihe zerbrochener Kirchenpfeiler, auf denen ein schwärzliches Gesindel von Dohlen und Elstern nistete. Mein Führer glaubte, Das sei ein Tempel gewesen, in dem die Frauen Erstlinge und Zehnten einem unbekannten Götzen darbrachten. „Mir scheint, es war der Laden von Wertheim," sagte ich. „Ja, so hieß wohl einer der Oberpriester," entgegnete er; „es war ein großer Mann und ein starker Wunderthäter und man sagt," fügte der letzte wahre Abkomme der alten Berliner mit selbstgefälligem Lächeln hinzu, „man sagt, er war Einer von unsere Leut'."

* * *

Lissabon.

Die vielgerühmte Schönheit von Neapel verstehe ich nicht. Ich hasse den knalligen Sonnenschein, der die Landschaft in ein schreiendes Mosaik von Gelb, Grün und Roth zerreißt. Ich mag nicht das Meer von Kupfervitriol, den Himmel von Ultramarin und den Boden von weißem Kalk. Noch die Vegetation aus Coulissenpappe, die in unabänderlicher Halbtrauer, graugrün und schwarz, das ganze Jahr durchsommert, nie alt, nie jung, allzeit trocken, staubig und steif. Es ist zu viel des Süßen und Guten, Himbeer und Schlagsahne, — c'est pour épater le bourgeois. Ich liebe das Leben der nordischen Natur: herzklopfendes Frühlingssprossen, duftende Sommerwiesen, purpurne Herbstwälder; ich liebe weißgeschürzte Wolken und rauschende Stürme und silbergraue Nebelluft. Wir

Alle lieben diese Dinge und nichts danken wir dem Süden mehr, als daß er uns die Sehnsucht nach ihnen erweckt.

Wer nach Lissabon kommt, Der muß täglich mehrmals die Frage hören, ob er Neapel kenne. Mir wurde es niemals schwer, die gern gehörte Auskunft zu ertheilen, daß mir Lissabon schöner scheine. Es ist wahr, daß dem Bilde die stolz geschwungene Bergumrahmung fehlt. Auch das sensationelle Vesuvwölkchen wird vermißt; und noch mehr: ein schmaler Streifen Landes am Horizont verräth dem forschenden Auge, daß die riesige Wasserfläche des Hafens noch nicht dem Ozean angehört. Das sind Verstöße, die der Gründling im Parterre unseres Herrgotts nie übersieht. Und doch hat der hohe Autor mit fast ironischer Verschwendung seine Gaben so reich über dieses Land gestreut, daß die mageren Mittelmeerküsten dagegen erblassen. Es findet sich nicht so sehr der importirte Tropenstaat von Aloën, Palmen und Eukalypten, der die Riviera zu einem Aktienunternehmen herabwürdigt; es herrscht die Natur eines bürgerlich gemäßigten Himmelsstriches, aber diese bis an die Grenze des Wunderbaren gesteigert. Man hat das Gefühl, an den Grenzpfeilern Europas zu stehen: noch ein paar Stunden weiter ins Weltmeer hinaus und die flammenden Gefilde Persiens und Indiens müssen sich aufthun. Ich sah Gartenmauern, die von überhängenden Rosenbüschen bluteten, so daß kein grünes Blättchen zu erblicken war; ich sah in den Gärten Bäume und Sträucher, die solche Blüthenpackete trugen, daß sie die lächerlichen Schlußdekorationen unserer Ausstattungstücke glaubhaft zu machen vermochten; einmal ging ich hinter einem simplen Heuwagen her, der von blauen, rothen und gelben Blumen leuchtete wie ein einziges riesiges Staatsbouquet auf Rädern. Ja, es ist das übermüthigste, extravaganteste aller Paradiese: denn was hier herrscht, ist nicht das Unmögliche, das Ungeahnte, sondern die grenzenlose Uebertreibung des Alltäglichen und Bekannten.

So ist denn Uebertreibung und Sensationenlust auch das Merkmal der Bewohner. Lebensweise, Sprache, Kunst, Empfindung: Alles ist an diesem seltsam entlegenen Volke grotesk. Im Aeußeren der Menschen zeigt sich das verworrenste Bild unsinniger Blutmischung: Neger, Malayen, Mongolen haben in den allzu empfänglichen Stoff des alten Seefahrerstammes ihren verwegenen Stempel gedrückt. Und diese phantastischen Bastardschädel wissen sehr wohl, daß ihrem Genre von Schönheit nichts so herrlich zu Gesicht steht wie schwarze Backenbärte und grünwollene Zipfelmützen. Ihre Häuser lieben sie mit buntglasirten Platten zu belegen, die an Kachelöfen erinnern. Der Marktplatz von Lissabon zeigt in schwarzweißem Mosaik ein riesiges Wellenmuster und ist daher nur seefesten Wanderern passirbar. Selbst die Architektur seriöser und nüchterner Gebäude ist launenhaft absurd; den Bahnhof betritt man durch riesige Stufeisenbögen, die als Thore dienen, und die berühmte Kirche von Belèm erinnert an die Phantasiepaläste aus Zucker und Stärkemehl in den Schaufenstern der Konditoren.

Die Portugiesen leiden an der Sucht der großen Zahlen. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was ihnen die Spanier nachsagen: daß sie ihre Kavallerie nach Pferdebeinen zählen. Bekannt ist, daß sie ihr Geld nach der Münzeinheit des Real rechnen, die weniger werth ist als ein halber Pfennig. Jeder Portugiese ist also Millionär und eine Gasthofzeche von zwanzigtausend Reis verliert bald ihren ersten Schrecken. In den Straßen werden nicht die Häuser numerirt,

sondern die Thüren und Fenster; und ein Geschäftshaus, das auf seinem Briefpapier die stolze Wohnungangabe führt „Rua da bella Rainha No. 409 bis 415", braucht zu seiner Legitimation nicht mehr als eine Front von sechs Fenstern.

Es ist im Lande der Theaterdekorationen ein Volk lustiger Komoedianten.

Nirgends hat mich das Ansiedelungvermögen der Engländer so sehr in Verwunderung gesetzt wie in diesem abenteuerlichen Milieu. Es lag mir ob, einer Dame zur üblichen Nachmittagsstunde meine Aufwartung zu machen. Für wenige hundert Reis hatte ich ein paar Dutzend Rosen erstanden und freute mich darüber, daß ein Korb erforderlich war, um die Blumen, deren manche die Größe von Suppentellern hatten, transportabel zu machen.

Mrs. W. hatte ihren Salon im Avenidahotel in ein richtiges englisches Drawing-Room verwandelt. Die Möbel waren schräg gestellt, auf den Sitzen blähten sich großgeblümte Liberty-Kissen, an den Wänden hingen Bilder in schmalen Holzrahmen, Bataillone von Photographien und Nippes füllten die Ständer und auf dem Kamin prangten dickbäuchige gelbe und blaue Poterien. Mir kam es vor, als sei selbst der echte londoner Kohlen- und Rauchgeruch in der faden Mischung mit Lavendelsalz mittels eigenartiger Transportvorrichtungen direkt bezogen. Die Dame des Hauses erhob sich von ihrem Theetisch aus Tottenham Court Road und stellte mich zwei älteren automatischen Ladys vor, die, hoch aufgerichtet und bis zum Halse in ihre dunklen Besuchsmäntel eingeheftet, saßen und in der erstickenden Nachmittagshitze Thee tranken. Im Augenblick waren meine Rosen in eine endlose Zahl kleiner Vasen vertheilt und von den widerlichen Halbtönen der Draperien verschlungen und die Unterhaltung nahm ihren Fortgang, — über die englische Kirche, den Clergyman, mildthätige Werke, Bazars und Kolonien. Während durch die offenen Fenster der Lärm und die Sommerluft der phantastischen Stadt hereindrang, hatte ich das Gefühl, als ob der dicke, gelbe londoner Nebel und der fettige Staub des West-End sich in allen Poren meiner Haut festsetzte.

* * *

Das seltsamste Schloß, das ich erblickte, ist Cintra. Wenige Meilen von Lissabon, auf hohem Bergesgipfel, reckt es seine märchenhaften Thürme und Kuppeln und Zinken in die Abendluft. Welch sinnverwirrender Traum, wenn man in den Bannkreis der Höfe und Felsengänge tritt! Portale aus kugeligen Steinen, wie Bombenhaufen gestaltet, Erker wie Schlangenknäule geformt, Säulen, die sich winden, verzwirnen und biegen, Thüren wie aufgerissene Fratzemäuler — eine Symphonie der bizarrsten ungeheuerlichsten Dissonanzen und doch in malerischer Wirkung ein unvergeßliches Bild. Von den Säulenhallen und Mauerzinnen senkt sich der Blick auf rothblühende Kamelienwälder, über die sich die langen Wellen des Abendlichtes purpurn ergießen. In den Tiefen der Thäler wogt der warme Athem ewig quellenden Lebens und bläulich zarte Streifen am Horizont erwecken die Ahnung des unermeßlichen Weltmeeres.

Ja, trotz Allem ist die portugiesische Küste ein neidenswerthes Erdenland. Sie liegt zwischen dem sechsunddreißigsten und dem dreiundvierzigsten Grade nördlicher Breite, hat eine mittlere Jahrestemperatur von sechzehn Grad Celsius und ist sechzig Eisenbahnstunden von Berlin entfernt.

W. Hartenau.

Selbstanzeigen.

Der byronische Heldentypus. Forschungen zur Neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben vom Professor Dr. Franz Muncker. Karl Haushalter, München, 1898. 3 Mark.

In meiner Schrift suche ich nachzuweisen, daß Byrons Helden die mehr oder weniger kenntlichen Abbilder jenes Titanentypus sind, den die englische Literatur schon vorher einmal im „Satan" des „Paradise lost" ausgeprägt hatte. Macaulay hat in seinem Essay über Milton diesen „Satan" als den Nachfolger des äschyleischen Prometheus glänzend charakterisirt. Auch in die deutsche Literatur ist der griechische Titan nach seiner Wanderung durch England eingedrungen; er wurde auf Klopstocks Vermittelung, der in Anlehnung an Milton den Prometheus-Satan mehrfach für die Höllengötter seiner Messiade kopirte, schließlich in Schillers Dramen übergeführt, wo er als Räuberhäuptling zu Lande, als Karl Moor, genau auf der selben Stufe steht, die ihm als Räuberhäuptling zur See später in Byrons Piratendichtungen angewiesen wurde. Prometheus, der klaglos ingrimmig die Ketten trägt, und Satan, der nach seinem Fall als Fürst des Inferno bald vor Wuth über das mißglückte Unternehmen knirscht, bald seine Thaten tief bereut, der sich aber innerlich elend und zerrissen fühlt inmitten aller höllischen Glorien — „ruin in majesty" —: solche gefallenen Größen riefen Byrons bewunderndes Mitleid auf. Und gefallene Helden sind auch seine Piraten, der Korsar, Lara, Manfred und der Mörder Kain, die sich zwar nicht, wie Satan, gegen Gott selbst, aber doch gegen die Gesetze aufgelehnt haben, im trotzigen Bewußtsein ihrer edleren Natur und ihres Uebermenschenthumes, die, dafür von der Gesellschaft verstoßen, sich dann durch allerlei grandiose Frevel rächen und bei ihrem verbrecherischen Handwerk doch grenzenlos unglücklich in der Seele sind. Den Ausgangspunkt der Untersuchung bildet ein Vergleich zwischen Miltons „Paradise lost", Schillers Räubern und Byrons kleineren Epen, die zum Manfred überleiten. Die letzten Ausläufer der Satanfabel werden bis in die Mysterien, bis in den Kain und noch weiter verfolgt. Aber das englische Volk wehrte sich instinktiv gegen die überspannte, krankhafte Titanenidee Byrons und Carlyle wußte den Dichter schlagend in seiner „heroworship" zu widerlegen. Carlyles Helden lehnen sich nicht mehr, wie Satan und sein Gefolge, gegen Gott auf, sondern handeln gleichsam als Träger einer heiligen Mission im Einklang mit den göttlichen Gesetzen; und damit war Byrons merkwürdiges Glaubenssystem überwunden. Meine Schrift ist die Vorarbeit zu einer Biographie Byrons.

Zürich. Dr. Heinrich Kraeger.

Christenthumsende. Verlag von Reinhold Werther in Hann.-Münden.

Das Buch behandelt die heutzutage brennend gewordene, durch den Titel angedeutete Frage. Es werthet die Bedeutung Dessen, was bei dieser Frage auf dem Spiele steht, betrachtet kritisch die heutige christliche Welt, würdigt die Gründe des Zweifels und der Abwendung vom Christenthum und bespricht die Möglichkeit, trotz allen Gegengründen doch zu einer die religiösen Herzensbedürfnisse be-

friedigenden Ueberzeugung zu gelangen. Die Schrift wendet sich vornehmlich an edle Zweifler und an Jene, die die Wahrheit suchen, weil sie sie lieben; übrigens an Alle, denen religiöse Fragen irgendwie am Herzen liegen.

Groß-Lichterfelde. Friedrich Nonnemann.

Die Statistik der Edelmetalle. Verlag von Wilhelm Ernst & Sohn, Berlin.

Die vorliegende Arbeit bezweckt die Schaffung einer geordneten, bis an die Gegenwart heranreichenden Edelmetall-Statistik, als der eigentlichen Unterlage für die Beurtheilung der Währungfragen. Diesem Hauptzweck ist dadurch entsprochen worden, daß ich das in Brochuren, periodischen Zeitschriften und Tabellen zerstreute Ziffernmaterial der hervorragenden Edelmetallstatistiker der Gegenwart für das Jahrzehnt 1886 bis 1895 in Tabellen, und zwar in vergleichender Uebersicht nach den benutzten Quellen, unter Reduktion auf die deutsche Münz- und Gewichtseinheit, zusammengestellt habe. Durch Hinzufügung der den Zeitraum von der Entdeckung Amerikas bis 1885 umspannenden Haupttabellenziffern des verstorbenen Statistikers Soetbeer ist dieses umfangreiche Ziffernmaterial mit seinen Erläuterungen zu einem selbständigen Ganzen umgebildet worden, das seiner Materie nach in die drei Abschnitte von der Produktion, der Verwendung, der Vertheilung der Edelmetalle gegliedert ist, nebst einem angehängten vierten Abschnitt über die Waarenpreisbewegung. Diese Haupttabellen sind dann in ihren wichtigsten Endergebnissen zum Gegenstande farbiger graphischer Tafeldarstellungen gemacht worden, mit deren Hilfe ich in einem Anhang die Probleme der Währungfrage selbst nach den auseinandergehenden Ansichten der Bimetallisten und der Anhänger der Goldwährung erläutere, ohne aber, wie hier ausdrücklich betont sein mag, durch Stellungnahme für oder wider die vorgetragenen Anschauungen dem Urtheil des Lesers zu präjudiziren. Der Inhalt der Währungfrage ist in die drei Hauptkapitel von der Thatsache, den Ursachen, den Wirkungen der Silberentwerthung nebst einem Schlußwort gegliedert. Während so die Bearbeitung der statistischen Zifferntabellen den eigentlichen Hauptkern der Arbeit darstellt und dem kritischen und wissenschaftlich vorgebildeten Fachmann und Währungpolitiker ein werthvolles und interessantes, auf seine Zuverlässigkeit prüfbares Material zur Beurtheilung der angedeuteten Probleme liefert, soll der letzte Theil der Arbeit dem gebildeten Laien ein Mittel sein, sich in den Fragen des Währungstreites an der Hand des festen und übersichtlichen Materials der farbigen graphischen Darstellungen zurechtzufinden.

Ernst Biedermann.

Die jüdische Geschichte. Ein geschichtphilosophischer Versuch. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von J. F. Berlin. S. Calvary & Co.

Wenn die Geschichtteleologie als exakte Wissenschaft bis jetzt auch nur ein frommer Wunsch der alten Ideologen geblieben ist, so ist die Geschichtpsychologie eine Erscheinung, die bereits der Gegenwart angehört und die viel für die Zukunft verspricht. Die künstlerische Reproduktion des Individuallebens enthüllt uns die Seele des Individuums, die Geschichte enthüllt uns die Seele des Volkes. Des-

halb ist eine künstlerische Kritik der Geschichte möglich; sie kann uns einen tiefen Einblick in das Seelenleben des Volkes gewähren. Der Versuch einer solchen Kritik in Anwendung auf die jüdische Geschichte ist in dem angezeigten Werkchen gemacht worden. Der Verfasser, ein Russe, hält hier Umschau in der Bildergalerie der jüdischen Geschichte, beobachtet die Aufeinanderfolge der psychologischen Typen in ihr und sucht jenes innere Band aufzudecken, das alle diese Einzelbilder zu einem großen Gesammtgemälde vereinigt, voll philosophischen Gehaltes und ethischer Erbauung. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, umgrenzt die vom Uebersetzer in seiner Vorrede gebrauchte Bezeichnung: „eine psychologische Charakteristik der jüdischen Geschichte" die Bedeutung der vorliegenden Studie schärfer als der auf dem Titelblatt befindliche übliche Terminus: „ein geschichtphilosophischer Versuch." Der Zweck, den das Büchlein verfolgt, ist ein zwiefacher: erstens will es dazu beitragen, die historische Selbsterkenntniß in der Judenheit zu wecken, zweitens sucht es ein tieferes — ich möchte sagen: herzlicheres — Verständniß für die jüdische Geschichte in christlichen Kreisen anzubahnen. Ein solches Verständniß kann zur Milderung jener nationalen Feindsäligkeit führen, die heute so schwer auf dem gebildeten Juden lastet. Es sei mir gestattet, mit den Worten des Buches selbst zu schließen: „Wenn das herzergreifende Trauerspiel der jüdischen Geschichte einst sich aufrollen wird vor dem staunenden Auge des modernen Geschlechtes, das, das Gebot seines Heilandes mißachtend, so wenig Liebe hegt und so viel Haß trägt, dann werden vielleicht die Herzen weicher gestimmt werden und auf den Trümmern der nationalen Feindsäligkeit wird gegenseitige Liebe thronen, die auf gegenseitigem Verständniß und gegenseitiger Achtung sich gründet. Und wer weiß? . . . Vielleicht wird die jüdische Geschichte an dem künftigen geistigen Umschwung, der die moderne nationale Intoleranz, die an die Stelle der mittelalterlichen religiösen Unduldsamkeit getreten ist, vernichten soll, ihren nicht unerheblichen Antheil haben."

S. M. Dubnow.

Nervosität und Radfahren. Verlag von Hugo Steinitz.

Die Brochure kritisirt scharf die leider noch oft übliche Behandlung der Nervosität mit Pulvern und Mixturen und begrüßt im Gegensatz dazu das Erscheinen des Zweirades als ein Ereigniß für die nervöse Welt. Aus der psychologischen Analyse der Wirkung des Radfahrens sind als die wichtigsten Punkte der beruhigende Einfluß der Bewegung in der freien Natur, das nach der Uebung zurückbleibende gesteigerte Kraft- und Selbstgefühl und die Abstumpfung der körperlichen und geistigen Ueberempfindlichkeit hervorzuheben.

Dr. Arthur Kann.

Das Werden des neuen Dramas. Erster Theil: Ibsen und die dramatische Gesellschaftkritik. Zweiter Theil: Von Hauptmann bis Maeterlinck. Berlin W. F. Fontane & Co. 1898.

Wers nicht selbst erlebt hat, vermag es sich gar nicht vorzustellen, was man im Gefängniß von früh fünf bis abends sieben Uhr Alles zusammendenken und zusammenschreiben kann. Zwei dicke Bände in viereinhalb Monaten! Und

dabei habe ich, bevor ich den ersten Federstrich machte, ganze Stöße von Büchern, manche gute und — ach! — unzählige schlechte Dramen durchgelesen und viele Hefte mit Notizen vollgekritzelt. Eigentlich sollte ich also all den Leuten, die mir im vorigen Jahr zu der unfreiwilligen Sommerfrische in Zwickau verhalfen, in erster Linie den beiden geistlichen Herren, die sich über mich ärgerten, Herrn Divisionprediger von Crügern in Leipzig und Herrn Diakonus Winkler in Döbeln, von Herzen dankbar sein. Denn der Osterspazirgang in Ketten, den ich Gotteslästerer am zweiundzwanzigsten April des vorigen Jahres in Gesellschaft eines schweren Jungen durch Leipzigs volkbelebte Straßen machen durfte, hat reiche Früchte getragen. Wenigstens für mich. Ob Anderen meine Gefängnißarbeit auch solche Stunden stiller Erbauung bringen wird? Das mag die Zukunft lehren. Ich will dem Urtheil der Kritik nicht vorgreifen. Nur das Eine sei hier noch einmal ausdrücklich erklärt: ich wollte keine Geschichte des modernen Dramas geben, ich wollte nur die neuen Inhalte und die neuen Formen der dramatischen Dichtung von heute in ihrem geschichtlichen Werden näher betrachten und mit Dem, was früher war, vergleichen und ich griff aus der Menge der Schaffenden von heute die Namen Ibsen, Hauptmann und Maeterlinck mit souverainer Willkür heraus, um an ihren Werken die geheimen Gesetze des modernen Kunstschaffens bloszulegen. Dem ersten Band, der Henrik Ibsen und die dramatische Gesellschaftkritik behandelt, habe ich eine ästhetische Ouverture vorausgeschickt, in der ich auf alte Fragen neue Antworten zu geben und neue Fragen (auch Das ist oft eine Kunst) richtig zu stellen suche und das künstlerische Schauen und Schaffen nach eigener innerer Erfahrung schildere. Der zweite Band bespricht zuerst an der Hand von Hauptmanns Erstlingsdrama die naturalistische Kunstform, springt dann plötzlich zu Maeterlinck über, um am sogenannten Symbolismus und an der modernen Märchendichtung die Sehnsucht nach der großen Kunst und die Anfänge einer neuen Stilisirung nachzuweisen, und giebt endlich eine flüchtige Aehrenlese aus der modernen deutschen Dramendichtung, so weit sie bereits Gesagtes zu bestätigen, zu ergänzen oder von einer neuen Seite zu beleuchten geeignet ist. Das ist der Inhalt meiner zwickauer Dramaturgie. Hoffentlich merkt man es ihr nicht an, daß sie in der Gefängnißluft erwachsen ist. Ich wenigstens fühlte mich niemals so frei, als da ich in stiller Zelle den geheimen Gesetzen des modernen Kunstwunders nachspürte.

München. Edgar Steiger.

Sozialauslese. Kritische Glossen. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1898. Broschirt 2 Mark 80 Pfennig.

Da Alexander Tille seine soziologischen Ansichten wiederholt in der „Zukunft" entwickelt hat, so wird es die Leser dieses Blattes einigermaßen interessiren, zu erfahren, daß die Theorie des geistreichen deutschen Dozenten in Glasgow, dessen Verdienste ich übrigens anerkenne, nicht unwidersprochen bleibt. Die hier angezeigte Schrift richtet sich zwar in erster Linie gegen Otto Ammon, nebenbei aber auch gegen Tille; sie bekämpft sowohl die Sozialtheorie dieser beiden Forscher als ihre biologische Grundlage, Weismanns Vererbungtheorie.

Neisse. Karl Jentsch.

Der Krach.

Am neunten Mai war seit dem Anfang des wiener Krachs ein Vierteljahrhundert verstrichen; es ist merkwürdig, daß die Presse nicht die üblichen „Rückblicke“ auf den für unser Wirthschaftleben wichtigen Vorgang brachte. Dieses Stück Krisengeschichte enthält doch viel Lehrreiches und auch Vieles, was sich anscheinend nie wiederholen könnte, aber in anderen Formen gewiß noch oft erlebt werden wird.

Die Gründerjahre, die uns der Milliardensegen heraufführte, würden ihren Schwerpunkt kaum in Oesterreich gefunden haben, wenn nicht unsere Hochfinanz lange gewohnt gewesen wäre, gerade dort das meiste Geld zu verdienen. Die Aufgaben, die man sich mitten in dem neuen Goldstrom damals stellte, waren zunächst nicht schwindelhaft; abenteuerlich wurde nach und nach nur die Art, wie diese Aufgaben angefaßt und zu bewältigen versucht wurden. Das Ziel, Oesterreich-Ungarn mit wichtigen Industrie- und Exportbahnen zu überziehen, war verständig gewählt, damals aber glaubte man irrend noch an die Möglichkeit von Improvisationen. Die Aussicht auf zahlreiche Schienenwege schuf auf dem österreichischen Markt eine Taumelstimmung und die großartige Verschönerung und Ausdehnung der Stadt Wien brachte zahllosen Händen Arbeit, deren Preis eben so schnell stieg wie der des Materials. Dann lockte die für das Jahr 1873 geplante Weltausstellung und die Wiener träumten von einer wahren Völkerwanderung nach der Donaustadt. Welcher Absturz! Am dritten Mai die glanzvolle Eröffnung der Ausstellung, am neunten der Ausbruch einer wirthschaftlichen Katastrophe, vor der die Fremden entsetzt flohen.

In Deutschland hatte der Gründungschwindel zwar weniger heftig gewüthet, aber doch so heftig, daß bis über das Jahr 1875 hinaus im Effektenverkehr und in den Volksersparnissen eine völlige Blutleere eintrat. Berlin, das neue Centrum der Politik, hatte auf eine innige Gemeinschaft der Bankwelt mit der Regirung große, trügende Hoffnungen gesetzt; an die sofortige riesenhafte Vergrößerung der eigentlichen Stadt wurde mit zäher Hartnäckigkeit geglaubt. So enstanden sehr merkwürdige Baugesellschaften, Ziegeleiunternehmungen u. s. w., die, ganz wie in Wien, ein bedenklich schwankendes Kursgebäude aufführten. Während aber in Wien das Publikum aus den „höheren“ Klassen, vom Erzherzog bis zum Bildhauer oder Tragoeden, leicht zu haben war, hatten es die Gründer an der Spree viel schwerer. Hier, wo die Skepsis nie ausstirbt, glaubten die Regisseure selbst kaum an den Erfolg ihres Spektakelstückes; sie suchten das Publikum künstlich heranzuziehen und benutzten dazu Mittel, die nach der heutigen Börsenreform als Vorspiegelungen falscher Thatsachen gelten müßten und wohl auch schon früher dafür galten. Im Interesse irgend eines unsicheren Papiers wurde z. B. ein gefälliger Freund ins Börsengedränge geschickt, der gegen nicht ganz niedrige Provision für 40 000 Thaler von diesen Aktien kaufte, die ihm natürlich umgehend in verschiedenen Posten wieder abgenommen wurden. Aber der große Kauf war doch einmal da. Wurde nun ein Privatmann aufmerksam und erkundigte sich nach dem Papier, so konnte unser Börsenmann sein Buch aufschlagen und erklären: es wird ja sogar in Summen von 40 000 Thalern gehandelt! Das zog, denn die Hauptsache war doch, daß das Publikum gehörig ins Zeug ging. In Bauunternehmungen ragte damals die Preußische Bodenkreditaktienbank besonders hervor, deren Aktien Ende 1872 noch etwa 201 standen, ein Jahr später aber schon auf 70 zurückgegangen waren. Diese Bank

hatte ein Netz von Filialen zu spinnen verstanden; ihre „Stütze des Hauses", die Preußische Kreditanstalt, machte täglich von sich reden.

Bei den Bahngeschäften für Preußen und Mitteldeutschland zauberte zum Theil auch noch Strousberg mit, der später, als nach dem Krach das Baargeld ausging, ganz neue Mittel zur Wiederauffüllung entdeckte. Von den damals durch andere Gruppen begonnenen Bahnen seien hier nur erwähnt: die märkisch-posener Bahn, Halle-Sorau-Guben, Weimar-Gera, Berlin-Görlitz, Erfurt-Hof-Eger und die in Berlin noch unvergessene Nordbahn. Die Werthe aller dieser Gesellschaften sollten zum größten Theil erst ihren Weg ins Publikum machen; beim plötzlichen Eintritt der Krisis fehlte deshalb für die Bauten das Geld und es kam zu schlimmen Stockungen. Wo es irgend ging, suchten die Konsortien sogar die Kautionen — viele Hunderttausende! — verfallen zu lassen, nur, um aus ihren Verpflichtungen herauszukommen. Jenen drangvollen Zeiten verdanken wir wohl das Gesetz, wonach bei Gründungen ein Uebernahmekonsortium vorhanden sein muß, das die Unterbringung des Aktienkapitals garantirt. Aus dieser Quelle haben die Banken und Privatmillionäre ihre riesigen Agiogewinne geschöpft; bei einer schlimmen Wendung dürften freilich auch die Verluste schmerzlich genug sein. Uebrigens bekümmerte sich Preußen damals schon sehr ernsthaft um seine Bahngesellschaften, so daß Mißstände, wie sie in Oesterreich sichtbar wurden, unmöglich waren. Dort entstand das Hauptunglück immer aus Nebenumständen, auf die kein ehrlicher Mensch gefaßt sein konnte; so z. B. bei der Elisabeth-Westbahn, die mit ihren Baareinnahmen an der Börse Reportgeschäfte gemacht hatte, deren zehnprozentiger Zins aber natürlich den Aktionären nie zu Gute gekommen wäre. Als dagegen Zins und Kapital in den Abgrund rollten, erfolgte die Enthüllung nur zu rasch.

In Süddeutschland war das Gründungwesen nicht so neu wie in Berlin und angesichts des alten Kapitalsreichthumes brauchte man sich nicht zu so gefährlichen Kunststücken zu zwingen. Das süddeutsche Publikum gerieth in eine verhängnißvolle Lage nur durch seine alten Finanzfreundschaften mit Oesterreich und Amerika. Von Oesterreich hatte es ungezählte Millionen in Bahnwerthen aller Art übernommen, die nicht einmal mehr den Weg der Rothschildgruppe (Kreditanstalt, Diskontogesellschaft, Darmstädter Bank) gingen, sondern von der feinsten Gruppe, dem neu gegründeten Frankfurter Bankverein, „besorgt" wurden. Das war die Verbindung der österreichischen Bodenkreditanstalt und des Wiener Bankvereines, über deren Unfehlbarkeit so schlimme Irrthümer verbreitet waren. Die österreichischen Eisenbahnwerthe waren von vorn herein durch den Ueberschwang des Marktes viel zu hoch bewerthet und wären es gewesen, auch wenn nicht in Folge des allgemeinen Zusammensturzes mitten im Bau Stockungen eingetreten wären. Dazu kam schon im Jahre 1874 die Währungfrage für die Prioritätencoupons und dieser Streit um das neue Reichsgold oder das bisherige Silber führte noch einmal furchtbare Kursverwüstungen herbei. Von Amerika nahm Süddeutschland nicht die Aktien, sondern, um recht solid zu handeln, nur die Bahnobligationen auf. Es waren Bonds, von denen hohe Zinsen zu hoffen waren, an deren Uebernahme aber auch einzelne Gruppen schon bis zu dreißig Prozent verdient hatten. Als die Krisis bei uns den Yankees die Hoffnung raubte, noch ferner viel Geld zu erhalten, gerieth drüben Alles ins Stocken und zu dem bedauerlichen Unvermögen trat dann noch, echt amerikanisch, der rücksichtloseste Betrug.

Wenn man nun fragt, woher diese ungeheuren Kursübertreibungen kamen, deren Unsinn von vorn herein klar erkennbar war, so sollte man vor der Antwort nicht an die Vernunft, sondern an den Egoismus der Menschen denken. Jeder zweifelte an dem wirklichen Werth seiner Papiere, aber Keiner zweifelte an der Gewinnsucht der Anderen, an ihrer Lust, sie ihm noch theurer wieder abzunehmen. Wären damals in Wien nur dreißig ruhige Börsenleute gewesen, — in Berlin brauchten es nicht einmal so viele zu sein —, so hätten die Dinge nie diesen Verlauf genommen. Aber wir haben ja erst vor Kurzem den Goldshares-Schwindel erlebt, wo Aktien von Gesellschaften ohne größeres Terrain im Handumdrehen bis zu 18 Pfund, also um 1800 Prozent, gestiegen waren. Vor fünfundzwanzig Jahren aber standen unsere Börsen noch unter der außerordentlichen Nachwirkung einer wunderbaren Sieges- und Glücksepoche. Das zeigte sich im Kleinen auch in dem großen Kontingent, das die reich gewordenen Militärlieferanten der berliner Spekulation stellten. Die stärksten Haussiers, insofern sie sich gerade zu den höchsten Notirungen „gedreht" hatten, waren freilich die früheren Fixer. Sie hatten lange mißtrauisch beobachtet, bei ihren Baisseengagements viel zugesetzt und nun endlich den Sprung in den allgemeinen Strom gewagt, — als es zu spät war.

Gegen Ende April, als der Invalidenfonds schon lange unserem Anlagepublikum die vielen guten Prioritäten entzogen hatte, waren einige peinliche Umstände fühlbar geworden. In Italien sank in Folge der Mißernte das Goldagio auf 14 Prozent und aus Mailand wurden mehr als 200 Millionen Ballen Seide als unverkäuflich gemeldet. Von Spanien drohte ernsthaft der Uebergang zur Papierwährung, wie man aus der fieberhaften Thätigkeit der dortigen Staatsdruckerei schloß. In Deutschland — wir waren noch inmitten der Milliardenzahlung — waren einzelne Banken und Bankiers der französischen Finanz mit Wechseln allzu gefällig gewesen; Das veranlaßte die Preußische Bank, solche Wechsel nur noch per zehn Tage zu nehmen. So entstand eine böse Ernüchterung, die denn auch in London starke Verkäufe in französischer Rente für pariser Rechnung veranlaßte. Ultimo-Geld stand in Frankfurt und Berlin zuerst 5 und dann 9 Prozent, ohne damit irgendwie zu bedrücken.

So erschien der erste Mai, wo man in Wien bereits maskirte Insolvenzen sah und die Prolongationen so kritisch nahm, daß eine Deroute nicht ausbleiben konnte. Auch ließen Kapitalisten lieber ihr Geld unverzinslich liegen und Käufe erfolgten nur noch gegen baar. In Berlin war man flau ohne bestimmten Grund: „Irgend ein Gefühl, das die Börse weiter und weiter nach unten zieht", so las man in einem Zeitungbericht, der heute noch interessant ist. Dabei verstimmte es, wie eine Art Vorahnung, daß elsässer Bergwerke, die vier Wochen früher zu 115 eingeführt waren, bereits 90 brief standen. In Frankfurt machte sich gegen Banken eine besondere Abneigung bemerkbar, die auch mit persönlichen Reibereien zusammenhing. Am dritten Mai, dem Eröffnungtage der Ausstellung, war in Wien eine erneute Baisse, wesentlich verschärft durch den veränderten Liquidationmodus. Auch gab es Bankiers, die offen am Schottenring die „Kassenscheine" der dortigen Wechslerbank — die effektiven Guthaben ihrer Konteninhaber — mit 70 Prozent ausboten, nur, um eine Panik hervorzurufen. Am fünften Mai war Frankfurt sehr animirt und Wien mit Lombarden und Staatsbahn ausnehmend fest. Berlin ging vor Allem mit Victoriahütte, deren Papiere vorher lange den Parikurs nicht

überschreiten konnten, im Nu um 50 Prozent in die Höhe. Ursache? Die gesetzliche Annahme der Nickelausprägung! Die Aktien der selben Hütte stürzten drei Tage später trotzdem wieder um 30 Prozent.

Am neunten Mai endlich, als die Krankheit in Wien den kritischsten Stand erreicht hatte, die Räumung der Börse erfolgen mußte und 78 Millionärinsolvenzen verkündet wurden, war auch Frankfurt in voller Deroute. Mehr als acht Gulden machte Das aber, trotz allen Bankenexekutionen, auf Kreditaktien, das leitende Spekulationpapier, nicht aus. In Berlin wäre man bei einer täglichen Liquidation, wie sie in Wien Sitte war, verloren gewesen. So aber sanken bei aller Angst vor dem Ultimo Kreditaktien nur um fünf Thaler; die Centralbank für Bauten verlor allerdings an diesem Tage 29 Prozent, Aachen-Höngen 12 Prozent u. s. w. In Wien berechnete man schon die Kursverluste der Hauptpapiere seit Anfang April, also für fünf Wochen, auf 196 Millionen Gulden, wobei Kreditaktien von 339 auf 315 sanken, aber z. B. die Aktien der Franco-Oesterreichischen Bank von 152 auf 22 und die der Interventionbank von 148 auf 18 fielen.

Die jähe Angst der deutschen Börsen hing auch mit allerlei Rückerinnerungen zusammen, die kaum noch verblichen waren: mit den Kursstürzen aus den Jahren 1866 und 1869, als Napoleon krank geworden war, und endlich aus dem ersten Kriegsmonat des Jahres 1870. Am zwölften Mai setzte Berlin wieder Alles in die Höhe. Centralfaktorei für Baumaterial stiegen um 35, Victoria um 18, Courl um 9 Prozent u. s. w. Trotz Alledem hatten in diesen acht Tagen u. A. Diskontokommandit 24, Preußische Bodenkredit 20, City 35, Dortmunder Union 12, Deutsches Bergwerk 20 Prozent verloren.

Der Ultimo verlief, abgesehen von kleinen Insolvenzen, in Berlin überraschend glatt. Es war vorher eben zu viel verdient worden, als daß die Verwüstung gleich ihre furchtbaren Spuren zeigen konnte. Aber die Weihnachtkäufe in den Jahren 1873 und 1874 gaben von der Verarmung Berlins ein trostloses Bild. Gegen Ende des Krachjahres begannen in Berlin auch jene Baissoperationen in großem Stil, an denen namentlich ein jüngst umgewandeltes bekanntes Bankhaus nicht gerade ärmer geworden ist. Dabei muß noch des unerschütterlichen Ansehens unserer Industriepapiere gedacht werden, die man im Ernst als von diesem Krach ganz getrennt ansah. So kam es, daß Bergwerksaktien überhaupt erst im September, also fünf Monate nach dem Schwarzen Freitag, ihre höchsten Kurse erreichten. Dann aber brach die Nacht an: als die Bankgelder ausblieben, die Aufträge annullirt wurden, Lohnherabsetzungen erfolgen mußten und ein Strike dem anderen folgte. Das letzte und größte Unglück der ganzen Krise war gerade unser Bergwerkskrach. Auch die großen, soliden Bahnen litten schwer unter dem allgemeinen Rückgang des Handels. Hessische Ludwigsbahn-Aktien sanken von 190 bis auf 67, Berlin-Potsdamer von 250 auf 80. Damals bezahlte man eine gute Bahnaktie zu sechs Prozent Dividende höchstens noch mit 100.

Manche erfolgreiche Bankiers von heute haben dieses Schreckensjahr nicht mit erlitten. Ihre rasche Hand zögert denn auch nicht bei den größten Transaktionen, vor denen die „Alten" unwillkürlich in bange Erinnerungen versinken. Das Thun dieser Vorsorglichen, die lieber davon bleiben, mahnt dann freilich wieder an ein witziges Bankwort: „Nicht geschossen ist auch gefehlt!" Pluto.

Notizbuch.

Der Junitag, der die deutschen Wähler diesmal zur Urne ruft, bringt uns das zehnjährige Regirungjubiläum des Kaisers. Ob der Zufall, ob etwa eine in sich besonders weise dünkendem Sinn gehegte Absicht dieses Zusammentreffen gefügt hat, um in dem Reich, das erst nach der Niederlage des Plebiszitkaisers entstehen konnte, nun die Möglichkeit eines Plebiszites zu schaffen? Der Frage wird eine unzweideutige Antwort wohl nie zu finden sein. Sicher ist nur, daß in wichtigen Höhenregionen der Wunsch vorhanden ist, das nahende Jubiläum nicht klanglos vorübergehen zu sehen. Das war, bei den seltsamen Bräuchen unserer unermüdlich jubilirenden Aera, zu erwarten; und die deutschen Bürger durften nicht erstaunt sein, als sie erfuhren, für die Wonnestimmung des fünfzehnten Junitages werde ein Buch vorbereitet, das, unter dem Titel „Unser Kaiser", eine illustrirte und von hohen und höchsten Würdenträgern revidirte, mindestens also offiziös beglaubigte Darstellung der Regirungzeit Wilhelms des Zweiten geben und seinen Leserkreis namentlich am Hofe, in der Beamtenschaft und in den starken Einflüssen zugänglichen Schulen finden solle. Der pfiffige Sportsman und Buchdrucker, der diesen Plan ersonnen und, wie man erzählt, in vielfachen Konferenzen mit Herrn von Lucanus und anderen mächtigen Männern erörtert hat, wird gewiß auf seine Rechnung kommen, denn die Maßgebenden haben heute bei uns keine allzu ängstliche Scheu, für Werke guter Gesinnung „Etwas zu thun". Da das von kritischer Neugier in begreiflicher Spannung erwartete Buch aber kaum vor den Wahlen erscheinen wird und wohl auch die Herren Lauff und Genossen erst um die Junimitte ihre Poetengefühle frei ausströmen lassen werden, mochte es nöthig scheinen, zunächst wenigstens die Saiten zu stimmen, damit in der Schicksalsstunde für das Jubelkonzert Alles bereitet sei. Es genügt ja nicht, daß Herr Pierre Loti in hellem Entzücken über das erste der Knackfusbilder, das Herr von Radowitz ihm in Madrid gezeigt hat, unseren Kaiser im Figaro verzückt un grand artiste et un rêveur merveilleux nennt; der stimmende Auftakt mußte aus Deutschland kommen. Herr von Miquel hat die Mühe, ihn zu liefern, mit löblichem Muth auf sich genommen. Dieser merkwürdige Mann, der über so mannichfach nuancirte Töne und Instrumentationen verfügt, wollte Zweiflern vielleicht beweisen, daß er auch den Hofstil, mit „Allerhöchstwelcher" und Allerhöchstderselbe", als Meister beherrscht und, ohne eine auffällige Entgleisung fürchten zu müssen, sogar pathetisch zu werden vermag. Die Rede, die er beim kölner Hafenfest gehalten hat, brachte denn auch wirklich selbst den wärmsten Freunden seines ungewöhnlichen Talentes eine Ueberraschung. Manche Sätze, die er inter pocula sprach, sind sicher unanfechtbar; so wird gegen die Behauptung nichts einzuwenden sein, „die Regirung des Kaisers sei erfüllt von rascher Entwickelung auf allen Gebieten menschlichen Denkens, Strebens und Lebens, von gelösten und ungelösten Fragen, die, wie in der ganzen Welt, auch unser Volk bewegen." Nur gegen den beinahe parlamentarisch lüderlichen Stil des berühmten Tischredners werden sich hier Bedenken regen; im Uebrigen wird man einräumen müssen, daß das rühmend Gesagte auf die Regirungzeit fast aller Monarchen aller Zeiten passen würde. Andere Sätze werden weniger ungetheilte Zustimmung finden. Daß der Kaiser „mit großer Kraft und Weisheit den Frieden aufrecht erhält", hören wir Alle gern; aber wir wissen auch, daß eines einzelnen Menschen Kraft und Weisheit, selbst des mächtigsten, heute nicht ausreicht, um den Frieden zu erhalten und den Völkern herrisch die Schicksalsbahn

vorzuschreiben. Und wir sind erstaunt, da wir vernehmen, daß die „Minister unter dem unmittelbaren Eindruck der kaiserlichen Einwirkung zu stehen das Glück haben"; nach unseren Verfassungzuständen wäre es weniger befremdlich gewesen, wenn uns von der ministeriellen Einwirkung auf den Monarchen Etwas erzählt worden wäre. Der Ton der ganzen Rede, die mit überraschendem Nachdruck die Person des Kaisers in den Vordergrund zu rücken versucht, könnte nicht anders sein, wenn wir keine Reichsverfassung und keine souverainen Bundesfürsten hätten und wenn sie in einem absolutistisch regirten Einheitstaat, etwa in Rußland, von einem Kabinetsminister des Selbstherrschers gehalten worden wäre. In solchen Ländern hüten die Minister sich aber meistens vor solchen Reden; und der Deutsche muß seufzend gestehen, daß gewisse, an Byzanz mahnende Töne nur noch in seiner Heimath angeschlagen werden. Ein russischer Minister würde denken: Ich darf dem hohen Väterchen, unter dessen unmittelbarer Einwirkung ich zu stehen das Glück habe, keine Hymne anstimmen, denn ich bin sein ergebenster Diener, danke ihm Alles und hätte, wenn der Zar irrte, ja auch nicht das Recht, ihn zu tadeln; als Handlanger seines erhabenen Wollens muß ich Lobgesänge auf die Weisheit, Kraft und Güte des Herrn möglichst vermeiden, denn es wird in der Oberschicht der Geister Leute geben, denen mein Urtheil nicht ganz unbefangen scheinen mag... Darf ein deutscher Minister sich unter den heutigen Verhältnissen solchen Erwägungen völlig verschließen? Minister sind zu einem Urtheil über die Leistungen des Monarchen, der sie an ihren Platz gestellt hat, nicht berufen. Ueber Gustav den Vierten von Schweden hätte in den kurzen Tagen des Glanzes irgend ein Klingspor oder Silversparre vielleicht ein Urtheil gefällt, dessen Ueberschwang uns komisch erscheinen würde, weil unsere Väter schon im Pierer gelesen haben: „Die kurze Regirungsgeschichte dieses Monarchen zeigt, wie bei Talenten, Verstand und Herzensgüte Vorurtheile und Leidenschaftlichkeit zum höchsten Unglück führen können. Sein Vater wollte einen beharrlichen Mann aus ihm bilden; und Gustav der Vierte mochte selbst glauben, im Geist seines Vaters zu handeln, wenn er mit eigensinniger Unbiegsamkeit Alles seinem einmal angenommenen System unterordnen wollte. Er hatte zudem von seiner Mutter einen Hang zum Ritterlichen geerbt, daher alle seine Schritte den Anstrich des Abenteuerlichen hatten. Doch Vieles von dem Unbegreiflichen, das er that, ist seiner Abergläubigkeit zuzuschreiben." Das ist kein vereinzelter Fall: der Appellhof der Geschichte stößt nach sorgfältiger Sichtung des Materials recht oft die eiligen Urtheile der ersten Instanz um; und solche Urtheile haben auf dauernden Werth dann besonders geringe Aussicht, wenn sie von interessirten Beamten und Würdenträgern verkündet werden. In anständigen Schauspielhäusern gilt das Gebot, daß die Freibilletinhaber, da sie nicht zischen dürfen, auch nicht klatschen sollen; es wäre nützlich, diesen Brauch auch im politischen Leben des Deutschen Reiches einzubürgern. Wenn ein Historiker und Nationalökonom vom Range Schmollers, in bedauerlicher Unkenntniß der im Zeichen des Kapitalismus herschenden journalistischen Zustände, die Presse preist, setzt selbst er sich dem Verdacht aus, nach dem Beifall der Großmacht zu langen, die heutzutage die Ruhmeskränze vertheilt; denn die Presse wird ihm seinen unkritischen Lobspruch eben so wenig vergessen, wie sie Lagarde und Mittelstaedt die Tadelsworte vergessen hat, und ein Mann, der mit den Zeitungschreibern anzubinden wagt, ist, auch wenn ers im richtig verstandenen Interesse ihrer Berufsehre thut, heutzutage von schlimmerer Gefahr bedroht als der rücksichtloseste Befehder eines Staatsoberhauptes. Rühmt aber gar ein beamteter Vertrauensmann des Kaisers in den höchsten Tönen den Herrn, dem er Alles verdankt, dann darf er sich nicht

wundern, wenn das Echo unfreundlich zurückschallt. Nicht Jeden kleidet jedes Gewand. Herr von Miquel ward, mit seiner füchsisch feinen Skepsis, nicht zum Prologpathetiker geboren und sollte die rollenden Reden über „Wilhelm den Großen“ und dessen Enkel lieber von Anderen, Unbeträchtlicheren leisten lassen. Er ist viel zu klug, um nicht zu wissen, daß seinem Lobspruch, weil er nicht von einem unbefangenen Beobachter der Ereignisse stammt, die Wirkung versagt bleiben muß. Er kann auch in seines Herzens Schrein keinen Zweifel daran hegen, daß es sich nicht empfiehlt, die Person des Kaisers, wie es allzu oft schon geschah, noch ferner beständig in den hell erleuchteteten Vordergrund der Ereignisse zu rücken, und daß von allen Bedürfnissen im Deutschen Reich keins geringer ist als das, am fünfzehnten Junitage, statt einer Reichstagswahl, nach napoleonischem Muster ein Plebiszit zu veranstalten.

* * *

Mehr als Miquels höfische Worte sind ein paar Sätze beachtet worden, die der britische Staatssekretär Chamberlain neulich in Birmingham sprach. Der höchst begabte, aber auch höchst leidenschaftliche und unvorsichtige Kolonialminister hielt es für angezeigt, Rußland öffentlich des Treubruches zu beschuldigen und für ein Bündniß Englands mit den Vereinigten Staaten Stimmung zu machen. Er scheint von einem Bund der Angelsachsen, vielleicht gar aller germanischen Stämme, gegen die Slaven zu träumen und wird, als der unter den Briten populärste Mann, diesen Traum mit dem selben Eifer wie seinen Plan eines Greater Britain in greifbare Wirklichkeit zu wandeln versuchen. Wir wollen hoffen, daß es englischen Zettelungen nicht gelingt, das Deutsche Reich aus den freundschaftlichen Beziehungen zu Rußland zu scheuchen und in den Dienst von Interessen zu zwingen, die nur für Großbritannien, nicht für uns, wichtig und dringend sind. Wir wollen aber auch wünschen, daß in unserer Presse die läppische Parteinahme für das faulende Spanien endlich aufhört, die uns die Amerikaner verfeindet und den Yankees die Briten als einzig zuverlässige Freunde in Europa zeigt. England, dessen zähe Dauerbarkeit bei uns heute vielfach unterschätzt wird, würde im Bunde mit den Vereinigten Staaten besonders wirthschaftlich eine Macht repräsentiren, mit der sehr ernsthaft zu rechnen wäre. Herr Chamberlain hat, wie vorher sein Kollege Salisbury, wohl absichtlich die Lage düster geschildert; immerhin aber scheinen in Asien Verwickelungen näher gerückt, die auch den Deutschen vor die Frage stellen könnten, ob es unbedingt nöthig und nützlich war, sein Vaterland in der gefährlichen Gegend der glimmenden Funken zu engagiren, und ob unsere Situation nicht im bismärckischen Sinn behaglicher wäre, wenn wir, ohne Kiautschou und großartige pekinger Etiquetteerfolge, den kommenden Ereignissen ruhig und uninteressirt entgegenzusehen vermöchten. Diese Bedenken mögen auch die schlauen Börsenleute beunruhigt und veranlaßt haben, „auf Chamberlain flau und verstimmt zu werden“, wie es im Kursbericht allerliebst hieß.

* * *

Es ist wirklich ein Verhängniß: man kann nicht mehr von Politik reden, ohne die Börse erwähnen zu müssen. Welche Rolle Börseninteressen in dem spanisch-amerikanischen Krieg und in der Tragikomoedie seiner Begleiterscheinungen spielen, wurde hier schon geschildert. Dabei handelte es sich hauptsächlich um die Fondsbörse; jetzt aber lenken die Getreidebörsen beider Welten die Blicke auf sich und bieten ein sehr belustigendes und doch auch sehr ernstes Schauspiel, das selbst die verhärtetsten Börsenliberalen belehren sollte. In Chicago hat ein Jobber größten Stils, Herr Lewis Josef Leiter, der, nach genealogischen Forschungen, ein christlicher Vollblutarier sein soll, die

Kriegstheuerung und den hohen Weltmarktpreis des Weizens zu Spekulationen benutzt, über deren Umfang märchenhaft klingende Geschichten erzählt werden und die zu ungeheuren, unerhörten Preissteigerungen geführt haben. Der Ehrenmann ist bis zur Stunde noch nicht gelyncht und wird nächstens vielleicht, wie andere Millionenpatrioten, auf seine Kosten ein Regiment ausrüsten und dann als ein guter Sohn seines Volkes gefeiert werden. Ein großes Muster, schon Schiller hat es gesagt, weckt Nacheiferung; und so ist denn in Wien schnell ein Leiterepigone erstanden, ein sicherer Herr Kassel, der wohl zu Sems Söhnen zu zählen sein dürfte. Der Edle schaute um sich und sah, daß die wiener Getreidespekulanten „auf Meinung" große Posten sogenannten Terminweizens verkauft hatten. Das ist Weizen, den der Verkäufer nicht besitzt, in der vorgeschriebenen Qualität sich auch zu dem vorgeschriebenen Termin um keinen Preis der Welt verschaffen kann, dessen effektive Lieferung vom Käufer aber gewöhnlich auch gar nicht verlangt wird. Die Differenz ist Alles, der Weizen ist Schall und Rauch. Als Herr Kassel dieses freundlichen Anblickes froh ward, sprach er also zu sich selbst: „Wenn ich jetzt allen etwa noch vorhandenen Frühjahrsweizen aufkaufe, muß der Preis eine vorher nie geahnte Höhe erreichen." Der Versuch, den die Börsensprache eine Schwänze nennt, gelang, Herr Kassel säckelte einen Riesenprofit ein, und als am vierzehnten Mai die Spielzeit für Frühjahrsweizen beendet war, sank in Wien der Weizenpreis gegen den vorigen Tag um zwei Gulden und zwanzig Kreuzer auf den Hektoliter. Nun entsteht die Frage: Hat wirklich nur der spanisch-amerikanische Krieg und die Lage des Weltmarkes, haben wirklich nur die tausendmal verfluchten Getreidezölle die Theuerungpreise des Weizens verschuldet oder sind bei der Preisbildung noch andere Faktoren wirksam, die man, ohne zu übertreiben, wohl gemeingefährliche Parasiten nennen darf? Und wenn dieser Frage die kaum zweifelhafte Antwort gefunden ist, darf man weiter fragen: Welches Schauspiel hätten wir wohl an der berliner Produktenbörse, über deren Wesensart unparteiische Sachverständige in der Enquetekommission so grausam geurtheilt haben, erlebt, wenn das Börsengesetz noch nicht vollzogen und der Thatendrang der Jobber nicht durch die kraftvolle agrarische Bewegung und den blind wüthenden Antisemitismus ein Bischen eingeschüchtert wäre? Manche Meldung von verruchten Kniffen und Pfiffen der Getreidehändler, unter denen auch sehr achtbare Leute zu finden sind, war gewiß übertrieben; aber selbst die Uebertreibung hat wohlthätig gewirkt und die neuesten Erfahrungen bestätigen nur allzu unzweideutig, daß die Schreckgeschichten von dem unheilvollen Einfluß des Papierroggens und Papierweizens auf die Preisgestaltung am Ende doch kein leerer Wahn sind. Wenn wieder erzählt werden sollte, die einzige Sorge der unentwegt braven Getreidehändler sei, die Völker möglichst billig mit möglichst gutem Brotkorn zu versehen, werden in den Entgegnungen neben den schon etwas verbrauchten Namen Ritter & Blumenfeld und Cohn & Rosenberg künftig auch die jüngeren Verdienste der Herren Leiter und Kassel ihren Ehrenplatz finden.

* * *

Jean Jaurès, der im ersten Wahlgange geschlagene Führer und weitaus beste Redner der französischen Sozialdemokratie, will vorläufig nicht mehr kandidiren. Er veröffentlicht in seiner Zeitung einen langen Brief, in dem er erklärt, er müsse für seine und der Seinen Gesundheit sorgen und wolle deshalb, statt wieder als Abgeordneter in die Deputirtenkammer zu gehen, die „ungeheure Arbeit der Erziehung zum Sozialismus" auf sich zu nehmen. Die verarmenden Mittelschichten und die Vorhut der Gelehrtenwelt müßten dem neuen Ideal gewonnen, ihrem Denken die so-

zialistischen Heilswahrheiten eingeimpft werden, damit der Bourgeoisrepublik endlich die letzte Stunde schlage; erst wenn zwischen der Wissenschaft und dem Proletariat der feste Bund geschlossen, das Proletariat durch die Wissenschaft zur That gewaffnet sei, könne die harrende Welt gerettet werden. Die phrasenhafte Erklärung, die den glänzenden Rhetor nicht verräth, kann natürlich keinen verständigen Menschen täuschen: die Gesundheitverhältnisse des Herrn Jaurès und seiner Familie werden sich in den paar Tagen, die seit der Hauptwahl verstrichen sind, kaum so geändert haben, daß sie ihm jetzt eine Kandidatur, die damals möglich war, unmöglich machen; und ein Mann, der die ungeheure Arbeit der Erziehung zum Sozialismus zu leisten vermag, kann nicht durch Krankheit an der Uebernahme eines Abgeordnetenmandates verhindert sein. Vielleicht ist die Vermuthung nicht falsch, daß Jaurès, der, im Gegensatz zu der Mehrzahl seiner Genossen, als intellectuel sehr hitzig für Dreyfus und Zola ins Zeug gegangen ist, bei der unverkennbar den Dreyfusleuten feindlichen Volksstimmung eine zweite Schlappe fürchtet und deshalb lieber nicht erst die Hand gierig nach den hohen und sauren Trauben streckt.

* * *

Prinz Heinrich von Preußen ist nach langer, von manchem unerwarteten Mißgeschick heimgesuchter, aber für den Reisenden wohl recht interessanter Seefahrt nun endlich doch in Peking eingetroffen. Er hat keine Gelegenheit gehabt, die gepanzerte Faust zu zeigen, wird, wie seine Landsleute hoffen, eine solche Gelegenheit wohl auch künftig nicht finden und ein Blick auf die Vorgänge, die sich in Kiel vor seiner Abreise abspielten, kann heute zu Betrachtungen sehr verschiedener Art Anlaß geben. Daß die deutsche Diplomatie für den Empfang des Prinzen einen Bruch mit der alten chinesischen Hofetiquette durchgesetzt hat, wird seit Wochen von den Offiziösen als ein stolzer Triumph des Deutschen Reiches ausgebrüllt. Einen solchen Triumph haben wir schon einmal erlebt: als bei dem Besuch, den der Kaiser mit seinem Bruder dem Papst abstattete, zur Bequemlichkeit der hohen Gäste der vatikanische Brauch geändert wurde. Politische Vortheile hat uns diese feierlich verkündete Errungenschaft nicht gebracht, wird uns vermuthlich auch der neue Hofdiplomatenerfolg nicht bringen. Eher ist anzunehmen, daß die Chinesen sich über die jähe Aenderung der alten Sitte ärgern und ihre Wuth gegen die blonden Barbaren steigern werden, die dem Sohn des Himmels immer erneute Demüthigungen aufzwingen. Sehr lustig ist die Berichterstattung über die Prinzenreise. Die Vasen, die der Bruder des Kaisers in dessen Namen dem Herrscher des Reiches der Mitte überbrachte — die Behauptung, er habe ihm auch die Knackfusbilder überreicht, ist erfunden — werden so ausführlich geschildert, als handelte sichs um einen politisch wichtigen Gegenstand, und über jedes Pferderennen, jeden Radrekord wird ein Dutzend Zeilchen zusammentelegraphirt. Prinz Heinrich war erst etwa zwanzig Stunden in Peking, da wurde offiziös schon gemeldet: „Jedermann ist hier von dem Prinzen entzückt, der die größte Leutseligkeit bewies und an dem Rennen das größte Interesse bekundete." Wie der Prinz das Entzücken eines Volkes zu erregen vermochte, das ihn nicht versteht, ihn kaum zu Gesicht bekommen hat und sich für Pferderennen gewiß nicht interessirt, kann der beschränkte Unterthanenverstand nicht errathen. Man hört jetzt sehr viel von dem „überwältigenden" Eindruck, den der Besuch auf die Asiaten mache; wäre es nicht nützlich, auch einmal zu bedenken, welchen Eindruck die kindische Ueberschwänglichkeit solcher Reiseberichte auf die guten Europäer machen muß, die neben den Chinesen am Ende doch auch noch einige Rücksicht verdienen?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 28. Mai 1898.

Eine Infamie.

Vor drei Monaten war ich zu meinem Bedauern durch eine Provokation gezwungen, mich hier mit der Thätigkeit des Herrn Professors Hans Delbrück, des Herausgebers der Preußischen Jahrbücher, zu beschäftigen. Lange hielt ich mich bei der unerfreulichen Arbeit nicht auf, sondern sagte nur — da Herr Delbrück mich in schwer greifbaren, aber ziemlich schnöden Sätzen einer Verletzung des redaktionellen Anstandes beschuldigt hattte —, eine Unterhaltung über dieses Thema scheine mir zwecklos, weil unsere Auffassungen redaktioneller Anstandspflichten verschieden seien, und bezeichnete drei Punkte, in denen das Verfahren des Herrn Delbrück mir nicht anständig schien, während es in seinen Augen offenbar als anständig galt. Wenn meine Angaben falsch waren, konnte der Professor und Redakteur sie in der „Zukunft", in seiner Monatsschrift oder in einer der seinem Einfluß zugänglichen Zeitungen zurückweisen, mit der rücksichtlosen Schärfe, die er für nöthig hielt. Das war sein gutes, unbestreitbares Recht. Er machte keinen Gebrauch davon. Er hielt für anständig, weder auf die von mir angeführten Thatsachen noch auf die ungefähr um die selbe Zeit gegen ihn veröffentlichten Erklärungen der Herren Lamprecht und von Tiedemann-Seeheim einzugehen; auch der seine schwere Beschuldigung Lamprechts bündig widerlegende Aufsatz des angeblich von dem leipziger Historiker bestohlenen Herrn Georg Winter schien ihm nicht der Erwähnung werth. Alle diese Dinge verschwieg er den Lesern seiner Zeitschrift. Dagegen veröffentlichte er in den Preußischen Jahrbüchern eine Erklärung, die in den letzten Märztagen bekannt und in der „Zukunft" vom zweiten April wörtlich abgedruckt wurde; darin warf er mir eine schmutzige Leitung der Redaktion und einen auffälligen Mangel an Selbstachtung vor und sagte dann: „Was

den Charakter des Herrn Harden betrifft, so ist die öffentliche Meinung über ihn wohl allmählich klar geworden; ich will aber auch nicht verhehlen, daß ich für seine Infamie, ich meine damit eine ehrenrührige Handlungweise, einen urkundlichen Beweis in Händen habe." Diese Erklärung — oder auch nur der letzte, mich treffende Satz — wurde in den meisten deutschen und in einigen ausländischen Zeitungen abgedruckt; auch meine Erwiderung ihren Lesern mitzutheilen, schien den Redakteuren nicht nöthig. Die Wahl des rechten Weges war für mich nicht ganz leicht. An ein Duell, das doch höchstens die letzte Zuflucht der von den schwersten sittlichen Konflikten Bedrängten sein darf, war im Ernst nicht eine Sekunde zu denken, — schon, weil ein Duell nichts beweist und jeder Hammerstein oder Esterhazy eine Herausforderung zu leisten vermag. Auch gegen die Anrufung des Strafrichters regten sich Bedenken. Bis zur Erledigung einer Privatklage vergehen bei uns Monate; weil sie Das wissen und ihnen nicht unbekannt ist, daß man Prozesse mühelos verschleppen kann, haben öffentlich unlauterer Dinge bezichtigte und wirklich fleckige Leute oft gerade in letzter Zeit nach dem Strafrichter gebrüllt und inzwischen ein Weilchen die tief gekränkten Ehrenmänner gespielt. Mit der Enthüllung einer von einem an weithin sichtbarer Stelle wirkenden Manne begangenen „Infamie" durfte, so schien mir, nicht Monate lang gewartet werden. Und sollte ich, der so häufig empfindliche Minister getadelt hatte, weil sie Publizisten dem Beleidigungen rächenden Staatsanwalt zur Bestrafung auslieferten, nun in der undankbaren Rolle des Injurienklägers auftreten? Zur Austragung eines Handels, wie er zwischen Herrn Delbrück und mir schwebte, schien mir — und scheint mir noch heute — ein Gerichtssaal nicht das geeignete Forum; und da unser Prozeßrecht nicht mehr die provocatio ad agendum kennt, die den Gegner ohne eigentliches Strafverfahren gezwungen hätte, mit den Beweisen für seine dunkle Anschuldigung herauszurücken, da man ferner zur Vorlegung eines urkundlichen Beweises keine Gerichtsverhandlung braucht, versuchte ich zunächst, den Herrn Professor auf einem anderen Wege zum Sprechen zu bringen. Ich forderte ihn am zweiten April hier auf, erstens die Thatsachen öffentlich anzuführen, die beweisen, daß in der Redaktion der „Zukunft" seit ihrem Bestehen jemals auch nur die geringste Unsauberkeit irgend welcher Art vorgekommen ist; zweitens die Thatsachen zu enthüllen, die zu einem ungünstigen Urtheil über meinen Charakter „allmählich" Anlaß gegeben haben; drittens ohne Säumen den urkundlichen Beweis zu veröffentlichen, den er für meine von ihm behauptete „Infamie" in Händen zu haben erkläre. Da die Enthüllung der Ehrlosigkeit des Herausgebers für die Leser der „Zukunft" besonders wichtig sein müßte, erklärte ich mich bereit, das gesammte Material des Herrn Delbrück hier zu veröffentlichen. Er wollte diesen Weg nicht beschreiten, sondern sagte in einem „Offenen Brief an Herrn Maximilian Harden", es sei meine Pflicht, ihn zu verklagen. Auch dieser Brief, der die frühere Beschimpfung in hochfahrendem

Ton wiederholte, wurde auf Wunsch des Verfassers in den meisten Zeitungen abgedruckt; von meiner Erwiderung, die am neunten April hier erschien, wurde abermals, mit ganz geringen Ausnahmen, nicht Notiz genommen. Noch immer riethen ernste Männer, darunter hervorragende Juristen, mir, nicht zu klagen, sondern den Herrn Professor so lange öffentlich einen Lügner und Verleumder zu nennen, bis er mit greifbaren Beschuldigungen herauskäme, deren Wahrheit oder Unwahrheit sich dann in einem gerichtlichen Verfahren erhärten lasse. Ich glaubte, diesem Rath nicht folgen zu dürfen, denn ich sah voraus, daß Herr Delbrück erklären würde, er sei über die Angriffe eines Menschen erhaben, der, trotzdem ihm der schwerste Schimpf angethan sei, nicht vor dem bürgerlichen Gericht den Versuch der Reinigung wage, und er werde deshalb auf meine Aeußerungen unter keinen Umständen reagiren. In der Menge, die mich nicht kennt, nur von Zeit zu Zeit eine Schandthat erfährt, die ich wieder einmal begangen haben soll, und geneigt ist, in jedem literarisch thätigen Menschen mindestens einen unsicheren Kantonisten zu sehen, hätte dann vielleicht Mancher gesagt: „Etwas muß an der Sache sein, sonst hätte der Harden den Beschimpfer doch vor den Richter geschleppt; wahrscheinlich ist seine Wäsche sehr schmutzig und er hat Grund, eine allzu helle Beleuchtung zu scheuen." Die Rücksicht auf einen ungewöhnlich großen Leserkreis und auf die Schaar angesehener Männer, die mein Bemühen durch ihre Mitarbeit freundlich und wirksam unterstützen, zwang mich, Alles zu versuchen, um das Anklagematerial des Herrn Delbrück ans Licht zu fördern; er wollte, wie ich seit dem sechsundzwanzigsten März geahnt hatte, verklagt sein: er wurde verklagt... Um eine Kleinigkeit konnte es sich nicht handeln. Wenn ein unbescholtener, geachteter Mann, ein Ordentlicher Professor an der berliner Universität, öffentlich zweimal behauptet, er habe einen urkundlichen Beweis für die Infamie — auf Deutsch also: für die Ehrlosigkeit, die nur mit dem bürgerlichen Tode ausreichend zu sühnen ist — eines Anderen in Händen, dann muß Jeder annehmen, der Beschuldigte sei ein bestochener Schuft, habe gestohlen, unterschlagen oder ein anderes Verbrechen begangen, das auch ohne Richterspruch in der Gemeinschaft sittlich empfindender Menschen für immer der Ehrenrechte beraubt. Dennoch verhallte die Erklärung des Herrn Delbrück, der ich, wie er, die weiteste Verbreitung zu schaffen bemüht war, ohne die vermuthlich erhoffte Wirkung; fast einstimmig wurde, namentlich im Kreis seiner akademischen Kollegen, die Form seines Vorgehens, die Verknüpfung des schwersten Schimpfes mit dunklen Andeutungen und die Weigerung, den Beweis sofort anzutreten, sehr hart getadelt und selbst meine erbittertsten Feinde wurden der Sache nicht recht froh, weil sie in ähnlichen Fällen seit Jahren schon manche Enttäuschung erlebt, schon manchen Versuch, mich Elenden zu zerschmettern, vereitelt gesehen hatten und nun fürchten mochten, auch diesmal könne, wie im Fall Schiemann, die Geschichte mit einer Niederlage des Herrn Professors enden. Immerhin mag es Leute ge-

geben haben, die dachten: „Man muß abwarten, was daraus wird, und einstweilen die Berührung mit dem Angeschuldigten und seiner Zeitschrift meiden.“ Daß Herr Delbrück die bestimmte Absicht hatte, die „Zukunft“ zu schädigen, ihr die Mitarbeiter und die Abonnenten zu verscheuchen, wird vielleicht schwer nachzuweisen sein; das Bewußtsein, daß die äußerste Schädigung möglich, sogar wahrscheinlich sei, kann ihm nicht gefehlt haben, da er unmittelbar vor dem Beginn eines neuen Quartals seinen Bannfluch veröffentlichte und sich für die Erfüllung der ihm obliegenden Beweispflicht eine Frist setzte, die, wie er wissen mußte, erst nach Monaten ablaufen konnte. Ich habe die Sache nicht allzu tragisch genommen, auch den Vorschlag, nach wertheimischem Muster den Herrn Professor auf Grund des Gesetzes über den unlauteren Wettbewerb zu verfolgen, abgelehnt und ruhig den Tag erwartet, wo es ihm belieben würde, sein dunkles Geheimniß zu enthüllen. Jetzt ist dieser Tag erschienen: in einem vom Rechtsanwalt Dr. Sello unterzeichneten Schriftsatz, der mir, als Klagebeantwortung, vor ein paar Tagen übersandt wurde, hat Herr Delbrück Alles vorgebracht, was er vorzubringen hat, um meine „Infamie“ zu beweisen. Ich habe also endlich erreicht, was ich vor Monaten vergebens zu erreichen suchte: die Veröffentlichung des Anklagematerials. Da ich vom ersten Augenblick an gewünscht habe, diese Veröffentlichung nicht um eine Stunde verzögert zu sehen, und da ich in der ganzen Angelegenheit nichts, auch keine Finte des Gegners, verbergen, verschweigen oder vertuschen möchte, lasse ich, gegen den üblichen Brauch, den Schriftsatz hier wörtlich folgen, ohne die advokatorische Verpackung anzutasten:

Namens des Angeschuldigten, dessen Vollmacht wir in der Anlage überreichen, wird auf die Privatklage vom 20. April Folgendes erwidert.

Der Angeschuldigte tritt den Beweis der Wahrheit für die Behauptung an, daß sich der Privatkläger einer Infamie, d. h. einer ehrenrührigen Handlungsweise, schuldig gemacht habe.

In seinem Aufsatze in Nr. 23 der „Zukunft“ vom 5. März 1898 Seite 450 fgg., der den Angeschuldigten dazu veranlaßt hat, öffentlich jenen schweren Vorwurf gegen ihn zu erheben, führt der Privatkläger unter Anderem Folgendes aus: „Ich hatte schon früher Herrn Delbrück, obgleich ich ihn als Politiker damals bereits für eine kläglich komische Figur hielt, zur Mitarbeit aufgefordert, weil ich meinen persönlichen Geschmack nicht zur Norm Dessen mache, was ich einem großen Leserkreise zu bieten oder zu versagen habe, und weil man, wie mir scheint, bekannten Persönlichkeiten nicht die Gelegenheit nehmen darf, sich auch einmal im hellsten Licht zu blamiren.“ Der Privatkläger hat den Angeschuldigten in der That zweimal zur Mitarbeit an der „Zukunft“ aufgefordert; das erste Mal in dem in Abschrift anliegenden Briefe vom 7. September 1892, worin er den Angeschuldigten seiner Verehrung versichert, ihn um seinen Beistand zum guten Werke bittet und von der großen Freude spricht, die es ihm gewähren würde, einen Mann an seiner Tafel zu sehen, den er für den beinahe einzigen Publizisten großen Stils in Deutschland halte und dessen Ansehen zur

Klärung verworrener Meinungen so viel beitragen könne.*) Der Angeschuldigte hat dieses Schreiben nicht beantwortet. Dies hat den Privatkläger aber nicht abgehalten, seine Bitte in dem in Abschrift anliegenden Schreiben vom 2. März 1895**) zu wiederholen, das mit der Versicherung „ausgezeichneter Hochachtung" dem Manne gegenüber schließt, den er — nach seiner Versicherung — für eine kläglich komische Figur gehalten haben will. Die Urschriften beider Briefe, deren Echtheit der Privatkläger nicht bestreiten wird, sollen in der Hauptverhandlung vorgelegt werden.

Da es offenbar unmöglich ist, daß eine und die selbe Person eine kläg-

---

*) Der Brief lautet nach der beigelegten Abschrift:

Berlin W. 9, den 7. September **1892**.
27 Köthenerstraße.

Hochgeehrter Herr,

in einer hastigen Zeit, die Frage der Weltausstellung bewies es wieder, genügt ein monatlich erscheinendes Blatt nicht immer dem Anspruch eines um die Aufhellung der Wahrheit bemühten Publizisten. Ein unabhängiges, nicht im Dienst **einer** Partei oder Genossenschaft stehendes Wochenblatt kann auch Ihnen dann vielleicht willkommen sein; und ich brauche Ihnen, hochverehrter Herr, eigentlich nicht zu sagen, wie groß meine Freude wäre, wenn ich an meiner Tafel einen Mann sähe, den ich für den beinahe einzigen Publizisten großen Stils in Deutschland halte und dessen Ansehen zur Klärung verworrener Meinungen so viel beitragen könnte. Ihren Beistand zu gutem Werke erbitte ich, das nur gelingen kann, wenn die Besten zusammenstehen. Gern hätte ich meine Wünsche persönlich vorgebracht, doch fürchte ich zu stören.

In Verehrung ergebenst
gez. Harden.

**) Der Brief lautet:

Berlin W. 9, den 2. März **1895**.
27 Köthenerstraße.

Hochgeehrter Herr,

zu meiner Freude sehe ich Ihren Namen unter einer Petition gegen das bekannte Gesetz mit dem unaussprechlichen Namen und Inhalt. Aber ist wirklich § 130 II der eigentliche Sitz des Uebels? Mir scheint § 111 a erheblich schlimmer und, weil er von der Kommission angenommen ist, auch ernster Bekämpfung werther. In Dem, was da verboten wird, steckt doch recht eigentlich der Lebensnerv der tragischen und satirischen Dichtung. Der Zweck dieser Zeilen ist, Ihnen zu sagen, daß ich mich sehr freuen würde, wenn Sie für solche Fälle, wo die Jahrbücher zu spät für Das, was Sie aussprechen möchten, erscheinen, sich der „Zukunft" bedienen wollten.*) (Entschuldigen Sie diesen mißlungenen Satz; die Influenza, merke ich, wirkt unheilvoll auf den Stil.)

In ausgezeichneter Hochachtung
ergebenst
gez. Harden.

*) Beiträge für die nächste Nummer muß ich immer allerspätestens Montag haben.

lich komische Figur als Politiker abgeben und gleichzeitig ein politischer Publizist großen Stils sein kann, dessen Ansehen zur Klärung verworrener Meinungen viel beitragen kann, so hat der Privatkläger entweder in seinem Schreiben vom 7. September **1892** oder in dem Aufsatze vom 5. März **1898** bewußt die Unwahrheit gesprochen. Hat er, wie man nach diesem Aufsatze annehmen muß, einen Mann, von dessen Leistungen und Fähigkeiten als Politiker er schon damals die denkbar ungünstigste Meinung hatte, durch den Köder bewußt wahrheitwidriger Schmeichelei zur Mitarbeit für seine Wochenschrift zu verlocken gesucht und hat er durch die Mitarbeiterschaft des Angeklagten seinem Unternehmen unzweifelhaft doch nicht schaden, sondern nützen wollen, so trifft ihn der Vorwurf, daß er aus eigennützigen Beweggründen und mit voller Ueberlegung die Unwahrheit gesagt und daß er, um sein Interesse zu fördern, selbst das Mittel der Heuchelei nicht verschmäht hat. In noch ungünstigerem Licht erscheint seine Handlungweise, wenn man ihm glauben muß, daß er durch jene Aufforderung dem Angeschuldigten bewußtermaßen habe Gelegenheit geben wollen, „sich im hellsten Licht zu blamiren". Er hat also nach diesem Zugeständniß dem Angeschuldigten geradezu eine Falle stellen wollen, als er ihn einlud, für die „Zukunft" und für das Interesse ihres Herausgebers zu arbeiten, und wenn er von diesem Versuche nach der ersten stillschweigenden Ablehnung nicht abließ, sondern ihn auf das Dringendste und in besonders schmeichelhaften Ausdrücken wiederholte, während er doch den schadenfrohen Hintergedanken hegte, daß er seinen Lesern das Schauspiel bieten werde, wie sich ein kläglich komischer Politiker im hellsten Licht blamire, so kann der Angeschuldigte allerdings nicht umhin, in diesem Verhalten eine planmäßige Treulosigkeit zu erblicken, die er nicht anders bezeichnen kann, als wie er es gethan hat.

In gleich ungünstigem Lichte hat sich das Verhalten des Privatklägers auch in einem früheren ähnlichen Falle gezeigt. Nachdem Professor Quidde in München im Frühjahr 1894 seine Schrift „Caligula" veröffentlicht hatte, die, wie bekannt, außergewöhnliches Aufsehen erregte, hat ihn der Privatkläger gleichfalls zweimal brieflich gebeten, an der „Zukunft" mitzuarbeiten, und dabei besonders darauf hingewiesen, daß der „Caligula" in der „Zukunft" eine „außerordentlich weite Wirkung" gehabt haben würde. Dies wird Professor Quidde in München, Leopoldstraße 34, bezeugen. Als diese Aufforderung erfolglos blieb und dann ein allgemeiner Sturm der Entrüstung gegen die quiddische Schrift losbrach, erschien auch der Privatkläger auf dem Plane, um in einem Artikel in Nr. 88 der „Zukunft" von 1894 die selbe Schrift, der er in seinem Privatbriefe an den Verfasser die „außerordentlich weite Wirkung" einer Veröffentlichung in der „Zukunft" gewünscht hatte, vor seinen Lesern öffentlich als eine „flüchtige Kompilation", als ein „unkritisches, werthloses und langweiliges" Machwerk zu brandmarken und den Verfasser, dessen Mitarbeiterschaft er kurz zuvor so dringend erbeten hatte, mit den höhnenden Worten zu verunglimpfen, daß ein deutscher Professor nicht verpflichtet sei, Talent zu besitzen. Wenn sich der Privatkläger, als ihm dieser Widerspruch öffentlich vorgehalten wurde, damit entschuldigt hat, daß er den „Caligula" erst gelesen habe, nachdem er den Verfasser auf das Urtheil Anderer hin schon zur Mitarbeiterschaft aufgefordert gehabt habe, so ist es kaum glaublich, daß er sich in seinem Uebereifer, einen neuen

Mitarbeiter zu gewinnen, nicht einmal die Zeit gegönnt haben sollte, eine allgemein verbreitete Druckschrift vom Umfange weniger Seiten durchzulesen; wenigstens in dem Zwischenraum zwischen seinen beiden Aufforderungschreiben hätte er hinlängliche Muße hierzu gehabt.

Man wird deshalb namentlich mit Rücksicht darauf, daß sich ein so überaus geschickter Journalist wie der Privatkläger schwerlich die Blöße geben wird, nur auf die Empfehlung Anderer hin einem bisher Unbekannten die Blätter seiner Zeitschrift zu öffnen, kaum umhin können, in dem Falle Quidde ein überraschendes Seitenstück zum Falle Delbrück zu erblicken.

Aber auch nach einer anderen Richtung hin hält der Angeschuldigte den Vorwurf einer ehrenrührigen Handlungweise gegen den Privatkläger für begründet. Es ist bekannt, daß die „Zukunft" unablässig eine schrankenlose Begeisterung nicht blos für die Person, sondern auch für die staatsmännischen Leistungen des Reichskanzlers Fürsten Bismarck zur Schau trägt und daß sie einen großen Theil ihrer unleugbaren äußeren Erfolge diesem enthusiastischen Bismarckkultus zu danken hat. Daß aber diese Begeisterung nicht ehrlich gemeint sein und nicht aus wahrhafter Ueberzeugung quellen kann, wird allein schon aus der Thatsache gefolgert werden müssen, daß der Privatkläger den bekannten Schriftsteller Dr. Franz Mehring — freilich erfolglos — aufgefordert hat, sich mit ihm zur gemeinschaftlichen Herausgabe der „Zukunft" zu verbinden, obwohl auch ihm die offenkundige Thatsache bekannt sein mußte, daß Dr. Franz Mehring ein erklärter Anhänger der Sozialdemokratie und ein schroffer Gegner des Fürsten Bismarck ist, der Mancherlei aus den privaten Verhältnissen des Fürsten, aus der Bewirthschaftung seiner Güter u. s. w. in bitterer und schonungloser Weise an die Oeffentlichkeit getragen hat. Alles Dies wird Dr. Franz Mehring bezeugen. Es ist nicht glaublich, daß sich ein wahrhaft überzeugter Verehrer des Fürsten Bismarck mit einem seiner erbittertsten Gegner aus dem Lager der Sozialdemokratie zu dem gemeinsamen Lebenswerke der Herausgabe einer Wochenschrift sollte verbinden können.

Zu der gleichen Schlußfolgerung wird man durch folgende Thatsachen gedrängt. Am zehnten August **1890** veröffentlichte die Volkszeitung, deren grundsätzliche Gegnerschaft gegen die Politik und die Person des Fürsten Reichskanzlers bekannt ist, unter der Ueberschrift „Ein Kleiner von den Seinen" einen Leitartikel, der mit den Worten beginnt: „Den Bismarck sind wir los, aber noch längst nicht die Bismärckerei." Am zwanzigsten August erschien in dem Feuilleton derselben Zeitung ein Aufsatz, der sich auf das Engste an diesen gegen den Fürsten Bismarck und sein System gerichteten Leitartikel anschließt, die gleiche Ueberschrift wie dieser trägt und deren Verfasser sich so vollständig mit dem Standpunkt der Volkszeitung identifizirte, daß er von ihrer Redaktion ausdrücklich als von „unserer Redaktion" sprach. In diesem Feuilleton-Artikel wird der Schriftsteller Paul Lindau auf das Schärfste angegriffen und ihm u. A. wörtlich vorgeworfen, daß er „die Stellung eines Leibjournalisten und Nachrichten-Unterhändlers der Familie Bismarck geschickt mit seiner kritischen Thätigkeit in einem freisinnigen Blatte zu verbinden verstanden habe." Herr Dr. Franz Mehring wird bezeugen, daß dieser Artikel wörtlich aus der Feder des Privatklägers stammt. Verdient es also nach dem eigenen Urtheil des Privatklägers schon

Hohn und Tadel, wenn ein Schriftsteller persönliche Beziehungen zum Fürsten Bismarck unterhält und gleichzeitig Theater-Kritiken für ein freisinniges Blatt schreibt, so wird das Urtheil über einen Journalisten kaum hart genug ausfallen können, der nach außen den glühendsten Bismarckenthusiasmus zur Schau, dabei aber kein Bedenken trägt, einem erbitterten sozialdemokratischen Gegner des Fürsten die Hand zur gemeinsamen Herausgabe einer Zeitschrift zu bieten und in einem offenkundigen bismarckfeindlichen demokratischen Blatt unter dem Schutz der Anonymität einen anderen Schriftsteller wegen seiner Anhänglichkeit an Bismarck zu verhöhnen.

Daß dem Angeschuldigten in rechtlicher Beziehung der Schutz des § 193 St. G. B. zur Seite steht, wird nicht füglich bestritten werden können; er ist zu seiner allerdings scharfen Abwehr durch den Angriff gezwungen worden, den der Privatkläger in Nr. 23 der „Zukunft" vom fünften März 1898 gegen ihn gerichtet hatte und der, wie bei Gelegenheit der Widerklage dargelegt werden wird, nichts als eine Kette der schwersten Verhöhnungen und Verunglimpfungen des Angeschuldigten bildet.

Der Privatkläger hatte sich ihm gegenüber so wahrheitwidrig und treulos verhalten, er hatte sich dieser Treulosigkeit unter schmählicher Verhöhnung seines Gegners mit so offenbarem Behagen gerühmt, daß es dem Angeschuldigten unmöglich verdacht werden kann, wenn er dieses Verhalten öffentlich in der ihm allein richtig erscheinenden Weise charakterisirt hat. Der Angeschuldigte bestreitet, mit dieser Charakterisirung die Grenzen des nach § 193 Erlaubten überschritten zu haben.

Daß die von dem Angeschuldigten gewählten Ausdrücke mit Rücksicht auf die ganz außergewöhnlichen Umstände des Falles keineswegs zu scharf sind, wird der Privatkläger selbst am Wenigsten bestreiten wollen, wenn er sich eines anderen, ganz ähnlichen Falles aus seiner eigenen journalistischen Thätigkeit erinnert. In der „Zukunft" vom dreißigsten Juni 1894 hat der Privatkläger den Chefredakteur der Frankfurter Zeitung Mamroth beschuldigt, er habe ihm „beweihräuchernde Briefe" geschrieben und ihn trotzdem öffentlich angegriffen. Er wirft ihm deshalb „Ehrlosigkeit" vor, nennt ihn einen „journalistischen Wegelagerer" und fährt dann wörtlich fort: „Ein Mann beschuldigt mich öffentlich einer Infamie und ich soll nicht das Recht haben, zu sagen: Seht her, dieser Mann ist ein feiler Schuft, er hat zwei Meinungen, eine für seine Korrespondenz und eine für den Dienst des Herrn Sonnemann?" Wenn sich Herr Mamroth gegen diesen Ausbruch sittlicher Entrüstung durch den Einwand schützen konnte, er habe eben in der Zwischenzeit zwischen beiden Kundgebungen aus triftigen Gründen sein Urtheil über den Privatkläger geändert, so kann dieser die gleiche Entschuldigung nicht vorbringen. Hat er doch selbst zugestanden, daß er den Angeschuldigten, schon als er ihn „beweihräuchernd" fast den einzigen Publizisten großen Stiles in Deutschland nannte, für einen kläglich komischen Politiker gehalten habe. Und wenn er schon Herrn Mamroth, obwohl er ihn nicht beschuldigen kann, ihm arglistig eine Falle gestellt zu haben, öffentlich einen Ehrlosen, einen Wegelagerer, einen feilen Schuft nennt, wie würde er selber dann in einem Falle haben urtheilen müssen, in welchem der Vorwurf der Doppelzüngigkeit durch den des Verrathes geschärft werden muß? Er hat kein Recht, sich zu beklagen, wenn Andere sein Thun mit dem gleichen

sittlichen Maßstabe messen, mit dem er selbst die Thaten Anderer gemessen hat, und er wird selber nicht verkennen, daß das Verhalten Mamroths ihm gegenüber zu seinem Verhalten gegen den Angeschuldigten im umgekehrten Verhältniß steht, wie die Schärfe der Kritik, die er an Mamroth geübt hat, zu der, die der Angeschuldigte ihm gegenüber angewandt hat; sein Verhalten ist unendlich tadelnswerther als das Mamroths, sein Tadel gegen Mamroth unendlich schärfer als der, den der Angeschuldigte gegen ihn gerichtet hat.

Aber auch im Uebrigen hat sich der Angeschuldigte dem Artikel in No. 23 der „Zukunft" gegenüber in einer Ehrennothwehr befunden, die ihm das stärkste Maß der Abwehr zur Pflicht machte.

Es wird wegen dieses Artikels hiermit Widerklage erhoben.

Die Absicht, den Widerkläger und seine Kollegen Lenz und Oncken lächerlich zu machen, leuchtet aus dem Artikel von der ersten bis zur letzten Zeile auf das Unzweideutigste hervor. Es sollen deshalb im Folgenden nur die stärksten Stellen herausgegriffen werden.

Der Privatkläger unterstellt zunächst, daß sich der Widerkläger bei seiner Polemik gegen das Geschichtwerk des Herrn Professors Lamprecht und gegen ihn selber nur von dem Motiv gemeinsamen (gemeinen?) Eigennutzes habe leiten lassen; er wirft ihm vor, daß er im Bunde mit Oncken und Lenz, unter denen er der beste „Geschäftsmann" sei, dem lamprechtschen Werke den „Markt" habe versperren wollen, und daß er wüthend darüber sei, daß Lamprechts Deutsche Geschichte mehr Käufer finde als seine Werke und daß die „Zukunft" einen unvergleichlich größeren Leserkreis habe als seine verkümmernde Monatsschrift „Preußische Jahrbücher". Unter den ausgesucht höhnischen Wendungen, in denen dieser Vorwurf mehrfach wiederholt wird, ohne daß der Privatkläger auch nur daran dächte, ihn durch irgend welche Thatsachen zu unterstützen, kehrt mehrfach ein gewöhnliches Schimpfwort wieder, das der verstorbene Professor von Treitschke auf den Widerkläger angewendet haben soll. Der Widerkläger will die Toten ruhen lassen und deshalb nicht, Gleiches mit Gleichem vergeltend, das Urtheil zur öffentlichen Kunde bringen, das von Treitschke über den Privatkläger und seine Preßthätigkeit in vertrauten Kreisen gefällt hat.

Der Privatkläger behauptet ferner, daß der Widerkläger aus dem Werke des Professors Lamprecht, das er jetzt als völlig werthlos brandmarke, einen wichtigen Gedanken entlehnt habe, wie Professor Lamprecht selber in der „Zukunft" nachgewiesen habe. Daß er diesen Vorwurf nur im Sinne eines wissentlichen Plagiates verstanden wissen will, ergiebt sich daraus, daß er den Widerkläger „den so schwer Beschuldigten" nennt. Auch dieser Vorwurf ist eben so unwahr wie beleidigend. Es handelt sich um den Gedanken, daß die altgermanische Hundertschaft eine Wirthschaftgemeinschaft gewesen sei. In dieser Auffassung begegnen sich Professor Lamprecht und der Widerkläger allerdings. Es ist aber völlig unrichtig, daß dieser seine Auffassung aus dem lamprechtschen Werke geschöpft oder gar in unstatthafter Weise „entlehnt" habe. Der Widerkläger hatte dieser Annahme Lamprechts in einer Zuschrift an den Privatkläger auf das Entschiedenste widersprochen. Wenn der Privatkläger Dessen ungeachtet Lamprechts völlig beweislose Anschuldigung wiederholt, bezichtigt er damit den Widerkläger zugleich der wissentlichen Unwahrheit. Uebrigens ist jene Auffassung der Hundertschaft schon

vor etwa dreißig Jahren von Thudichum ausgesprochen und begründet worden, so daß Lamprecht nicht das geringste Recht hat, sie als sein wissenschaftliches Eigenthum in Anspruch zu nehmen.

In dem Artikel vom fünften März 1898 heißt es ferner: „Ueber Anstandspflichten kann ich mich mit Herrn Delbrück nicht unterhalten. Mir würde es, wenn ich Ordentlicher Professor wäre, unanständig erscheinen, meinen Kollegienhöhern zu sagen, daß sie meine Werke — die sie zum Studium nicht brauchen — zu ermäßigten Preisen kaufen können." Auch diese Behauptung ist unwahr. Einem vielfach geübten akademischen Brauch folgend, der dem Privatkläger, wenn er auch nicht selber studirt hat, unmöglich unbekannt ist, hat der Widerkläger mit seinem Verleger vereinbart, daß seinen Zuhörern für seine wissenschaftlichen Werke ein niedrigerer als der gewöhnliche Ladenpreis berechnet wird. Daß er seine Zuhörer, wenn sich Gelegenheit dazu bietet, von dieser ausschließlich zu ihren Gunsten getroffenen Vereinbarung unterrichtet, ist selbstverständlich; wie sollten sie sonst Kenntniß davon erhalten? Daß er den Studenten seine Werke, die sie zu ihrem Studium nicht gebrauchen, zur Anschaffung empföhle, ist eine freie Erfindung des Privatklägers.

Der Privatkläger führt ferner aus: „Mir würde es unanständig erscheinen, wenn ich einen Artikel über intime Vorgänge in der Sozialdemokratie mit den Buchstaben A. B. zeichnen ließe und dadurch den Glauben erweckte, er sei von August Bebel geschrieben, der sich dann erst gegen diesen Verdacht wehren muß." Auch diese Beschuldigung verdankt ihren Ursprung der Phantasie des Privatklägers. Der Privatkläger kann hierbei nur einen Artikel der Preußischen Jahrbücher im Auge gehabt haben, der sich in parodistischer Form mit den Bestrebungen der Sozialdemokratie beschäftigt und zwar nicht mit A. B., aber mit B. unterzeichnet ist. Die Parodie tritt in diesem Aufsatz so handgreiflich zu Tage, daß sie auch dem blödesten Auge nicht verborgen bleiben konnte; die Sozialdemokraten werden darin unter Anderem vor den gefährlichen Feuerspritzen gewarnt und Dergleichen. Der Privatkläger hat von dieser Angelegenheit offenbar nur aus einer ganz unbestimmten Erinnerung heraus geredet; ein Blick in den fraglichen Artikel würde genügt haben, seinem Scharfsinn den parodistischen Inhalt des Aufsatzes zu offenbaren. Daß er die geringe Mühe dieser Prüfung gescheut hat und ohne sie öffentlich den Vorwurf der Unanständigkeit gegen den Widerkläger erhoben hat, rechtfertigt die Beschuldigung, daß er selber die Ehre des Widerklägers in leichtfertiger Weise angetastet hat.

Der Privatkläger wiederholt alsdann — in dem Aufsatz vom fünften März — den Vorwurf unanständiger Handlungweise nochmals, indem er sagt: „Mir würde es unanständig scheinen, wenn ich als Herausgeber eines deutschen Blattes anonyme Aufsätze über die Polenfrage veröffentlichte, für deren Verfasser der Leser einen unbefangenen und unparteiischen Deutschen halten muß und die, wie sich dann herausstellt, von dem trefflichen Herrn von Koscielski verfaßt sind." Auch diese Behauptung enthält eine grobe Unwahrheit. Der Verfasser kann dabei nur die Aufsätze im Auge gehabt haben, die unter dem Titel „Das Deutsche Reich und die Polen" vom Oktober bis Dezember 1893 in den Preußischen Jahrbüchern veröffentlicht worden sind. Die Aufsätze werden in der Hauptverhandlung vorgelegt werden; das Gericht wird selbst beurtheilen, ob sich diese Aufsätze

irgend den Anschein geben, als seien sie von einem „unbefangenen und unparteiischen Deutschen“ geschrieben worden, und ob der Herausgeber der Jahrbücher irgend beabsichtigt haben kann, durch ihre Veröffentlichung diesen Anschein zu erwecken. Es ist dem Widerkläger nicht bekannt, daß zu der Zeit, als die Aufsätze erschienen, in den vielfachen Entgegnungen, die sie hervorriefen, die Frage, ob ihr Verfasser ein Pole oder ein Deutscher sei, überhaupt ausdrücklich erörtert worden ist. Diese Erwiderungen gehen vielmehr — wie z. B. die Artikel in der Münchener Allgemeinen Zeitung vom elften und zwölften November 1893 und in den Berliner Neuesten Nachrichten vom zwanzigsten Oktober 1894 — durchweg von der selbstverständlichen Voraussetzung aus, daß der Verfasser der Aufsätze ein Pole sei. Zum Ueberfluß hat der Widerkläger in der Nummer der National-Zeitung vom dreiundzwanzigsten Juli 1894 direkt ausgesprochen, er habe gewünscht, daß auch einmal ein angesehener Pole den Lesern der Jahrbücher seine Ansicht entwickele, und deshalb die Aufsätze veröffentlicht. Es ist kaum denkbar, daß alles Dies dem Privatkläger unbekannt geblieben sein kann. Denn es ist in der That schwer glaublich, daß ein erfahrener Journalist über dergleichen Dinge schreiben und den Vorwurf unanständiger Gesinnung an sie knüpfen könne, ohne vorher die Thatsachen genau geprüft zu haben. Diese Thatsachen aber schlossen die Vermuthung, daß der Widerkläger seine Leser vorsätzlich zu der Annahme habe verleiten wollen, der Verfasser der Aufsätze sei ein Deutscher, so unbedingt aus, daß der Privatkläger an diese Absicht schlechterdings nicht geglaubt haben würde, wenn er es in so ernster Sache der Mühe für werth gehalten hätte, einen Blick in die vielberufenen Polenartikel zu werfen. Nur wenn der Widerkläger die Absicht der Täuschung gehabt hätte, würde der Vorwurf der Unanständigkeit begründet sein. Wenn der Privatkläger also dem Widerkläger den Vorwurf macht, er habe „unanständig“ gehandelt, so liegt darin unzweifelhaft die Anschuldigung, daß er das Publikum absichtlich irre geführt habe. Und auch in diesem Falle kann ihm der Vorwurf grober Fahrlässigkeit nicht erspart bleiben. Es kann ihm hierbei auch nicht zur Entschuldigung dienen, daß fünf Jahre nach dem Erscheinen jener Aufsätze ein Major von Tiedemann in einer Polemik gegen den Widerkläger hat durchblicken lassen, daß man den Verfasser jener Aufsätze für einen Deutschen habe halten können.

Endlich erzählt der Privatkläger — um seinen dreifach unanständigen Gegner rettunglos dem öffentlichen Gelächter preiszugeben —: der gute Mann sei, seit er manchmal der Ehre gewürdigt worden, Herrn von Marschall auf Spazirgängen im Thiergarten zu begleiten, so stolz geworden, daß ihn ein Gespräch mit einem schlichten Sterblichen ohne Titel wohl überflüssig dünke. Auch diese Geschichte ist zwar nicht gut erfunden, aber erfunden. Es ist an sich gewiß keine Schande, mit einem Minister spaziren zu gehen. Aber es ist zufällig nicht wahr, daß der Widerkläger jemals mit Herrn von Marschall spaziren gegangen ist; er hat zu Herrn von Marschall überhaupt keinerlei Beziehungen unterhalten. Danach mag man ermessen, welcher Wahrheitgehalt der Schlußfolgerung innewohnt, die der Privatkläger zur Erheiterung seines Publikums an jene frei erfundenen Spazirgänge knüpft.

Der Widerkläger hat sich darauf beschränkt, im Vorstehenden diejenigen Stellen des Schmähartikels vom fünften März hervorzuheben, welche die Be-

schuldigung der üblen Nachrede aus § 186 St. G. B. gegen den Verfasser rechtfertigen, und er versagt es im Einzelnen sich gern, auf die sonstigen Schmähungen und Verunglimpfungen einzugehen, die in dem gerügten Artikel enthalten sind. Schon die bisher vorgetragenen Thatsachen begründen die Widerklage hinlänglich.

Berlin, den achten Mai 1898. (gez.) Dr. Sello.

Wenn ich dieses künstlich gethürmte Anklagegebäude auf seine eigene Wirkung beschränkte und jedes Wort der Erwiderung sparte, — auch dann würde im Sinn unbefangener Leser die Frage entstehen: „Das also ist Alles, was der Besitzer der Preußischen Jahrbücher gegen Harden vorzubringen hat, und darauf wagt ein fünfzigjähriger Mann, ein Jugendbildner und Ordentlicher Professor an der berliner Universität, ein Herr, der nicht in der ersten Hitze zu schreiben braucht, sondern Wochen lang Zeit hat, seinen Groll zu kühlen, den Vorwurf der Infamie, der Ehrlosigkeit, zu gründen? Darum Räuber und Mörder, — um dieses klägliche Literatengezänk, das nur publizistisch, nicht juristisch zu Ende geführt werden kann?“ Ich will mich allgemeiner Sentiments zunächst enthalten, weder wüthend über schnöde Ehrverletzung zu wettern noch ironisch die Erbärmlichkeit des ganzen Handels zu beleuchten versuchen, sondern schlicht, nüchtern und sachlich, Satz für Satz, die Anklageschrift durchgehen. Das wird nicht sehr kurzweilig werden, nicht für den Schreiber und nicht für die Leser, aber die widrige Arbeit muß leider ja nun einmal gethan werden und vielleicht läßt sich da oder dort ein Gedankenfädchen anknüpfen, das über die Winzigkeit des einzelnen Falles hinausreicht.

In den ersten Septembertagen des Jahres 1892 habe ich an ziemlich alle durch publizistische Thätigkeit in Deutschland, Frankreich, England, Italien und Rußland bekannt gewordenen Männer und Frauen Briefe geschrieben, in denen ich sie zur Mitarbeit an der zu begründenden Wochenschrift „Die Zukunft“ einlud, deren erstes Heft im Oktober 1892 erscheinen sollte und erschien. Es waren so ungefähr zweihundert, vielleicht dreihundert Briefe. Ich war vorher nie Redakteur gewesen, hatte in solchen Dingen nicht die geringste Uebung und glaubte, den zu ladenden Gästen ein Maß von Ehrerbietung zeigen zu müssen, das über das unbedingt nöthige mitunter hinausgegangen sein mag. Ganz besonders artig, so schien mir, müsse ich Männern begegnen, die selbst Zeitungen und Revuen leiten, denen ich also in gewissem Sinn Konkurrenz zu machen vorhatte und die ich dennoch zur Mitarbeit an meiner Wochenschrift gewinnen wollte. Unter diesen Briefen, die natürlich nicht kopirt wurden und deren Adressaten zum allergrößten Theil meinem Gedächtniß entschwunden sind, war, wie ich nun erfahre, auch ein an den Herausgeber der Preußischen Jahrbücher gerichteter. Wie ich nun erfahre; denn ich muß mich des furchtbaren Verbrechens schuldig bekennen: ich hatte, bis ich den Schriftsatz las, die ungeheuer wichtige Thatsache völlig vergessen, daß ich vor sechs Jahren Herrn

Delbrück zur Mitarbeit aufgefordert, einen Publizisten großen Stils genannt und „in Verehrung" begrüßt hatte. Es wäre sehr leicht, nachzuweisen, daß im neuen Deutschen Reich die Publizisten großen Stils recht selten sind und daß man ein glänzender Publizist und dennoch als Politiker, als schaffender Helfer am Werk des Volkswohles, eine kläglich komische Figur sein kann, daß also zwischen meinen Aeußerungen aus den Jahren 1892 und 1898 ein Widerspruch überhaupt nicht besteht; ich brauchte nur an das Urtheil zu erinnern, das Mommsen und mancher Andere über Cicero gefällt hat, nur den Blick auf Gestalten von der Art Gladstones und Bambergers zu lenken, geflügelte Worte Bismarcks zu citiren oder Unfreundlichkeiten abzudrucken, die über mich selbst veröffentlicht worden sind. Aber ich möchte mich nicht, nach dem mir gebotenen abschreckenden Beispiel, mit advokatorischen und dialektischen Künsten vertheidigen und sage deshalb ganz einfach, der Wahrheit gemäß: Ich wußte 1898 nicht mehr, daß ich 1892 an Herrn Delbrück, wie an zwei- oder dreihundert andere Menschen, einen Einladungbrief geschrieben hatte, und konnte deshalb erst recht nicht mehr wissen, daß dieser Brief in einer etwas überschwänglichen Tonart gehalten war. Andere mögen ein besseres Gedächtniß haben; immerhin scheint mirs nicht gerade die äußerste Verruchtheit, wenn man in sechs harten Arbeitjahren, die an Erregungen nicht ganz arm waren, einen Konvenienzbrief vergißt. Ich habe also zunächst festzustellen, daß ich 1892, ehe ich in ein näheres Verhältniß zu politischen Vorgängen trat und gezwungen war, die politische Publizistik genauer zu verfolgen, Herrn Delbrück nicht für eine komische Figur, sondern für einen Publizisten großen Stils hielt. Seitdem habe ich, der in den üblichen berlinisch fortschrittlichen Anschauungen erwachsen war und bei liberalen Leuten Anerkennung und Förderung gefunden hatte, mein Urtheil über manchen Politiker und Publizisten revidirt und geändert; ob das frühere Urtheil richtig war, das jetzige richtig ist, kann ich nicht entscheiden, freue mich aber, daß doch Etwas wie eine Entwickelung wahrnehmbar ist, und könnte auch für dieses frohe Gefühl wieder Bismarck und Bamberger als Zeugen citiren. Als ich mich hier zum ersten Male gegen Insinuationen des Herrn Delbrück wehrte und die Thatsache erwähnte, daß ich ihn früher zur Mitarbeit aufgefordert hatte, dachte ich nur an den Brief aus dem März 1895. Damals hatte Herr Delbrück mich in seinen Jahrbüchern freundlich, wie einen allgemein bekannten Mann, genannt und ich glaubte, daraus schließen zu dürfen, daß er keinen Groll gegen mich hege, — um so mehr, als in seinem Blatt schon früher meine literarischen Bemühungen gerühmt worden waren. Mir schien es, im Angesicht der drohenden Gefahr, nöthig, allen namhaften Männern zum Kampf gegen die Umsturzvorlage das große Forum der „Zukunft" zu öffnen — die Leser erinnern sich, daß Haeckel und Paulsen, Heyse und Spielhagen neben Anderen hier gegen das Ungethüm in die Schranken traten —, und so lud ich auch Herrn Professor Delbrück, dessen Namen ich unter

einer Petition gegen den Köllerplan sah, ein, in meiner Wochenschrift das Wort zu ergreifen. Der Brief, der diese Einladung enthielt, unterscheidet sich, wie der flüchtige Blick schon lehrt, wesentlich von dem ersten, aus dem Jahr 1892 stammenden. Von Verehrung und von dem fast einzigen Publizisten großen Stils ist nicht mehr die Rede; einem verehrten Manne würde ich nicht zu beweisen wagen, daß er mit seiner Agitation, weil sie sich gegen die falsche Stelle richtet, auf dem Holzwege ist. Wer mit solchen Dingen einigermaßen vertraut ist und auch den Sinn der dem Brief beigefügten Anmerkung nicht übersieht, muß sofort merken: ich wollte Herrn Delbrück, der als loyaler, jedem Umsturz abgeneigter Mann gilt, an einem Platz, wo er besser als in den Jahrbüchern gehört wird, gegen die Umsturzvorlage zum Wort kommen lassen, möglichst schnell, und hielt es nur nicht für höflich, die Aufforderung auf diesen einen Gegenstand zu begrenzen. Mich lehrt der Brief außerdem noch, daß mir schon damals jede Erinnerung an das erste Einladungschreiben geschwunden war; sonst hätte ich es, nach meiner Gewohnheit, im zweiten Brief erwähnt und etwa geschrieben: „Obgleich Sie einer früheren Einladung nicht folgen zu sollen meinten, möchte ich doch, im Interesse der wichtigen Sache, jetzt um Ihre Mitarbeit bitten." Nur auf die Sache kam es mir an; was Herr Delbrück — oder sein Anwalt — über meine „eigennützigen Beweggründe", über „Verlockung" und den Versuch, ihn in meinem Interesse arbeiten zu lassen, sagt, ist ja, wie der ganze Schriftsatz, nicht ohne eine gewisse, nicht gerade neidenswerthe Geschicklichkeit fabrizirt, braucht aber wohl kaum ernsthaft und ausführlich erörtert zu werden. Unwahr ist die Behauptung, daß der zweite Brief die im ersten enthaltene Einladung „auf das Dringendste und in besonders schmeichelhaften Ausdrücken wiederholt"; ich möchte nicht annehmen, daß die beiden Briefe absichtlich durcheinandergemengt werden sollen, muß aber feststellen, daß der zweite weder besonders dringend noch besonders schmeichelhaft ist, mir im Gegentheil, als an einen Fremden, einen älteren, bekannten Mann gerichtet, heute kaum noch artig genug erscheint und leicht zu der nicht mehr nachzuprüfenden Vermuthung führen könnte, es sei mir damals weniger darauf angekommen, Herrn Delbrück zur Mitarbeit zu bewegen, als darauf, ihn in einer unanstößigen Form auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, sein agitatorisches Wirken auch gegen den Paragraphen 111 a der Umsturzvorlage zu richten. Ob diese Vermuthung zutrifft, ist heute nicht mehr zu entscheiden. Auf den ersten Blick aber ist der schwere logische Fehler zu erkennen, der in dem Satze steckt: „Hat er einen Mann, von dessen Leistungen und Fähigkeiten als Politiker er schon damals die denkbar ungünstigste Meinung hatte, durch den Köder bewußt wahrheitwidriger Schmeichelei zur Mitarbeit für seine Wochenschrift zu verlocken gesucht und hat er durch die Mitarbeiterschaft des Angeklagten seinem Unternehmen unzweifelhaft doch nicht schaden, sondern nützen wollen, so trifft ihn der Vorwurf, daß er aus eigennützigen Beweg-

gründen und mit voller Ueberlegung die Unwahrheit gesagt und daß er, um sein Interesse zu fördern, selbst das Mittel der Heuchelei nicht verschmäht hat." Diesem Satz hätte Herr Sello wohl besser die Unterschrift seines Namens versagt er würde ihm, wenn für logische Leistungen vor dem Feinde das Eiserne Kreuz verliehen würde, keine neue Dekoration der Robe eintragen. Entweder hatte ich vom Herrn Delbrück die „denkbar ungünstigste Meinung": dann mußte ich auch wissen, daß seine Mitarbeit der „Zukunft" nicht nützen, sondern nur schaden konnte; oder ich hatte diese Meinung nicht: dann fällt die ganze advokatorische Rednerei in sich zusammen. Wir wollen, wenns den Herren beliebt, die Dinge doch nehmen, wie sie sind und wie der schlichte Menschenverstand sie sieht. Herr Delbrück leitet seit Jahren die Preußischen Jahrbücher und spricht darin seine Ansichten aus; unter dieser Leitung und mit dem Herrn Professor als Hauptmitarbeiter sind die Jahrbücher notorisch zurückgegangen, — ich wäre also ein Esel gewesen, wenn ich mir eingebildet hätte, seine Mitarbeit könne meiner Zeitschrift einen besonderen Nutzen bringen. Die Aufforderung war für mich nicht eine wichtige Staatsaktion, von der ein beträchtlicher Vortheil zu erwarten war; ich wollte einem Manne, den ich für einen geschickten Publizisten hielt und noch halte und der in der Agitation gegen ein mir verderblich scheinendes Gesetz hervorgetreten war, die Möglichkeit geben, vor einem großen Publikum seine Haltung zu erläutern, und glaubte, damit ihm allermindestens eben so gefällig zu sein wie den Lesern der „Zukunft". Ob er dabei Ruhm ernten oder sich blamiren würde, war seine Sache; ich konnte auf diesen Effekt nicht den geringsten Einfluß üben. Ich wollte ihm auch nicht „bewußtermaßen Gelegenheit geben, sich im hellsten Licht zu blamiren" — diese Absicht wäre mit meinen angeblich doch eigennützigen Beweggründen schwer zu vereinen —, sondern ich habe, drei Jahre nach dem zweiten Einladungbrief, in einer Polemik ganz allgemein gesagt, daß „ich meinen persönlichen Geschmack nicht zur Norm Dessen mache, was ich einem großen Leserkreis zu bieten und zu versagen habe, und daß man, wie mir scheint, bekannten Persönlichkeiten nicht die Gelegenheit nehmen darf, sich auch einmal im hellsten Licht zu blamiren". Das heißt, klar und deutlich: ich halte es für meine Pflicht, zur Mitarbeit auch Männer und Frauen aufzufordern, deren Standpunkt und Gedankenrichtung mir persönlich unsympathisch ist, die aber die literarische Form beherrschen, und überlasse es ihnen, welche Wirkung sie dann vor dem Publikum der „Zukunft" erzielen. „Nicht die Gelegenheit nehmen" und „bewußtermaßen Gelegenheit geben": Das sind zwei recht verschiedene Dinge. Ich konnte ja gar nicht wissen, ob ein Artikel, den Herr Delbrück hier publizirt hätte, nicht so vortrefflich gewesen wäre, daß die Mehrheit der Leser ausgerufen hätte: „Das ist doch ein anderer Kerl als dieser Harden!" Auch dazu nahm ich ihm nicht die Gelegenheit und keine Ruchlosigkeit hätte ausgereicht, um einen Triumph in eine Blamage zu wandeln.

Die ganze Argumentation der Herren Delbrück und Sello könnte nur haltbar scheinen, wenn man annehmen dürfte, ich hätte von Beiträgen des Herrn Professors einen außerordentlichen Nutzen für die „Zukunft" erwartet und, um diesen Nutzen einzuheimsen, die gemeinen Mittel der Heuchelei, Schmeichelei und Hinterlist nicht verschmäht. Diese Annahme, die schon durch die damit verknüpfte Insinuation, ich hätte Herrn Delbrück nur die Gelegenheit zur Blamage geben wollen, hinfällig wird, kann aber bei unbefangenen Kennern der Verhältnisse wirklich nur Heiterkeit erregen. Wenn Herr Delbrück im Stande wäre, durch seine Artikel eine Zeitschrift in die Höhe zu bringen, dann hätte er dieses Wunderwerk an den Jahrbüchern vollbracht; da es ihm dort nicht gelang, das von ihm geleitete und mit vielen Artikeln eigener Mache unterstützte Blatt vielmehr verkümmerte, konnte nur ein Narr wähnen, die gelegentliche Mitarbeit dieses Herrn werde der „Zukunft" besondere Vortheile eintragen. Die Sache ist ungemein einfach: ich hatte, als ich dem Epilog Lamprechts meine Notiz folgen ließ, um endlich einmal die Anzapfungen des Triumvirates Lenz-Oncken-Delbrück abzuwehren, vergessen, daß und was ich sechs Jahre früher an den Herrn Professor geschrieben hatte, und mich nur dunkel noch des zweiten Briefes erinnert, dessen Ton und Inhalt zu begründeten Rekriminationen auch heute noch keinen Anlaß giebt. In dem Schriftsatz ist freilich rügend hervorgehoben, daß dieser Brief mit der Versicherung „ausgezeichneter Hochachtung" schließt; auch darauf hat aber schon Herr Bamberger die kluge und feine Antwort gegeben, als er sich gegen den Befehder der konventionellen Lügen der Kulturmenschheit wandte. Wir werden nachher sehen, daß dem toten Treitschke von meinem grimmen Feind ein viel schlimmerer Vorwurf gemacht wird, einer, der, wenn er berechtigt wäre, auch diesem Großen und Reinen eine levis notae macula anheften und sein Handeln meiner „Infamie" gesellen würde. Aber verschmähen denn meine sittlich entrüsteten Gegner selbst etwa die Formen konventioneller Höflichkeit? Vor mir liegt ein von dem Herrn Delbrück an mich gerichteter Brief, der vom siebenten November 1897 datirt ist und mit den Worten schließt: „Hochachtungvoll und ganz ergebenst Delbrück", und daneben liegt ein zweiter, der also lautet:

Berlin W., den 28. März 1898.

Sehr geehrter Herr Harden,

ich danke Ihnen aufrichtig für das ehrenvolle Vertrauen, das Sie in mich setzen und das ich seinem vollen Werthe nach zu schätzen weiß. Um so mehr bedaure ich, daß ich Ihre Vertretung in diesem Fall nicht übernehmen kann, da mich Herr Professor Delbrück, ein alter Bekannter und Klient von mir, schon in der selben Sache konsultirt hat.

Mit hochachtungvollem Gruß

Ihr ganz ergebener
Sello.

So schrieb mir Herr Sello, dem ich meine Vertretung übertragen wollte, — so schrieb er, nachdem Herr Delbrück ihn konsultirt und, wie der Herr Professor selbst erzählt, ihm das Anklagematerial gegen mich vorgelegt hatte. Ich habe nie daran gedacht, ihn deshalb einer Infamie für fähig zu halten. Er hat mich im Prozeß Tausch höchst überschwänglich gerühmt, mich in früheren Briefen seiner Freundschaft versichert, mir am achtundzwanzigsten März den vorstehenden, nicht gerade von Geringschätzung zeugenden Brief geschrieben... und im Mai dann den hier abgedruckten Schriftsatz geschmiedet. Ich nehme an, daß er ungefähr im April seine Meinung über mich geändert hat, wie ich seit dem Jahre 1892 meine Meinung über den Politiker Delbrück geändert habe.

Eigentlich könnte ich jetzt schließen. Herr Delbrück hatte nur Eins zu thun: er mußte den urkundlichen Beweis für meine Infamie vorlegen; alles Andere war überflüssig. Daß sein Schriftsatz siebenundzwanzig Schreibseiten füllt, ist recht charakteristisch; man schreibt nicht so ausführliche Klagebeantwortungen, wenn man seine Behauptungen bündig beweisen kann. Der „urkundliche Beweis" ist erledigt; was nun noch kommt, ist nur pro coloranda causa angeflickt, ist aus dem sehr berechtigten Gefühl entstanden, daß es mit der Sache faul steht und man versuchen muß, durch allerlei für ein Schöffengericht schwer kontrolirbaren Klatsch ein Bischen nachzuhelfen. Doch darf ich die Mühe nicht scheuen, dem Herrn Professor auch auf diesem Wege zu folgen.

Bei den Fällen Quidde und Mamroth, die mit der Sache nicht das Geringste zu thun haben, halte ich mich nicht lange auf. Alles Nöthige und Wissenswerthe ist darüber in der „Zukunft" vom sechzehnten und dreißigsten Juni und vom vierzehnten Juli 1894 gesagt worden und kann dort nachgelesen werden. Bevor ich den „Caligula" kannte und bevor der oft erwähnte Alarmartikel der Kreuzzeitung die Aufmerksamkeit auf Herrn Quidde gelenkt hatte — der übrigens nicht „ein bisher Unbekannter" war —, hatte ich, auf die Empfehlung zweier Schriftsteller, den münchener Historiker zur Mitarbeit aufgefordert. Herr Quidde lehnte die Einladung nicht ab, sondern antwortete dilatorisch. Und als ich die inzwischen berühmt gewordene Brochure gelesen hatte, schrieb ich mein Urtheil über dieses kümmerliche, meines Wissens von keinem ernsten Menschen anerkannte Machwerk nieder. Der Gedanke, ich hätte das Pamphlet mit Kenntniß seines Inhaltes jemals hier abdrucken wollen, ist so absurd, daß es schwer wird, ihn als wirklich in irgend einem gesunden Hirn vorhanden zu betrachten; die Veröffentlichung hätte mir, selbst wenn mein literarischer Geschmack sich dazu herbeigelassen hätte, eine lange Gefängnißstrafe eingebracht, denn mir hätte man nicht, wie Herrn Quidde, geglaubt, ich könnte die Schrift für eine harmlose historische Studie ohne greifbare Anspielungen gehalten haben. Um die Sache abzuthun, wiederhole ich ein paar früher geschriebene Sätze: „Herr Quidde wäre mir mit vernünftigen historischen Studien ein ganz angenehmer Helfer; aber seine Mit-

arbeit würde mich natürlich nicht hindern, so werthlosen und nichtigen Quark wie seinen ‚Caligula' nach Gebühr zu beurtheilen. Das Geschäftsprinzip, die Freunde des Hauses zu loben und die seitab Stehenden zu tadeln, gedenke ich mir nicht mehr anzugewöhnen. Ich erhalte so viele Beiträge, daß ich werthvolle Arbeiten zu meinem Bedauern oft lange Monate liegen lassen muß, — und nun soll ich plötzlich das Bedürfniß empfinden, mich an Herrn Quidde zu rächen, weil er nicht für meine Wochenschrift arbeiten will. Erstens hatte Herr Quidde seine Mitarbeit gar nicht abgelehnt; zweitens pflege ich in meiner Beurtheilung mich nicht darum zu kümmern, ob der Beurtheilte mein Mitarbeiter ist oder nicht; drittens hat Herr Mamroth mich so unendlich häufig und so liebevoll drängend gebeten, für die Frankfurter Zeitung Feuilletons zu schreiben, daß ich, wenn seine Theorie richtig wäre, annehmen müßte, er wolle mit seiner kindischen Verdrehung sich für meine Ablehnung rächen". So viel über den Fall Quidde. Ich bitte, mich endlich mit der albernen Insinuation zu verschonen, ein höflicher Einladungbrief, den ich irgendwann einmal irgend einem Manne geschrieben habe, lege mir die Verpflichtung auf, nun für Zeit und Ewigkeit nie mehr über ein von ihm verfaßtes Werk ein unfreundliches Wort zu sagen. Ob Herr Delbrück oder Herr Quidde für die „Zukunft" schreibt, ist für den Erfolg des Blattes im Grunde die gleichgiltigste Sache von der Welt; ich habe sie aufgefordert, weil ich Jeden auffordere, von dem ich, manchmal vielleicht irrend, annehme, daß er Etwas zu sagen hat, aber ich habe weder ihnen noch anderen Geladenen in meinem Leben je Anlaß zu dem Wahn gegeben, sie würden künftig nur Lobeshymnen von mir hören. Wenn ich einen Menschen, den ich einmal zur Mitarbeit aufgefordert habe, nie mehr tadeln dürfte, dann müßte ich auf jede kritische Thätigkeit verzichten. Es ist jammervoll, daß man solche Gemeinplätze überhaupt erst beschreiten muß; aber den zu wandelnden Weg hat ja mein Gegner, habe nicht ich bestimmt. Ich muß ihm folgen, — freilich nicht bis zu dem dunklen Punkt, wo die widrige Beschäftigung mit Herrn Mamroth zu beginnen hätte. Die Wesensart dieses Herrn — der übrigens nicht Chefredakteur, sondern Feuilletonredakteur der Frankfurter Zeitung ist und dessen Verfahren gegen mich von seinen engsten Kollegen rückhaltlos und hart verdammt wurde — ist hier früher mit einer zu seiner persönlichen und literarischen Bedeutung in keinem Verhältniß stehenden Strahlenstärke beleuchtet worden; der Mann mag ruhen. Er hat mich erst angebetet und dann in der rüdesten und zugleich perfidesten Weise beschimpft und ich habe ihm in der gebührenden Tonart darauf geantwortet; er ist auf meinen Vorschlag, unseren Briefwechsel einem von uns Beiden zu wählenden Schiedsgericht vorzulegen, nicht eingegangen und hat, als ein mit rothen Striemen Gezeichneter, sein Schimpfgeschäft unermüdlich fortgesetzt, ohne mich je noch zu einer Silbe der Abwehr provoziren zu können. Mir würde Etwas fehlen, wenn er plötzlich verstummte, denn ich brauche den mir mindestens einmal in jeder Woche von ihm gelieferten crapaud wie

das liebe Brot und denke, so oft mir das frankfurter Krötlein munter entgegenhüpft, an die hübsche Stelle aus einem mamröthlichen Brief an mich: „Ich prophezeite Ihrem Siegfriedsmuth schon längst solche Prüfungen. Den Kampf gegen die Gemeinheit führt man nicht, ohne mit Koth bespritzt zu werden.“ ... Man kann eine Fehde publizistisch oder juristisch ausfechten. Entscheidet man sich für den juristischen Weg — der mir für diesen Fall stets ungeeignet schien und, seit das Ei endlich gelegt ist, erst recht scheint —, dann sollte man alles journalistische Beiwerk sparen. Welche „sittlichen Maßstäbe“ ich an das Thun Anderer lege und wie ich in einem ganz anders gearteten Fall einmal gehandelt habe: Das und vieles Andere, was weitschweifig vorgebracht wird, kommt für die Beantwortung der hier allein wichtigen Frage gar nicht in Betracht. Daß es angeführt wurde, zeigt nur, wie gering das Vertrauen meines Befehders auf die bezwingende Macht seines urkundlichen Beweises war.

Nicht ganz so liegt die Sache bei der Verdächtigung, die an den Namen des Herrn Dr. Franz Mehring geknüpft ist. Wenn ich wirklich — nicht in einer momentanen Wallung, nicht in einer raschen Regung leidenschaftlichen Zornes, wie er bei Liebenden nicht selten ist, etwa eine Aeußerung des Fürsten Bismarck getadelt, sondern —, wie ein ruppiger Geschäftsmann, nur zum Schein und aus schmählicher Gewinnsucht eine Bismarckbegeisterung geheuchelt hätte, die ich gar nicht empfand: dann verdiente ich den härtesten Schimpf und wäre, als ein Infamer, von der Liste der ehrlichen Leute zu streichen. Wir wollen prüfen, ob auch nur der Schatten eines Grundes für diese Annahme zu sehen ist.

Im Jahre 1890 hatte Herr Dr. Mehring, der damals die Volkszeitung redigirte, den in allen Phasen bekannten Kampf gegen Herrn Paul Lindau begonnen. Sein erster Artikel, der rein politisch gehalten war, hatte nicht ganz die erwartete Wirkung geübt, weil, wie selbst hitzige Bismarckfeinde aus dem Thiergartenfreisinn mir sagten, man dem früheren Kanzler doch nicht etwa vom Herrn Lindau begangene Nichtsnutzigkeiten in die Schuhe schieben könne. Ich war damals ein harmloser Literaturkritiker, schrieb ausschließlich für liberale Blätter, hatte mich mit Politik nie ernsthaft und intensiv beschäftigt, war überhaupt erst seit kaum zwei Jahren in eine literarische Thätigkeit hineingedrängt worden. Den Artikel der Volkszeitung las ich auf Helgoland. Als ich nach Berlin zurückkam, wünschte Herr Dr. Mehring, in dem ich einen ganz ungewöhnlich begabten Journalisten bewunderte und noch bewundere, mich kennen zu lernen; er meinte, er finde sich in der ihm unbekannten Theatersphäre, in der sich der Fall Lindau zum größten Theil abgespielt hatte, nicht zurecht, und hoffte, in mir, dem das gegen den Helden vorliegende Material genau bekannt war, einen Helfer im Streit zu finden. Ich besuchte ihn in den Räumen der Redaktion, wir besprachen die Sache und das Resultat dieser Besprechung war, daß Herr Dr. Mehring mich bat, der Einfachheit und Raschheit wegen lieber gleich selbst für die

Volkszeitung ein Feuilleton zu schreiben, in dem das Treiben des Herrn Lindau dargestellt werde. Es handelte sich nicht um einen zu unterzeichnenden und zu honorirenden Artikel, sondern um eine private Gefälligkeit, die ich, im Interesse der mir besser als ihm bekannten Sache, dem von wichtigerer Arbeit in Anspruch genommenen Redakteur erwies und die keinem außen Stehenden bekannt werden sollte, die auch Herr Mehring in späteren Veröffentlichungen über den Fall Lindau nie erwähnt hat. Daß der Artikel „wörtlich" so, wie er geschrieben war, abgedruckt wurde, glaube ich nicht; daß Herr Mehring und sein damaliger Kollege Herr Georg Ledebour über diese winzige Frage heute, nach acht Jahren, eine eidliche Zeugenaussage abgeben könnten und wollten, ist unwahrscheinlich; ich wenigstens könnte nicht einmal von einem Artikel, den ich vor acht Wochen veröffentlicht habe, beschwören, daß er wörtlich so, wie ihn der Autor mir geliefert hatte, abgedruckt worden sei, und weiß nur das Eine zufällig noch genau, daß ich dem Feuilleton einen anderen Titel gewählt hatte, der Herrn Mehring, mit Recht, nicht passend schien. Aber wörtlich oder nicht: es ist mir damals nicht eingefallen, Herrn Lindau „wegen seiner Anhänglichkeit an Bismarck zu verhöhnen", sondern ich habe nur gesagt, daß sich die Stellung eines aus dem Auswärtigen Amt gespeisten Nachrichtenhändlers und Leibjournalisten der Wilhelmstraße mit der engen Beziehung zum Berliner Tageblatt, das den Fürsten Bismarck vor und nach seiner Entlassung wüthend bekämpfte, schwer vereinigen lasse. Die Klatscherei ist typisch für die Art, wie in acht Jahren aus einer Mücke ein Elephant werden kann. Ja, wissen die Herren Delbrück und Sello denn nicht, daß ich — es ist doch oft genug gedruckt worden! — in der ersten Zeit meiner journalistischen Thätigkeit sogar satirische Hiebe gegen Bismarck zu führen versucht habe und in berlinisch fortschrittlichen Anschauungen lebte und webte? Wissen sie nicht, daß ich, als mir eine bessere oder doch besser scheinende politische Einsicht dämmerte, mich gerade deshalb Apostata nannte, mir also einen Namen gab, der deutlich zeigen sollte, daß ich, als ein Abtrünniger, von früher verehrten Idealen geschieden sei? Das wissen wirklich alle Leute, die sich je um mich bekümmert haben, und den Fürsten Bismarck schien es zu amusiren, als ichs ihm erzählte.

Mit Herrn Dr. Mehring war ich also seit dem August 1890 bekannt und wir waren ein paar Jahre lang recht befreundet. Auf seine Mitarbeit legte ich, trotz der völligen Verschiedenheit unserer Standpunkte, getreu dem Programm der „Zukunft", den höchsten Werth und er war so freundlich, mich bei den Vorbereitungarbeiten mit dem Rath des Erfahreneren zu unterstützen. Daß ich ihn je aufgefordert haben könnte, mit mir gemeinsam die „Zukunft" herauszugeben, ist mir nicht erinnerlich; auch in seinen Briefen finde ich davon keine Spur und ein solches Arrangement wäre übrigens durch den Widerspruch meines damaligen Verlegers vereitelt worden, der mit ängstlicher Sorge schon die Mittheilung aufnahm, Herr Mehring werde, wie ich hoffte, ein eifriger Mitarbeiter

werden. Habe ich aber wirklich eine solche Aufforderung an den früheren Redakteur der Volkszeitung gerichtet: was bewiese sie? Klar und unzweideutig doch nur, daß ich dem damals eifrig umhergetragenen Gemunkel, die „Zukunft" sei mit bismärckischem Gelde gegründet und werde aus allerlei dunklen Fonds gefüttert, durch eine nicht mißzuverstehende Handlung den Boden entziehen wollte. Wenn Herr Mehring neben mir als Herausgeber gezeichnet hätte, dann hätte auch der Böswilligste am Ende nicht mehr geglaubt, es handle sich um eine bismärckische Gründung. Mir hätte auch sonst ein solches Einvernehmen nur erwünscht sein können: Herr Mehring hätte dann seine, ich meine Ansichten vertreten und der Gedanke, der mich bei der Gründung der „Zukunft" leitete und der schon im ersten Prospekt deutlich ausgesprochen ist, wäre weithin sichtbar geworden. Herr Mehring kannte meine Ansichten ganz genau; in allen seinen freundschaftlichen Briefen kehrt der Ausdruck der Hoffnung wieder, ich werde mich eines Tages von „Bismarck und Nietzsche" reuig abwenden und die Thorheit meiner Bewunderung dieser Männer erkennen; die Verdächtigungen und Schmähungen, denen ich namentlich bei seinen Parteigenossen ausgesetzt war, schmerzten ihn, und wie wenig er daran dachte, meinen Plan oder meine Haltung sittlich tadelnswerth zu finden, beweist allein schon die Thatsache, daß er mir noch am vierzehnten Oktober 1892, also nach dem Erscheinen der ersten Hefte der „Zukunft", einen Artikel anbot. Die Logik, die aus meiner angeblichen Absicht, mit Herrn Mehring gemeinsam die „Zukunft" zu leiten, den Beweis für meine Heuchelei oder Infamie schöpfen will, scheint mir aus der Kinderstube zu stammen: gerade diese Absicht könnte ja nur beweisen, wie ernst es mir mit meinem Plan war und wie weit ich schon damals von dem Wunsch entfernt gewesen sein muß, ausschließlich für die Interessen des Fürsten Bismarck eine Wochenschrift zu schaffen. Uebrigens: eine „schrankenlose Begeisterung für die staatsmännischen Leistungen des Fürsten Bismarck" habe ich bekanntlich nie „zur Schau getragen" und noch weniger hat Das die „Zukunft", wie Herr Delbrück behauptet, jemals gethan. Ich bin zu meinem tiefen Schmerz durch meine abweichende Ueberzeugung genöthigt worden, seit acht Jahren häufig die sozialpolitischen Ansichten des großen, geliebten Mannes zu bekämpfen, bin deshalb in den Hamburger Nachrichten und im Bismarck-Jahrbuch einmal als Genosse Wagners, Jentschs und anderer Uebelthäter mit der Acht belegt worden und in der „Zukunft" sind sehr viele entschiedene Gegner Bismarcks zum Wort gekommen. Daß meine Wochenschrift ihren Erfolg „zum großen Theil dem Bismarckkultus verdankt", ist eine ins Blaue lancirte Behauptung. Weshalb fehlt denn den eigentlichen Bismarckblättern dieser Erfolg? Und weshalb bin ich immer wieder mit leidenschaftlicher Heftigkeit beschimpft und verleumdet worden? Weil ich in einer Zeit, wo die Zahl der Anhänger des entlassenen Kanzlers noch nicht groß war, mit der Einsetzung meiner ganzen Kraft für die geniale Persönlichkeit des Einzigen eingetreten bin. Wenn ich

mit dem selben Eifer und Fleiß für den berühmten liberalen Gedanken gefochten hätte, wäre ich heute ein gefeierter Mann und eine Leuchte in Israel; und wenn ich die „Zukunft" in den Dienst des berlinischen Freisinns gestellt hätte, dann wäre sie nicht systematisch totgeschwiegen worden und hätte heute vielleicht die doppelte Abonnentenzahl. Mit solchen Erwägungen habe ich mich nie abgegeben; ich wollte das Recht haben, meine Ansichten rückhaltlos auszusprechen, und Anderen, auch Sozialdemokraten natürlich, das selbe Recht vor einem großen Publikum sichern. Diese Absicht, Vertreter aller Parteien mitarbeiten zu lassen, habe ich dem Fürsten Bismarck nicht verhehlt; als ich sie ihm im September 1892 in Varzin ausführlich geschildert hatte, meinte er lächelnd: „Die Idee ist nicht übel; wenn Sie noch keinen Namen für das Blatt haben, sollten Sie es ‚Omnibus' nennen, damit Jeder gleich weiß, was er zu erwarten hat." Im Sinn dieses klugen Scherzes hätte auch ich gehandelt, wenn ich wirklich, wie jetzt plötzlich behauptet wird, Herrn Mehring eingeladen haben sollte, auf dem Kutscherbock des Omnibus neben mir Platz zu nehmen.

So. Das ist Alles, was Herr Delbrück als Beweis für meine Infamie vorzubringen hat. Wenn er dieses Material im März veröffentlicht hätte, dann hätte er freilich keinen Eindruck erzielt. Er hat es vorgezogen, den schlimmsten Verdacht auf mich zu werfen und Monate lang auf mir ruhen zu lassen, ohne daß ich ahnen konnte, um was es sich eigentlich handle. Das Urtheil über dieses Vorgehen kann ich einstweilen den Lesern anheimstellen. Ich brauche auch hier nicht zu erörtern, daß er durch die Häufung grober Schimpfwörter und beleidigender Insinuationen den Schutz des § 193 völlig verwirkt hat, der in diesem Falle nur mir, als dem zuerst Angegriffenen, zur Seite steht, und kann mich auf die resumirende Feststellung beschränken: nicht einmal der Versuch eines Beweises für eine in der Redaktion der „Zukunft" jemals vorgekommenen Unsauberkeit, kein Schatten eines Beweises für die behauptete Unlauterkeit meines Charakters oder gar für eine von mir begangene Infamie. Mit der Verschleppung der Sache ist nichts erreicht worden als eine Täuschung leichtgläubiger Leser über das Wesen der „Zukunft" und ihres Herausgebers; und ich kann nicht verschweigen, daß auch in diesem Fall das Verfahren des Herrn Delbrück mir nicht anständig scheint, während er es offenbar für anständig hält, daß also unsere Auffassungen publizistischer Anstandspflichten auch jetzt noch verschieden sind.

Mehr habe ich auch in meinem Nachwort zu Lamprechts Epilog nicht gesagt; und ich hätte, offen gestanden, nicht erwartet, daß ein Mann, der in seiner Zeitschrift für die Freiheit der Rede und gegen die Belästigung der Presse durch Anklagen kämpft, wegen eines von ihm provozirten Artikels gerichtliche Klage erheben würde. Auf der weiten Welt könnte nichts mich zu einem solchen Vorgehen bewegen, das mit allen von mir bekannten Prinzipien im Widerspruch stände. Wenn Herr Delbrück geglaubt hat, durch die Erhebung der

Widerklage seine allerdings recht schlimme prozessuale Lage verbessern zu müssen, so kann ich ihn beruhigen: das mir von ihm aufgenöthigte Gerichtsverfahren ist, da sein Zweck schon jetzt erreicht, das gesammte Thatsachenmaterial veröffentlicht ist, für mich ganz und gar überflüssig geworden und könnte, wenn die Widerklage wegfiele, meinetwegen in jedem Augenblick beendet werden. Denn nicht darauf kommt es mir an, ob Herr Delbrück mich infam nennt, mich beschimpft und deshalb gestraft wird, sondern einzig und allein darauf, daß die Thatsachen bekannt werden, auf die er sein mir gleichgiltiges Urtheil stützt. Ich stehe auf dem Standpunkt, den Binding in seiner ausgezeichneten Schrift über „Die Ehre und ihre Verletzbarkeit" einnahm, als er sagte: „Die Ehre ist durch Beleidigungen unverletzbar, also durch Widerruf, Abbitte oder Ehrenerklärung unwiederherstellbar." Und ich füge hinzu: auch durch die Bestrafung des Ehrverletzers. Deshalb hat die Sache von jetzt an jedes weitere Interesse für mich — und wohl auch für die Leser der „Zukunft" — verloren.

Dennoch muß ich über den Inhalt der für die Beurtheilung des Falles unerheblichen Widerklage noch ein paar Worte sagen. Ich habe mich, als Laie, in den zwischen den drei berliner Historikern und Karl Lamprecht schwebenden Streit nicht eingemischt, sondern bin nur durch wiederholte Provokationen zum Reden gezwungen worden. Herr Delbrück hatte mir im Dezemberheft seiner Jahrbücher vorgeworfen, ich hätte, um die Leser der „Zukunft" zu täuschen, die Pflicht redaktionellen Anstandes verletzt, und er hatte hinzugefügt, ein entlarvter Plagiator, ein literarischer Dieb, wie es nach seiner Ansicht Lamprecht ist, passe nach „Wissenschaftbetrieb wie Gemüthsart" für einen Platz in der Redaktion der „Zukunft". Auf diese grobe Injurie habe ich nicht sanft geantwortet und dabei gesagt, Herr Delbrück habe über publizistische Anstandspflichten offenbar andere Ansichten als ich. Das war keine Redensart, in die ich feig eine Beleidigung hüllen wollte, sondern ich glaube wirklich und sehe es täglich bewiesen, daß die Auffassungen publizistischer Anstandspflicht weit auseinandergehen können und thatsächlich gehen, und bin nicht so anmaßend, Jeden, der meine Auffassung dieser Pflicht nicht theilt, für objektiv „unanständig" zu halten. Wenn mir aber ein solcher Dissident Vorlesungen über Anstand halten will, dann lehne ich das freundliche Bemühen ab, das, bei der Verschiedenheit der Ansichten, doch nicht ans Ziel führen könnte. Mit dieser Erklärung, die ich mit reinem Gewissen abgeben kann, stürzt der größte Theil des künstlich gefügten Widerklagegebäudes. Ich habe Herrn Delbrück auch nicht, wie er sagt, gemeinen Eigennutzes bezichtigt — er irrt: diesen Vorwurf hat er mir gemacht —, sondern nur auf das selbstverständliche Bestreben jedes Publizisten hingewiesen, mit seinen Arbeiten auf eine möglichst große Menge zu wirken, und auf den leicht begreiflichen Aerger darüber, daß Andere, deren Arbeiten man für nutzlos oder gar schädlich hält, zu weiter reichender Wirkung gelangen. Das hat mit ehrgeizigen Wünschen

sehr viel, mit gemeinem Eigennutz nicht das Geringste zu thun. Daß Treitschke Herrn Delbrück oft Hans Tapps genannt hat, ist erweislich wahr; daß dieser Name, der in einem bekannten plattdeutschen Schwank einen täppischen, aber grundehrlichen Burschen schmückt, über Nacht schnell zum „gewöhnlichen Schimpfwort" geworden sein soll, leuchtet mir nicht ein. Nun sagt Herr Delbrück, auch über mich habe Treitschke „in vertrauten Kreisen" ungünstig geurtheilt. Das ist möglich, da ihm Herr Professor Schiemann häufig verleumderische Reden über mich vortrug. Auch sonst wäre es wohl möglich, daß Treitschke über meine Thätigkeit ungünstig geurtheilt hat; für sehr günstige Urtheile, die er über mich fällte, könnte ich Zeugen stellen. Wir wollen aber annehmen, die Behauptung des Herrn Delbrück sei diesmal erweislich wahr, und wollen in dem letzten Brief, den Treitschke 1895 an mich schrieb, dann die folgenden Sätze lesen:

„Es ist mir sehr willkommen, daß Sie mir die Gelegenheit geben, mich wegen einer unbeabsichtigten Unfreundlichkeit zu entschuldigen. Nach meiner Rückkehr aus Lissabon erfuhr ich nachträglich, daß Sie mir inzwischen wegen meines fünften Bandes geschrieben hätten; der Brief war mir nach Frankreich nachgesandt worden und ist dann irgendwo verloren gegangen. Auf Ihre heutige Anfrage bedaure ich sehr, nicht eingehen zu können. Ich bin nicht gegen die Umsturzvorlage, wie ungeschickt sie auch abgefaßt ist, und will nicht als Spießgeselle der Ordnungpartei Bebel & Richter auftreten. Andererseits hat das Centrum die Vorlage traurig zugerichtet, und da die Entscheidung über diese Aenderungen doch nur von unberechenbaren parlamentarischen Handelsgeschäften abhängt, so sehe ich nicht ab, was die Feder dabei nützen soll. Eine Regirung wie die jetzige macht die ernsthafte Publizistik fast unmöglich.

Mit ausgezeichneter Hochachtung ergebenst
Treitschke."

Wenn nun der Schreiber über den Adressaten dieses Briefes in vertrauten Kreisen ungünstig geurtheilt hat, — ist er dann vielleicht auch ein treuloser Heuchler, ein infamer Verräther? Oder hat er, wie alle leidenschaftlichen Menschen, in verschiedenen Stunden und Stimmungen eben verschiedene Urtheile über Menschen und Werke gefällt? . . . Die Firma Delbrück & Sello hat Unglück: sie beweist immer das Gegentheil Dessen, was sie beweisen will.

Von dem Prioritätstreit über die altgermanische Hundertschaft verstehe ich nichts und habe nur, weil ich zur Erklärung der Sachlage dazu gezwungen war, wiederholt, was Lamprecht hier vorher darüber gesagt und, wie mir scheint, bewiesen hatte. Ob Herr Delbrück der Deutschen Geschichte Lamprechts einen Gedanken entlehnt hat, mögen Sachverständigere entscheiden; mir ist die Frage so gleichgiltig wie die andere, ob die von ihm gewählte Form, seine Schüler auf den Werth seiner eigenen Bücher hinzuweisen, jedem akademischen Lehrer einwandfrei scheinen würde. Auch die Geschichte von dem mit B. unterzeichneten Sozialistenartikel brauche ich nur flüchtig zu streifen; daß die Jahrbücher parodistische

politische Artikel bringen, ist mir neu; daß sozialdemokratische Blätter damals den aufgetauchten Verdacht, Herr Bebel habe den Artikel geschrieben, zurückweisen mußten, ist leicht zu erweisen, — also muß die angeblich parodistische Form doch wohl dem „blödesten Auge" nicht so ganz leicht erkennbar gewesen sein. Und die Polenartikel des Herrn von Koscielski? Nicht, daß er diesen geschickten Herrn schreiben, sondern, daß er ihn anonym in einem deutschen Blatte, als einen scheinbar Unparteiischen, polnische Politik treiben ließ, mache ich Herrn Delbrück zum Vorwurf, hat ihm, wie ich beweisen kann, besonders auch Treitschke oft in bitteren Worten zum Vorwurf gemacht. Nach dem Schriftsatz müßte man glauben, Jeder habe den Verfasser für einen Polen gehalten; mir ist nur das Gegentheil bekannt und ich kann dafür zahlreiche unanfechtbare Zeugen stellen. Erst neulich hat Herr von Tiedemann-Seeheim, der klügste und erfahrenste Schützer des in der Ostmark von den Slaven bedrohten Deutschthumes, in der Kreuzzeitung erklärt: „Herr Delbrück kann unbesorgt sein; unsere Freunde sind nicht in der Lage, von seiner Erlaubniß, in den Spalten der Zeitschrift, in der Herr von Koscielski — unter dem Schutz der Anonymität und unter der moralischen Verantwortung des Herausgebers — die Einsetzung polnischer Regirungbeamten verlangen durfte, Gebrauch zu machen." Und er hat in der Mainummer der „Ostmark" gesagt, Herr Delbrück habe in den Jahrbüchern über die Artikel des Herrn von Koscielski verkündet: „Die Grundgedanken glaube ich als solche hinstellen zu dürfen, die nicht blos werth sind, diskutirt zu werden, sondern thatsächlich die wahre und allein heilbringende deutsch-preußische Politik angeben." Diese Worte, die, wie Herr von Tiedemann erzählt, im Buchhändler-Börsenblatt „als Reklame für das betreffende Heft der Preußischen Jahrbücher — doch gewiß nicht ohne Delbrücks Einwilligung — wieder abgedruckt wurden", beenden wohl den Streit über diesen Punkt. Auf Wunsch könnte ich aber noch sehr viele Preßstimmen anführen, die beweisen, daß die Sache ganz allgemein so aufgefaßt worden ist, wie ich sie aufgefaßt habe, — darunter die Nationalliberale Korrespondenz vom siebenten April 1898, deren für meinen Gegner recht unangenehmer Artikel mit den Worten schließt: „Auf den Vorwurf, mit der in einer besseren Vergangenheit erworbenen nationalen Autorität seiner Zeitschrift die Politik des Herrn von Koscielski gedeckt zu haben, ist Herr Professor Delbrück bisher nicht eingegangen. Diejenigen Deutschen, insbesondere in den Ostmarken und in Oesterreich, die in den Preußischen Jahrbüchern bisher ein den deutschnationalen Interessen dienendes Organ erblickt haben, werden, so weit sie an ihrer Sache zeitweilig durch die Artikel dieser Zeitschrift irr geworden sein sollten, jedenfalls wissen, was sie von ihren Rathschlägen in nationalen Fragen zu halten haben." Was Herr Delbrück fast ein Jahr nach dem Erscheinen der Polenartikel irgendwo erklärt hat, ist gleichgiltig; daß er bis heute noch Herrn von Koscielski nicht

als Verfasser genannt hat, wurde von Tiedemann in der „Ostmark" behauptet, und daß die Artikel geeignet — wenn auch vielleicht nicht bestimmt — waren, in deutschen Lesern falsche Vorstellungen zu erwecken, kann, da es kinderleicht zu beweisen wäre, nicht ernstlich bestritten werden.

Was bleibt noch übrig? Ach ja: Herr Delbrück ist nicht mit Herrn Marschall von Bieberstein im Thiergarten spaziren gegangen. Herr von Tiedemann wollte den publizistischen Bannerträger des Caprivismus auf solchem Spaziergange gesehen haben; er hat sich also, wie ich annehme, geirrt. Da der Irrthum nicht einmal zu einer formalen Beleidigung des Herrn Delbrück verleitet hat, weiß ich nicht, weshalb der scherzhafte Nebensatz in der Widerklage so feierlich vorgeführt wird. Ich war und bin ja stets gern bereit, jeden Irrthum zu berichtigen, dessen ich mich, wider meinen Willen, schuldig gemacht habe.

* * *

... Amusant war die Sache nicht und ich habe an die Geduld meiner Leser außerordentliche Anforderungen gestellt. Das weiß ich, hoffe aber, sie werden auch mir glauben, daß es nicht angenehm ist, sich mit solchen Gegnern herumschlagen zu müssen. Neugierig bin ich nur, wie sich die Redakteure verhalten werden, die sich nicht scheuten noch schämten, die gegen mich aus dem Hinterhalt geschleuderte Beschimpfung in möglichst großen Leserkreisen weiterzuverbreiten. Wenn sie sich selbst getreu bleiben, werden sie schreiben:

„Der sattsam bekannte Herr Harden hat endlich den Muth gefunden, auf die schwere Beschuldigung zu antworten, die der berühmte Historiker und Publizist Professor Hans Delbrück im März gegen ihn vorgebracht hat. Er braucht sechsundzwanzig Seiten, um ... nichts zu sagen. Da es ihm natürlich unmöglich ist, auch nur einen der Vorwürfe Delbrücks zu entkräften, schwatzt er allerlei nicht zur Sache gehöriges Zeug, beruft sich auf sein schlechtes Gedächtniß und erklärt schließlich in leicht erklärbarer Herzensangst, das Gerichtsverfahren habe für ihn jeden Zweck verloren. Wir können hinzufügen: Auch für uns; denn über diesen gesinnungslosen Skribenten sind die Akten ja ohnehin längst geschlossen und die vornehme Presse kann über ihn und sein Blättchen nachgerade zur Tagesordnung übergehen."

Das oder Aehnliches hoffe ich bald in der vornehmen Presse zu lesen.

M. H.

Eine Rede,

die am zwanzigsten März gehalten werden mußte.*)

Man hat neulich in Berlin den siebenzigsten Geburtstag eines nordischen Dichters in der würdigsten Weise gefeiert. Man hat ihn den größten Dramatiker der Gegenwart genannt. Wenn man weiß, welche Voraussetzungen einen großen Dramatiker bedingen, geschweige den größten, so gilt diese Huldigung zugleich den nordischen Völkern, dem geistigen Leben und den sozialen Verhältnissen, die seinen freien Geist und dessen Muth und Kunst gezeugt haben. In politischer Beziehung sind die nordischen Länder — und besonders Norwegen — freier als Deutschland. Schon lange waren sie von wichtigen sozialen Fragen bewegt, die jetzt erst in Deutschland auftauchen. In religiöser Beziehung haben große Männer und starke Strömungen in dem Volksleben des Nordens die Literatur befruchtet. So ist zum Beispiel der Einfluß Kierkegaards auf Ibsen unverkennbar. Die Volksbildung ist von der Art, daß die Bauern in Norwegen wie in Dänemark treue Leser der besten Werke der Literatur sind. In sämmtlichen drei Ländern vertreten meist die Bauern selbst ihre Wahlbezirke im Reichstage. In Norwegen waren Präsidenten der Nationalversammlung Bauern, eben so sind Bauern Mitglieder der Regirung. So tief sind die geistigen Interessen ins Volk hinabgedrungen.

Wenn die Festredner in Berlin mit Recht hervorhoben, daß die Werke des Jubilars ein Ruhm für den germanischen Geist seien, dann ist dieses Wort so aufzufassen, daß es besonders den nordgermanischen Geist trifft. Deshalb denke ich mir, daß einer der Redner sich hätte erheben müssen, um Folgendes zu sagen:

„Ich bin der Ansicht, daß die Ehrung eines Menschen nur dann einen Werth hat, wenn sie eine Verpflichtung auferlegt: daß die Huldigung nämlich ein Gebot an die Huldigenden werden muß. Wie können wir bei uns selbst die Lehre des großen nordischen Dramatikers anwenden? Darauf kommt es an.

Ich mißverstehe ihn wohl nicht, wenn ich das Wirken des Jubilars in das Gebot zusammenfasse: Du sollst nicht zweierlei Rechnung führen, Du sollst Dich durch Niemand und durch nichts in Zwei theilen lassen. Diese Versündigung gegen Dich selbst ist die Ursache jeder anderen und der Verflachung und vieler Gefahren, in deren Mitte wir leben. Wir erscheinen an den Werkeltagen als eine Person, an den Feiertagen als eine andere, als eine Person für den Hausgebrauch, als eine andere für den öffentlichen Gebrauch.

*) Nachdem Adolph Wagner hier neulich die nordschleswigische Frage vom Standpunkt des Deutschen betrachtet hat, soll auch die Ansicht des großen norwegischen Dichters dem deutschen Publikum mitgetheilt werden.

Wir haben eine private bürgerliche und wir haben eine staatsbürgerliche Moral. Die erste ist in vielen wesentlichen Dingen der anderen ganz entgegengesetzt. Als Menschen halten wir Das für eine Schande, was wir als Politiker, Journalisten, Offiziere oft für unsere Pflicht halten, ja uns sogar zur Ehre anrechnen.

Ich thue wohl Keinem in dieser Versammlung Unrecht, wenn ich, die Lehre des Jubilars auf uns anwendend, erwähne, was hier am Nächsten zu liegen scheint: unser Verhältniß nämlich zu der nordischen Völkergemeinschaft, der unser Dichter angehört. Vielleicht werden wir gerade hier die erste und nächste Verpflichtung finden, die seine Lehre uns als deutschen Bürgern auferlegt, die Verpflichtung, nicht die Werke des Jubilars als germanisch und epochemachend zu preisen, ohne gleichzeitig damit aufzuhören, den germanischen Volksgeist, dem sie entsprossen, zu beleidigen und zu mißachten. Mir scheint, wir müßten uns scheuen, diesen Geist für geringer als den unseren anzusehen. Er kann es unmöglich sein, da er uns so große Werke giebt. Deshalb dürfen wir auch nicht mehr im Namen der Kultur diesen Geist beleidigen und mißachten. Wir können also nicht sagen, daß, was jetzt in Nordschleswig vorgeht, zum Besten der Unterdrückten geschieht. Eben so wenig können wir sagen, daß es zu unserem Besten geschieht. Jener Geist steht ja dem unseren ganz nahe. Bei uns wird dieser Geist nur von ungefähr 200 000 Individuen vertreten, die in anderen historischen Verhältnissen als den unseren herangewachsen sind. Daß Deutschland über diese 200 000 und ihr Land herrscht, — wenn wir einander als ehrliche Leute in die Augen sehen wollen, müssen wir gestehen, daß dieser Umstand uns weder mächtiger noch sicherer macht. Diese nordischen Männer und Frauen singen nordische Lieder, sie schließen sich dem geistigen Leben ihrer nordischen Heimath an. Das müßte doch wohl das große Deutschland dulden, wenn sie zugleich die deutsche Sprache, und was sonst die Schule verlangt, lernen. Nicht wahr? Ohne zu lügen, können wir unmöglich sagen, daß hinter diesen 200 000 Menschen Jemand auf der Lauer steht. Wir wissen vielmehr, daß hinter ihnen 9 Millionen Stammverwandte stehen, die völlig neutral sind, — Das heißt, wenn wir sie dazu machen wollen. Es hängt nämlich ausschließlich von uns ab. Es hängt davon ab, ob wir den Prinzipien huldigen wollen, zu denen wir uns heute bekennen, da wir die Werke des nordischen Dramatikers rühmen. Sollen diese Prinzipien eine Verpflichtung in unserem Leben bedeuten, in unserem Verhältniß zu ihm selbst, zum Geist seines Volkes, oder sollen sie mit dem Champagner fortschäumen?"

Es stimmt mit der übrigen Oberflächlichkeit nur allzu sehr überein, daß diese Rede am zwanzigsten März nicht gehalten wurde. Es könnte darum recht hoffnunglos erscheinen, sie jetzt zu halten. Deutschland ist aber groß. In

diesem Lande Luthers, Lessings, Kants und Davids Strauß könnte vielleicht doch irgendwo ein großes Gewissen harren, das die Worte von weit vernehmbarer Stelle wiederholte, sie zur Zeit und besonders zur Unzeit in solcher Form und mit solcher Macht wiederholte, daß hundertmal Tausend aus ihnen den Willen empfingen, die Wahrheit zu sehen. Es steht geschrieben, daß Jeder gerettet werden soll, der die Wahrheit sieht. Was jetzt in Nordschleswig vorgeht, ist nämlich an und für sich entschieden zwecklos und schädlich und zugleich unwürdig eines kulturtragenden Volkes, wie das deutsche es ist.

Ich habe zur Vertheidigung anführen hören, daß die Dänen zur Zeit, als sie über Schleswig herrschten, sich gegen die Deutschen nicht besser betragen haben sollen. In dem rein deutschen Südschleswig aber haben die Dänen der Bevölkerung nie den Unterricht in ihrer Muttersprache vorenthalten. Ferner habe ich die gegenwärtige Unterdrückung der Geister und der Gewissen in den Ostseeprovinzen als Vertheidigung für die Vorgänge in Nordschleswig anführen hören. Ich wundere mich aber darüber, daß Jemand glaubt, das Unrecht Anderer könne uns zu ermunterndem, statt zu abschreckendem Beispiel dienen. Endlich habe ich sagen hören, daß ein humaneres und verständnißvolleres Auftreten in Nordschleswig Folgen haben würde, die Posen und Elsaß-Lothringen beträfen, — Folgen, die Deutschland nicht dienlich sein können. Wir, die außerhalb der Sache leben und unparteiische Stimmen hören, wir wissen, daß ohne die rücksichtlose Regirungweise, die dort zur Zeit üblich ist, der Anschluß an Deutschland in beiden Provinzen weiter vorgeschritten wäre, als er es jetzt ist. Deutsche, die die Verhältnisse kennen, versichern mich, daß die deutsche Sache in keiner der drei unterdrückten Provinzen (Nordschleswig ist die dritte) irgend welche Fortschritte gemacht hat. Darüber kann ich unmöglich urtheilen, doch verstehen wir Alle, daß Frankreich hinter Elsaß-Lothringen und die slavischen Völker hinter Posen den Uebereifer der deutschen Bureaukratie erklären; das Volk des Nordens hinter den 200000 Südjüten erklärt ihn aber nicht. Hier richtet der Uebereifer nur Böses an, — und Das in einem Maß, von dem das deutsche Volk kaum eine Ahnung hat.

Ich werde hier Einiges von Dem erzählen, was jetzt vorgeht.

Die Schule und die Kirche.

Der Bischof Grundtvig, der große dänische Dichter geistlicher Lieder, der als Solcher innerhalb der christlichen Kirche von Keinem übertroffen wird, war auch ein großer Pädagoge. Ihm mehr als irgend einem Anderen ist zu verdanken, daß die Aufklärung des Volkes auf der heutigen Höhe steht. Das Geistes- und Gemüthsleben, das von den dänischen Volkshochschulen sich über das Land ausgebreitet hat, ist unvergleichlich. Seine erste und unmittelbare Frucht ist ein größeres Ehrgefühl, das Tüchtigkeit zeugt. Durch

sie ist die Landwirthschaft Dänemarks ein Beispiel für Andere geworden. Ich erwähne Das zuerst, weil es eine Thatsache ist, die sich durch die Statistik nachweisen läßt. Aber die kostbarste Frucht ist natürlich die: eine erhöhte Lebensfreude, ein ernsterer sittlicher Wille, ein reger Wissensdurst, der nach und nach Tausenden von Familien, die früher nur wie Sklaven arbeiteten, zum Segen geworden ist. Für die Nordschleswiger besitzt aber die dänische Volksaufklärung, die ihren Mittelpunkt in den Hochschulen der Bauern hat, eine besondere Anziehung. Und der Kultus, der von der Volkshochschule untrennbar, ja eigentlich ihre Grundlage ist, bietet eine freiere, mehr individuelle Verkündigung, ein Singen und ein Gemeindeleben, wonach sich das Herz der Nordschleswiger sehnt. Von Alledem sollen sie nun ausgeschlossen werden. Von den 700 bis 800 Volksschulen, die in dem dänischen Sprachgebiet Schleswigs liegen, sind ein paar Hundert in Mittelschleswig; und hier wurde die dänische Sprache sofort verboten. Jetzt ist aber auch in den übrigen 600 dänischen Schulen in Nordschleswig der dänische Unterricht verboten worden. Die Schüler erhalten einige Stunden „dänischen" Religionunterricht; aber von welcher Art ist er? Als die Eltern diesem Uebelstande durch Wanderlehrer und Lehrerinnen abhelfen wollten, hat man versucht, die Kinder mit häuslichen Arbeiten zu überbürden, und polizeiliche Hilfe herbeigerufen, um es durchzusetzen. Auf diese Weise wollte man den privaten Religionunterricht verhindern. Ferner hat man zu dem Mittel gegriffen, einfach zu verbieten, daß erwachsene Personen die Kinder in der dänischen Sprache fördern. Die Gesetzparagraphen, die zu dem Zweck mißbraucht wurden, stammen aus der Zeit, wo brave Leute in Preußen unter dem Vorwand „demagogischer Umtriebe" verfolgt wurden. In jener guten alten Zeit glaubte man, die Gewissensfreiheit mit Gefängnißstrafen und Prügeln bändigen zu können. Die Reskripte stammen nämlich aus den Jahren 1833 und 1839. Man sollte es nicht für möglich halten, aber diese Reskripte wendet man jetzt in Schleswig gegen Unterricht oder „Nachhilfe" in der dänischen Sprache an.

Sämmtliche dänischen Privatschulen sind geschlossen worden; man hat den Eltern verboten, dänische Privatlehrer zu haben. Ja, es ist sogar den Eltern gegen tägliche Geldstrafe verboten, ihre Kinder auf eine Schule in Dänemark zu schicken. Als die Verfolgten dann einen Verein gründeten, um der unvermögenden Jugend, die die staatliche Schule durchgemacht hatte, zu ermöglichen, die Kenntnisse ihrer Muttersprache in Dänemark nachzuholen, verbot man der nordschleswigschen Jugend unter einundzwanzig Jahren, privaten Unterricht in der dänischen Sprache in Dänemark zu nehmen. Man hat mit den Vaterlosen angefangen, nun versucht man aber, auch den Eltern, die ihre Kinder fortschicken, das elterliche Recht zu nehmen. Es wird gelingen; denn Alles gelingt den deutschen Beamten in Nordschleswig.

Wir hörten kürzlich den Kultusminister Preußens diese Beamten vertheidigen. Es war ein großer Moment. Der Moment ist immer groß, in dem des Königs Gebot über Gottes Gebot gestellt wird, — besonders, wenn es der höchste Mann der Kirche und der Schule thut. Das Gebot Gottes sagt, daß Alles, was Du nicht willst, das Andere Dir thun, Du ihnen auch nicht thun sollst. Diesem Gebot nachzukommen, versäumt der Kultusminister gewiß nicht, wenn es sich um sein eigenes Elternrecht und seine Kinder handelt; wenn es sich aber um Eltern und Kinder in Nordschleswig handelt, dann sagt der Kultusminister Preußens, das Gegentheil solle gelten. Streng und überlegen weist er Den zurecht, der Das nicht zugiebt. Der Kultusminister weiß, daß die Muttersprache der tiefste Erdboden der Religion und Moral ist. Er weiß also auch, daß seine Lehre hier demoralisirend wirken muß. Im Namen der Kultur geschieht es also nicht, um so weniger, als das Volksleben, von dem die Kinder Nordschleswigs so ausgeschlossen werden sollen, reicher ist als das, in das sie durch die Polizei hineingepeitscht werden.

Was die Volkskirche betrifft, so ist der Gebrauch der dänischen Sprache ein ganz trauriger: die Prediger beherrschen sie einfach nicht. Die Folgen sind leicht vorauszusehen. In der letzten Zeit wollte das Volk sein kirchliches Bedürfniß durch freie Gemeinden nach dänischem Muster befriedigen. Diese freien Gemeinden bekennen sich zu der evangelisch-lutherischen Kirche; das Gemeindeleben und die Verkündigung sind aber noch inniger. Die Behörden in Borlund ließen das Volk mit großen Opfern seine Kirche fertig bauen. An dem Tage aber, da die Leute die Kirche in Gebrauch nehmen wollten, erschienen in der Kirche zwei Gendarmen in voller Uniform und mit Pickelhauben auf dem Kopf. Ein Gesang wurde angestimmt und der Prediger der freien Gemeinde hielt eine Rede. Als aber der eigentliche Gottesdienst anfangen sollte, schritten die Gendarmen ein, lösten die Versammlung auf und trieben die Gemeinde hinaus.

In Hadersleben bauten die Bewohner sich ebenfalls eine Kirche. An dem Einweihungtage aber marschirte ein Polizeibeamter klirrenden Trittes zum Altar hinauf, las ein Verbot des Gottesdienstes in der Kirche vor und forderte die Gemeinde auf, sie sofort zu verlassen. Die preußische Verfassung gestattet jedem Staatsbürger freie Religionübung. Es lassen sich aber natürlich Bestimmungen hervorsuchen, die sie in Nordschleswig verbieten.

In Preußen wird jetzt die Lehre oft wiederholt, daß das Christenthum allein die einzige und feste Grundlage des Staates bilde. Wir hörten sogar, daß Keiner ein guter Soldat sein kann, der kein guter Christ ist. Entweder gilt diese Lehre nicht für das ganze Preußen oder Nordschleswig gehört nicht zu Preußen. Denn dort ist ste ausgeschlossen; dort mag es mit dem Christenthum gehen, wie es will.

Verbot nordischer Lieder.

Ein hochgestimmtes, lyrisches Temperament ist diesem Volk am Meer und auf den wellenförmigen Ebenen eigen, die eine Fortsetzung des Meeres scheinen. Die Literatur des dänischen Volkes hat deshalb eine reiche, schöne Lyrik, seine Kunst einen besonders weichen, lyrischen Ausdruck. Seine bildende Kunst dürfte die Deutschen an die Novellen von J. P. Jacobsen erinnern, die Alle gelesen haben werden. Nach dem Urtheil deutscher Kritiker übertreffen sie an poetischem Geist die ganze deutsche Novellenliteratur unserer Zeit. Der Hauptdichter der Dänen, Holger Drachman, ist meiner Ansicht nach in seiner Art der größte lebende Lyriker. Eine frühlinghafte, gesunde Jugendfrische, eine Ueppigkeit der Schilderung unter weitem Horizont, ein Trotz, unberechenbar wie das Meer, eine Sehnsucht mit reichem Farbenglanz. So ist auch das dänische Volk ein singendes Volk, wie ich keins sonst kenne. Und was es singt, sind nicht Lieder zweideutiger Art; es sind die besten Lieder der Literatur.

Schneidet nun diese zweimalhunderttausend Männer, Frauen und Kinder von diesem Volke ab, von ihrem schönen, wellenförmigen Lande mit Bergen und Wäldern hinter dem Meere, — die Sehnsucht nach dänischen Liedern wird nur zunehmen. Stellt diese Sehnsucht unter das Auge der Polizei, macht sie zur Schuld! Verfolgt das Volk bis in seine eigenen Stuben mit polizeilicher Aufsicht! Im Jahre 1885 wurden sechzehn junge Mädchen verurtheilt, weil sie in einem Privathause edle dänische Lieder gesungen hatten. Müssen nicht gebildete Männer und Frauen sich versucht fühlen, Das eine Sünde gegen den Heiligen Geist zu nennen?

So weit ist es gekommen, daß ein norwegisches Lied, das ein Kreis überwachter Südjüten aus Noth anstimmte, weil dänische Lieder verboten waren, ein norwegisches Nationallied, geschrieben vor langen Jahren auf den nordischen Stamm in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ein Lied von tief ethischem Charakter, als Vorwand benutzt wurde, um die Versammlung auseinander zu treiben und den Vorsitzenden mit einer Strafe von fünfzig Mark zu belegen. Glaubt Jemand, daß diese Verleugnung der gesunden Vernunft — die in diesem Fall zugleich eine Beleidigung des Brudervolkes im Norden ist — einer guten Sache dienen oder die Annäherung an Deutschland befördern kann? Was mag wohl Deutschland dienlicher sein: die Herrschaft über diese 200 000 Nordländer und ihr Land unter solchen Umständen, daß man ihren Ursprung verleugnet, ihr Gewissen und ihre Gefühle verletzt, daß ihr religiöser Sinn verhöhnt und ihr Verkehr durch immerwährende Plackereien belästigt wird, oder so, daß sie ihre guten Anlagen frei entfalten können, ihre Natur vertiefen durch Das, was ihnen das Edelste und Liebste ist, und dadurch eine Wahrheitliebe und ein Pflichtgefühl in sich ausbilden, die bei ihnen als Staatsbürgern sich als Loyalität äußern müßte?

Vereins- und Versammlungfreiheit.

Nichts zeigt uns besser, wie weit Deutschland in politischer Freiheit hinter den nordischen Ländern zurück steht als der Umstand, daß bei uns die vollständige Vereins- und Versammlungfreiheit waltet. Wir kennen nicht zwei Klassen, eine privilegirte und eine überwachte. Wir kennen auch keinen Geschlechtsunterschied, wenn es sich darum handelt, große soziale und patriotische Fragen vorzubereiten.

In den drei nordischen Ländern arbeitet man für das kommunale und bürgerliche Wahlrecht der Frauen, in Norwegen sind wir schon nah am Ziel. In Preußen dürfen „Frauen, Schüler und Lehrlinge" nicht Mitglieder eines Vereines sein oder an den Versammlungen theilnehmen. Für Männer, die gewöhnt sind, die Frauen an Allem, was ihnen theuer ist, theilnehmen zu lassen, ist Das geradezu ein geistiger Verlust, ein Verlust für das ganze Geschlecht. Um die Frauen nun los zu werden, macht die Polizei Alles zu „politischen Vereinen". Vortragsvereine werden z. B. als „politisch aufgelöst, andere Versammlungen unter einem nichtssagenden Vorwand gesprengt, sogar gesellige Vereine werden an vielen Orten unmöglich gemacht. Das Selbe geschieht auch mit landwirthschaftlichen Vereinen. Den Grund verstehe ich natürlich. Die Sprache und das Interesse für den Norden sollen ausgerottet werden. Aus dem selben Grund ist es dänischen Unterthanen verboten, in Nordschleswig Vorträge und Vorlesungen zu halten; eben so werden dänische Schauspiele verboten. Das Oberverwaltungsgericht in Berlin hob freilich dieses Verbot als ungiltig auf; dann wurden aber dänische Schauspielertruppen oder einzelne Schauspieler einfach als „lästig" ausgewiesen, ja von der Polizei bis an die Grenze begleitet.

Die Rechtspflege.

Wenn die Rechtspflege gut und unparteiisch wäre, könnte sie Vieles ändern. Da aber die Gerichtssprache deutsch ist und die Verhandlungen von unvereidigten Dolmetschern übersetzt werden, in der Regel von den Gerichtsschreibern, die sich nicht die Mühe geben, die dänische Sprache gründlich zu lernen, so häufen sich Mißverständnisse auf Mißverständnisse. Man versichert mich, daß oft Unschuldige gestraft werden. Noch schlimmer ist aber der Umstand, daß die Richter selbst Mitglieder des „Vereins zur Verbreitung des Deutschthumes in Nordschleswig" sind. Der Vorsitzende des Vereins ist Landrichter in Flensburg, Mitglied des Vorstandes ist der Landrichter zu Appenrade. Die Richter sind fast überall Vorsitzende der örtlichen deutschen Vereine und agitiren gegen die dänische Sprache. Besonders taktvoll scheint mir Das gerade nicht. Die Richter könnten in vielen Fällen die Zuflucht der unglücklichen Heimathlosen sein.

Vae victis!

Hier wäre natürlich noch viel mehr anzuführen; ich habe ganze Stöße von Mittheilungen, besonders von Abschriften der Gerichtsprotokolle, vor mir liegen; mein nordisches Herz krampfte sich beim Lesen zusammen. Ich habe aber nicht beabsichtigt, jeden boshaften Beschluß oder Mann verhaßt zu machen; ich wollte im Gegentheil einen Appell an das Rechtsgefühl und die Güte der Deutschen richten. Ich zweifle nicht, daß Beides vorhanden ist; ich fürchte aber, daß sie sich von dem Vorurtheil und Fanatismus beeinflussen lassen, unter denen unsere armen Brüder leiden. Nordschleswig, das wie ein Ehering die germanischen Stämme in Nord und Süd verbinden könnte, tritt nun als verletzter Zeuge auf, der überall Mitleid und Zorn erweckt. Darin erkenne ich nicht die Spur weitsichtiger Politik. Auch lehrt, wie ich glaube, die Geschichte nicht, daß ein modernes Volk in voller, reicher Entwickelung sich geistig dadurch unterdrücken läßt, daß man es durchschneidet, so daß ein Theil auf der anderen Seite einer willkürlichen Grenze zurückbleibt. Ich halte den Versuch für zwecklos. Anderes, Fruchtbareres giebt es zu thun. Ein großes Volk, reich an kriegerischen und friedlichen Eroberungen, könnte auch versuchen, durch Gerechtigkeit und Güte zu siegen. Nicht ganz ohne Grund meint der alte Moralkodex, daß Eroberungen dieser Art werthvoller sind. Mensch gegen Mensch haben wir erfahren, daß es sich so verhält; seltener hat man es zwischen Völkern ausprobirt. Es dürfte aber auch hier zutreffen. Es müßte nur ein großes Volk sich stark genug fühlen, um voranzugehen und es zu zeigen. Wäre Das nicht ein wunderbares Beispiel, würde es nicht — im Gegensatz zu den Eroberungen anderer Art — die Schätze des Herzens vermehren, was nicht von geringerer Bedeutung ist, wenn es sich um den Besitz des Geschlechtes oder um die Fähigkeit eines Volkes zum Glück handelt? Wenn ich die Zeichen der Zeit richtig verstehe, so ist Das die größte Staatsweisheit: die Schätze des Herzens zu vermehren. Darauf kommt es an — mehr als auf den Geldschatz und die Soldaten —, wenn das Ganze zusammenhalten soll.

Rom. Björnstjerne Björnson.

Die Septimus.

War sie wirklich so leichtsinnig?

Sabine Septimus versicherte es immer mit einem triumphirenden Lächeln um die Lippen, aber gerade dies sieghafte Schmunzeln verrieth einem Menschenkenner ihr Geheimniß. Und Das war: sie erstrebte mit aller Kraft, leichtsinnig zu sein, weil sie es für genial, für ein nothwendiges Erforderniß der Schriftstellerei hielt; aber sie wurde es dennoch nicht. Sie wurde es nicht, ob-

wohl sie eine schöne, üppige Frau war, wie geschaffen zu rückhaltlosem Genuß. Ihr voller rother Mund schien nur da, um zu küssen, ihre strahlenden blauen Augen, die einen so pikanten Gegensatz zu ihrem schwarzen Haar bildeten, schienen nur da, Männernerven aufzurütteln und zu entflammen.

Und Fräulein Septimus gab sich ja auch alle Mühe, dies Ziel zu erreichen. Allein sie vermochte es nicht. Sie war durchaus temperamentlos, und was etwa von Feuer in ihr geschlummert, hatte die häusliche Dressur erstickt.

Beide Eltern hatten das einzige Kind nach Herzenslust erzogen. Der Vater, ein verknöcherter Pädagoge, that es, um seine Prinzipien zu verwirklichen; die Mutter, eine fromm kirchliche Frau, wollte Sabinen dem Himmel gewinnen. Als der Vater starb, lebte das junge Mädchen mit der Mutter weiter. Frau Septimus ging jetzt ganz in Mission- und Wohlthätigkeitarbeiten auf, nachdem sie eingesehen hatte, wie wenig ihre Bemühungen bei Sabinen fruchteten; statt ihres einen Kindes suchte sie nun dem Himmel viele Seelen zuzuführen. Aeußerlich lebten die beiden Frauen in gutem Einvernehmen und liebten einander auch auf ihre Art, aber innerlich waren sie einander fremd.

Sabine hatte — wunderbar genug bei solcher Abstammung und Erziehung — ein starkes Talent zu dichterischem Schaffen. Das brachte sie auf eine von dem Lebensweg der Mutter vollständig abweichende Bahn. Das junge Mädchen schrieb nicht etwa artige, glatt gekämmte, wohlfrisirte Novellen und Romane, wie so viele Frauen, Werke, mit denen man Geld verdient und die keinem Menschen die Nachtruhe rauben, nicht einmal der Verfasserin, — nein: sie schuf eigenartige, kecke Romane, die vielleicht um so kühner klangen, weil die Dichterin im Grunde ein unerfahrenes Kind war. Wagt je ein Mann so viel wie eine naive Frau? Der Mann kennt die Gemeinheit und den Ekel nach dem Rausch, der Frau wird der widrige Sumpf durch das bunte Geschiller seiner Decke verborgen: sie sieht nur Poesie; was darunter liegt, ist ihr fremd.

Wer nur die Romane von Sabine Septimus kannte, sie selbst nicht, machte sich eine ganz falsche Vorstellung von ihr. Man dachte sich ein bewegliches Hexlein mit scharfen, durchdringenden Augen, etwas voltairisch Häßliches; man dachte sich ein Figürchen, fast vom Geist aufgezehrt, ein flachbrüstiges, halbmännliches Geschöpf mit zugreifenden, krallenartigen Händen. Und nun statt Dessen diese statuare, üppige Schönheit, diese kühlen blauen Augen, die großen, klassisch geformten Hände, die aussahen, als wären sie nur geschaffen, Künstler zu entzücken, nicht, sich mit schwarzer Tinte zu beflecken.

Wenn Sabine Septimus mit ihrer prachtvollen Gestalt hoch erhobenen Hauptes in einer Gesellschaft erschien, erregte sie Aufsehen.

„Wer ist die Dame im weißen Kleide?“ fragte jüngst bei einem Fest ein Maler den Herrn des Hauses, einen bekannten berliner Bildhauer.

„Ach, kennen Sie sie nicht, Bredow? Das ist ja die Septimus. Sie trägt immer solch ein griechisches Gewand, weil sie weiß, daß es ihr gut steht. Ein famoses Weib, aber kalt wie eine Hundeschnauze.“

„Ach was! Das würde ja gar nicht mit ihren Werken übereinstimmen; denn sie ist doch die Septimus, die Romane schreibt? Na, übrigens was sie da in der letzten Neuen Deutschen Rundschau hatte, war stark, gehörig stark. Haben Sie das Dings gelesen?“

„Natürlich."

„Und die ist so gletscherhaft? Unglaublich!"

„Sie posirt auf den Leichtsinn," erwiderte der Bildhauer. „Sie hält es für nöthig bei ihrer Schriftstellerei; es kommt ihr genial und fesch und was weiß ich nicht Alles vor. Aber es paßt nicht zu ihr und sie kriegt es auch nicht fertig. Und das Bemühen schadet dem künstlerischen Eindruck ihrer Persönlichkeit. Ich habe dabei genau die Empfindung, als setzte sich die Ludovisi oder die Milo aufs Rad und strampelte in Höschen umher."

Der Andere lachte. „Bei dem Umfange und auch sonst, — ein komischer Gedanke. Aber ist sie wirklich so kalt?"

„Ja, ja. Sie ist eine Freundin meiner Frau und ich kenne sie genau."

„Und wirklich so ohne Fehl und Tadel?"

„Ich sage es Ihnen ja," antwortete der Bildhauer ärgerlich. „Sie giebt sich nur den Anstrich des Leichtsinnigen, sie versucht es im Schweiß ihres Angesichtes. Sie fühlt sich nämlich dabei so deplacirt und innerlich unglücklich, daß ihr die hellen Tropfen auf die schöne Stirn treten. Aber leider thut sies doch. Nun, Sie werdens ja heute nach Tisch, wenn das Rauchen losgeht, mit ansehen."

„Alle Wetter!" rief Bredow nachdenklich, „sonderbar! Wie lebt sie eigentlich? Auch so dégagée im Schweiß ihres Angesichtes?"

„Hüten Sie Ihre Zunge, — ich sage Ihnen ja: die reine Pensionärinnenexistenz. Sie ernährt eine alte fromme Mutter, die all ihr Geld zu den Armen, in die Dachstuben und in die Keller, trägt und dadurch hofft, für die gottlosen Romane ihrer Tochter Buße zu thun und dem Kinde doch noch ein Ritzchen in der Himmelsthür offen zu halten. Kein Wunder, daß Sabinen die Solidität sozusagen vergrault ist, — bei der Mutter. Eine gute Frau, aber unglaublich langweilig. Nun zu Tisch, Bredow."

„Ich führe?"

„Sabine Septimus."

„Das ist aber mal nett von Ihnen, alter Michelangelo, nein, wirklich famos."

Herr von Bredow hatte sich vergebens gefreut.

Die Unterhaltung mit der Schriftstellerin war — wie er nachher, wenn er davon erzählte, sich ausdrückte — eine Holzhackerarbeit; der Faden des Gespräches riß alle Augenblicke, man kam nicht über die alltäglichsten Dinge hinaus.

Unwillkürlich dachte der Maler an Das, was seine Tischnachbarin bei der gestrigen Gesellschaft gesagt hatte, als er während öden Geschwätzes verstummt war. „Sie sind so still, Herr von Bredow, Sie müssen sich zerstreuen. Greifen Sie nur hinein ins volle Menschenleben, gehen Sie in die Leipzigerstraße, gehen Sie zu Wertheim." Ja, war im Grunde die berühmte Septimus amusanter als die gestrige kleine Person? Hätte Sabine ihn nicht zuweilen mit ihren strahlenden blauen Augen angeschaut, dann würde er es einfach nicht ausgehalten haben. Und wenn ihr wundervoller Mund lächelte, meinte er immer wieder — Optimist, der er war —: nun müsse es kommen, das Große, das Interessante. Aber er hörte einzig und allein die Alltagsplauderei eines jungen Mädchens.

Als der Champagner in den flachen Schalen schäumte und Sabine ein paar Gläser getrunken hatte, wurden ihre Augen noch strahlender, ihre Lippen purpurner, doch was sie sagte, klang wohl lauter, war aber nicht anders als

zuvor. Sie sprach von ihrem kleinen Hunde Fipps; sie wurde sogar ein Bischen sentimental, in jener langweiligen Rührsäligkeit, die von genialer Teufelei hundert Meilen entfernt ist.

Beim Verlassen der Tafel wollte sich der Maler mit einer kurzen Verbeugung von seiner Nachbarin verabschieden, allein da fielen ihm die Worte des Gastgebers ein: „Sie werden es ja nach Tisch, wenn das Rauchen losgeht, mit ansehen.“ Vielleicht kam das Interessante dann. Das war der Schimmer einer Möglichkeit. „Dürfte ich den Vorzug haben, gnädiges Fräulein in das Rauchzimmer zu führen, denn gnädiges Fräulein rauchen doch sicher, nicht wahr?“

„Ja. Sehen Sie mir Das an? Ach natürlich: ich bin ja so leichtsinnig! Das sieht man mir gleich an.“

Er wehrte ab: „Weil gnädiges Fräulein Schriftstellerin sind, dachte ich nur so.“

Herr von Bredow geleitete seine schöne Gefährtin in das mit orientalischer Pracht eingerichtete Rauchzimmer. Sabine wurde mit Händeklatschen begrüßt. Nur zwei Damen hatten sich, außer ihr, unter die Bier trinkenden, von blauen Wolken umhüllten Herren gewagt: die dicke, verblühte Gattin eines Schriftstellers, die noch immer die Unwiderstehliche spielte, und eine bekannte Sportsfrau, eine kleine, hagere Person mit einer Jockeygestalt und einem sonnengebräunten Rennbahngesicht. Sie rief Sabinen grüßend zu: „Das ist recht, Septimus, ein Tabakskollegium ohne Sie wäre ja gar keins.“

Herr von Bredow rollte für das junge Mädchen einen weichen Sessel an ein achteckiges, mit Perlmutter eingelegtes Tischchen und reichte ihm eine Bronzeschaale mit Cigarillos. Sabine nahm eins der zierlichen Röllchen, zündete es mit nervös fahriger Bewegung zitternd an und steckte es ungeschickt in ihren schön geschwungenen Mund.

„Ja, unser Michelangelo hat Recht, es sieht bei ihr abscheulich aus,“ dachte Bredow. „Es paßt nicht zu ihrem Genre; es ist, als klemmte sich die Milo einen Glimmstengel zwischen die Zähne. Die Septimus ist nur entzückend, so lange sie sich still verhält, so lange man denkt, es werde noch Etwas kommen.“

Nun plauderte Sabine. Jede Gouvernante hätte zuhören können, so wohlerzogen war Alles, was sie sagte. Und dann folgte wieder eine sentimentale Anwandlung: nochmals sprach sie von ihrem lieben süßen Fippschen.

Unglaublich!

Und jetzt — pfui! — traten auch schon die Schweißtropfen auf die edle niedrige Stirn bis in die blauschwarzen Haarmassen hinein.

Der Maler sah seine Nachbarin so nachdenklich, fast entsetzt an, daß es ihr auffiel.

„Sie finden es wohl unpassend, wenn Frauen rauchen?“ fragte sie. „Aber bei mir dürfen Sie sich nicht darüber wundern: ich bin ja so leichtsinnig. Finden Sie nicht, daß ich leichtsinnig bin?“

„O, wenn gnädiges Fräulein befehlen ... natürlich, man sieht es Ihnen ja an, so der ganze geniale Habitus.“

Sabine lächelte befriedigt.

Nun, heute wenigstens war es ihr gelungen.

G. von Beaulieu.

Das Atom.

Eine Pfingstandacht.

Nun lohnt es sich doch wieder mal, zu seinem Frühkaffee die Zeitungen zu lesen! Da, so irgendwo bei Kuba und den Philippinen herum, schießen sie also mit kruppschen Kanonen Dampfschiffe kaputt; und dann haben wir ferner die Chinafrage, wir haben die Dreyfus-Affaire und dann geht so angenehm gruselig wie ein heimliches Gespenst jener große zu erwartende „Umschwung in der allgemeinen Weltlage" durch die Zeitungen und an den Biertischen hin, von dem Lord Salisbury kürzlich in Albert-Hall vor den Tories so interessant gesprochen hat. Ich habe das Extrablatt in dem Schaufenster meines Cigarrenhändlers erst neulich mit hoher Andacht gelesen. Kurzum: was will man mehr? Es ist unbestreitbar: wir stehen wieder einmal „am Vorabend großer Ereignisse!" . . .

Obgleich mich das Alles nun freilich nicht hindert, mir meiner Gewohnheit gemäß meine Morgenpfeife zu stopfen und anzuzünden, muß ich dennoch sagen, daß ich nicht umhin kann, unter dem entschiedenen Einfluß einer Suggestion zu stehen und bedeutend in Stimmung zu sein. . .

Freilich, so in meiner Weise. Das heißt, ich gucke über den Schreibtisch hin, zwischen den Gardinen hindurch, zum offenen Fenster hinaus und blase die nachdenklichsten Kringel in die blaue Morgenluft und in die schönen Fliederblüthen hinein und lausche mit Andacht, wie es irgendwo in meinem verehrlichen Hirnkasten die russische Nationalhyme singt. Eigenthümlicher Weise ist Das nämlich jetzt bei mir immer so eine Art von unwillkürlichem „Ceterum censeo", das sich unfehlbar nach meiner politischen Morgenlecture einstellt und vermuthlich so Etwas wie ein politisches Resumé, eine politische Meinung in Bausch und Bogen sein soll; jedenfalls beruhige ich mich stets dabei und stelle detaillirtere Betrachtungen über die politische Konstellation nicht an. . . Regelmäßig fällt mir dann noch ein Bonmot ein — ich glaube, es stammt von Heinrich Heine —, das die Russen als die „Totengräber der westlichen Kultur" bezeichnet, und an diese Reminiszenz pflegt sich dann eine Art ästhetisch-volkspsychologischer Analyse jener Marseillaise des Slaventhumes mit ihren melancholischen Molltönen zu knüpfen. Neuerdings muß ich auch noch immer an einige Verse von Rainer Maria Rilke denken, die ich kürzlich las und die mir gefallen haben. Ich glaube, sie hießen:

„Immer leiser werden
Und immer weiter gehn
Und des Gartens Geberden
Und seine Stille verstehn."

Man finde sich mit diesen Ideenassoziationen nach Belieben ab. . .

Aber in diesen Tagen haben wir ja nun Pfingsten! —

Wie prächtig grün Alles ist und wie Alles in der schönen Morgensonne blüht und duftet und singt! Rainer Maria Rilke hat Recht: wir wollen uns von dem Pathos bereits vorhandener oder noch zu erwartender bedeutender „Weltereignisse" abwenden und in den Garten gehen! Ich habe da nämlich hinten an

der Mauer so eine prächtige Dijon-Rose, die ich jeden Morgen inspizire. Es ist möglich, daß sie in dem warmen, sanften Sprühregen, den wir in der Nacht hatten, aufgeblüht ist.

Wie ich mit meiner Pfeife durch den Garten spazire, spüre ich so recht, daß es doch eigentlich nur hier noch ein rechtes Pfingsten giebt, in dieser kleinstädtisch-heimathlichen Weltabgeschiedenheit, daß es eigentlich auch nur hier noch so ein rechtes Weihnachten und Ostern giebt! Und um wieder mal ein rechtschaffenes Pfingstfest zu erleben, bin ich denn für diese Tage auch hierhergereist...

Man muß an den Giebelfensterchen dieser kleinen, gemüthlichen Stube stehen und so gerade mitten in diese blauen Flieder-blüthenwogen hineinsehen, in diesen sonnig klaren Himmel, auf diese Kleinstadtstille hinab, die nur von dem Zwitschern der Schwalben, von dem friedlichen Gegacker der Hühner und dem Gesang der Staare und Drosseln belebt ist! Und durch die offene Thür muß von der Hausflur die Treppe herauf der Duft des frischgebackenen Kuchens kommen!...

Und der kleine Garten hinterm Hause!... Man schreitet über den Hof mitten zwischen dem Geflügel hindurch, man öffnet die alte, grau verwitterte Gatterthür und schreitet die drei übermoosten Stufen hinab. Alles ist eng, traulich, klein: so gar kein festliches Pathos: aber der Frühling tritt nah, so recht nah und heimisch an Einen heran und flüstert mit stillen Zungen im Unscheinbaren alle seine nahen und fernen Geheimnisse!

O, und alle diese gleißenden, fröhlichen Sonnenlichter über Busch, Blume und Weg, die sich von dem lichtblauen Himmel auf die endlosen Blüthenwogen der Gärten senken: man spürt in ihnen die Flammen des Geistes, die einst auf den Häuptern der Apostel erglänzten und ihnen die Zugen lösten, daß sie „die großen Thaten Gottes kündeten" und die neue Lehre von der Bruderschaft aller Menschen!...

Ja, und dann nun so auf dem Gartenstuhl vor dieser Rose sitzen und sie betrachten: das Alles ist Pfingsten!...

Die „Weltlage" und die „großen Ereignisse" draußen in den fremden Erdtheilen und Meeren, die so weit und prätentiös ihre Wellen schlagen! Mir fällt eine Stelle des guten alten Adalbert Stifter ein, aus der Vorrede zu seinen „Bunten Steinen". Ich lese nämlich hier, in dieser Umgebung und in diesen Tagen, wieder einmal ein Bischen im Stifter herum. Sie mag mir zweifelhaftem „Zoon politikon" meine Rosenandacht rechtfertigen. Es ist eine geradezu herrliche Stelle! Man höre nur: „Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen des Getreides, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß; das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, der Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, das Länder verschüttet, halte ich nicht für größer als die genannten Erscheinungen, ja, ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind. Sie kommen an einzelnen Stellen vor und sind die Ergebnisse einseitiger Ursachen. Die Kraft, welche die Milch im Töpfchen der armen Frau emporschwellen und übergehen macht, ist es auch, die die Lava in dem feuerspeienden Berge empor treibt und auf den Flächen der Berge hinabgleiten läßt. Nur augenfälliger sind diese Erscheinungen und reißen den Blick des Unkundigen und Unaufmerksamen mehr

an sich, während der Geisteszug des Forschers vorzüglich auf das Große und Allgemeine geht und nur in ihm allein Großartigkeit zu erkennen vermag, weil es allein das Welterhaltende ist. Die Einzelheiten gehen vorüber und ihre Wirkungen sind nach Kurzem kaum noch erkennbar."

Ich weiß nicht, wie viel hiervon dem politischen Eifer der lieben Zeitgenossen beherzigenswerth sein dürfte! . . .

Die Rose! Die Dijon-Rose! . . .

Aus dem feuchtbraunen Humus der Rabatte hebt sich, mit Bast an den grünen Stab gebunden, das schlanke Stämmchen mit seiner rauhen Rinde und seinen Dornen, von denen ich freilich wieder mal die weißen Schmelzbeeren entfernen muß, die die verehrliche Jörenschaft des Hauses gestern Nachmittag in einem genialen Ornamentirungbedürfniß angespießt hat. Oben spreizt sich die Kugel der jungen hellgrünen Triebe mit ihrem zierlich gesägten Blattwerk; und zwischen ihm prangt die Fülle der Knospen und frisch entfalteten Blüthen. An dem Stämmchen hängt an einem Bindfaden das Holzbrettchen mit der belehrenden Aufschrift: „Gloire de Dijon", das der Händler, von dem wir die Blumen erstanden, daran befestigt hat. Was kann man sich Schöneres denken als die reine Pracht dieser Blüthen mit ihrem warmen, röthlichen Gelb und mit diesem dunkleren Roth aus den Tiefen des Kelches gegen die Anmuth der gekräuselten Blattränder herauf! . . . Man kann nur immer dasitzen, in der warmen Sonne, den leisen Lufthauch spüren, der das junge Blattwerk der Büsche regt, und diese schlanke, anmuthig ruhende, wie in reinem Aether schwebende duftende Pracht betrachten! . . . Und nun klimmt etwa ein Goldkäferchen an dem lichtgrünen Blüthenstengel herauf, macht wohlig Halt auf der durchwärmten Farbengluth eines Blüthenblattes, glüht und sprüht mit glänzenden Lichtern eine Weile wie ein lebendiger Edelstein, um sich dann in die duftige Rauschseligkeit des tiefsten Kelches hinein zu verlieren. . .

Ach nein: es ist doch wirklich ein Segen, daß man für einige Tage diesen Großstadtlärm los ist und den anspruchsvollen Prunk seines Festgetriebes! Denn es bleibt so: man soll die Feste feiern, wie sie fallen; aber die stillsten sind die besten!

Die spanisch-amerikanische Frage, die chinesische, die orientalische und der drohende europäische Konflikt: das Alles sind sicher Dinge von nicht geringer Bedeutung. Aber in der sonnigen Stille dieses Vorfestmorgen beuge ich mich nieder zu dem Kies des Gartenweges, nehme ein winziges Sandkörnlein in die Hand, betrachte es und bedenke, was es wohl mit dem Atom für eine Bewandtniß haben möchte? Mit dem Atom . . .

Dieses Körnlein, so ungemein winzig es ist, läßt sich unleugbar bis ins Unendliche hinein theilen. Wie komme ich nun zu dem Atom?

Ich werfe das Körnlein wieder auf den Weg und blicke, erschauernd vor dem größten aller Probleme, rath- und hilflos meine Rose an. Und warum sollte ich in ihr nicht in diesem Augenblick Alles haben, was mir die Ruhe einer völligen Zufriedenheit und Andacht giebt, und meinetwegen auch das Atom, um das sich der verwegenste Eifer der Wissenschaft und Philosophie bemüht? . .

Ich hatte diesen Gedanken, als ich meine Aufmerksamkeit wieder der Rose zuwandte, so aufs Gerathewohl, d. h. er bedeutete nur erst eine Resignation,

die mir, angesichts des Wohlbehagens, das mir die Schönheit meiner Rose verursachte, leicht wurde. Aber unbewußt war er bereits eine faktische Lösung des Problemes. Denn obwohl dieses Gefüge von Zellen und Molekülen auch seinerseits bis in alle Unendlichkeiten hinein theilbar ist, so gewahre ich dennoch mit einem Male ein durchaus Untheilbares, — und Das ist dieses leuchtende, bunte, sonnige Wunder der Form. Denn Alles, was sich an Luftmolekülen, an Bodenkrume gegen die Formation dieses Stämmchens und seiner Wurzeln, gegen die Wandungen dieser Zweige, Blätter und Blüthen drängt, ist eine endlos theilbare Einheit; und Alles, aus dem die Formation dieses Strauches besteht, ist eine ins Unendliche theilbare Einheit, Alles unendlich theilbar; untheilbar aber, wenn auch wandelbar, ist das Gesetz und die Kraft, die sich mir als die Form dieses Sträuchleins darstellt; untheilbar wie Wort und Gedanke: Atomos! Und es ist ein Unding, das Atom nur als ein Gedankliches, nicht in der sogenannten „Wirklichkeit" Vorhandenes hinzustellen: da leuchtet, blüht und duftet es vor mir, offenbart sich in lieblichster Sinnfälligkeit als die Form dieser Rose. . . Was wäre an dieser Form theilbar? Wie eine mystische, viertdimensionale Grenze ist ihr holdes Dasein zwischen der großen Unendlichkeit, die von außen aus urfernsten Aetherweiten gegen sie heranvibrirt, und der anderen, die das Gefüge ihrer Zellen und Zellenmoleküle nach „innen" bedeutet! Wenn ich mir irgend Etwas unter dieser „vierten Dimension" vorstellen soll, und etwa unter Platons „Ort der Ideen", so muß ich die Form so nennen und etwa die Form meiner Dijon-Rose hier, die ja nichts ist als eine der zahllosen Wandlungen aller Form und der einen; vielleicht eine Wandlung des sich in ewiger Umbildung befindlichen Ureileins, das am Primitivsten die eine einheitliche Unendlichkeit neckisch in zwei scheidet: in eine äußere und eine innere; ihr ein Innen und ein Außen giebt. . . Nun ist also meine Rose eine Modifikation des Atoms, das zu finden und darzustellen ein blinder Eifer sich mit endlosen Analysen vergeblich gemüht. . .

Da blüht es und lächelt vor mir und ist eine sichtbare Offenbarung geworden.

Aber so ist es: die Wissenschaft kann ein Vandalismus sein, der, um es zu finden, Das verwüstet, was sie finden will! . . .

In der Abendzeit bin ich noch einmal zu meiner Rose in den Garten hinuntergegangen, um sie zu betrachten.

Alle Welt hat Feierabend gemacht. Die Dämmerung ist eingebrochen. Kein Wagen mehr in den Gassen. Die Hühner sind schlafen gegangen. Die Kinder haben ihre Spiele beendet und liegen in ihren Betten. Ueberall herrscht die tiefste Feierabendstille. Ihre Seele ist das Lied der Nachtigall aus den dichtesten Fliederbüschen heraus. Die wenigen Sterne, die sich gegen den hellen Mond behaupten können, blinzeln aus dem Silberdunst der Atmosphäre, der sich mit seinen Reflexen auf die Dachfirste legt, über die lichten Blüthenwolken der Gärten, über Beete und Wege breitet.

In der milden Kühle der hereinbrechenden Nacht stehe ich vor meiner Rose, deren Blüthen in diesem seltsamen Glast regunglos auf ihren schlanken Stengeln geistern. Wie eigen es sich macht, wenn dennoch einmal, von einem plötzlichen Lufthauch gerührt, ein paar Blättchen zittern oder einer der köstlichen Blüthenkelche leise zu taumeln beginnt! Aber vor Allem ist es schön, wie das bei Tageslicht so Enge und Kleine dieser Umgebung sich in dieser Dämmerung so seltsam

zu weiten und gleichsam bedeutungvoller zu werden beginnt! Denn das enge Beieinander dieser kleinen Häuser, dieser Bäume, Büsche, Blumen mit der wirren Sinnfälligkeit ihrer Farben und Gestaltungen rinnt nun zusammen und scheidet sich gleichsam nur noch in zwei Gegensätze: Alles ist um mich geeint in eine einzige dunkle Einheit, wie die hereinbrechende Nacht Konturen und alles Bestimmte löst, die sich zu der erhabenen Freiheit der weit sich wölbenden Himmelshöhen in Gegensatz setzt...

Und wie ich nun die Rose betrachte, muß ich unwillkürlich die Gedankengänge vom Vormittag wieder aufnehmen: von der Form und dem Atom, vom Untheilbaren... Es würde unsagbar sein, worin eigentlich die Wandlung besteht, und dennoch scheint die Rose, in der Unbestimmtheit dieses Mondglastes und betrachtet unter dem Gesichtswinkel dieser Idee vom Atom, verändert und etwas Anderes, Unsagbares zu sein, das nur von einem heimlichen Fühlen gewerthet werden kann, etwas Anderes als Das, was ich mit Rose bezeichne in Anbetracht gewisser, mir für gewöhnlich wichtiger Eigenschaften dieser Pflanzenzellengestaltung. Das Geheimniß der Form, an das keine weitere Verstandesanalyse heranreicht, gegen das nur noch das Fühlen mit Lust- und Unlustempfindungen reagirt!...

Von dieser besonderen Anschauung der Rose aus, deren Charakter also mit Worten genau zu kennzeichnen unmöglich sein würde, beginnt sich nun aber die Umgebung in all ihren Nähen und Fernen zu wandeln, wie sich etwa eine Gebirgslandschaft wandelt, die wir von einem Aussichtthurm aus durch gefärbtes Glas betrachten; und Alles, was uns aus praktischen, welchen alltäglichen Gründen auch immer, vertraut, gewohnt, bekannt erscheint, wird ein Wunderbares und ein Problem, das sich nur schauen und begreifen läßt durch die Wonne und das Grauen eines heimlichsten Empfindens ... Wenn man Märchenworte gebrauchen will, hier immer die zulänglichsten, so wird die idyllische „paysage intime" dieser kleinstädtischen Gärten zum Feenland Avalun, zu dem märchenhaften Bimini, der wundersamen Sehnsucht der Meerfahrer, und wenn diese Zauberländer irgendwie zu materialisiren sind, so sind sie in diesen Augenblicken, als eine Einheit von innen und außen, eine sichtbare Wirklichkeit...

Im Grunde wird Einem, wie durch eine mystische Projektion, die Gewalt und Kraft eigensten Fühlens sinnfällig. Alles, alles Dies Spiel des Einen und des Atoms, die ewigen und unermeßlichen Modifikationen der weiter nicht theilbaren Form, Selbstmodifikationen des Einen!...

Man könnte sich hinsetzen und sich in diesem wundersamen Nachtfrieden so langsam vergehen fühlen, wenn nicht plötzlich, wie mit elektrisch belebender Macht, diese fernen, zitternden Glockenschläge der Kirchuhr herübertönten, die Einem Mitternacht anzeigen, Einem plötzlich die Nachtkühle mit einem Frösteln zur Empfindung brächten, dessen Unbehagen den holden Bann löst und Einen ins Haus zurücktreibt, damit man sich zu Ruhe begebe...

Nun, und morgen ist dann so Das vorhanden, was man offiziell „hohen Festtag" nennt; man wird aufstehen, sich in Festgewandung hüllen und mit guten Menschen guter Dinge sein....

Magdeburg. Johannes Schlaf.

Nietzsches Vorfahren.

Die Biographie, die Frau Förster-Nietzsche uns von ihrem großen Bruder geschenkt hat und deren Vollendung wir noch vor Ablauf des Jahrhunderts erwarten dürfen, ist eine köstliche Frucht der hingebenden, verstehenden Liebe, die aller Psychologie Anfang und Ende ist. Und wie die schöne und anmuthig dargebotene Gabe das Gemüth Derer erquickt, die in Verehrung das schlicht-erhabene Leben des Denkers betrachten, so wichtig ist sie für den Forscher als nahezu vollständige Zusammenfassung des gesammten Quellenmaterials. Nicht völlig gilt Dies von der Einleitung, die der eigentlichen Biographie vorangestellt ist. Wenn es im Vorwort zum zweiten Bande heißt, daß der erste Band die gesunde Grundlage schildern solle, auf der sich Nietzsches Leben aufbaute, so gilt Das ganz besonders von jener kurzen genealogischen Uebersicht „Unsere Vorfahren". Die Verfasserin stellt bescheiden das persönliche Interesse, das sie selbst sicherlich an ihrer Familiengeschichte nimmt, zurück und begnügt sich, zu zeigen, daß ihres Bruders und ihre Vorfahren durchaus gesunde Naturen waren, „rechtwinklig an Leib und Seele": Naturen, wie sie nach Zarathustras Lehre allein das Recht haben, sich Kinder zu wünschen, denn sie pflanzen sich nicht nur fort, sondern hinauf und bauen lebendige Denkmale ihrem Siege und ihrer Befreiung. Frau Förster-Nietzsche schildert uns also in knappem Rahmen die tüchtige Art ihrer Voreltern; mit Recht hebt sie überall deren Rüstigkeit und lange Lebensdauer hervor und widerlegt so das Gerede von erblicher Belastung ihres Bruders; sie verzichtet aber auf Details, wie die Namen der älteren Vorfahren und die Seitenlinien. Doch ist das Interesse für Nietzsche heute so allgemein, daß auch solche nebensächlichen Notizen Manchem erwünscht sein werden: es sei also gestattet, nachfolgenden Auszug aus dem Kirchenbuch zu Bibra mitzutheilen.

Nach Angabe des dortigen Pfarrers Dr. Schulze d. d. Bibra, 12. Februar 1898, ergänzt s. d. Bibra, 16. Februar 1898, findet man in dem Kirchenbuch der Gemeinde die folgenden beiden älteren nietzschischen Geschwisterreihen:

A. Christoph Nietzsche, zuerst 30. Oktober 1709 als Accis-Inspektor zu Bibra genannt, starb daselbst am 5. Januar 1739 und wurde am 8. beerdigt. Von seiner Gattin Margaretha Elisabeth — der Familienname ist leider im Kirchenbuche nirgends angegeben — wurden ihm in Bibra folgende zehn Kinder geboren:

1. Christiane Friederike, geb. 28. Januar 1710, heirathete 1740 Michael Heinrich Fressel, den Rektor der Thomasschule in Erfurt, und starb als Wittwe zu Bibra am 17. April 1782.
2. Gotthelf Engelbert, geb. 26. Februar 1714: s. sub B.
3. Dorothea Maria Katharina, geb. 22. Februar 1719.
4. Sabina Juliana, geb. 5. Januar 1721.
5. Johann Christoph, geb. 24. November 1724.
6. Christoph Friedrich, geb. 7. April 1726.
7. Johann August, geb. 23. Oktober 1728.

8. Charlotte Wilhelmine, geb. 8. Juni 1730, früh gestorben.

9. Sabina Luise, geb. 1. August 1732, früh gestorben.

10. Johann Friedrich, geb. 24. Mai 1734.

B. Gotthelf Engelbert Nietzsche, am 26. Februar 1714 zu Bibra geboren, wurde 1739 als Nachfolger seines Vaters Accis-Inspektor und heirathete zu Bibra am 19. Juli 1740 Johanne Amalie Herold, Tochter des verstorbenen Pastors Herold zu Reinsdorf. Sie starb am 17. September 1770 im Alter von 53 Jahren; der Wittwer heirathete später noch einmal und starb als Accis-Inspektor am 21. September 1804, „90 Jahre 7 Monate alt".

Aus erster Ehe wurden ihm folgende acht Kinder zu Bibra geboren:

1. Johanne Christiane Karoline, geb. 22. Juni 1741.

2. August Konstantin, geb. 14. Oktober 1743, früh gestorben.

3. Luise Juliane Auguste, geb. 27. März 1746.

4. Christoph Gotthelf Lebrecht, geb. 6. Januar 1748, wurde General-Accisinspektor und Rechtspraktikant; er heirathete 1774 Sophie Charlotte Richter, die am 18. November 1787 starb, vier Tage nach der Geburt ihres neunten Kindes. Der Wittwer wohnte 1808 zu Eckartsberga. Von seinen fünf Söhnen waren Karl August Ferdinand Magister und dritter Lehrer an der Klosterschule zu Roßleben (er heirathete 1805 Amalie Auguste Hillmann, einzige Tochter des † Kurfürstlichen Bücherauktionators Johann Gottlieb Hillmann zu Dresden) und Karl Ernst Ludwig Advokat (stirbt unvermählt am 16. Oktober 1807 an der Schwindsucht, 27 Jahre 10 Monate alt). Von den vier Töchtern heirathete Charlotte Juliane Luise 1806 Johann Adolf Löw (ersten Sekretär bei der Kurfürstlichen Saline in Weißenfels) und Karoline Eleonore Sophie 1808 den Magister Specht (Pastor zu Tuntzenhausen).

5. Luise Ernestine Wilhelmine, geb. 6. Dezember 1750.

6. Karl Christian Sigismund, geb. 20. August 1753, besaß den Gasthof Zum Weißen Roß zu Bibra. Von seinen Nachkommen leben gegenwärtig daselbst der Oekonom Eduard Nietzsche mit Kindern, der Stadtgutsbesitzer Oskar Nietzsche mit Kindern und Fräulein Adeline Nietzsche.

7. Friedrich August Ludwig, geb. 29. Januar 1756, heirathete zu Bibra am 6. Juli 1784 als Magister und Pastor zu Wolmirstedt Johanne Friederike Richter, die jüngste Tochter des verstorbenen Gerichts-Aktuars Gottfried Salomon Richter zu Gosak. [Ueber seine weitere Laufbahn und seine zweite Gattin, die Großmutter des Philosophen, ist die Biographie zu vergleichen.]

8. Konstans Gotthold Engelbert, geb. 15. Januar 1759, früh gestorben.

Für die Zeit vor 1709 sind keine Angaben im Kirchenbuch zu finden; auch unter den Pathen der ersten Geschwisterreihe sind Mitglieder der Familie nicht genannt. Christoph Nietzsche wird also erst 1709 sein Amt in Bibra angetreten und vorher anderswo gelebt haben; für eine Abstammung der Familie aus Polen, wie sie nach des Philosophen Vorgang Peter Gast, Georg Brandes und unter Vorbehalt auch Frau Förster-Nietzsche annehmen, ergiebt jedoch das Kirchenbuch keine Anhaltspunkte.

Marburg i. H. Hans von Müller.

Geldsorgen.

Tägliches Geld ist jetzt billiger als der Privatdiskont; nicht nur in Berlin und Frankfurt, sondern auch in London. Diese Umkehrung des bisherigen Verhältnisses zeigt, daß sich unsere Kapitalisten wohl auf vierzehn Tage, aber nicht gern auf drei Monate binden möchten. Das hat mit politischen Befürchtungen nichts zu thun, obgleich Börse und Publikum sich seit ein paar Wochen recht eifrig mit hoher Politik beschäftigen. Chamberlains Rede wurde in der City nicht allzu tragisch genommen; die Stock-Exchange hat keine Lust zu längerer Verstimmung, sonst hätte sie nicht Salisburys Oberhausrede, die um den Alarmruf des Kollegen Chamberlain wie um einen heißen Brei herumging, als Vorwand zu höheren Kursen benutzt. Die schnell dementirte frankfurter Nachricht von einem angeblich zwischen Oesterreich und Rußland geschlossenen Bündniß hat der Börse nur Muth gemacht; schon früher hatte Franz Josephs Reise nach Rußland sie animirt und nun glaubte sie, der neue große Abschluß von russischen Eisenbahnobligationen mit dem von Mendelssohn geführten Konsortium beweise, daß eine Art von Dreikaiserbündniß nahe. 240 Millionen sind viel Geld, besonders für Bahnbauten, die theilweise zum Umgehen unserer eigenen Ostseehäfen bestimmt sind, und namentlich, wenn man, wie diesmal, das französische Kapital ferngehalten oder freiwillig fasten sieht. Dazu kommt, wie hier schon im vorigen Jahr erwähnt wurde, der eigenartige Friedensnimbus, mit dem die Bankiers von Paris bis Bukarest den Grafen Goluchowski zu umgeben belieben, — wenn auch einzelne Stimmen diesem geschmeidigen Polen nicht die freundlichsten Gefühle für Deutschland zutrauen. Nicht einmal dem Italiener-Markt hat die angebliche Spitze des geheimen Vertrages, die nach Albanien zielt, geschadet. Der Streit darüber, ob das von Steuern bedrückte Italien die Militärlasten des Dreibundes noch weiter tragen könne, ist ja so ziemlich erledigt und trotz Paraden, Toasten und Telegrammen glaubt man fast überall, Italien werde sich unerschwinglichen Rüstungen nach und nach zu entziehen suchen. Jedenfalls waren Italiener eine Weile das lebhafteste Papier; dabei beeilten sich die Franzosen gar nicht, mit großen Käufen gleichsam eine Bündnißangel auszuwerfen.

Auch die Aussicht auf eine lange Dauer des spanisch-amerikanischen Krieges stimmt unser Kapital nicht zur Zurückhaltung. Heute steht es fest, daß die Amerikaner im eigenen Lande so viele Hunderte von Millionen bekommen können, wie sie wollen, daß aber auch der englische Markt sich gern betheiligen würde, trotzdem die Goldverpflichtung im Texte der Bonds fehlt. Nur für den unwahrscheinlichen Fall, daß man in Washington zunächst Schatzbonds aufnehmen möchte, hätten die dortigen Bankiers sich vorzubereiten. Das dürfte kaum möglich sein, ohne große Summen aus Europa herauszuziehen. Einstweilen freut man sich drüben an einer Handelsbilanz, wie sie die Vereinigten Staaten noch nicht gesehen haben; ohne die kriegerische Unterbrechung wäre es dadurch wohl zu den tollsten Uebertreibungen gekommen. Erleben aber die Farmer auch diesmal eine Ernte von 500 Millionen Bushel Weizen und 2000 Millionen Bushel Mais, dann kommt sicher ein „boom“, von dem man nicht einmal sagen könnte, er sei unberechtigt. Der Weizen wird auf dem Halm bereits zu heutigen Preisen vielfach nach New-York und Chicago verkauft. Unter diesen Umständen werden natürlich auch die Eisenbahnwerthe sehr günstig beurtheilt und die Industrie wird mit Neuan-

schaffungen und Verbesserungen der Bahnbetriebe bald genug zu thun haben. Das hindert die dortigen Hochöfen, Lokomotivenfabriken, Schienenwerke u. s. w. aber nicht, uns in Japan, in Rußland und mit Maschinen bekanntlich sogar in Deutschland selbst eine fühlbare Konkurrenz zu machen.

Während sich also die Union mit einem Federstrich Riesensummen verschaffen kann, würde Das Spanien kaum unter sehr schlechten Bedingungen gelingen. Die hier wiederholte Behauptung, Spanien habe noch Hilfsquellen, wird jetzt freilich bestätigt: schon wird ganz ernsthaft über eine 250 Millionen-Anleihe verhandelt. Es handelt sich um die Verlängerung der Konzession für die spanischen Bahnen; die Anleihe kann, nach dem alten Exportinteresse, nur mit Frankreich abgeschlossen werden. Noch sind Schwierigkeiten vorhanden, aber vorsichtige Leute meinen, die Anleihe werde dennoch wahrscheinlich zu Stande kommen. Als ich fragte, ob es trotzdem bei der Papierzahlung der Prioritätencoupons bleiben könne, wurde mir gesagt, auch für diese Verwickelung werde sich vielleicht schließlich eine Lösung finden lassen. Ich glaube nicht, daß die Spanier bei solchen neuen Eisenbahnverträgen die Geprellten sein würden. Während es ein beruhigendes Moment für das Schicksal des Aeußeren Schuld ist, daß sieben Achtel davon im Lande selbst liegen, ist es ungünstig, daß die Eisenbahnwerthe, Aktien und Prioritäten, fast ganz im Auslande (Frankreich) untergebracht sind. Ein solcher Zustand birgt stets Gefahren. Uebrigens blicken die Bilbaoleute schon längst ärgerlich auf die französischen Exportbahnen, denen sie durch kleine Konkurrenzlinien nach und nach beizukommen hoffen. Auch noch andere Grundlagen für neue Anleihen werden jetzt in Madrid geprüft, z. B. das Queckſilbermonopol. Die Tabakpläne scheinen auf Schwierigkeiten gestoßen zu sein; vielleicht wird aber der Preis des Tabaks hinaufgesetzt.

Die Zurückhaltung unseres Kapitals vom Diskontmarkt hat rein innere Ursachen. Die außerordentlichen Ansprüche der deutschen Industrie könnten zu kritischen Geldverhältnissen führen. Es mag richtig sein, daß in wenigen Jahren ein Rückschlag bei unseren Fabriken eintreten kann, die dann mit ihren Erweiterungen nichts anzufangen wissen, und daß auch die russischen Bestellungen einmal aufhören werden, aber wir müssen mit dem Bedürfniß des Tages rechnen. Schon Fürst Bismarck hat es als einen deutschen Fehler bezeichnet, immer zu weit blicken zu wollen und darüber das Nächste zu vergessen. Jetzt — und gewiß nicht für kurze Zeit — tritt ein steigendes Geldbedürfniß an uns heran, so daß besonders die steuerfreie Notengrenze der Reichsbank mit 250 Millionen einen prähistorischen Charakter annehmen könnte. Die meisten erfahrenen und unbefangenen Männer dürften sich wohl für eine Kapitalsvermehrung unseres leitenden Noteninstitutes erklären. Sollte aber der Verdacht entstehen, daß es wieder nur die Reichen seien, die durch neue Aktien noch reicher würden, so ließen sich da mehrere Riegel vorschieben. Man könnte eine Ausnahme schaffen und statt der Dreitausend-Mark-Antheile Zwanzig-Mark-Aktien ausgeben, bei deren Abnahme hauptsächlich der kleinere Mann zu berücksichtigen wäre. Ferner könnten die geringeren Aktien auf Namen eingetragen werden u. s. w., — wenn es gelänge, mit solchen populären Maßregeln die Gegner zu versöhnen.

In der Industrie geht es so lebhaft zu, daß die Banken kaum den ganzen Dauerlauf mitmachen können. Ein Kabelwerk mit sechs Millionen, der Schmidtmotor mit vier Millionen: keine verhältnißmäßig noch so kleine Gründung, bei der sich nicht erste Banken ostentativ betheiligen. Die Häufung von Großbanken,

die man früher bei kleinen Prospekten gerade vermied, scheint heute eine besondere Ehre. Fast sieht es aus, als ob unsere Hochfinanz damit der Regirung ein Schauspiel bieten wolle. Die Gründung des Schmidtmotors, über den hier im vorigen Sommer mehrmals gesprochen wurde, war schon lange vorauszusehen.

In schweizer Bahnen war die Bewegung lebhafter als das eigentliche Geschäft. Man hatte plötzlich von den Dividendenaussichten dieser Bahnen eine schwächliche Meinung bekommen, die sich beim Erscheinen des Aprilausweises der Gotthardbahn schnell wieder besserte. Unter den Verfrachtungen spielte Ruhrkohle eine große Rolle; die Tarife waren zwar niedrig, wurden aber durch die riesigen Mengen wieder ausgeglichen. Für Centralbahn sind bei einem bestimmten Kurs immer gute Käufer zu haben; sie soll heute von allen eidgenössischen Bahnen insofern die solideste und am Besten verwaltete sein, als bei ihr die Geschäfte und nicht die Personen Etwas bedeuten. Bei der Nordostbahn ist Das bekanntlich anders, — sehr zum Leidwesen der deutschen Großinteressenten, die sich über gewisse schweizerische Eigenthümlichkeiten nicht früh genug Aufklärung verschafft hatten. Pluto.

Briefkasten.

S. Ch. W. in London: Gladstone wird ja erst, wenn dieses Heft in den Händen der Leser ist, in Westminster beigesetzt. Da über den in den höchsten Tönen gefeierten Minderer des britischen Reiches manches hart klingende Wort zu sagen sein wird, wollen wir das Urtheil vertagen, bis der welke Greisenleib Ruhe gefunden hat. Nur zwei Ihrer Fragen will ich kurz beantworten. Warum der die Mittelgröße kaum überragende englische Thiers jetzt bis zur Götterhöhe emporgereckt wird? Weil er ein Liberaler war und der politisch tote Liberalismus noch immer über alle Werkzeuge der Weltreklame verfügt. Und wer Gladstones Nachfolger sein wird? In der Popularität hat ihn Chamberlain schon abgelöst, der, als ein vom altliberalen Dogma befreiter, von rücksichtlosem nationalen Ehrgeiz erfüllter Politiker in Englands Geschichte wahrscheinlich noch eine wichtige Rolle spielen wird. Uebrigens wird der zu erwartende Diadochenkrieg zwischen Rosebery und Harcourt kaum in den rüden Formen ausgefochten werden, die solche Kämpfe bei uns anzunehmen pflegen, denn Harcourt ist schlau und Rosebery ein etwas schwächlicher Mann von guten Manieren, der sich eines Tages wohl mit Chamberlain verständigen und mit ihm die neue Partei der modernen, entcobdenisirten Whigs zu begründen versuchen wird.

G. in Baden-Baden: Auch mir scheint, daß der Vorstand der berliner Aerztekammer übel berathen war, als er sich verleiten ließ, über den argen Ketzer Ernst Schweninger, der den „ärztlichen Stand" gekränkt haben sollte, Gerichtstag zu halten. Schweninger kämpft mit der ganzen Thatkraft seiner Riesennatur für die Ehre, das Ansehen und die Sauberkeit des Standes, dem er angehört und dessen Pflichten er liebt; er kämpft freilich nicht in Reihe und Glied und es ist nicht wunderbar, wenn einem Manne von seiner Impetuosität und Leidenschaftlichkeit während einer populären Plauderei, zu der er sich von Wohlthätigkeitvereinen drängen läßt, in der Hitze einmal ein heftiges Wort zürnender Verliebtheit über die Lippe springt. Der unermüdliche Helfer und Freund seiner Kranken, den der Geheimrath Eulenburg „den

geborenen Arzt" genannt hat, braucht, als ein fast bis zur Erschöpfung seiner Kraft von Patienten heimgesuchter Arzt, wirklich nicht nach Reklame zu lechzen und hat, da er selbst eine große Anzahl ernster wissenschaftlicher Arbeiten geliefert hat, nicht den geringsten Grund, die „medizinische Wissenschaft" zu befehden. Die Leser der „Zukunft" wissen, daß er den Arzt aus der dumpfen Luft der Laboratorien und Apotheken befreien, ihn zum ärztlichen Künstler erziehen und die Fähigkeit zu sorgsam individualisirender Behandlung leidender Menschen in ihm entwickeln will. Diese Absicht sollten die Aerzte, die selbst so laut über den Niedergang ihres Standes jammern, ihm danken und in seiner Lebensarbeit ein starkes Bollwerk gegen das drohende Eindringen der Kurpfuscherei sehen. Die Aerztekammer hat sich klüglich eine Blamage erspart, da sie den Uebergang zur Tagesordnung beschloß. Sehr warm und würdig trat für Schweninger, mit dem er nicht in allen Punkten übereinzustimmen erklärte, der von Fachleuten sehr hoch geschätzte Pharmakologe Professor Liebreich ein, der die ganze Verhandlung einen Triumph Schweningers nannte und mit leiser, aber verständlicher Ironie darauf hinwies, daß selbst berühmte Mitglieder der berliner Fakultät — im Saal wurde der Name Leyden geflüstert — ihre Patienten schon nach Schweningers Anregungen behandeln. Hoffentlich ist für Schweninger die Aera der Mißverständnisse und Entstellungen nun abgeschlossen und seine Kollegen sehen ein, daß sie in ihm nicht einen Feind, sondern einen rastlos thätigen, für das Ansehen seines Standes eifriger und wirksamer als irgend ein Anderer kämpfenden Freund zu erblicken haben.

Anton Wohlfahrt: Ob das Fest schon stattgefunden hat, das zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens vom Werthpapierkontor der Reichshauptbank veranstaltet werden sollte, weiß ich nicht; aus der Vorgeschichte dieses Festes kann ich Ihnen aber Einiges erzählen. Vor etwa einem halben Jahr wurde den Beamten ein von dem Direktor des Kontors, dem Geheimen Bankrath Strahl, unterzeichneter Erlaß vorgelegt, in dem zu lesen war, am einundzwanzigsten Mai solle das Jubiläum des Werthpapierkontors durch ein glänzendes Fest gefeiert werden, zu dem der Bankpräsident Koch, das Reichsbankdirektorium, alle Beamten der Reichshauptbank und alle je früher im Werthpapierkontor beschäftigten Beamten der auswärtigen Reichsbankstellen als Gäste zu laden seien. Die — sehr hohen — Kosten des Festes hätten die Kontorbeamten zu tragen. Wer sich an dem Fest betheiligen wolle, Der möge seinen Namen in die beigefügte Liste einzeichnen. Auf dieser Liste standen die Namen der Beamten der Reihe nach und hinter den Namen dehnten sich drei Kolumnen mit den Ueberschriften: „Nimmt Theil. Nimmt nicht Theil. Bemerkungen." Sogar die spärlich besoldeten Unterbeamten hatten das zweifelhafte Vergnügen, ihre Namen auf der Liste zu finden. Daß unter diesen Umständen in die mit der Ueberschrift „Nimmt nicht Theil" versehene Kolumne dennoch ein paar Namen eingezeichnet wurden, ehrt die muthigen Männer, die wagten, als räudige Schafe in der reinen Herde zu wandeln. Wer aber will die Gefühle Derer schildern, die der von ihrem Vorgesetzten in so eigenartiger Form abgefaßten Aufforderung folgen zu müssen glaubten? Fromme Weisen waren es wohl nicht, die sich aus ihrem Munde zu den Sternenkreisen emporschwangen. Nachdem aber der sanfte Zwang nach Wunsch gewirkt hat, wird man, wenn das von den Beamten bezahlte Reklamefest gefeiert ist, gewiß in den Zeitungen lesen, ein überaus inniges und herzliches Einvernehmen habe bis zur frühen Morgenstunde Vorgesetzte und Untergebene in heiterem Frohsinn vereint.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 4. Juni 1898.

Gladdy.

Die Briten, die im politischen Marktgewühl doch nicht gerade als zärtliche Schäker erscheinen, haben die auf dem Kontinent unbekannte Gewohnheit, die Familiennamen populärer Staatsmänner so abzukürzen, daß sie wie Kosenamen klingen, mit denen Verliebte einander locken und schnäbeln. In der Umgangssprache des englischen Volkes hieß Lord Palmerston Old Pam, d'Israeli Dizzy; und wenn der Familienname des jeweiligen Massenlieblings zu solcher Verniedlichung nicht geeignet war, mußte mindestens der Vorname sich in die scherzhafte Diminutivform schicken: Lord John Russell war für den gemeinen Mann von England und Wales Johnny, wie Joseph Chamberlain heute für ihn Joe ist. Nur Gladstone blieb immer Gladstone, würdig und ernst; man hat versucht, ihn Gladdy zu nennen, aber der Name wollte sich nicht einbürgern und lebte eigentlich nur im Karikaturenlande. Der, den er mit zärtlichem Schmeichellaut ehren sollte, mochte ihn nicht hören. Gladdy: Das klang so vertraulich, so plump familiär, Das paßte nicht in den Tempel, wo der Unermeßliche in seiner Gottähnlichkeit thronte. Vor dem versammelten Volk durften, namentlich in Wahlzeiten, seine Bewunderer ihn allenfalls the people's William nennen; am Liebsten aber hieß er schlicht der große alte Mann. In dem steifen Puseyiten war kein Fünkchen Humor; und vielleicht haßte er in d'Israeli mehr als den Führer der um den Machtbesitz konkurrirenden Partei noch den schlagfertigen Satiriker, der im ganzen Parlament, auch bei den Whigs, die Lacher auf seiner Seite hatte,

wenn er, mit den ironisch zwinkernden Augen des Semssohnes, ausrief, er danke der Vorsehung dafür, daß zwischen seinem wüthenden Gegner und ihm der Tisch des Hauses ein schützendes Bollwerk bilde. William Ewart Gladstone blieb immer The Right Honourable; er hat nie einen Witz gemacht, nie Sinn für die Komik der Dinge, nie auch nur für die Relativität aller Werthe gehabt, ist nie eine Sekunde lang von Zweifeln an der eigenen Größe gepeinigt werden. Er konnte schwanken, konnte seine Meinungen wechseln und noch in hohem Lebensalter mit keckem Fuß den Sprung auf die andere Ansichtseite wagen: er fand sich stets schnell wieder zurecht und war, ehe die Betrachter sich noch vom Staunen erholt hatten, innig und fest überzeugt, der nun gewählte Weg müsse der allein richtige sein. Ein nie zu beirrendes Selbstbewußtsein, eine ungewöhnliche Willenskraft, die widerspänstige Gemüther in ihren Bann zwang, die Feierlichkeit des Pathetikers, die Schlauheit des Kammertaktikers und das Talent des geborenen Demagogen waren in diesem Manne vereint, der, als ein Schottensproß, sich rühmte, keinen Tropfen englischen Blutes in den Adern zu haben, und der dennoch Jahre lang England beherrscht und der englischen Politik den Stempel seines Wesens aufgeprägt hat. Ob er wußte, warum er nicht Gladdy genannt sein wollte, — wußte, daß er nur in dem Feierkleide, in das er sein hitziges Temperament früh gezwängt hatte, der Menge ein großer Mann scheinen konnte?

Das Kleid war klug und geschickt für das Land des cant gewählt, das schwere, solide Stoffe, vornehme Formen und gottselige Mienen liebt. Der Humor ist in der Heimath der Shakespeare, Swift, Fielding, Dickens und Thackeray keine allzu seltene Pflanze und witzige Redner, Männer, denen das Wort in launigen Windungen von der Lippe strömt, findet man auch außerhalb der Geniezone recht häufig auf den britischen Inseln; einen Mann aber, der nie witzig, nie einfach oder gar familiär, sondern immer pathetisch ist, der den ganzen Tag von Freiheit und Menschlichkeit spricht, das Auge nach Schwärmerart zum umnebelten Himmel emporschlägt und dabei über alle irdischen Händel zu reden vermag, ohne je zu stocken, je das weithin hallende Wort zu suchen, — einen solchen Mann mußten, als er sich selbst entdeckt und für den Geschmack der Masse mit populären Flittern geschmückt hatte, die englischen Quiriten andächtig bestaunen. Uns kommt es komisch vor, wenn wir hören, Gladstone, der an die Hexe von Endor und an die Teufel, die in die Säue fuhren, steif und fest glaubte und den fast laodicaeisch lauen, aber ehrlichen David Strauß einen hochmüthigen Schwindler nannte, habe mit einem Forscher vom Range Huxleys über naturwissenschaft-

liche Fragen gestritten; wir halten uns bei seinen dilettantischen Bibelstudien und Homerglossen nicht erst lange auf und belächeln mild den Wahn, ein Staatsmann, dessen ganze Zeit die praktische Politik, die Kammerintrigue oder die Agitation ausfüllt, könne im Nebenamt heutzutage noch vergleichender Sprachforscher sein. Der Durchschnittsengländer und namentlich der fromme Schotte denkt darüber anders; ihm scheint ein Mann, dessen starre Rechtgläubigkeit so über allen Zweifel erhaben ist, der gelehrt klingende Abhandlungen schreibt und den Magistertalar mit der Würde des Oxfordodoxen trägt, ganz besonderen Vertrauens werth. Benjamin d'Israeli hatte nur Romane geschrieben — freilich solche, deren soziale Bedeutung die poetische überdauern wird — und ein Romanschreiber war nie ganz ernst zu nehmen; Gladstone schrieb Aufsätze und Bücher, die in ihrer dunklen Schwerfälligkeit kaum zu lesen und erst recht nicht zu verstehen waren: Das war eine andere, vornehmere Sache; er galt als Gelehrter, als ernster Mann. Er sorgte auch sonst eifrig für den Mythos, in dessen dichtem Schatten die Persönlichkeiten ins Riesenmaß wachsen, war rastlos um die Verbreitung und Sicherung seines Ruhmes bemüht und man darf, ohne zu übertreiben, sagen, er habe in jedem Augenblick bewußt für seine künftigen Biographen gelebt. Nie ward in seinem Wesen ein musischer Zug sichtbar, nie verrieth ein Wort, eine noch so leise Regung, dieser emsige Mann, der sich nur im politischen Marktgetriebe, im Lärm der Volksversammlungen und im künstlichen Tageslicht des Parlamentes wohl zu fühlen schien, könne Sinn für liebliche oder großartige Natur, könne in tiefster Seele metaphysische Bedürfnisse haben; aber man vernahm, daß er in Hawarden Bäume fällte, Abendandachten hielt und pünktlich stets seinen Sitz in der Kirche einnahm, — und solche Kunde genügte dem in der Bewunderung jeder durch Training bewirkten körperlichen Kraftleistung und in der Furcht des clergyman aufgezogenen Briten. Es gab immer Leute, die sich über Gladstone lustig machten; d'Israeli hat ihn mit grausamem Hohn oft blutig geritzt, Labouchere hat einmal gesagt, man müsse sich hüten, mit ihm Karten zu spielen, weil man nie sicher sein könne, ob er nicht in der entscheidenden Minute einen vorher schlau versteckten König oder anderen Trumpf aus dem Rockärmel ziehen werde, und die von Anbetern ausgesprengte Mittheilung, der große alte Mann sei im Stande, in anderthalb Stunden 11500 Wörter zu sprechen, hat zahllosen Witzen zum Vorwande gedient. Wenn der heimlich Verhöhnte aber auf der Tribüne erschien, im korrekten schwarzen Gewande, an großen Tagen mit einer Blume im Knopfloch, wenn die tiefe, metallische, nie ermüdende Stimme

erklang, die Macht der guten Gentlemanmanieren und der dramatischen Geberden wirkte, dann verstummte, wie auf einen Zauberschlag, der Spott, die Hörer hingen an des Redners Lippe, — und die Suggestion sicherte auch den gedruckten Worten draußen im Lande die Wirkung. Jeder hatte des Volkes William ja mindestens einmal gehört und konnte beim Lesen die kargen Reize der Rede ergänzen, von der die Hörer geschäftig ringsum erzählten, sie sei wieder ganz wundervoll gewesen.... Wer der Menge zeigt, daß er sich sorgsam für sie herausgeputzt hat, darf immer hoffen, ihr zu gefallen.

Diesem erschmeichelten Wonnegefühl des Betrachters hat der Schauspieler einen beträchtlichen Theil seiner Erfolge zu danken. Selbst wenn der Spieler da oben ihm nicht besonders behagt, seine Rolle sogar zu verfehlen scheint, sagt sich der wohlig an der rechten Stelle gekitzelte Zuschauer: „Der Mann giebt sich solche Mühe im Grunde doch nur, um meinen Beifall zu finden; schon dafür verdient er Anerkennung, mag er heute auch weniger gut als an anderen Abenden spielen." Gladstones Rednertriumphe konnten den Lauscher an solche Mimenerfolge erinnern. Was er sagte, war fast nie bedeutend, war, wenn es bedeutend klang, sicher nicht in seinem Geist gewachsen; wie er es sagte: darin wurzelte seine Wirkung. Er spielte mit unübertrefflicher Virtuosengeschicklichkeit den Sturm und Wirbelwind der Leidenschaft und bewahrte sich im scheinbar wildesten Wüthen doch die Seelenruhe, die den nahenden Stimmungwechsel des Publikums zu berechnen vermag; er konnte flöten und wettern, schmeicheln und drohen, und blieb dabei innerlich kühl genug, um den Effekt genau erspähen zu können. Es war, als habe er eine Rolle einstudirt, sei der Schlager und der rührenden Wirkungen gewiß und könne nun, wenn die erlahmenden Hörer nicht mehr mitgehen wollen, in jedem Augenblick nach Belieben bremsen. So groß war die Macht der sonoren Stimme, der lebhaften Gesten, des ausdrucksvollen Mienenspieles, daß man auf den Inhalt des Vortrages kaum achtete und gewöhnlich später erst, nach Schluß der Vorstellung, zu der nicht unwichtigen Frage kam, was der Redner denn eigentlich gesagt habe. Das war dann nicht ganz leicht festzustellen; dieses Bibelforschers Rede war nicht Ja und Nein, seine Hauptkunst bestand vielmehr darin, die Hörer über die Richtung der Rede zu täuschen, etwa vorhandene Absichten säuberlich in Watte zu wickeln, die Denkkraft beim eintönigen Geräusch des unaufhaltsam plätschernden Phrasenschwalls sacht einzulullen und in den Hirnen nach und nach eine künstliche Dämmerung zu schaffen, in deren Zwielicht Jeder das eigene Geistesflämmchen glimmen zu sehen glaubte. Wer bekümmert sich darum, ob der vom Schauspieler

dargestellte Mensch objektiv Recht oder Unrecht hat? Wenn er wirksam gespielt wird und effektvolle Abgänge hat, gewinnt selbst der verruchteste Bösewicht, selbst der ausbündigste Thor den Beifall der Galerie. Gladstone konnte von Parnell und dessen irischen Freunden erst sagen, sie wollten durch Raub und Mord zur Zerstückelung des Reiches schreiten, und ein paar Jahre danach an ihrer Seite für Home-Rule, für ein nach Dublin einzuberufendes Irenparlament und die Autonomie der Grünen Insel kämpfen; er konnte Alexandrien bombardiren lassen, durch einen der frechsten Gewaltstreiche, die je in der Zeit der modernen Geschichte gewagt wurden, Egypten der britischen Herrschaft erobern und dennoch in sittlicher Entrüstung und höchstem Pathos gegen bulgarische und armenische Gräuel donnern: auch inmitten der ärgsten Widersprüche fehlte die Wirkung ihm nie, denn er sprach immer aus, was dem wandelbaren Interesse der Menge gerade willkommen war, sprach es so aus, wie die Menge es hören wollte, die, nach Schopenhauers ewig wahr bleibendem Klageruf, den Lautesten stets lieber als den Klügsten lauscht. Es wäre unbillig, ihn einen berechnenden Heuchler zu nennen; er überredete sich selbst, ehe er Andere zu überreden versuchte, und hatte vielleicht in jeder Stunde seines langen Lebens das tröstende Bewußtsein, als ein ehrlicher Mann zu handeln und sogar zu sprechen. Er besaß eben ein Histrionentemperament; in ihm kochte die Spielwuth des gefeierten Protagonisten, der, weil er immer im Mittelpunkt der Bühne stehen und gewichtige Worte sprechen möchte, sich am Ende einbildet, dem Drama drohe die fürchterlichste Gefahr, wenn er eine Weile hinter den Coulissen zum Schweigen verdammt sei. Gladstone war im größten, edelsten Stil ehrgeizig: er strebte nicht nach Titeln und Orden, ihm wars nicht um den Schein der Macht, sondern um die Möglichkeit des Wirkens zu thun und man darf glauben, daß er im Innersten überzeugt war, nur er sei, unter allen im Inselreich Lebenden er ganz allein, von der Vorsehung berufen, Britannien zum Ruhm und zur Größe zu führen. Diesem Ziel, das ihm nicht nur ein Ziel persönlichen Ehrgeizes schien, opferte er ohne Bedenken gern Alles: die Ueberzeugung des vergangenen, die Ruhe und Sicherheit des anbrechenden Tages; um an die Spitze der Regirung zu kommen, war er bereit, heute anzubeten, was er gestern verflucht, und heute zu verfluchen, was er gestern angebetet hatte. Das war für ihn nur a new departure, ein neuer Anlauf, eine neue Rolle, die mit Glanz, unter dem Beifallsgebrüll der Gründlinge im Parterre, zu spielen war... Der Erfolg hat den Skrupellosen oft gekrönt; noch auf der Bahre grüßte den großen Tragoeden die ehrfürchtige Bewunderung einer Welt. Und doch hatte zwan-

zig Jahre vorher d'Israeli von ihm gesagt, er sei „ein sophistischer Rhetor, trunken von seinem überströmenden Phrasenschwall und begabt mit der selbstsüchtigen Einbildungskraft, die immer über eine endlose und in sich unverträgliche Reihe von Argumenten verfügt, um einen gehaßten Gegner herunterzureißen und sich selbst zu verherrlichen." Und noch früher hatte sein enttäuschter Bewunderer John Russell geschrieben, Gladstones Politik habe den britischen Namen mit Schmach bedeckt, Heer und Flotte durch filzige Knauserei wehrlos gemacht und das ruhmvolle Reich, das ihm anvertraut war, zu einer Baumwollenfabrik, einem Stapelplatz billiger Waaren erniedert.

Diese Urtheile klingen hart, wenn man sie den Lobgesängen vergleicht, die eben um das letzte Bett des Sterbenden ertönten; aber die Geschichte wird über den jetzt beinahe vergötterten Redner vielleicht noch härter urtheilen. Die Zeit kann ja nicht fern sein, wo auch die Menge erkennt, daß Regiren ein Geschäft sein muß und eine Kunst sein kann, daß es nicht darauf ankommt, durch oratorische List die Massen zu gewinnen, immer neue Schlagwörter für den Wahlkampf zu ersinnen, vom Gegner zu fordern, was man selbst nicht zu leisten vermag, und daß Rhetorensiege nicht den Anspruch auf den Ruhm eines fruchtbar schaffenden Staatsmannes sichern. Dann wird auch Gladstone noch einmal gewogen werden; und für die Bestimmung seines Werthes kann d'Israelis politischer Nachlaß Bedeutung gewinnen, den Lord Rowton, der Testamentsvollstrecker, nicht veröffentlichen wollte, so lange der „große Greis" lebte. Wie anderen Mimen, wird auch dem Histrionen von Hawarden, der des eigenen Ruhmes rastloser Bereiter war, die Nachwelt wahrscheinlich keine Kränze flechten. Sie wird seufzend sagen, daß fast alle Schwierigkeiten, von denen Großbritannien sich heute umdroht sieht, aus der Zeit seiner Herrschaft stammen, daß er die beiden stärksten politischen Ingenien, die in seiner Epoche lebten, Beaconsfield und Parnell, nicht zu würdigen vermochte, im Irrgarten der internationalen Politik wie ein rathloser Dilettant umhertaumelte und für den bedeutsamsten Theil der jedem modernen Staatsmann gestellten Aufgabe, für die sozialen Fragen, nie auch nur die winzigste Spur eines Verständnisses zeigte. Er mag durch manche Maßregel seinem Vaterlande genützt, durch seine irische Bill den Fenierschrecken für ein Weilchen gemindert und durch die Geschicklichkeit der old parliamentary hand, auf die er so stolz war, mitunter ein Hemmniß beseitigt haben, das dem Räderwerk der Staatsmaschine in kritischen Stunden die freie Bewegung wehrte: die Last seiner Fehler wird schwerer wiegen als die Summe seiner Verdienste. Er konnte in

der Heimath der nüchternen, praktischen, für eine zäh beharrende Interessenpolitik besonders begabten Briten nicht so viel Unheil stiften wie in einem anderen Lande; aber er hat den Ruf eines Reichsminderers redlich verdient und wird, wenn die Reklamefabrik geschlossen und der Hall seiner Rede ins Leere verklungen ist, nur noch als ein ungemein talentvoller Trugkünstler im Gedächtniß der Volksgenossen fortleben. Er dachte nie über die Augenblickswirkung hinaus, klammerte sich stets an die gerade mit dem hitzigsten Eifer beschwatzte Tagesfrage und entschloß sich zu populären Maßregeln erst, wenn der ersehnte Platz auf der Ministerbank um keinen geringeren Preis zu erlangen war; dann erst ging ihm plötzlich das Licht der Gnade auf und aus geöffneten Schleusen rauschte im neuen Bett der alte Wortstrom dahin. Es war ein dicker, schlammiger, dem prüfenden Blick undurchdringlicher Strom, der deshalb der Masse tief schien. Gladstones Beredsamkeit war nicht von der leichten, anmuthigen Art, er plauderte nicht, wie Bismarck, der scherzend noch Gedankenschätze ausstreut, er erfüllte auch nicht Bonapartes Forderung, de faire aller les paroles aux choses, sondern sagte, mit geheimnißvoll umdüsterter Miene und in künstlich verdunkelter Tonfärbung, Trivialitäten, deren Sinn der von der Verpackung geblendete Hörer nicht leicht und rasch enträthseln konnte und die in den meisten Fällen auch zweideutig klingen sollten. Selbst seine berühmten Budgetreden, die, wie die erste Aufführung eines Sensationstückes, die neugierige Menge herbeilockten, waren nur auf den äußeren Effekt berechnet; er wußte die Zahlen, die ihm die Beamten in Downing Street geliefert hatten, geschickt zu gruppiren und seine Pennyfuchserei in strahlendem Bengalfeuer leuchten zu lassen, aber er war nicht fähig, neue, nützliche Steuerpläne zu erfinden und für die Reichsfinanzen ein Programm aufzustellen, das nicht mit der Stunde zu sterben bestimmt war. Treffend hat man ihn deshalb einen Finanzkünstler à grand orchestre genannt; er konnte überhaupt nur unter blendender Instrumentirung Politik treiben und die Zaubermacht seines Orchesterklanges war so unwiderstehlich, daß man die Mängel der melodischen Erfindung und das Fehlen jeder Schöpferkraft gar nicht merkte und in dem Demagogen Jahrzehnte lang einen großen Staatsmann sah.

Nur ein besonders reich begabter Demagoge bleibt übrig, wenn man dem Vergötterten das Feierkleid von den Schultern streift. Er wußte wohl, warum er nicht Gladdy genannt sein wollte; der familiäre Kosename hätte den Nimbus zerstört, der den Heldenspieler einen wirklichen Helden scheinen ließ.

Prähistorische Skizzen.

Man wiederholt leicht, als handle es sich um anerkannte Wahrheiten, bequeme und glaublich scheinende Hypothesen, die das Nachdenken ersparen. Solche Routine hat früher gelehrt, daß der Mensch der Reihe nach verschiedene Civilisationzustände durchlaufen habe, die sich von einander scharf schieden und von denen jeder für sich charakteristisch war durch die Art, wie das Nahrungbedürfniß befriedigt wurde. Die Urzeit wäre danach für die ganze Menschheit ein Zeitraum gewesen, wo sie vom Einsammeln und Pflücken von Früchten, von der Jagd und dem Fischfang gelebt hätte; dann wäre der Abschnitt des Hirtenlebens gekommen und der Ackerbau hätte schließlich die Zeiten der nomadenhaften Vieh- und Weidenkultur abgelöst. Als Condorcet*) seine zehn Perioden der Menschheitgeschichte aufstellte, bezeichnete er die Entstehung von Hirtenvölkern und den Uebergang zum Ackerbaubetriebe als die ersten beiden Etappen auf dem großen Wege des Fortschrittes, der bis in unsere Tage führt. Aber die genauere Betrachtung der Erde lehrt uns, daß diese angebliche Reihenfolge der verschiedenen Zustände eine nur schematische Annahme ist, die mit den Thatsachen nicht übereinstimmt. Die Verschiedenheit der Art, das Nahrungbedürfniß zu befriedigen, hatte überall zur bestimmenden Ursache die Verschiedenheit der natürlichen Umgebung: der Wald mit seinem Wildstand, der Fluß und die Meeresküste mit ihrem Reichthum an Fischen, die unermeßlichen Steppen, die den Heerden zur Weide dienten, die Gebirgsschlucht des Höhenbewohners mußten nothwendig differenzirend auf die Lebensführung wirken.

Abgesehen von Besonderheiten dieses oder jenes Stammes, einer Vorliebe für Pflanzen- oder Fleischnahrung, Ueberlieferungen und vererbten Atavismen aus früheren thierischen Zuständen kann, wenn nicht als allgemeiner, mindestens als normaler Grundzustand das Einsammeln und Pflücken im weitesten Sinne angesehen werden, d. h. die Nutzbarmachung alles Dessen, was dem Hungernden zur Befriedigung zu dienen vermag. Der Hunger duldet keine Bevorzugung einer besonderen Nahrungweise. Wer ohne Nahrungmittel in einem großen Walde und fern von menschlicher Hilfe sich verirrt hat, wird genöthigt sein, jeden Ekel zu überwinden und selbst Geschmeiß und Ueberbleibsel als Nahrung zu versuchen. Er wird Kräuter und Wurzeln, Beeren und Pilze verzehren, selbst auf die Gefahr, sich zu vergiften; und was dieses Individuum, sogar heute noch, hilflos thun müßte, Das haben ganze Stämme und Völker zweifellos früher gethan, mag es nun dauernd gewesen sein, ehe

*) Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain.

sie verstanden, die Erde ihren Bedürfnissen dienstbar zu machen, oder nur vorübergehend für gewisse Jahreszeiten oder während einer Hungersnoth*). In solchen Zuständen mußte der Mensch sein Augenmerk vor Allem auf die kleineren Thiere richten, die leicht zu fangen sind, ganz besonders aber auf Körner, Früchte, Knollen- und Wurzeln, und Das mußte ihn ohne Weiteres mit den Grundlagen des späteren Ackerbaues bekannt machen. Sah er doch, wie aus den Samenkörnern neue Pflanzen entstanden, pflückte er doch die frischen Schößlinge am Fuße des Pflanzenschaftes und traf er doch auch häufig genug auf eine Pflanzenzwiebel, die bereits ihr Keimblatt entwickelt hatte und im Begriff war, das bedeckende Erdreich zu durchbrechen und abzuschütteln.**) So war der Ackerbau — man möchte sagen: noch ehe der Mensch ihn erfunden hatte — anschaulich in seinem Geist vorgebildet; nur Geduld, eine lange Voraussicht und die verständnißvolle Anpassung an das Klima waren noch nöthig. Der nomadische Zustand, den die bequeme Ueberlieferung dem Zustande des Ackerbaues vorausgehen ließ, scheint sogar umgekehrt eine längere Vorbereitung erfordert zu haben. Das Beispiel der neuen Welt vom arktischen Archipel bis zu den Inseln des Südpols beweist deutlich, daß die Entstehung des Ackerbaues ohne die Vorstufe einer Hirtenzeit möglich war, da der Ackerbau in den verschiedenen Theilen des nördlichen und südlichen Kontinentes bei verschiedenen Völkerschaften und Stämmen geübt wurde, während nirgends ein Zustand nomadenhafter Viehzucht vorkam. Zwar hatten die Inkas ein gezähmtes Hausthier, das Lama, aber sie benutzten es nur als Lastthier für den Transport von Kaufmannsgut und die Masse der Nation war vollständig seßhaft und bäuerisch und Niemand konnte seine Scholle ohne Erlaubniß der Herren verlassen. In Amerika wußte man nichts von der Kunst, die weiblichen Hausthiere außerhalb der Säugezeit zur Milchgewinnung zu benutzen, und selbst in der alten Welt giebt es verschiedene Völker, die die Milch als Nahrungmittel verwerfen; in China und Japan hat man trotz allen vom Occident eingedrungenen Kenntnissen und trotz der hohen Civilisation***) nicht Milchwirthschaft treiben gelernt. Man darf annehmen, daß nicht nur ein genialer Einfall, sondern viel Zeit und viele Versuche nothwendig waren, um die Menschheit zu dieser Nutzbarmachung der Hausthiere zu führen; denn sie geben Milch nur für ihre Jungen und hören auf, Milch abzusondern, wenn man ihnen die Jungen nimmt. Hahn hat in seinem vorhin citirten Buch die Hypothese aufgestellt, daß der erste Gebrauch der Thiermilch religiösen Zwecken diente; vielleicht vergoß man sie als Libation an den Altären, auf denen man die Kuh als Brandopfer den Göttern darbrachte.

*) Link, Urwelt und Alterthum.

**) Ed. Hahn, Demeter und Baubo, S. 5.

***) Terrien de la Couperie, Chinese and Babylonian Record.

Die Entwickelung der menschlichen Wirthschaft hat sich also nicht in der Reihenfolge vollzogen, die man früher träumte; sie mußte sich nach der Verschiedenheit des Milieus richten. Greifen wir einige Völkerschaften der alten Welt heraus: konnten die winzigen Zwergmenschen, die in Centralafrika das Dunkel unermeßlicher Wälder bewohnten, eine andere wirthschaftliche Thätigkeit üben als Sammeln und Pflücken und die einfachste Art der Jagd, außer dem geringfügigen Ackerbau und Handel, den die ihnen benachbarten und physisch an Kräften überlegenen Stämme ihnen erlaubten? Sind nicht die Nuer, die in den Sümpfen und auf den schwimmenden Inseln des Bahr-el-Djebel und des Bahr-el-Zeraf wohnen, genöthigt, so weit sie nicht Körner vorfinden, vom Fischfang zu leben, so lange sie von allen regelmäßigen und bequemen Verbindungen mit dem Festlande abgeschnitten sind? Waren nicht im hohen Norden und so entfernt wie möglich vom Nilbecken die Bewohner der Lofoten ganz eben so wie diese Afrikaner genöthigt, vom Fischfang zu leben, ehe der regelmäßige Dampferverkehr unserer Zeit ihre entlegene Küste mit dem übrigen Europa verband? Wo der Ackerbauer bereits dahin gelangt war, Hausthiere zu zähmen und deren Milch zu benutzen, wies die Natur ganz von selbst auf das Hirtenleben hin, wenn weite Ebenen für den Jagdtreibenden unbewohnbar geworden waren, weil der Wildstand erschöpft war, und wenn der Ackerbau an ungenügender Feuchtigkeit scheiterte. Solche Gegenden konnten nur als Weideland benutzt werden; und die Heerden, die einen Bezirk abgegrast hatten, wandten sich dann einem anderen zu, wo frische Nahrung für sie vorhanden war. War der Mensch erst so weit, gezähmte Hausthiere an seine Wohnstätte zu fesseln, mit ihrer Hilfe zu arbeiten, von ihrer Milch und ihrem Fleisch sich zu nähren und sie gegen die Angriffe von Raubthieren zu schützen, so konnte er ohne Wagniß die Wälder, die Meeresküste und die Flußufer verlassen und mit seinen Heerden als Nomade in die weiten Steppenflächen ziehen. Landstriche anderen Charakters, unfruchtbare Sand- und Thonfelder, Felsen und mit Steingeröll bedeckte Flächen, schneeige Hochebenen und unzugängliche Bergspitzen bilden Scheidewände zwischen den Ländern verschiedenen Wirthschaftbetriebes und sind weder für den Ackerbauer noch für den Hirten nutzbar. Sie entwickeln dagegen den Transportverkehr und ihnen verdankt man den Waarenführer, einzeln oder in Karawanengruppen, und ferner die Verwendung von Saumthieren zur Beförderung der Lasten.

Wohin wir auch unser Auge auf den Menschen und die ihn umgebende Natur richten: überall finden wir, daß den Besonderheiten der Bodenbeschaffenheit, des Pflanzenwuchses und der übrigen Erzeugnisse Besonderheiten der Völker und ihres wirthschaftlichen Haushaltes entsprechen. Das Milieu erklärt die Entstehung der Verschiedenheiten der Menschheit, es er-

klärt, wie sich unter gewissen Umständen eine Civilisationstufe von Jahrhundert zu Jahrhundert erhalten konnte, während man fortwährende Veränderungen bei ackerbauenden Völkern findet, denen günstige örtliche Bedingungen die Benutzung und fortschreitende Kultur von Nahrungpflanzen erlaubten. Dagegen hat sich niemals Etwas daran geändert, daß die Meeresküste, das Flußufer, der unwirthliche Wald und die Steppe, die Wüste und die Oase, die rauhe Hochebene und das Gebirge von Menschen bevölkert wurden, die vom Handel leben, weil die Natur sie hierauf als einzigen Unterhalt hinwies. Was vor Allem in der Verschiedenheit der Mittel, deren sich der Mensch zu seiner Ernährung bedient, auffällt, ist, daß die Civilisationzustände, die dieser Verschiedenheit der Mittel entsprechen, viel häufiger neben einander als nach einander auftreten. Es zeigt sich sogar, daß, wenn in einem Lande zwei verschiedene Regionen nicht scharf von einander getrennt sind, wie die Wüste und kulturfähiges Land, die Bevölkerung gleichzeitig zwei verschiedene Wirthschaftstufen repräsentirt: Jeder ist zugleich Ackerbauer und Hirt; und die Folge ist eine Erhöhung seiner Fähigkeiten und Leistungen, die durch die doppelte Anspannung gesteigert werden. Bei Eintreten der für die Aussaat günstigen Jahreszeit macht er sich mit seinem Kameel, einem nicht allzu schweren Pflug und einem Vorrath von auszusäenden Körnern auf und sucht einen Fleck, der hinreichend bewässert ist, um der Gefahr des Verdorrens nicht ausgesetzt zu sein. Schon der Blick auf den vorhandenen Pflanzenwuchs und, wenn Das nicht genügt, ein paar Furchen des Pfluges zeigen ihm, ob er gefunden hat, was er sucht. Er macht seine Aussaat, und wenn das Terrain ihm nicht genügt, geht er noch etwas weiter, um ein zweites zu suchen. Für die Viehzucht muß er sich ähnlich mit der Natur des Landes, und hier sogar auf weitere Entfernungen, bekannt machen, auf Entfernungen, die sich auf Tausende von Kilometern belaufen können. Er muß durch Ueberlieferung oder eigene Anschauung darüber orientirt sein, wie viele Wochen oder Monate die Weide nutzbar ist, ob Quellen oder Bäche in der Umgebung sind und welche Stämme, ob friedlich oder kriegerisch gesinnte, er nach menschlicher Voraussicht auf seinem Wege finden wird.*)

Auch die aus dem Gesammtzusammenhange des menschlichen Fortschrittes sich ergebenden politischen und sozialen Veränderungen führen zu denselben Verschiedenheiten der Wirthschaftbetriebe. Je nach den wechselnden Zufällen der Völkerbewegung sieht man, wie in Nordamerika und der südlichen Mongolei ackerbauende Völker in Gegenden eindringen, die von Jägern und Hirten bewohnt waren, und sie der Herrschaft des Pfluges unterwerfen; mitunter sieht man auch das Gegentheil: nomadische Völker überschwemmen die

*) La Tunisie (offizielle Publikation), Band I, S. 58 und 59.

Gebiete einer seßhaften Bevölkerung, mit ihnen überzieht Gras und Gestrüpp das vor ihnen kultivirte Land, und da sie ungewohnt oder unfähig sind, sich ackerbauend zu ernähren, jagen sie oder leben von dem Fleisch der Heerdenthiere, die sie vor sich her durch die brach liegenden Aecker treiben. So war es in den Gegenden des alten Chaldäa. In der neuen Welt ist ein Uebergang nur möglich vom Zustande der Ureinwohner, die von Jagd und Fischfang lebten, zur Civilisation des Ackerbauers und Gewerbetreibenden; weder Nord noch Süd haben dort Hirtenvölker gesehen.

Völlig einheitlich ist kein wirthschaftlicher Civilisationzustand, da die Natur selbst überall Abweichungen bietet und die geschichtliche Entwickelung deshalb überall ein verschiedenes Gepräge zeigt. Es giebt kaum ein ackerbautreibendes Volk, in dem nicht auch Jäger und Fischer vertreten wären, auch giebt es kaum Ackerbau völlig ohne Viehzucht. Nach den minder wichtigen bestimmenden Zügen jeder Gemeinschaft ergeben sich in jeder Bevölkerung gesonderte Schichten und Klassen, in denen verkleinert die Gesammtheit sich abspiegelt. Man könnte beinahe sagen, daß jede Familie gewissermaßen einen Abriß der Menschheitgeschichte bietet; denn die verschiedensten Bethätigungen, von solchen Geschäften, die auch der roheste Wilde in seiner Hütte besorgt, wie z. B. die Zubereitung eines herkömmlichen Gerichtes, bis zu den feinsten und vergeistigtesten, wie z. B. Lesen und Schreiben, also Mittheilung der Gedanken unabhängig von Entfernung und Zeit, — alle werden unter demselben Dach geübt.

Jede Betrachtung der Civilisation zeigt eine Anzahl von überlebten Formen, deren jede auf eine andere geschichtliche Entstehungzeit zurückführt und doch in einem untrennbaren Zusammenhange mit dem ganzen Organismus steht, der aus den verschiedenen Ueberlieferungen jeder Ursprungsart und jeder Zeit ein lebendes Ganzes macht. Der nothwendige Impuls zur Hervorbringung des Neuen ist für den Einzelnen und die Gesellschaft stets ein Anstoß von außen. Wenn er von der organischen Natur ausgeht, ist er übermächtig, brutal und häufig ohne Ausweg. Eine vulkanische Explosion, eine Ueberschwemmung, ein Einbruch des Meeres in die Ebene, die durch einen Wirbelsturm angerichteten Verwüstungen zwingen den Menschen, sein Geburtland zu verlassen und geschütztere Gegenden aufzusuchen. In solchem Falle determinirt die Veränderung des Milieus nothwendig auch die menschlichen Eigenschaften, neue Naturanschauungen bilden sich, eine neue Art der Anpassung wird nöthig und das frühere Wesen des Menschen verändert sich. So kann selbst eine große Naturkatastrophe für die betroffenen Völkerschaften zur Ursache eines Fortschrittes werden. Der Einzelne leidet oder geht unter, — oder er verliert wenigstens die Früchte seiner Arbeit, seinen Besitz und seine Vorräthe; aber was bedeuten diese Verluste im Vergleich zu dem Gewinn an

neuen Einsichten, der durch die veränderte Anpassung an neue Naturbedingungen geschaffen wird! Gewiß kann die materielle Schädigung auch viel weiter gehen; der Menschenverlust kann so groß sein, daß die Bevölkerung im Kern getroffen wird, und dann sind längere Zeiten der Erholung erforderlich, bis die Wunden wieder geheilt sind; der Existenzkampf wird im günstigen Falle dann auf einem neuen Terrain von Neuem aufgenommen oder die ganze Völkerschaft geht zu Grunde. In dem ewigen Kampf ums Dasein kommt es vor, daß der Mensch auch den Kürzeren zieht und in überwundene barbarische Verhältnisse zurücksinkt; in anderen Fällen ist der Aufstieg nach Ueberwindung der Hindernisse um so glänzender.

Zu den äußeren Anstößen, die von der unbelebten Natur ausgehen, gesellen sich für alle Menschheitgruppen Anstöße, die von menschlicher oder thierischer Seite ausgehen. Das Wichtigste in diesem Sinn wird durch den Nachahmungtrieb vermittelt. So sind selbst untergeordnete Thiere zu Erziehern der Menschheit geworden und alle menschliche Thätigkeit zeigt Spuren solcher Nachahmung. Haben nicht für die ursprünglichste aller Fähigkeiten und Wissenschaften, für die nämlich, die sich auf die Befriedigung des Nahrungbedürfnisses richtet, die Menschen bewundernswürdige Lehren von ihren thierischen Mitgeschöpfen, von höher organisirten Wirbelthieren und von wirbellosen Thieren, empfangen? Zeigen ihnen nicht die Strandkrabben und andere Schalthiere an der Küste die Stellen im Sande und im Schlamm, wo sich das eßbare Gethier, das von der See ausgeworfen wird, versteckt? Der Hungernde mußte aufmerksam auf jedes Thier werden, das er nach Nahrung spähen sah, ob es nun Wurzeln, Fleischnahrung oder Fische aufsuchte, und versuchte dann selbst die verschiedenen Nahrungmittel, Beeren und Früchte, Blätter und Wurzeln, kleinere und größere Thiere, die er den von ihm beobachteten Thieren als Speise dienen sah. Auch die Aufspeicherung von Lebensmitteln für die Zeit der Noth lehrten die Thiere den Menschen. Die Ameise, die Biene, der Erdhase, das Eichhörnchen und der Hund der Steppen haben ihn gelehrt, Vorrathskammern anzulegen, um die eingesammelte Nahrung aufzubewahren, so weit die Jahreszeit des Ueberflusses ihm mehr verschaffte, als er für den sofortigen Verbrauch nöthig hatte. Selbst in den Anfängen der Heilkunde, in der Anwendung von Kräutern und Wurzeln, Blättern und Holzarten, wurde der Kranke oder Verwundete durch das Beispiel der Thiere unterrichtet. Vielleicht geht man nicht zu weit, wenn man annimmt, daß in verschiedenen Gegenden auch die ersten Anfänge des geordneten Ackerbaues der Beobachtung des Thierlebens zu danken sind. So meint der Naturforscher Mac Gee, in Amerika habe die systematische Bearbeitung der Erde sich zuerst in der großen Wüste, die den nach dem kalifornischem Golf zuliegenden Theil von Arizona bildet, im Lande der indianischen Papagos

entwickelt. Hier sahen die Eingeborenen, wie vor ihren Augen die ackerbauenden Ameisen in Millionen von Kolonien die Ebene besetzt hielten und bis zu einem Viertel oder Drittel das ganze Land ihrer Produktion dienstbar gemacht hatten. Jede Kolonie besaß ihr wohlunterhaltenes Körnerfeld und ihre reinliche Tenne. Der natürliche Wetteifer mußte diese Indianer beim bloßen Anblick solcher Wunder dahin bringen, der Arbeit der Ameisen nachzuahmen; und sie wandten sich jedes Jahr nach den südlichen Gegenden, um Maiskörner, Kerne von Kürbispflanzen und Bohnen mitzubringen, die sie bei ihrer Rückkehr zum Beginn der Regenzeit in feuchtes, lockeres Erdreich oder in den fruchtbaren Boden des durch Wasserbäche ausgehöhlten Grundes warfen. Diese primitive Art des Ackerbaues in den urältesten Zeiten scheint sogar bestimmend für die Spaltung der Papagos in verschiedene Stämme gewesen zu sein.*)

Dankt der Mensch also unendlich viel in der Kunst der Ernährung dem Thier, so gilt das Selbe auch für die Wahl eines Obdachs und die Entwickelung des Wohnungbaues. In manche ihm gute Dienste leistende Höhle wäre er nicht eingedrungen, wenn ihm nicht das Kreisen der Fledermaus um die Felsenspalte, die in das Innere führte, den Weg gewiesen hätte. Manche gute Idee für die bauliche Konstruktion mag ihm der flinke Vogel eingegeben haben, der geschickt für sein Nest Fasern, Wolle und Haare in einander zu flechten und Blätter durch Nähte zu verbinden weiß. Die betriebsame Welt der Insekten war sein Vorbild für mancherlei Industrie, vor allen anderen die Spinne, die ihre wundersamen Gewebe eben so leicht und elastisch wie fest zwischen den Zweigen aufzuhängen versteht. Im Walde ging der Mensch den Wegspuren nach, die der Eber, das Tapir oder der Elephant zurückgelassen hatten; wenn er die Fährte des Löwen verfolgte, war er sicher, den Weg zur Quelle zu finden, die auch das Thier gesucht hatte, und der Flug der Vögel, die die Luft durchsegeln, zeigte ihm, wo das Gebirgsjoch liegt, das am Bequemsten über die Höhen führt, oder wo mitten im Meer und dem Auge vom Ufer aus unerreichbar ein schützendes Eiland zu finden ist.

Häufig hat der Mensch vom Thiere gelernt, wie er fliehen muß oder sich im Augenblick der Gefahr verstecken kann; er sah, wie manche Thiere es verstanden, sich tot zu stellen, um unbeweglich die Gefahr an sich vorübergehen zu lassen. Sogar die Erziehung der Kinder ist reich an Zügen, die im thierischen Leben vorgebildet sind. Der Vogel weiß genau, wie viel er seinen Kleinen mit einem Male in den Schnabel stecken darf, wie oft er sie füttern muß und wann es für die Kleinen Zeit ist, das Nest zu verlassen und sich in der Luft zu tummeln, die ihr Königreich werden soll. Von den

*) Mac Gee, The American Anthropologist, X, 1895.

Vögeln hat der Mensch das unschätzbarste Gut: den Sinn für die Schönheit und die Gabe des Gesanges. Konnte es ihn ohne Eindruck lassen, wenn er die Lerche sich in die Höhe schwingen sah, ihr fröhliches Gezwitscher und in schönen, Liebe athmenden Nächten den Gesang der Nachtigall hörte, der den Hain mit schmelzenden Tönen und Uebergängen voll zärtlicher Melancholie erfüllte? Nichts Anderes als ein Tribut der Dankbarkeit an ihre Lehrmeister war es, wenn die primitiven Stämme ihren Ursprung auf gewisse Thiere des Feldes oder des Waldes zurückführten und wenn sie sich vermummten, um den Gestalten ihrer angeblichen thierischen Ahnen zu gleichen.

Wie zwischen Thier und Mensch, spielt der Nachahmungtrieb auch zwischen Mensch und Mensch eine entscheidende Rolle. Es genügt, daß Völkerschaften verschiedenen Charakters in Berührung kommen, um die gegenseitige Beeinflussung durch bestimmte Charakterzüge herbeizuführen. Je mehr in einer abgeschlossenen Gruppe ein Einzelner sich von der Masse durch hervorspringende Züge oder besonders auszeichnende Leistungen abhebt, um so mehr wird er den Wetteifer und die Nachahmung der Uebrigen herbeiführen; und so kann das Beispiel eines Einzelnen den Schwerpunkt einer ganzen sozialen Gemeinschaft intellektuell und moralisch verschieben. Dabei kommt es nicht darauf an, daß die Nachahmung bewußt geschah, auch ist Das nicht das Gewöhnliche, vielmehr erfolgt sie meist unbewußt in Folge des Kontaktes, ohne deshalb weniger wirksam zu sein oder das Wesen des Nachahmenden weniger zu verändern. Die bewußte Nachahmung spielt eine geringere Rolle im menschlichen Leben, aber auch sie ist von Bedeutung, da die verschiedenartigsten Motive sie herbeiführen können und jedes Bethätigungsgebiet des Menschen ihr offen steht, sei es, daß die Sympathie mit befreundeten Menschen, der Gehorsam gegenüber dem Herrn, Laune, Mode oder der Wunsch und das verstandesmäßige Bestreben, möglichst zweckmäßig zu handeln, zu ihr treiben.*) Die meisten, wenn nicht alle höheren geistigen Leistungen, Sprache, Lesen, Schreiben, Rechnen, Kunst und Wissenschaft, setzen vorheriges Dasein und Uebung des Nachahmungtriebes voraus; ohne die Fähigkeit der Nachahmung war weder soziales Leben noch Entwickelung von Berufsleistungen möglich. Ist nicht alle Dramatik auf den Tanz zurückzuführen, mit der Pantomime und der Musik, die Beide von Haus aus augenfällig nachahmende Künste sind? Was ist die ursprüngliche Form der Justiz, das Talionrecht mit seinem „Auge um Auge, Zahn um Zahn", anders als Herbeiführung einer Wiederholung des Gleichen, also Nachahmung? Ehe es Gesetzbücher gab, herrschten Gewohnheit und Uebung, man entschied so, wie immer entschieden war, und wiederholte stets von Neuem, was seit undenkbaren Zeiten

*) G. Tarde, Les lois de l'imitation.

geschehen war. Die gewöhnlichen Anstandsregeln der täglichen Konvenienz lehren die Verpflichtung, einen Besuch durch einen Besuch, eine Einladung durch eine Einladung, ein Geschenk durch ein Geschenk zu erwidern, und die Moral selbst hängt innig mit der Vorstellung der Vergeltung durch ein Gleiches zusammen, mit der Vorstellung der Wiederholung als Pflicht der Bezahlung oder des Gegendienstes für empfangene Dienste, sowohl im Verhältniß des Einzelnen zum Einzelnen als auch zu einer sozialen Gemeinschaft oder der Menschheit.*) Die Nachahmung berührt sich in vielen Fällen mit dieser gegenseitigen Hilfe, diesem Beistand, dessen Leistung stets einer der Haupthebel des menschlichen Fortschrittes war und sein wird. Als in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts Darwin, Wallace und ihre Nachfolger dahin gelangt waren, die ganze organische Entwickelung durch die Anpassung an die Umwelt zu erklären, verfiel eine große Zahl von Parteigängern in den Fehler, nur die eine Seite der von Darwin nach allen Richtungen so detaillirt und scharfsinnig geprüften Fragen als entscheidend zu behandeln, und gelangte so zu einer Grundanschauung, die in irriger Vereinfachung der Lebensprobleme den Schlüssel zu dem Räthsel der ganzen Schöpfungsgeschichte einzig und allein in dem Kampf ums Dasein zu besitzen glaubt. Und doch hat gerade der geniale Verfasser der „Entstehung der Arten“ und der „Abstammung des Menschen“ auf die sozialen Instinkte und die „Sympathie“ selbst hingewiesen und die Gemeinschaften verherrlicht, die durch den engsten sozialen Anschluß der Mehrzahl ihrer Glieder am Besten gedeihen und sich des reichsten Nachwuchses erfreuen. Aber wie viele angebliche Darwinisten haben blind alle Thatsachen des Mutualismus geleugnet und, als hätte das vergossene Blut ihr Gefühl vollständig verwildert, von der Thierwelt als von einer Arena von Gladiatoren gesprochen, in der jedes Geschöpf zum Kampfe gegen das andere gerüstet dasteht!**) Wie viel Selbstsucht und Grausamkeit glaubte sich unter dieser neuen wissenschaftlichen Losung sofort vor sich selbst gerechtfertigt und wie skrupellos konnte man wieder ausbeuten und unterdrücken! Wer sich stark fühlte, rühmte sich seiner Stärke und das Feldgeschrei gegenüber den Schwachen war das uralte: Wehe den Besiegten!

Ohne Zweifel zeigt uns die Welt unaufhörliche Vorgänge des Kampfes und der gegenseitigen Vernichtung zwischen allen Wesen, die die Erde bewohnen, von den verschiedenen Samenkörnern, die einander eine Erdscholle, und den Fischrogen, die einander das Meerwasser streitig machen, bis zu den Heeren, die sich im Kriege durch das Schwert, die Kugel und die Granate auszurotten suchen. Aber auch die entgegengesetzten Bilder sind zahlreich, wenn

*) Guibert, Société d'Anthropologie de Paris, Sitzung vom 18. April 1893.

**) Huxley, Struggle for Existence and its bearing upon that.

nicht zahlreicher; denn ohne den gegenseitigen Beistand, ohne die Sympathie wäre kein Leben auf die Dauer möglich. Wenn Pflanzen, Thiere und Menschen dahin gekommen sind, sich zu gemeinschaftlichem Bestehen und zu ungeheuren Völkerschaften zu entwickeln, und wenn jedes Einzelne sich während der Tage, Monate oder Jahre auslebt, die ihm beschieden sind, so geht daraus hervor, daß die Sympathie über den Kampf gesiegt hat. Der einfache Morgen- und Abendgruß, der in allen Ländern unter den verschiedensten Formen gewechselt wird, ist der Ausdruck eines Einklanges unter den Menschen, der auf einem überall gleichmäßig verbreiteten Gefühl des Wohlwollens und der Bereitwilligkeit, einander zu helfen, beruht.*) Ein edles arabisches Sprichwort sagt: „Ein Feigenbaum sieht den anderen an und lernt dadurch Früchte tragen." Allerdings schränkt eine andere sprichwörtliche Redensart diese Unterstützung auf die Glieder des selben Stammes oder Volkes ein: „Sieh nicht auf die Dattelpalme", sagt der Araber, „sieh nicht auf sie, denn sie redet nicht zum Fremden." Die von Naturforschern angeführten Beispiele gegenseitiger Hilfeleistung unter den Thieren sind bekanntlich zahllos und es giebt kein derartiges Beispiel, das sich nicht unter ähnlichen Formen bei den Menschen wiederholte.**) Besonders die Ameisen und Bienen zeigen uns in dieser Richtung Thatsachen, die keinen Zweifel erlauben und so deutlich sprechen, daß es verwunderlich erscheint, wenn die Verfechter des erbarmungslosen Kampfes ums Dasein an ihnen bisher blind vorübergegangen sind. Allerdings bekriegen sich die verschiedenen Ameisenarten, auch da giebt es Eroberer und Sklavenhalter, aber wir wissen, daß sie einander beistehen, wenn es nöthig ist, daß sie in der Ernährung einander behilflich sind, daß sie gemeinschaftlichen Ackerbau und gemeinschaftliche Industrie haben, wie z. B. die Züchtung von Pilzen, die chemische Transformation von Körnern, und daß sie im Stande sind, sich für einander mit völliger Selbstentäußerung zu opfern. Die Ameisenkolonien, die Hunderte und Tausende von bewohnten Nestern bilden, zeigen zwischen den befreundeten Arten nur Szenen des besten Einvernehmens und des sozialen Friedens.***) Bei Betrachtung der Wunder des Ameisenstaates ist man geneigt, Darwins Worte zu wiederholen: daß das Gehirn der Ameise vielleicht eine merkwürdigere Organisation ist als das Gehirn des Menschen. Und zwischen den Vögeln, zwischen den Vierfüßlern und den Zweihändern: wie viele rührende Beispiele von sympathischer Solidarität, die gewisse Arten verbindet! Das Vertrauen in die gegenseitige Unterstützung zwischen Angehörigen der selben großen Familie giebt jedem Einzelnen einen weit über seine Kräfte hinausgehenden

*) Patrick Geddes, Evergreen S. 30.

**) P. Krapotkin, Mutual aid among the animals, Nineteenth Century, Sept., Dez. 1890.

***) Forel, Bates, Romanes u. A.

Muth. Kleine, kraftlose Vögel wagen oft gemeinsam den Angriff auf einen ihnen weit überlegenen Raubvogel. Man hat beobachtet, wie Bachstelzen es mit Sperbern und Bussarden aufgenommen haben, wie Krähen sich damit belustigten, einen Adler zu necken. In den Thonlagern, die den Koloradofluß im fernen amerikanischen Westen einschließen, bauen Kolonien von Schwalben ihre Nester ruhig unter Hängen, auf denen der Falke nistet. Gewisse Arten haben beinahe keinen anderen Feind als den Menschen und leben, abgesehen hiervon, geschützt durch ihren ungestörten Zusammenhalt in Frieden mit allen Wesen, so z. B. die kleinen und großen Papageien der amerikanischen Wälder. Bei diesen gesellig lebenden Thieren geht das Gefühl der Solidarität bis zur wirklichen Treue und Aufopferung, wie auch der Mensch sie nicht höher entwickelt und . . selten genug übt. Wenn ein Jäger einen Kranich, der im Schwarm fliegt, verwundet, so daß er flügellahm zu stürzen droht, verändern seine Begleiter sofort die Formation ihres Zuges und zwei der Unverletzten unterstützen links und rechts den Verwundeten in seinem Fluge. Kleinere Vögel schließen sich den Wandervögeln an, um sie über das Mittelländische Meer zu begleiten. Man hat Lerchen in Gemeinschaft mit Kranichen beobachtet, die zusammen über das Meer gezogen waren*) und, der Hilfe bedürftig oder nicht, mindestens wohlwollend zu dem gemeinschaftlichen Fluge zugelassen worden waren. Wie sehr widerspricht die Wirklichkeit also jener pessimistischen Auffassung, die in dem Leben der Thierwelt nichts als den Kampf von Räubern sieht, die sich mit Krallen und Klauen zerreißen und das Blut ihrer Opfer trinken!**) Der beste Beweis dafür, daß der Kampf um das Dasein nicht einzig herrschendes Naturgesetz ist und daß die Entwickelung der Lebewesen sogar überwiegend durch das Gesetz der Sympathie bestimmt wird, ist die Thatsache, daß nicht die Arten, die am Besten für Raub und Mord ausgerüstet sind, sich am Glücklichsten entwickelt haben, sondern die anderen, die, schwach und schlecht zum Kampf gerüstet, einander um so eifriger unterstützen: nicht die grausamsten Thiere, sondern die gefühlvollsten haben gesiegt.

Das Alles trifft eben so für die primitiven Menschen oder Wilden zu, denn sowohl die vorgeschichtliche Zeit wie die Gegenwart zeigt uns eine große Zahl von Stämmen, die friedlich oder einträchtig von gemeinsamem Besitz und gemeinsamer Arbeit leben. Die Beispiele kriegerischer Völkerschaften, die, nur zum Kampf ausgestattet, von der Beraubung Anderer leben, sind selten genug, wenn sie auch häufig citirt werden. Unter den Genossen eines Stammes ist es ständige Moral, daß bei drohender Hungersnoth jeder sich

*) L. Buxbaum, Der Zoologische Garten, 1886, S. 133.

**) P. Krapotkin, Nineteenth Century, Nov. 1890, S. 702.

einschränkt, damit die Vorräthe um so länger reichen. Häufig beschränken sich die Großen zu Gunsten der Kleinen und verschmähen den Mißbrauch ihrer größeren Stärke.*) Die Menschheitgeschichte der Urzeit läßt keine Thatsache sicherer hervortreten als die, daß in allen Ländern der Welt die Gens, der Stamm, die Kollektivität als das eigentliche Wesen betrachtet worden sind, dem jeder Einzelne seine Arbeit und, wenn nöthig, sogar das Opfer seiner Persönlichkeit schuldete. Die Sympathie ist so stark entwickelt, daß sie unter Umständen selbst über den Tod hinaus sich bethätigt. So wissen wir, daß auf den Neuen Hebriden, wenn ein Kind starb, die Mutter oder Tante sich freiwillig das Leben nahm, um es in der anderen Welt zu pflegen.**) Selbst der Mord — oder richtiger: die Tötung mit Einwilligung — der Greise, die in vielen Ländern üblich ist, z. B. bei den Batta auf Sumatra und den Tschuktschen im nördlichsten Sibirien, darf eher als ein Beispiel des Mutualismus denn — wie gewöhnlich — als ein Beispiel der Barbarei der Völkerschaften, bei denen diese Sitte herrscht, gelten. In einer Gemeinschaft, in der Alle für einander leben und die Wohlfahrt der ganzen Gruppe die wichtigste Sorge jedes Einzelnen ist, wo außerdem die Schwierigkeiten der Ernährung in Folge Mangels und äußerster Kälte einen hohen Grad erreichen, muß der hilflose Alte, dessen ganzes vergangenes Leben durch die Theilnahme an dem gemeinsamen Kampf für die Existenz ausgefüllt war, einem Kampf, an dem er jetzt nicht mehr theilnehmen kann, sich auf das Schmerzlichste bedrückt fühlen; und das Leben, das er fortan nicht mehr sich selbst, sondern nur Anderen verdanken kann, muß noch viel schwerer auf ihm lasten als auf dem Greise der civilisirten Gesellschaft, der durch die geistigen Beziehungen und die sozialen Zusammenhänge bis zuletzt seinen Platz nützlich auszufüllen im Stande ist. Das Gnadenbrot zu essen, mit dem Gefühl, daß die thätigsten Mitglieder der Gemeinschaft gezwungen sind, es sich abzudarben, wird zu einer unerträglichen Qual; und die abgelebten Alten, die sich selbst zum Ueberdruß und Abscheu geworden sind, fordern von den Ihrigen als Gnade, in das Land des ewigen Friedens oder einer neuen ewigen Jugend eingehen zu dürfen. Ist die moderne und civilisirte Familie wirklich immer wohlthätiger gegen ihre absterbenden Glieder, die, von grausamen Krankheiten geplagt, thränenden Auges verlangen, daß man ihre Leiden verkürze, daß man sie von ihren Schmerzen befreie? Ihr Ruf verhallt, da die angeblichen Gebote der Kindes- und Gattenliebe verlangen, daß man sie ihr klägliches Dasein noch Wochen, Monate oder Jahre hindurch, bis zum natürlichen Ende, hinschleppen läßt. . .

Auch die kommunistische Form des Eigenthumes, die ursprünglich in der

*) Bulletin de la Société d'Anthropologie, 1888.

**) Gill in Waitz und Gerland, Anthropologie, S. 641.

ganzen Welt überwog und sich hier und da selbst in Ländern, wo das Privateigenthum zur herrschenden Form geworden ist, erhalten hat, beweist, wie sehr der Mutualismus gerade bei ackerbauenden Völkern vorherrschend zu sein pflegte, die eine ungewöhnlich hohe Stufe der Civilisation erreicht haben. Auch hier mußte die Sorge jedes Einzelnen hauptsächlich auf das allgemeine Wohlbefinden gerichtet sein. Das wird durch die Wortbildungen selbst bezeugt, die die verschiedenen bäuerlichen Kollektivitäten bezeichnen. So bedeutet der baskische Ausdruck: „Allgemeinheit", die russischen Bauerngemeinden heißen Mir: „Frieden", die serbischen Zadrughi: „Freundschaften", die Bratskiya der Buruten: „Brüderschaften". Ueberall, wo das Lateinische die Wurzel für andere Sprachen geworden ist, gilt die „Kommune" als Bezeichnung der gemeinschaftlichen Organisation, deren Mitglieder einander zu unterstützen verpflichtet sind, und das selbe Wort gilt als „Kommunion" in den romanischen Sprachen für Glaubensgemeinde und Abendmahl. Denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Im Grunde beruht alle Mittheilung von Angaben, aller Unterricht, alle Propaganda auf dem Gesetz des gegenseitigen Beistandes. Niemand, sei er noch so sehr Egoist, scheut die Bemühung, mit seiner Art, die Dinge anzusehen und zu begreifen, auf Andere einzuwirken. Je mehr die Gesellschaft fortschreitet, um so mehr sieht auch der isolirte Einzelne, selbst wenn er sich Dessen nicht bewußt wird, Seinesgleichen in Allen, die ihn umgeben. Das Leben, das in seinen Anfängen für die niedersten Thiere nur vegetativ war, das selbst beim Menschen im Zustande der Unkultur sich nicht wesentlich über diese Stufe erhob, nimmt einen durchaus veränderten und weit höheren Charakter an, nachdem Verstand und Gefühl sich entwickelt haben. Mit dem erhöhten Bewußtseinszustande treten neue Daseinszwecke, neue Ziele neben den Zweck, um den sich ursprünglich Alles drehte: die Erhaltung der eigenen Existenz; der erweiterte Menschheithorizont umfaßt fortan das Leben der ganzen Menschheit.*) Aber auch schreckliche Rückfälle giebt es auf dem Wege des Fortschrittes. Die Sympathie, die so viel geleistet hat, um von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk die intellektuelle und moralische Veredelung zu tragen, weicht dem Kampf und der wilden Entfesselung des Hasses und der Rache; und in sonderbarer Verkehrtheit hat es niemals an Solchen gefehlt, die diesen brutalen Zusammenstößen, dem „schlimmen Kriege" des Homer, die Rolle eines großen erzieherischen Momentes für die Menschheit beilegen wollten und den Krieg als Lehrmeister priesen. Das sind letzte Ueberbleibsel der alten, abergläubigen Vorstellungen von der Kraft des Opfers, hervorgerufen durch die Schrecken des Unbekannten, durch die Furcht vor den bösen Geistern, die in der Luft schweben, und den Gespenstern der Verstorbenen, die das Leben wieder zu haschen suchen, indem sie die Lebenden töten.

*) Auguste Comte, Philosophie Positive, 1869, S. 494.

„Wisse, daß Blut nöthig ist, damit die Welt leben mag, damit auch die Götter leben, daß Blut nöthig ist, um die Schöpfung zu erhalten und die Gattung nicht aussterben zu lassen." „Wäre kein Blut vergossen, weder Stämme, noch Völker, noch Königreiche würden bestehen." „Das Blut, das Du vergossen hast, o Erlöser, wird den Durst der Erde stillen, die neues Leben durch Dein Blut empfängt." So psalmodiren die indischen Khond bei Darbringung des Sühneopfers, um das Fleisch zu theilen, die Felder mit den blutigen Stücken fruchtbar zu machen und den häuslichen Heerd zu weihen.*) Keine Stadt, keine Mauer wurde in alten Zeiten bei gewissen Völkern aufgebaut, ohne daß der Grundstein mit dem Blute eines Opfers besprengt wurde. Ein eiserner Pfeiler, der Radjahdhava, bezeichnet nach der indischen Sage die Mitte der Städte, die nach einander dort gestanden haben, wo das heutige Delhi steht, und dieser Pfeiler badet sich im Blute: er wurde an der Stelle aufgerichtet, wo das zahllose Heer der Drachenmenschen, d. h. der Ureinwohner, in den Boden gestampft wurde, zum Ruhme des Yudichtira, des Sohnes des Pandu.

Gewiß hat auch der Krieg als komplexe historische Erscheinung im Laufe der Entwickelung die Gelegenheit zu Fortschritten geboten, trotz Verwüstung, Vernichtung und allen Uebeln, die er unmittelbar mit sich führt. So mag dieser oder jener Zusammenstoß zwischen Stämmen oder Völkern durch voraufgegangene Forschungreisen bedingt gewesen sein, die werthvolle Kenntnisse von bis dahin unbekannten Gegenden verschafften, und nach dem Kriege mögen Verträge und Freundschaften geschlossen worden sein, die den Handels- und Verkehrsbeziehungen nützlich waren. Mögen diese Beziehungen in vortheilhafter Weise den Gesichtskreis von Völkern, die einander bis dahin fremd geblieben waren, vergrößert, ihren Besitz vermehrt und ihre Kenntnisse erweitert haben, so waren Das doch nicht sowohl Folgen der Kriege als der Rückkehr zum Frieden und, wenn die Abschlachtungen nicht stattgefunden, Verträge das Blutvergießen verhindert hätten, so würden die selben Vortheile ohne Opfer erreicht worden sein. Aber die Völker erinnern sich nicht ihrer ruhigen Zeiten und des stillen Fortschrittes, der ohne Pein und Verzweiflung war: nur die Jahre des Schreckens haben ihr Gedächtniß gefurcht und an diese Schicksalswenden knüpfen sich ihnen scheinbar alle Endthatsachen, während die bessere Einsicht Wohlthätiges und Schädliches scheidet und jede Gruppe mit den sie determinirenden Ursachen verbindet. Genug des Selbstbetruges: der Haß gebiert Krieg und Krieg gebiert Haß, Menschenliebe entspringt nur dem gemeinschaftlichen harmonischen Wirken. Den Kulturgewinn, den man dem Streit zuschreiben möchte, danken wir in Wirklichkeit der Sympathie.

Brüssel. Elisée Reclus.

*) Elie Reclus, Les Primitifs, S. 374.

Gladstones Tugenden.

Unter den Lobsprüchen, mit denen die gesammte europäische Presse Gladstones Andenken feiert, nehmen zwei ihm nachgerühmte Eigenschaften die erste Stelle ein: seine Uneigennützigkeit und seine vielseitige Bildung, die so ausgebreitet gewesen sein soll, daß ihn manche Tagesblätter ein lebendiges Konversationlexikon nennen. Die heutige Welt hat ein so kurzes Gedächtniß, daß sie es sich gefallen lassen muß, wenn ihr gelegentlich die Erinnerung für Dinge aufgefrischt wird, die eigentlich noch nicht alt genug sind, um schon vergessen zu sein.

Gladstone war in dem im Jahre 1841 zur Regirung gekommenen Ministerium Peel erst Vizepräsident, dann Präsident des Handelsamtes und als Solcher in hervorragender Stellung an dem Vorschlage des Kabinets betheiligt, den durch Sklavenarbeit produzirten Zucker mit einem höheren Eingangszoll zu belegen als den von freien Arbeitern hergestellten. Gladstone hatte zugegeben, daß diese Maßregel pekuniär schädlich und für den Handel nachtheilig, aber behauptet, daß ihre Durchführung aus moralischen Gründen geboten sei. Lord John Russells Gegenantrag kam im Unterhause am sechsundzwanzigsten Februar 1845 zur Verhandlung, nachdem Gladstone eben sein Amt niedergelegt hatte, da er — höchst bezeichnend für ihn insbesondere und für englische Verhältnisse im Allgemeinen — für eine Unterstützung geistlicher Anstalten durch die Regirung, wie sie eben in Betreff des katholischen Priesterseminars Saint Patricks in Maynooth beschlossen worden war, keine Verantwortung tragen zu können erklärte. In der Debatte legte Macaulay in einer höchst vorsichtig abgefaßten, aber doch hinreichend deutlichen Rede die ganze pharisäische Heuchelei des Regirungvorschlages und seiner Begründung dar, deren wahrer Sinn nur sein konnte, den aus den nordamerikanischen Freistaaten und aus Brasilien importirten Zucker schwerer zu belasten als den in den englischen Kolonien Westindiens und Südamerikas hergestellten und so unter dem Vorwande, die Sklavenarbeit in den Vereinigten Staaten und Brasilien zu treffen, den englischen Plantagenbesitzern, unter dem Schein, sie für ihre Verwendung freier Arbeiter zu belohnen, eine hohe Prämie zu bewilligen. Besonders hebt Macaulay den Unsinn hervor, einen Unterschied zwischen Zucker und Zucker je nach seiner Gewinnung durch Sklaven oder Freie zu machen und solche „moralische" Unterscheidung bei Tabak und Baumwolle zu vermeiden. Gladstone mußte sich vorhalten lassen, daß er im Jahre 1833, zu einer Zeit, wo die Sklaverei in den englischen Kolonien Westindiens noch nicht abgeschafft war, die Verwendung von Sklaven in den Zuckerplantagen vertheidigt und ihre Arbeit für weniger gesundheitschädlich erklärt hatte

als die in manchen englischen Fabrikbetrieben. Die Erklärung für sein ganzes Verhalten gab Macaulay offen und ehrlich in den Worten: Gladstone ist ein Westindier, — Das heißt: seine Vermögensinteressen liegen in den westindischen Zuckerplantagen und deren Produkte müssen, ob sie durch Sklaven oder durch freie Arbeiter erzielt werden, jedenfalls Zollschutz genießen. Macaulays Rede wurde im weiteren Verlauf der Debatte von einem Redner als eine Leistung bezeichnet, wie er sie glänzender und in ihren Erwägungen überzeugender noch niemals in seinem Leben gehört habe. Und was erwiderte Gladstone auf Macaulays, wenn sie nicht augenblicklich bündig widerlegt wurde, wenigstens in jedem anderen als in dem Mutterlande angelsächsischer Heuchelei geradezu vernichtende Anklage? Er beschränkte sich auf die kurze Bemerkung, er habe in allen über den Gegenstand geführten Debatten niemals auch nur mit einer Silbe behauptet, daß die Arbeit in den Zuckerplantagen lebensgefährlich sei.

Macaulay brauchte in seiner Rede die Umstände nicht näher zu erwähnen, die Gladstone mit der englischen Zuckerproduktion in Westindien verbanden, weil sie allen seinen Zuhörern bekannt waren. Sein Vater John Gladstones — später warf er als Sir John Gladstone das Schluß-s ab —, geboren 1764, gestorben 1851, kam aus Leith nach Liverpool, wo er durch Handelsgeschäfte reich wurde und große Plantagen in Demerara in Britisch-Guayana und anderswo kaufte, deren Produkte seine Schiffe nach England brachten. Als über die Aufhebung der Sklaverei verhandelt wurde, vertheidigte er die Sklaverei in Zeitungartikeln und Brochuren. Seines Sohnes erste rednerische Leistung im Unterhause war — am dritten Juni 1833 — eine Vertheidigungrede für seinen Vater, den der spätere Graf Grey wegen der Verwaltung seiner Plantage Vreedens Hop in Demerara angegriffen hatte. Der Vollständigkeit wegen füge ich hinzu, daß er in Seaforth, Liverpool und Leith Kirchen, auf seiner Besitzung Fasque eine Kapelle und in Leith ein Asyl für unheilbar kranke Frauen erbaut hat.

* * *

Im Jahre 1876 ließ Gladstone unter dem Titel Homeric synchronism ein Buch erscheinen, das man vielleicht als ein Gegenstück zu der Art bezeichnen kann, wie der englische und schottische Puritanismus das Alte Testament auffaßt. Wie das Alte Testament den Puritanern ihre Lebensordnung, z. B. in der Sabbathfeier, vorschreibt, so sind für Gladstone die homerischen Gedichte ein historisches Repertorium der ältesten griechischen Geschichte. Von Dem, was Poesie ist, hat dieser hölzerne, harte Verstand nicht die entfernteste Vorstellung. Seine Anschauung von der ältesten hellenischen Welt spricht er in folgenden Sätzen aus, die keines Kommentars bedürfen:

„Ramses II. war ein furchtbar sinnlicher Mensch (a portentous sensualist); er hatte 166 Kinder, darunter 59 Söhne. Vielleicht gab diese außergewöhnliche Form menschlicher Ausschweifung dem Dichter die Veranlassung zu dem so völlig unhelleniſchen und der griechiſchen Sitte (besonders wohl des Herakles?) widerlichen Charakterbilde des Priamos, der fünfzig Söhne und zahlreiche Töchter hatte . . . Kurz, Hellas war den egyptiſchen Königen der achtzehnten, vielleicht auch denen der neunzehnten Dynastie unterthan . . . Ramses II. galt offenbar für einen Mann von höchst ausgebildeter Eigenart, der alle seine Vorgänger und Nachfolger durch sein Heldenthum in den Schatten stellte: in den homeriſchen Gedichten ragen nur zwei Gestalten über das Maß des Menſchlichen hervor, Achilles in den koloſſalen Maßen seines Empfindens und Handelns und Priamos mit der aſiatiſchen Lebensfülle (multiformity) seines Haushaltes, die so seltsam von der Keuschheit (modesty) altgriechiſchen Lebens absticht. Beides kann in der Gestalt Ramses des Zweiten vorbildlich wieder gefunden werden.“ So als gründlicher Kenner des helleniſchen Alterthumes legitimirt, war Gladstone vor allen Anderen befähigt, Schliemann zu verstehen. Auf dringende Bitten Schliemanns übernahm er es denn auch, die Vorrede zu dessen Buch „Mykenae“ zu schreiben. „Die Gesammtzahl der Körper (gemeint sind Leichen) in den fünf Gräbern“, sagt er in dieser Abhandlung, „die auf sechzehn oder siebenzehn angegeben wird, schließt drei Frauen und zwei oder drei Kinder ein. Die lokale Tradition hat Kunde von einer Gesellschaft von Männern bei Agamemnon und von Kassandra und zwei Kindern, die sie nach der Ueberlieferung geboren haben soll. Das ist nur insofern von Bedeutung, als es den alten Glauben bezeugt, daß Kinder in den Gräbern begraben lagen, denn Kassandra konnte erst zur Zeit der Zerstörung Trojas gefangen genommen sein und die Ermordung erfolgte sofort nach der Ankunft in Griechenland. Wahrscheinlich genug ist es aber, daß diese Kinder von einer anderen Konkubine stammten, die an die Stelle getreten sein mag, die Briseis einnehmen sollte.“ Den hohen Reiz dieser glänzenden hiſtoriſchen Kombination will ich weislich durch kein Wort der Würdigung beeinträchtigen.

Außerdem wird Gladstones unerschöpfliche Beredsamkeit fast eben so hoch gerühmt wie die des Schwätzers Castelar, mit dem er auch in dem blinden Haß gegen alles Deutsche übereinstimmt. Wir Deutschen haben Gladstones bittere Abneigung geduldig ertragen und seine Beredsamkeit hat uns im Gegensatz zu der kernigen Rede des größten deutschen Staatsmannes nur den Vergleich der furchtbaren Psalmen, die die Gemeinde in engliſchen Kirchen blökt, mit den Chorälen nahe gelegt, die man in deutschen Kirchen singt.

Hamburg. Franz Eyssenhardt.

Der Maikäfer.

Herrn Dr. Wehrpfanne, dem Redakteur des konservativen Amtsblattes von Glückshausen, passirte die Unannehmlichkeit, daß er dem in der Stadt in Garnison liegenden thüringischen Prinzen einen großen, schwungvollen Leitartikel zum Geburtstag widmete, während, wie er dann erfuhr, die Durchlaucht nicht am siebenten Januar, sondern am siebenten Juni geboren war. Dr. Wehrpfanne, ein Mann von imponirendem Aeußeren und Auftreten, so wie man es von dem Leiter eines Amtsblattes verlangte, war außer sich über das Versehen. Es ließ sich aber leider nicht ändern, obwohl der Redakteur in eigener Person mit dem Prinzen darüber verhandelte, ob es nicht im Interesse der guten konservativen Sache das Beste sei, Aergernisse zu vermeiden und die Geburtstagsfeier, als zu Recht bestehend, auf den einmal genannten Januartag zu verlegen. Der Prinz, ein Lebemann, den man in die kleine Garnisonstadt gesteckt hatte, weil man glaubte, daß er hier am Wenigsten Gelegenheit finden werde, unangenehme Streiche zu begehen und Schulden zu machen, der Prinz wollte auf eine ausgiebige und wohlvorbereitete Feier seines Geburtstages nicht verzichten und lehnte den Vorschlag ab. So erfuhr denn die ganze Stadt Glückshausen, daß der in ihren Mauern weilende Prinz erst in fünf Monaten Geburtstag habe und daß das Amtsblatt einen derben Bock geschossen habe. Die Honoratioren der Stadt erfuhren die Sachlage bereits an dem selben Tage und erzählten sie einander mit geheimer Schadenfreude; das Gros der Bevölkerung aber erfuhr sie erst am nächsten Tage durch die Glückshausener Nachrichten, ein liberales Blatt, das das Versehen seines Konkurrenten nicht vorübergehen lassen konnte, ohne allgemeine moralische Betrachtungen über den Servilismus unserer Zeit, und wie er bisweilen bestraft werde, daran zu knüpfen.

Von dem Tage an gewannen die „Nachrichten" an Ansehen, Abonnenten und Inserenten in Glückshausen, zumal sie nicht verfehlten, glänzende Artikel gegen den Konservativismus, wie er von Amtsblättern und besonders von dem Amtsblatt von Glückshausen vertreten werde, zu schreiben. Wie speziell dieses Blatt den Konservativismus auffasse, Das habe man ja bei der Geburtstagsaffaire gesehen. Da in Glückshausen von den Leuten, die anständig genug waren, um für das Abonnement einer Zeitung in Betracht zu kommen, etwa die Hälfte konservativ und die Hälfte liberal war, so hatten beide Blätter einen schweren Stand. Die „Nachrichten", die erst seit ein paar Jahren existirten, suchten sich dadurch zu helfen, daß sie nicht den Konservativismus überhaupt, sondern nur den vom Amtsblatt vertretenen bekämpften. Das hatte eine sehr gute Wirkung, denn nun konnten auch Konservative das liberale Blatt, das besonders in der Geschäftswelt gelesen wurde und die Inserate etwas billiger berechnete, halten. Leider aber dauerte das Uebergewicht der „Nachrichten" nicht lange, denn das Amtsblatt bekämpfte von dieser Zeit an ebenfalls nicht mehr den Liberalismus, sondern nur „die von den Nachrichten vertretenen persönlichen liberalen Anschauungen". Auf diese Weise berührten sich die Ansichten der beiden Blätter in einer gewissen konservativ-liberalen Politik, so daß sie von den konservativen wie von den liberalen Abonnenten mit etwa gleicher Zustimmung und gleichem Genuß gelesen werden konnten. Je mehr aber auf politischem Gebiet in beiden Lagern Einigkeit herrschte, um so mehr bekämpfte man einander überall sonst in Dingen, die weniger die Leser

als die Redaktionen und die Verleger der beiden Zeitungen angingen. Wer das Amtsblatt las, Der kam nach und nach zu der Ueberzeugung, daß an allem Elend, das es in der Welt gab, an den sozialen Schwierigkeiten, an der Geschäftskrisis, an der schlechten Orthographie, an den Gemeindelasten, an dem verwahrlosten Zustande der kleinen Bäckergasse, an dem Panama-Skandal die Glückshausener Nachrichten schuldig seien. Leider nützte Das dem Amtsblatt nicht viel, denn die „Nachrichten" brachten ihren Abonnenten etwa die selbe Ueberzeugung von dem Amtsblatt bei.

So hielten die beiden Preßorgane von Glückshausen an Ansehen und Abonnentenzahl einander etwa die Wage, bis dem Redakteur Dr. Wehrpfanne der Streich mit dem Geburtstag des Prinzen passirte. Von der Zeit an hatten die „Nachrichten" entschieden die Oberhand, sie triumphirten und herrschten in Glückshausen: Sie hatten das Wort „Geburtstagsscherz" zu einer Art Stichwort gemacht, mit dem sie das Amtsblatt höhnten und Alles bekämpften, was dieses Blatt vorbrachte. „Geburtstagsscherz" wurde ein geflügeltes Wort in Glückshausen; ein Böttchermeister, der die Heringstonne eines Kaufmannes einen Geburtstagsscherz genannt hatte, wurde von dem Kaufmann mit Injurien beladen, so daß die Sache vor das Gericht kam. Dadurch wurden die „Nachrichten" noch populärer und das Amtsblatt verlor noch mehr Abonnenten und bekam auch keine neuen.

Das Glück blieb freilich den „Nachrichten" nicht lange hold, obgleich sie ihren Liberalismus noch konservativer einrichteten, um auch den konsequentesten Gegnern den Eintritt in den Kreis ihrer Leser zu erleichtern. Es war nämlich gegen Anfang April, als in dem gelesensten Blatte der Stadt die Nachricht erschien, daß am gestrigen Tage der erste Maikäfer des Jahres in der Redaktion vorgezeigt worden sei. So unschuldig nun diese Nachricht im Allgemeinen erscheinen mag, so lag darin doch der Keim aller Stürme, die von nun an über Glückshausen und seine Presse hereinbrechen sollten. Der selbe Mann nämlich, ein Arbeiter in einer Gärtnerei, der dem Redakteur der „Nachrichten" den Maikäfer in lebendiger Gestalt, mit sämmtlichen unverkürzten sechs Beinen und rothen, epauletteähnlichen Fühlern, vorgezeigt hatte, war einige Tage vorher auch bei dem Amtsblatt gewesen und hatte dort ebenfalls das seltene Kerbthier vor dem Redakteur, den beiden Verlegern, dem Reporter und den drei Setzern demonstrirt. So sehr das ganze Amtsblatt nun aber an dem Ereigniß Interesse genommen hatte, so brachte es die Nachricht doch nicht sofort, da gerade Wochenmarkt war und die Inserate einen großen Platz wegnahmen. In der nächsten Nummer vergaß es leider die Nachricht; und der Arbeiter, der die Neuigkeit im Amtsblatt nicht erwähnt fand, ging nun zu den Nachrichten, die nichts Eiligeres zu thun hatten, als das Naturwunder dem Publikum mit dem nöthigen Aplomb zu berichten. Die beiden Verleger des Amtsblattes machten daraufhin dem Dr. Wehrpfanne bittere Vorwürfe, daß durch seine Schuld die „Nachrichten" wieder einmal eine interessante Neuigkeit zuerst gebracht hätten. Der Redakteur warf sich in die Brust und sagte, er werde sofort die Scharte auswetzen. Eiligst ging er in den Setzerraum, um dort etwas Gepfeffertes gegen die „Nachrichten" zu ersinnen. Hier, wo die drei Setzer eifrig bei der Arbeit waren, um seine Geistesthaten in Buchstaben und gedruckte Worte umzusetzen, hier überkam ihn stets ein erhabenes Gefühl von der Würde der Presse, so daß ihm das Schreiben hier am Besten

gelang. Er las also die Maikäfernotiz der „Nachrichten“ wiederholt vor sich hin und drehte sie nach rechts und nach links, um zu sehen, ob sich daran Etwas mäkeln ließ. Dabei kaute er an seinem Federhalter, tauchte immer wieder in das Tintenfaß, so daß die Setzer merken mußten, wie eifrig er beschäftigt war, und große Ehrfurcht vor ihm bekamen. Leider fiel ihm lange nichts ein, doch er hatte Zeit und zerriß einen Redaktionbriefbogen nach dem anderen, — was er mit um so größerer Seelenruhe that, als es auf Kosten der Verleger ging. Endlich fand er die richtige Idee, was er dadurch kundgab, daß er laut in die Hände klatschte, so daß die Setzer erschreckt in ihrer Arbeit innehielten und den Machthaber der Presse von der Seite anguckten. Er aber schrieb jetzt dampfend darauf los, er theilte den Lesern des Amtsblattes mit, daß bereits einige Tage vorher ein Maikäfer in der Redaktion eingeliefert worden sei, wodurch man sehen könne, daß sich alle Dinge im Amtsblatt um etwa eine halbe Woche früher ereigneten als in gewissen anderen Blättern. Wenn dieses die Nachricht gleichwohl nicht gebracht habe, so liege Das hauptsächlich daran, daß es seine Spalten mit idealeren und wichtigeren Dingen zu füllen wisse als mit Berichten über Maikäfer, die an und für sich schon durch ihre Gefräßigkeit und Kurzsichtigkeit das Sinnbild des Materialismus und des Banausenthumes darstellten, — Tugenden, für die sich andere Leute als die vom Amtsblatt begeistern könnten.

Auf diesen versteckten, aber offenkundigen und von der Partei des Amtsblattes viel belachten Angriff antworteten die „Nachrichten“ damit, daß sie bemerkten, es sei sehr leicht, hinterdrein zu behaupten, daß man eine Nachricht früher gehabt habe als Andere. Leider würden freilich die Dummen nicht alle, die Alles für baare Münze annähmen, was von Amtsblättern gedruckt werde. Und was Das anbelangt, daß alle Ereignisse in der Redaktion eines gewissen Blattes eher eintreten als anderswo, so bezieht sich Das wahrscheinlich auf die Geburtstagsgeschichte des Prinzen, wo man den festlichen Tag sogar um ein halbes Jahr voraus gewußt und gefeiert habe. Ein so ideales Umspringen mit der Zeit sei bei den „Nachrichten“ allerdings nicht beliebt, um so weniger, als man es im Materialismus und im Banausenthum doch noch nicht so weit gebracht habe, nur an lukullische Geburtstagsfeste hochgestellter Persönlichkeiten zu denken. Uebrigens sei der Maikäfer vom größten Interesse für die Stadt Glückshausen und Umgebung und es zeuge von argem Unverständniß und schnöder Gleichgiltigkeit gegen die Empfindungen der Bürger, wenn man ein solches Thier, dessen furchtbaren Schaden Jeder in seinem Garten und in seinem Felde wahrnehme, nicht im Auge behalte. Deshalb sei es sehr wohl der Beruf der Presse, Ereignisse, die sich auf den Maikäfer, auf den Engerling, aus dem sich bekanntlich der Maikäfer entwickele, auf den Drahtwurm und andere Würmer beziehen, zu berichten.

Da in einer so guten und ehrenwerthen Stadt wie Glückshausen aufregende Ereignisse im Allgemeinen nicht vorkommen und wissensdurstige Leute dort für gewöhnlich allein auf die in der Zeitung berichteten Unglücks- und anderen Fälle angewiesen sind, so kann man ermessen, daß der Streit zwischen den beiden Blättern die Bürger in Athem hielt. Nachdem die „Nachrichten“ ihren Gegner so abgefertigt hatten, hielt Jeder ihn für vernichtet und inserirte sein frisches Schweinefleisch und seine neuen Heringe in den „Nachrichten“. Nur ein alter Handwerker und der Postmeister meinten, man müsse erst die Antwort des Amts-

blattes abwarten, ehe man urtheilen dürfe; sie wurden aber in Folge dieser Meinung gänzlich ignorirt und geriethen so völlig in Verachtung, daß sie nicht einmal einen dritten Mann zum Skat fanden. Endlich, nach drei Tagen, erschien das Amtsblatt wieder und brachte einen sehr ausführlichen Artikel über den Maikäfer, worin es zunächst die Redaktion der „Nachrichten" der größten Ignoranz zieh, daß sie den Engerling und Drahtwurm für Würmer anstatt für Insekten halte. Daran könne man sehen, was für Leute heutzutage sich berufen fühlten, Leiter des Volkes zu sein. Diesen Irrthum der „Nachrichten" bauschte das Amtsblatt nun derartig auf, daß die Bürger von Glückshausen und Umgegend am Abend, wo das Blatt erschien, der Meinung waren, daß Alles, was die „Nachrichten" je gedruckt hätten und noch drucken würden, erlogen oder mindestens das Geschreibsel von Schulknaben sei. Aber noch ein anderer Treffer stand in dem triumphirenden Blatte. Es hatte über den Maikäfer bei dem Arbeiter recherchirt, um ihn zum Zeugen der Priorität anzurufen; dabei hatte es denn erfahren, daß der Arbeiter den selben Maikäfer, den er ihm vorgezeigt, auch zu den „Nachrichten" getragen hatte. Diese Thatsache wußte Dr. Wehrpfanne so geschickt anzubringen, daß es schien, als ob die „Nachrichten" den Maikäfer gewissermaßen entwendet und damit eine Art Plagiat begangen hatten und überhaupt nur auf Kosten des Amtsblattes ihre literarische Existenz fristeten. Aber noch einen dritten Trumpf vermochte das glückliche Amtsblatt auszuspielen. Es hatte nämlich von dem Arbeiter auch erfahren, daß die „Nachrichten" ihm für seinen Maikäfer nur zehn Pfennige bezahlt hatten, während das Amtsblatt ihm fünf Groschen für seine Mühe gegeben hatte. Diesen Umstand stellte nun das konservative Blatt als eine Ausbeutung der Arbeitkraft hin, die eben nur in einem liberalen Blatte wie den „Nachrichten" möglich sei, wo man das Wohl der ärmeren Klassen immer im Munde führe, wo man selbst Interesse für die von Maikäfern angerichteten Schäden erheuchle, während es doch Jedermann klar sei, daß nur ein konservatives Blatt die Interessen des Land- und Gartenbaues pflege und damit selbstverständlich auch dem Maikäfer die ihm gebührende Beachtung nicht versage.

Die Bürger von Glückshausen waren denn auch an diesem Abend sofort auf der Seite des Amtsblattes und inserirten in diesem ihr frisches Schweinefleisch und ihre neuen Heringe. Besonders war man empört über die Schäbigkeit der „Nachrichten" gegenüber dem Arbeiter; und im „Goldenen Löwen", wo die angesehenen Bürger der Stadt verkehrten, veranstaltete man eine Sammlung zu Gunsten des Gartenarbeiters, wobei 2 Mark und 35 Pfennige einkamen, die freilich von den Beisteuernden wieder zurückgenommen wurden, da der Gärtner, bei dem der Arbeiter in Lohn stand, diesen als ein gefährliches Subjekt bezeichnete, das mit den Sozialdemokraten in Berlin neuerdings Beziehungen unterhalte. Trotzdem war man über die „Nachrichten" noch entrüstet genug; und der alte Handwerker und der Postmeister, die wiederum meinten: „Abwarten!" fielen noch mehr in Verachtung und fanden wieder keinen dritten Mann zum Skat.

Das Amtsblatt behielt von der Zeit an die Oberhand, und wenn auch noch in den nächsten Wochen der Kampf hinüber und herüber schwankte und die Bürger von Glückshausen noch mehrmals bald den „Nachrichten" und bald dem Amtsblatt Recht geben mußten, so blieb doch die Unwissenheit der „Nachrichten" und ihre Schäbigkeit gegenüber dem Gartenarbeiter als Brandmal haften. Der

Gartenarbeiter Maschke, der den Anstoß zu dem Streit gegeben hatte, wäre dabei entschieden sehr berühmt geworden, wenn er sich nicht leider gar zu sehr kompromittirt hätte. Es wurde nämlich bekannt, daß er, wenn auch ein sehr tüchtiger Arbeiter, ein Wühler sei, und man redete im Goldenen Löwen sogar davon, daß er die arme Bevölkerung der Stadt tyrannisire und sozialistisch bearbeite.

Der Gartenarbeiter Maschke war, obwohl er nicht in Glückshausen geboren war, ein heller Kopf, der außer seinem Steckenpferde, dem Sozialismus, sich auf allerhand kurzweilige Studien warf. Während er in Berlin in einer Gärtnerei beschäftigt gewesen war, hatte er öfters gelesen, daß ganz zeitig im Jahre Maikäfer den Redaktionen eingeliefert worden waren. Als er nun nach Glückshausen kam, war es ihm darum zu thun, möglichst zeitig solche Thiere zu finden, um dann das Naturwunder in den Blättern, womöglich mit Nennung seines Namens, veröffentlichen zu lassen. In diesem Jahr war es ihm zum ersten Male gelungen, schon in den ersten Apriltagen eines Käfers habhaft zu werden. Welches Aufsehen die Entdeckung machte und welche Stürme sie hervorrief, Das ist bereits zu schildern versucht worden. Maschke aber sah vergnügt seinen Ruhm wachsen und trachtete danach, ihn zu vermehren. Er hatte nämlich jetzt die richtige Methode gefunden, um Maikäfer möglichst zeitig zum Gebrauch für Redaktionen zu liefern. Im nächsten Jahr hoffte er bereits früh im März die Naturwunder präsentiren zu können und sie so geschickt wirken zu lassen, daß die Bürger von Glückshausen dann von Neuem einen lange anhaltenden Genuß haben könnten. In der Gärtnerei, in der er arbeitete, waren nämlich sehr viele Frühbeete, von denen einige sich in solcher Unordnung befanden, daß sie nicht mehr benutzt wurden. Der Meister war ein guter, alter Mann, der Neues nicht leiden mochte und darum Alles verfallen ließ. Mit Maschke aber, der sich in seiner langen Praxis schon bald so viel Gärtnerei angeeignet hatte wie der Meister, kam dieser gut aus, wenn er ab und zu noch ein paar Weiber zum Graben und Jäten annahm. Radieschen, frühe Bohnen, Schoten, Gurken, die gangbarsten Obstbäume, Nelken, Stiefmütterchen und Dergleichen konnte Maschke behandeln wie ein gelernter Gärtner und mehr brauchte er hier in Glückshausen nicht, da hier doch nach Raritäten Niemand fragte, höchstens der junge Doktor und der Amtsrichter. Maschke schaltete und waltete also in der Gärtnerei fast wie der Meister und ließ wie dieser das Unkraut wachsen, die Raupen den Kohl abfressen und die Warmbeetkasten verfallen. Von diesen hatte er nun einen für sich in Beschlag genommen; allmonatlich düngte er das Beet frisch, grub es um und besäte es mit Kopfsalat, weil er wußte, daß dieser Salat eine beliebte Speise für Engerlinge ist. Wo er nun irgend ein solches Thier entdeckte, hob er es sorgfältig auf und that es in seine Menagerie, wie er das Mistbeet nannte. Das letzte Mal hatte er nun leider, da der Sozialismus ihn gerade stark beschäftigte, versäumt, die Erde mit den Engerlingen aus der Menagerie rechtzeitig in ein anderes halbwarmes Frühbeet zu schütten, er hatte diese seine zweite Lieblingsbeschäftigung erst anfangs März aufnehmen können, so daß er vor April nicht mehr die Freude hatte, die Redaktionen mit einem Maikäfer zu beglücken. Im nächsten Jahr aber sollte die Kultur der Engerlinge so rationell und prompt betrieben werden, daß er vielleicht gar schon vom März an täglich mit frischen Maikäfern aufwarten könnte.

Sein Ehrgeiz wurde nun noch dadurch mächtig angestachelt, daß Herr Dr. Wehrpfanne eines Tages in eigener Person zu ihm in die Gärtnerei kam, als

er gerade damit beschäftigt war, die Gurken mit flüssigem Dünger zu begießen. Obwohl nun dem Redakteur des Amtsblattes die Thätigkeit des Gartenarbeiters wenig angenehm däuchte, so redete er doch sehr herablassend zu Maschke und stellte ihm vor, wie es im Interesse der guten Sache ihm sehr erwünscht wäre, im nächsten Jahr recht zeitig einen lebenden Maikäfer zu erhalten. Bei dem Antheil, den das Publikum an der vorzeitigen Entdeckung der Insekten nähme, sei es Pflicht und Recht der Presse, Alles zu thun, um diesem Wissensdrange gerecht zu werden. Das Amtsblatt setze daher ihm, Maschke, eine Summe von zehn Mark aus, wenn er der Redaktion den ersten Maikäfer des Jahres einliefere und zum dauernden Besitzthum überlasse. Maschke versprach Das und ließ durchblicken, daß er die geeignete Person für diese schwierige Sache sei, da sowohl Beruf wie Neigung ihn dazu führe, sich im Interesse der Allgemeinheit mit Maikäfern zu beschäftigen. Er sei zwar ein einfacher Arbeiter, aber es gäbe, wenn er nicht irrte, Beispiele, daß auch Arbeiter Etwas für die Wissenschaft gethan hätten. Was die Maikäfer anbelange, so könne er sagen, daß er sie eben so gut, wenn nicht besser kenne als ein Professor, der sich von irgend Jemandem einen Maikäfer besorgen lasse und ihn dann in seiner Stube studire, wo die Maikäfer doch andere Gewohnheiten und Unarten annehmen als im Freien. Dr. Wehrpfanne war erstaunt über die gebildete Ausdrucksweise und das aufgeweckte Wesen Maschkes, zumal in seiner Zeitung die Sozialisten als dumme Jungen oder Trunkenbolde geschildert werden mußten. Er ging jedenfalls mit dem Bewußtsein davon, im nächsten Jahr den ersten Maikäfer zu besitzen und damit einen weiteren Vorsprung vor den „Nachrichten" zu bekommen, — eine Sache, die gewiß zehn Mark werth war, zumal sie die Verleger zahlen mußten.

Nun begab es sich leider, daß der Redakteur und die Verleger der „Nachrichten" — zwar einige Monate später — ebenfalls zu Maschke kamen, um bei ihm einen frühzeitigen Maikäfer zu bestellen. Der Arbeiter gerieth in einige Verlegenheit; da er aber ein findiger Kopf war, so versprach er, sein Möglichstes zu thun, um die Herren zufrieden zu stellen. Er erzählte unumwunden seine Abmachung mit dem Amtsblatt, doch wolle er es möglichst so einrichten, daß sie trotzdem die Kunde von dem ersten Maikäfer früher in ihre Spalten aufnehmen könnten als das Amtsblatt. Für diesen Fall sagte ihm der Redakteur der „Nachrichten" dreißig Mark zu; der eine der beiden Verleger meinte freilich, zwanzig Mark wären auch genug, da der andere aber nur fünfzehn Mark aus der gemeinsamen Kasse bewilligen wollte, so blieb es bei dem letzten Betrage. Immerhin sah Maschke, daß die Wissenschaft Etwas abwirft, und gelobte sich feierlich, alle freie Zeit, die ihm die Gärtnerei und die Agitation lasse, für die Erforschung des Maikäfers und für ähnliche Dinge zu verwenden. Er beschloß sogar, Käfer und Schmetterlinge zu sammeln und sie an Lehrer und Schulkinder zu verkaufen, Stück für Stück zehn Pfennige, im Dutzend billiger, Raritäten etwas theurer.

Während so die Presse von Glückshausen früh darauf bedacht war, Stoff für das Lesebedürfniß ihrer Abonnenten herbeizuschaffen, wogte der alte Kampf zwischen den beiden Zeitungen hin und her und die Sache mit dem Maikäfer wurde noch oft von dem Amtsblatt erörtert, um den „Nachrichten" das Leben schwer zu machen, worauf diese dann jedesmal mit dem Geburtstagsscherz antworteten. So zogen sich die gegenseitigen Reibereien bis in den Anfang des nächsten Jahres

hinein und sie hätten auch jetzt nicht aufgehört, wenn nicht gerade die Reichstagsperiode abgelaufen gewesen wäre und die Neuwahlen vor der Thür gestanden hätten. Um diese Zeit kam jedesmal eine friedliche Stimmung über die Presse von Glückshausen. Der Wahlkreis nämlich, in dem die Stadt lag, war vom Anbeginn an durch den alten Baron Warmeshagen vertreten gewesen, einen biederen, leutseligen Herrn, der allgemein beliebt war und sich um das Wohl der Stadt durch verschiedene Stiftungen und die Errichtung von öffentlichen Bedürfnißanstalten sehr verdient gemacht hatte. Man wählte ihn, wie man ihn jedesmal gewählt hatte, obgleich er im Reichstag den Freikonservativen zugezählt wurde. Die Presse von Glückshausen aber war eifrig bemüht, eine Spaltung der Bürger in politische Parteien zu verhüten, da beide Zeitungen nach Lage der Sache darauf bedacht sein mußten, Abonnenten zu bekommen, gleichviel welcher Richtung sie angehörten. Sie vermieden deshalb zur Zeit der Wahl ganz besonders streng alle Ansichten, die darauf schließen lassen konnten, daß sie einer bestimmten Partei angehörten. Diese Haltung der Presse übte denn auch eine sehr beruhigende Wirkung auf die Gemüther der Bürger und auf den ganzen, meist aus Fabrikdörfern bestehenden Wahlkreis aus, und wenn auch die Betheiligung an der Wahl nicht stark war, so dachte doch Keiner daran, einen Anderen als den alten Warmeshagen zu wählen. Daß freilich bei der letzten Wahl auch ein Sozialdemokrat ein paar armsälige Stimmen von irgend welchen mauvais sujets erhalten hatte, kam gar nicht in Betracht und gab höchstens Stoff zum Lachen. In einer so guten Stadt wie Glückshausen vermochte der Geist des Umsturzes niemals Fuß zu fassen, trotzdem es Fabriken genug gab, die aber „wahre Musteranstalten" waren, wie die Presse sich ausdrückte.

Es war zwar auch diesmal ein Sozialist aufgestellt worden, und zwar der berüchtigte Maschke, woraus die Bürger ersahen, daß dieser Mensch wirklich der Sammlung, die man für ihn beinahe veranstaltet hätte, ganz unwerth gewesen wäre. Im Uebrigen aber schenkten sie der Sache keine Bedeutung, da es ihnen gleichgiltig sein konnte, ob sich Einer blamiren wollte oder nicht. Bei der letzten Wahl hatte der Sozialist 11 Stimmen bekommen, diesmal würde er 13 oder 17 bekommen: was ging es sie an; es mußte auch solche Käuze geben. Das gute Beispiel, das die Presse von Glückshausen in politischer Ruhe und Zuvorkommenheit den Bürgern gab, wirkte freilich insofern unheilvoll, als Maschke ganz unbeachtet eifrig weiter agitiren und wühlen konnte. Die Arbeiter wurden nach und nach stiller, betranken sich seltener und schlugen sich nur ausnahmweise, so daß der alte Stadtgendarm wenig Arbeit hatte und sich den Trunk angewöhnte. Dagegen konnte man sie häufiger und in dicht zusammengedrängten Gruppen stehen sehen, und wenn sie auseinander gingen, sahen sie sich fest an und drückten einander die Hand.

So herrschte also in dieser Zeit der Wahlen überall ringsum Friede und Eintracht im öffentlichen Leben der guten Stadt Glückshausen. Dr. Wehrpfanne verkehrte sogar während dieser Zeit in dem selben Gasthause wie der Redakteur und die Verleger der „Nachrichten", wenn auch an einem anderen Tische. Konservative und Liberale rühmten die Vorzüge ihres altehrwürdigen Volksvertreters, — ein Lob, das diesen Herrn einige Faß Bier und Cigarren kostete. Kurz, das Leben war nie so schön gewesen wie jetzt. Die allgemeine Eintracht dauerte nun freilich nicht länger als bis zum Abend vor der Wahl. Dem viel beschäftigten Maschke war

leider das Unglück passirt, daß er gerade an diesem Tage — es war um die Mitte März — zwei Maikäfer auf einmal auf der alten kahlen Kastanie entdeckte, die nah bei seinem Frühbeet stand. Offenbar waren sie aus dem Beet, das er täglich zu lüften pflegte, ausgekrochen, um auf einem Baum, wie Maikäfer thun, ihr weiteres Leben fortzuführen. Nun kamen ihm die Kerbthiere zwar jetzt wenig erwünscht, aber da sie einmal vorhanden waren — es waren zwei schöne dicke Kerlchen, der Eine mit einem schwarzen, der Andere mit einem rothen Schild —, da sie nun einmal da waren, mußte man sich ihnen widmen. Das machte sich nun glücklicher, als Maschke gedacht hatte. Den einen Käfer, den er zuerst entdeckt hatte, trug er, seiner Verabredung gemäß, zum Dr. Wehrpfanne. Der war sehr entzückt und ließ Maschke, der ihm zusichern mußte, daß Dies der erste Maikäfer sei und daß er davon den „Nachrichten" nichts erzählen werde, zehn Mark aus der Kasse einhändigen, — Das heißt: neun Mark fünfzig Pfennige, denn die Aufbewahrung und die Mühe, die die Besichtigung des Maikäfers durch das Publikum dem Verlag verursachen würde, sei sicher mehr als fünfzig Pfennige werth und man könne nicht verlangen, daß die Redaktion Alles umsonst thue. Maschke wollte protestiren, doch schnitt ihm der Herr Doktor mit der liebenswürdigen Bemerkung das Wort ab, daß er ihm zu seiner Führerschaft Glück und eben so viele Wähler wünsche, wie er eben Mark empfangen habe. Maschke dankte still und zog mit seinem zweiten Maikäfer auf die Redaktion der „Nachrichten", um dort fünfzehn Mark und einige Sticheleien, die er tapfer ertrug, in Empfang zu nehmen. Den „Nachrichten" war es nun vergönnt, ihren Lesern die erste Kunde vom ersten Maikäfer zu bringen, da sie noch am Abend desselben Tages erschienen. Da die Antwort des Amtblattes, das erst am nächsten Abend — also nach der Wahl — erschien, nicht mehr in der Wahlzeit erfolgen konnte, so war eine Aufrüttelung der politischen Leidenschaften und Gegensätze der Bürger und damit ein Abfall vom Abonnement nicht mehr zu befürchten. So konnten die „Nachrichten" die sensationelle Neuigkeit mit der Zuversicht bringen, daß alle gutgesinnten Bürger der Stadt Glückshausen mehr denn je von der Promptheit und Zuverlässigkeit dieses Blattes überzeugt werden würden. Die „Nachrichten" versäumten denn auch nicht, die Notiz mit den nöthigen Bemerkungen auszustatten. Einen Maikäfer, einen wirklichen, lebenden Maikäfer, den sich jeder auf der Redaktion ansehen könne, schon Mitte März zu besitzen: Das sei das Bedeutendste, was je ein Blatt, selbst die in der Hauptstadt nicht ausgenommen, an Schnelligkeit und Findigkeit zu leisten vermocht habe. Wie sie schon im vorigen Jahre zuerst die Mittheilung über den ersten Maikäfer gebracht, so hätten sie diesmal sich erst recht als ein Blatt erwiesen, das für Jedermann in Glückshausen und Umgegend geradezu unentbehrlich geworden sei.

Die Wirkung dieser Ausführungen auf das Amtsblatt und den Dr. Wehrpfanne zu schildern, erlasse man mir in Güte. Nur Das sei bemerkt, daß am folgenden Tage in den Geschäftslokalitäten des Amtsblattes ein Tintenfaß nach dem andern zerbrochen, dem einen Setzer gekündigt und die Redaktionschere mehrmals an die Wand geworfen wurde. Als der Abend jedoch wieder hereinbrach und das Amtsblatt gedruckt in Dr. Wehrpfannes Händen war, hatte er die volle Fassung und das Selbstbewußtsein, das ihm in großen Augenblicken eigen war, wiedergewonnen. Er hatte zwar gegen Maschke nichts ausrichten können,

da dieser Patron seiner Verabredung gemäß den ersten Maikäfer dem Amtsblatt übergeben hatte; aber er hatte auch erfahren, daß der Arbeiter erst den zweiten Käfer den „Nachrichten" überliefert hätte. Darauf gründete er die Angriffe, die er gegen die „Nachrichten" schleuderte und die er heute in einen ganzen Artikel zusammengefaßt hatte, der „Der Maikäfer" überschrieben war. Darin war in flammenden Worten der Nachweis geführt, daß den Bürgern von Glückshausen gestern nicht der erste, sondern der zweite Maikäfer angekündigt worden sei. Diese Enthüllung sei, wie es in dem Artikel weiter hieß, um so vernichtender, als daraus hervorgehe, daß man den Versuch gemacht habe, den guten Bürgern das Recht auf den ersten Maikäfer hinterlistig zu entziehen. Den ersten und allein echten Maikäfer aber besitze selbstverständlich das Amtsblatt, das hier, wie immer, sich als erstes und bestes Blatt für Glückshausen und Umgegend bewährt habe. Jeder Versuch aber, ihm diese Stellung zu rauben und sich mit den Federn des Amtsblattes zu schmücken, werde so kläglich scheitern wie diesmal, wo selbst die so fein eingefädelte Intrigue mißlungen und der wahre Sachverhalt nebst dem wahren und ersten Maikäfer ans Licht gekommen sei.

War nun die öffentliche Meinung von Glückshausen schon am Abend vorher beim Erscheinen der „Nachrichten" in starke Bewegung gerathen, so entfesselte jetzt das Amtsblatt in den Gemüthern, die sich in der Wahlzeit zur Ruhe gezwungen hatten, einen neuen Sturm der Leidenschaft. Im Goldenen Löwen hatten sich an dem Abend die Bürger sehr zahlreich eingefunden, angeblich, weil dort, wie jedesmal, das Wahlresultat zuerst verkündet wurde. Eigentlich zwar liefen alle Nachrichten aus den einzelnen städtischen und ländlichen Bezirken in dem Hauptwahllokal, einem Saal des Rathhauses, ein, aber dorthin gingen nur die Leute, die direkt mit dem Wahlgeschäft betraut waren. Die Uebrigen fanden es im Goldenen Löwen, wo man seinen Stammplatz hatte und das beste Bier bekam, viel behaglicher. Außerdem war das Wahlresultat ja Keinem zweifelhaft; doch hörte es sich sehr schön an, wenn man zu Hause sagen konnte: Frauchen, heute wird das Wahlresultat im Goldenen Löwen verkündigt, heute muß ich etwas länger bleiben. An jenem Abend platzten im Löwen die Meinungen der Bürger derb aufeinander. Die Vertheidiger der „Nachrichten" verstummten freilich bald, da der eben erschienene Artikel des Dr. Wehrpfanne noch zu wuchtig in Aller Herzen wiederklang. Es war nun im Allgemeinen Jedem klar, daß einzig und allein das Amtsblatt würdig sei, in Glückshausen zu erscheinen und gehalten zu werden. Eine andere Meinung wurde an diesem erregten Abend nicht geduldet und der Schornsteinfegermeister Hildebrand, der sich erkühnte, den Artikel für eine Preßbengelei zu erklären, wurde mit Schimpf an die frische Luft gesetzt. Dagegen wurde Dr. Wehrpfanne bei seinem Erscheinen im Goldenen Löwen mit stürmischen Hochs empfangen, so daß er eine Stunde des höchsten Glückes und der Weihe verlebte und sich gelobte, die Interessen der Allgemeinheit allzeit zu verfechten, von nun an und immerdar. Ihm zu Ehren wurde dann der ganze Artikel vom gerichtlichen Auktionator Dannebrod verlesen, der die beste und lauteste Stimme in Glückshausen hatte. Bei besonderen Kraftstellen gerieth er jedesmal in Ekstase, was die Gemüther der Bürger so hinriß, daß sie mit der Faust auf den Tisch schlugen und den Verfasser hoch leben ließen. Als nun so der Artikel zu Ende gegangen war und der Beifall am Schluß sogar eine beängstigende

Stärke angenommen hatte, ertönte es plötzlich aus einer Ecke: „Weiter lesen!" Dieser Gedanke wurde lebhaft beklatscht und vom Kaufmann Leetz, der ein guter Sprecher war, warm befürwortet. So las denn der Auktionator die ganze Zeitung durch, bis zum Schluß, wo geschrieben stand: „Letzte Nachricht" und wo gemeldet wurde, daß „unser allverehrter bisheriger Reichstagsabgeordneter, wie vorauszusehen, wiedergewählt" sei. Man freute sich sehr über den Witz, den Dr. Wehrpfanne da gemacht hatte. Es war ja klar, daß der alte Warmeshagen gewählt wurde: warum sollte das Amtsblatt sich und den Bürgern nicht die Freude machen, seine Wahl schon vorher zu verkünden, noch ehe sie erfolgt war? Da man nun einmal in der besten Laune war, so erntete Dr. Wehrpfanne auch dafür lebhaften Beifall und ein Hoch; auch den alten Warmeshagen, der aus Gesundheitrücksichten nicht erschienen war, ließ man hochleben, dann den Auktionator Dannebrod, den Kaufmann Leetz und am Ende sogar, und mit der größten Wucht, den Maikäfer. Die Bürger von Glückshausen hätten sich wohl noch lange bis in die späteste Nacht dem Vergnügen und der Begeisterung hingegeben, wenn nicht plötzlich vom Rathhaus her die Kunde in den Goldenen Löwen gedrungen wäre, daß der Sozialist gewählt sei, in Glückshausen und in den Nachbarorten, überall, — seine Wahl sei sicher. Wie ein Donnerschlag wirkte diese Kunde auf die Gemüther. Dr. Wehrpfanne wurde leichenblaß und ließ den Maikäfer, den er überall vorzeigte, los, so daß dieser sich auf Dannebrods dicken Hals setzte. Eine Grabesstille lag über dem ganzen Saal.

Da, plötzlich, ertönte von draußen auf dem Markt, an dem der Goldene Löwe lag, ein Gemurmel und Gestampf wie von einer sich ansammelnden Menschenmenge. Und dann hörte man deutlich die Hochs auf Maschke und die internationale Sozialdemokratie. Da erwachten die Bürger aus ihrer Erstarrung und es ging ein beklemmender Ruf durch den Saal: „Die Arbeiter kommen, die Sozialisten!" Einige Tapfere riefen nach dem Militär, aber leider erinnerte man sich, daß es vor einigen Stunden zu einer nächtlichen Feldübung ausgezogen war. Darauf gingen die Bürger durch den Hof ab, der seinen Ausgang nicht nach dem Markt, sondern nach dem schiefen Schustergäßchen hatte.

Draußen auf dem Markt waren die Arbeiter in geordneten Reihen aufgezogen. Es war eine große Schaar, vielleicht viel größer, als man im bleichen Schein des Mondes und der paar Laternen erkennen konnte. Der alte Stadtgendarm war mit ihnen gezogen; er war betrunken und dachte, Alles sei in bester Ordnung. Die beiden anderen Polizisten aber waren nirgends zu finden. Die Bürger kamen in große Angst, da zu erwarten war, daß nun die Zerstörung und das Blutvergießen beginnen werde. Die Leute, die am Markt wohnten, holten hinter geschlossenen Läden ihre alten verrosteten Gewehre hervor und hatten Mühe, nicht mit in das Geheul einzustimmen, mit dem sich Weib, Kinder und Dienstmädchen an sie klammerten. Die Arbeiter aber riefen Hoch. Dann gingen sie ruhig auseinander, einzelne in eine Destillation, die anderen weit hinaus in ihre öden Schlafstellen; denn sie waren müde von der schweren Arbeit des Tages.

Kurt Grottewitz.

Selbstanzeigen.

Zur Lehrerbildungfrage. H. Härdle in Jena.

Die Lehrerbildungfrage beschäftigt die ganze deutsche Lehrerwelt. Auf der großen allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Breslau sollte, zu Pfingsten dieses Jahres, die Frage auch erörtert und womöglich zu einem gewissen Abschluß gebracht werden. In meiner Arbeit habe ich eine Uebersicht über die Vorschläge gegeben, die bisher zur Reform der Lehrerbildung gemacht worden sind. Dann habe ich meinen Standpunkt dargelegt. Auf diese Weise können sich die Leser schnell und sicher orientiren. Zwei Gruppen von Reformern lassen sich unterscheiden. Die Radikalen wünschen, den Volksschullehrer so vorgebildet zu sehen wie den Gymnasiallehrer. Die Gemäßigten verlangen theils, daß die Präparandenanstalten und Seminare umgestaltet werden, theils fordern sie, daß der angehende Volksschullehrer seine allgemeine Bildung auf einer Realschule, seine Fachbildung auf der pädagogischen Fachschule erwerbe. Mein Vorschlag geht dahin, daß er nach Absolvirung des Realgymnasiums zwei Jahre auf der Universität studire, um seine allgemeine Bildung zu erweitern und zu vertiefen und um in die theoretische Pädagogik eingeführt zu werden. Danach soll er noch ein Jahr die pädagogische Fachschule besuchen, um mit dem Unterrichtsverfahren praktisch an der damit verbundenen Uebungschule vertraut gemacht zu werden. Meine Schrift bietet eine eingehende Begründung dieses Vorschlages.

Jena. Dr. Bergemann.

Kritische Grundlegung der Ethik als positiver Wissenschaft, Berlin 1897. Dümmlers Verlag.

Ich will in diesem Buche die Ethik als positive Wissenschaft, d. h. als eine von Religion und Metaphysik unabhängige Wissenschaft, begründen. Mein allgemeiner Standpunkt ist der kritische Positivismus. Die Ethik als Wissenschaft kann zu Voraussetzungen nur andere Einzelwissenschaften haben. Die Fragen, welche die Ethik beantworten will, sind hauptsächlich die nach dem Ursprung und Wesen der Sittlichkeit. Den Ursprung der Sittlichkeit führe ich auf die in der Urzeit stattgefundene Wechselwirkung zwischen dem Subjekt bezw. den beseelten Wesen überhaupt und der unbeseelten Natur und besonders den Elementen zurück. Das Wesen der Sittlichkeit oder das wirkliche Grundprinzip der Ethik ist der Trieb zur Erhaltung des Psychischen in seinen verschiedenen Erscheinungformen durch Abwehr aller schädlichen Eingriffe in seinen Bereich. Besonderes Gewicht legte ich ferner darauf, daß zwischen Kultur und Sittlichkeit scharf unterschieden werde. Die Kultur ist Vorbeugung, die Sittlichkeit Abwehr. Von dem Grundprinzip der Ethik wird dann die Moral oder Lehre von der Sittlichkeit im engeren Sinn und auch die allgemeine Rechts- und Staatslehre abgeleitet. In einem

Schlußwort wird das Verhältniß des wirklichen Grundprinzips der Ethik zur Religion dargelegt. Dr. Wilhelm Stern.

Kiautschou und die ostasiatische Frage. Erlebnisse aus China und der japanischen Gefechtsfront. Berlin 1898. Fussingers Buchhandlung.

Heute, wo halb Europa in chinesisch-japanischen Gewässern kreuzt und wo der Erfolg deutscher Politik ein lebendiges Interesse für Ostasien in allen Schichten der Bevölkerung geweckt hat, muß eine eingehende Beschäftigung mit ostasiatischen Verhältnissen praktische Ziele fördern helfen. Mein kleines Buch versucht, hierzu einen Beitrag zu liefern, der sich im Kapitel Kiautschou mit den Veröffentlichungen über den handelspolitischen Werth unserer Erwerbungen im fernen Osten und mit der Tendenz meiner Vorträge vor den Geographischen Gesellschaften in München, Dresden, Halle, in Kolonial- und anderen Vereinen deckt, sonst aber vollkommen aus dem Rahmen allgemein herrschender Ansichten heraustritt, so daß z. B. mein Urtheil über Japan parteiisch klingen würde, wenn ich meine Behauptungen nicht durch Beweise gedeckt und auch Das, was für Japan spricht, besonders hervorgehoben hätte. In der Kapitelfolge reihen sich Schilderungen aus Nanking und dem ersten Heim der deutschen Instruktion-Offiziere in China, die Beschreibung Formosas und seiner bisher unerforschten Gebirgsregionen, der Feldzug gegen Formosa und Kritiken japanischer Kultur- und Armeeverhältnisse an den Abschnitt über Kiautschou, in dem die Schilderungen des Hinterlandes der chinesischen Lokalchronik vergangener Jahrhunderte entnommen sind.

Robert Schumacher.

Der sterbende Ahasver. Verlag von E. Ebering.

Als ich nach der Vorlesung das vergilbte Manuskript aus der Hand legte, erscholl es wie aus einem Munde: „Das muß auf die Bühne!“ Ich erschrak nicht wenig. „Ja, ja, auf die Bühne muß es!“ Von diesem hartnäckigen Zuruf beinahe betäubt, musterte ich brennenden Auges die Zuhörermenge: Theaterdirektoren waren nicht darunter; nicht einmal deren literarische Thespiskarrenschieber. Doch will ich die Direktoren hier durchaus nicht schlecht machen, denn wäre dieser oder jener Lust-, Schau- und Trauerspielindustrielle da gewesen, er hätte zweifellos mit in den Zuruf eingestimmt: „Das muß auf die Bühne!“ Daß er mir nach dem Sect, aus freiem Antrieb, die fördernden zwei Hände wohlwollend auf die Schultern gelegt und mit ermunterndem Lächeln sofort hinzugefügt hätte: „Junger Acher, sehen Sie, Das ist wirklich Etwas, Das ist endlich mal wieder ein Stück ... hm ... Bombenerfolg, wie geschaffen ... für meinen Kollegen Brahm; schade, daß er nicht da war ...“, — ja, Das weiß ich, bestimmt, und viele meiner nörgelnden Musenbrüder sollten es doch endlich unterlassen, solchen theueren Rath nicht gut zu finden. Aber im Ernst: mein Stück, das viele Anhänger und einen Verleger gefunden hat, ist, wie mir die Direktoren fast einstimmig sagten, ein sogenanntes Judenstück! Angeblich fürchtet man die Presse! Nun, so weit ich die Presse kenne, ist die Befürchtung durchaus unbegründet. Nimmt der Dichter zu allen Lebensfragen Stellung, warum sollte

er eine oder die andere ausnehmen? Auch Tendenzstücken, auch Judenstücken gehört die Bühne, — nur die höchste Staatsgewalt darf vorher einschreiten, wenn sie es für nöthig hält, nur die Kritik darf nachher ihr Urtheil abgeben, anerkennend oder vernichtend, je nachdem der Dichter seine Aufgabe gelöst hat. Man hat die „Weber" und den „Burggrafen" gehört, man sieht Nathan und Shylok Behagen und Mißbehagen erregen, Protestanten und Katholiken haben einst im Berliner Theater Vorverkaufsgebühren bezahlt, um den Papst „blamirt" zu sehen, und moderne Judenstücke, unsere Gegenwart mit ihren Kämpfen und Errungenschaften, die uns doch näher liegt als die schwerflüssigen Jambenchaldäer von anno dazumal: all Das sollte verpönt sein? ... Ja, aber die Tendenz! Gemach, Ihr Herren! Diese vertritt ein altes Lied! Spinoza, Voltaire, Mendelssohn, Heine, Börne, Schopenhauer, Büchner u. A. haben es schon gesungen. Ich habe es auch erlebt und erlitten. Der sterbende Ahasver ist also die Auflösung des Judenthumes, das Aufgehen der Juden in den Völkern, unter denen sie geboren sind und mit denen sie leben und wirken. Seit mehr als zweitausend Jahren sind die Bekenner des Mosaismus schutzlos; die Religion kann ihre Anhänger nicht vertheidigen, wie es das Christenthum, der Islam oder der Buddhismus thut; so lange also die Alliance Israélite nicht ihre Admirale Nordau und Herzl mit dem ersten israelitischen Geschwader, bestehend aus den erstklassigen Schlachtschiffen Abraham, Isaak und Rothschild, nach der Jaffabucht schicken kann, um die Ermordung eines oder mehrerer Vorbeter zu ahnden, ist dem leidenden Judenthum Rußlands und des ganzen Orients, die ich besser kenne als die zionistischen Unstaatssekretäre, nicht zu helfen ... Ich könnte schließen, ohne auf die Geschichte meines Buches zurückzukommen, die ich im Vorwort aufgezeichnet habe; übrigens will ich es auch ... Die Sache ist zu unsauber und paßt vielleicht besser vor ein anderes öffentliches Forum. Adolf Rosée.

Draußen im Leben. Hugo Storm, Berlin.

Menschen, die heimgekehrt sind aus dem Leben da draußen, zu sich zurück. Menschen, die in klaren, zitternden Frühlingsnächten leben, in denen zartgrüne Blätter sich schüchtern vor den letzten Mondesstrahlen neigen, und solche, die in weicher Dämmerung hinträumen von all dem Großen und Erhabenen, das thurmhoch emporragt aus allem Erbärmlichen und Kleinen. Einsame, die endlose Pfade wandern, mit mächtigem Sehnen der Schönheit entgegen, die mit weißen durchsichtigen Flügeln über Allem schwebt.

Prag. Alfred Guth.

Polymeter. Verlag von Johann Sassenbach, Berlin-Paris.

Polymeter nennt man seit Jean Paul eine besondere Gattung der „Gedichte in Prosa", für die es noch keine eigentliche wissenschaftliche Begriffsbestimmung giebt. Westphal in seiner „Allgemeinen Metrik der indogermanischen und semitischen Völker", die modernste Autorität auf diesem Gebiet, meint, der Polymeter sei „eine Prosa, von der man oft nicht weiß, ob man sie nicht Poesie nennen soll". Mir selbst scheint das Wesen des Polymeters zu sein: lyrische Vor-

stellungen, Gefühle und Gedanken von lyrischem Werth, in knappstem Ausdruck, ohne Beihilfe von Reim, Rhythmus und sogenannte „gehobene Sprache" mitzutheilen. Diese Form scheint mir einem sehr modernen ästhetischen Bedürfniß zu entsprechen, das schon Sainte-Beuve einmal sehr schön darstellte — ich finde die Stelle in der Vorrede zur deutschen Uebersetzung von Walt Whitman —: „Ehemals, in der sogenannten klassischen Epoche, wo die Literatur unter anerkannten Gesetzen stand, war am Höchsten der Dichter geschätzt, der das vollkommenste Werk, das schönste Gedicht hervorgebracht hatte, dessen Werke am Leichtesten verständlich, am Ansprechendsten zum Lesen, in allen Hinsichten am Besten eingeführt waren: die Aeneide, das Befreite Jerusalem, eine schöne Tragoedie. Heutzutage brauchen wir etwas Anderes. Wir nennen den größten Dichter Den, der die Einbildungskraft des Lesers am Meisten anregt, ihn selbst zum Nachdenken, zum Dichten auffordert. Nicht Der ist mehr der größte Dichter, der das Trefflichste fertig gebracht hat, sondern Der, der das Rechte anzudeuten weiß, dessen Meinung nicht beim ersten Anblick in ihrem ganzen Umfange zu erfahren ist, der uns viel zu verlangen, zu erläutern, zu forschen und, von unserer Seite aus, zu vervollständigen übrig läßt". Reim, Rhythmus und breiter Ausdruck suggeriren dem Leser vielleicht oft zu viel und lassen ihn nicht genug selbst zum Dichten und Träumen kommen. Wie moderne Maler vor Allem die Probleme von Licht und Luft behandeln, ihre Bilder verschwimmend machen und sie physisch wie psychisch in eine größere Distanz vom Beschauer rücken, so kommt vielleicht auch der Lyriker einem modernen Bedürfniß entgegen, der nur eben die lyrische Vorstellung anklingen läßt, ohne eine kunstreiche Form dafür zu suchen, wie er sie dem Bewußtsein des Lesers fest einfüge. Freilich muß ein solcher Lyriker wissen, daß er nur dann auf einen Eindruck rechnen kann, wenn seine Leser eben von solcher Verfassung sind, daß sie mit schaffen. Die Araber haben ein Sprichwort: „Fremder, sprich nicht zur Palme, denn sie antwortet Dir nicht." Wer den lyrischen Vorstellungen fremd ist, die ein solcher Künstler anklingen läßt, Dem sagen sie nichts und ihm wird diese ganze Art stumm scheinen. Und fremd ist dieser Kunst nicht nur der überhaupt Unpoetische, nicht nur der momentan nicht Gestimmte, sondern auch Jeder, der nicht schon lange diese Dinge in sich hat. Nicht die Palme antwortet dem Araber: seine Sehnsucht und seine Erinnerung antwortet ihm; die eigene Sehnsucht und die eigene Erinnerung des Lesers müssen ihm aus den Zeilen des Dichters entgegenkommen. Wenn die Gedichte auf die äußere Form verzichten, verzichten sie doch nicht auf Form überhaupt. Ich möchte mit einem Ausdruck, der nicht mißverstanden werden dürfte, sagen, daß sie an die Stelle der äußeren eine innere Form setzen: nicht mehr der sprachliche Ausdruck ist das wichtigste künstlerische Mittel, sondern die Vorstellung; das Gewicht, das man sonst auf jenen legte, müßte man hier auf diese legen. Es ist mir gelungen, Gesetze hierfür aufzufinden, die den metrischen Gesetzen analog sind. In einem später erscheinenden wissenschaftlichen Werk werde ich sie darzustellen versuchen.

Dr. Paul Ernst.

Tabak und Zucker.

Auf zwei für uns wichtige Arbeitgebiete mußte der spanisch-amerikanische Krieg eine große Wirkung üben: auf Tabak und Zucker, von deren Marktlage jetzt in den Zeitungen wenig geredet wird, obwohl die Spannung der Interessenten sehr groß ist und kaum von irgend einer anderen Seite die einzelnen Phasen des Kampfes aufmerksamer verfolgt werden. Tabak haben viele deutsche Fabriken von Havana zu beziehen. Das ist seit der Blockade unmöglich; schon vorher hatte der lange Aufstand die Produktion der dortigen Pflanzungen vermindert. Zucker haben unsere Fabriken den Vereinigten Staaten zu liefern, um so mehr, als seit dem kubanischen Aufstand und erst recht seit der Blockade die einstige Hauptlieferantin der Amerikaner beseitigt ist. Die zweitgrößten Zuckermengen kamen früher gewöhnlich von den Philippinen, die jetzt auch blockirt sind. Mehr als je sind also die Amerikaner, unter Führung des edlen Mr. Hawemeyer, auf Deutschlands Fabrikation angewiesen. Das ist die Lage dieser beiden Waarenmärkte, über deren Zustand und Aussichten ich mich in Fachkreisen zu unterrichten versucht habe.

Havana und Kuba sind die beiden wichtigsten Gattungen Tabak, die unsere Cigarrenfabriken, natürlich in den verschiedensten Abstufungen und Nuancen, von der großen Antille zu beziehen pflegten. Für den Bezirk Havana allein werden etwa 125 Cigarrenfabriken angegeben. Nach dieser gewiß nicht geringen Zahl der eigenen Werkstätten ist die Ausbreitung der Pflanzungen zu ermessen. Durch den anderthalbjährigen Aufstand sind die Plantagen ungeheuer geschädigt worden; die besten Gegenden blieben nicht verschont und so wurden nicht nur die Vorräthe sehr verringert, sondern es wurde auch ein Wahlzwang zwischen nur ziemlich untergeordneten Sorten nöthig. Den Engländern, die bessere Preise zahlen und mehr „Importirte“ rauchen, bietet diese veränderte Lage keine so große Verlegenheit wie uns, die wir den Tabak für unsere Cigarrenfabrikation brauchen, die ja die größte der Welt ist. Solche Höhe konnte unsere Fabrikation erreichen, weil die Deutschland umgebenden Länder Monopole haben, weil der sonst gefährlichste Konkurrent, England, einen riesigen Zoll auf Tabak lasten hat und weil bei uns die Arbeitlöhne niedriger sind. Sie sind, mit der steigenden Handfertigkeit der Arbeiter, zwar seit dreißig Jahren um das Vierfache gestiegen; aber wenn z. B. ein Amerikaner bei uns eine ganz gute Cigarre mit Sumatradeckblatt für 25 Mark per Mille angeboten sieht, so staunt er, da drüben schon der Arbeitlohn ungefähr so viel ausmacht. Wegen der hohen Preise, die dort für Cigarren bezahlt werden, wird deshalb auch der newyorker Händler vom deutschen nicht gern in Amsterdam gesehen; angeblich verdirbt er den Markt in Sumatratabak, d. h. er überbietet die deutschen Fabrikanten. Wie ich höre, wird drüben nicht nur ein höherer Lohn bezahlt, sondern auch der Tabak „gentiler“ bearbeitet. So schneidet der Amerikaner vom Sumatradeckblatt nur die äußerste Spitze ab, die er dann aufrollt; das Uebrige benutzt er zur Einlage. Unsere Fabriken dagegen berechnen ihren Nutzen aus der Zahl der Cigarren, die sie aus einem Deckblatt herstellen können. Ein Viertelpfund Sumatra mehr für tausend Cigarren macht schon eine Mark auf den Preis aus.

Nun ist das Ende unserer Vorräthe in Havanatabak vorauszusehen und ohne Ergänzung der Lager könnte für die Fabriken leicht eine Kalamität entstehen. Auch mit den Importcigarren richten sich die Fabrikanten gern nur für

ein Jahr ein, weil sie am Liebsten natürlich von der neuen Ernte beziehen. Die für den Kontinent maßgebenden Bestände in Bremen und Hamburg sind recht verringert und auch in der Auswahl schlecht. Nur feine Brasiltabake, wie z. B. Felix, der meist über Bahia zu uns kommt, könnten einigermaßen Havana ersetzen. Hier sei gleich bemerkt, daß die Tabakproduktion Brasiliens ungemein schnell wächst. Das ist jetzt, da die Zölle für eine neue Fundirunganleihe verpfändet werden sollen, gewiß wichtig. Auch in einem anderen Lande, das uns kapitalistisch sogar noch mehr interessirt, in Mexiko, vermehrt sich die Tabakkultur. Für die deutsche Tabakfabrikation dürften als Einlageblatt die brasilianischen Sorten bald eben so wichtig werden wie Sumatra als „Decke". Manilasorten, die ja jetzt auch durch die Blockade abgesperrt sind, werden bei uns nicht oft genommen. Deutscher Tabak hat, trotz dem ausgedehnten Anbau, für bessere Cigarrensorten keine große Bedeutung.

Dauert die jetzige Produktionstörung auf Kuba noch lange, dann müssen die deutschen Cigarrenfabrikanten mit der Möglichkeit einer völligen Umwälzung rechnen. Die Havanaeinlage würde immer mehr fehlen und die Kundschaft hätte sich an minder feines, allerdings auch billigeres Rauchmaterial zu gewöhnen. Viele Leute, so glauben erfahrene Kenner des Kundengeschmackes, würden dann zunächst ihre Gewohnheit überhaupt aufgeben; auf diesem Gebiet herrscht ja das Vorurtheil so allmächtig, daß mancher „bessere" Käufer die selbe Importirte, etwa von Bock, jahraus, jahrein um 25 Mark per Mille theurer bezahlt, nur, weil er sich einbildet, irgend ein großes Magazin liefere die Cigarren besser als andere renommirte und solide Geschäfte. Die letzten Cigarren wurden von Havana Ende April verschifft; seitdem stockt bekanntlich der Seeverkehr und unsere Händler suchen sich, so gut es geht, in England zu versorgen. Das wird auch nicht mehr lange möglich sein. Meine Frage, ob unsere Fabriken ihren Betrieb einschränken würden, falls ihnen das Havanablatt ganz fehlte, wurde mit Nein beantwortet; man würde, so hieß es, eben zu den brasilianischen Sorten übergehen.

Für den Zuckermarkt liefert Kuba, das früher eine Million Tons produzirte, jetzt nur noch 300 000 Tons, allerdings etwas mehr als im vorigen Jahr. Davon würden aber kaum 250 000 Tons disponibel sein. Durch die Blockade haben sich natürlich die Amerikaner auch ihre eigene Zufuhr abgeschnitten. Die Philippinen kommen auf etwa 270 000 Tons, eine Ziffer, die 1892/93 noch übertroffen wurde. Man kann sich also denken, wie gespannt unsere Zuckerfabrikanten den Augenblick erwarten, wo die Amerikaner, weil ihre sehr großen Vorräthe zu Ende gehen, uns kommen müssen. Das kann, nach den heutigen Uebersichten, kaum noch drei Monate dauern. Schon jetzt sind bei uns aber kleinere Abschlüsse nach Amerika erfolgt, für Rechnung des Trusts und für die dortigen unabhängigen Raffineure, die jetzt erst zu arbeiten beginnen. Diese Abschlüsse erfolgten meist über England, so daß, wie gewöhnlich, das Ziel erst bekannt wurde, als die Weisung nach dem Versendungort erging.

Die Preisschwankungen in deutschem Zucker, der ja der großen Spekulation jetzt entzogen ist, sind natürlich nicht so stark wie etwa in Paris; dort geht es gleich um einen halben oder ganzen Franken, bei uns nur um 5 oder 10 Pfennige. Im April war ein kleiner Aufschwung von 9 auf 9 Mark 10 Pfennige per Centner merkbar; Ende April war der Preis 9,55, Anfang Mai 9,22. Es ist bezeichnend, daß der Sieg bei Manila eine Depression bei uns bewirkte, da selbst die Zuckerfabrikanten aufgeregt oder ununterrichtet genug waren, um einen raschen

Friedensschluß zu erwarten. Seit aber diese „Furcht" wieder der „Hoffnung" auf einen langen Krieg gewichen ist, hat sich der Preis bis zu 9,70 gehoben. Das ist ein Satz, bei dem die norddeutschen Fabriken, die für die Rübe nur 75 Pfennige zahlen, noch verdienen und die süddeutschen schon auf die Kosten kommen.

An uns muß Amerika sich zuerst wenden, weil wir die niedrigste Exportprämie und deshalb drüben auch den niedrigsten Einfuhrzoll haben. Vielleicht aber kann der new-yorker Ring auch auf die Thatsache hinweisen, daß es nicht nur eine deutsche Zuckerproduktion, sondern auch einen Weltmarkt für diesen Artikel giebt; dann käme wohl Oesterreich für Herrn Hawemeyer mit in Betracht. Sicher ist, daß die Zuckervorräthe in der Union am zwanzigsten Mai nur noch 308 000 Tons betrugen, gegen 556 000 im Vorjahr, und wenn unsere Fabrikanten nicht, wie bei der letzten Campagne, die Geduld verlieren, so werden sie es sein, die diesmal den Preis diktiren. Dazu gehört aber eine Einheit, wie sie die überseeischen Abnehmer besitzen, während wir einstweilen nur eine gewisse einmüthige Tendenz zeigen, mit der Waare zurückhaltender zu sein. Die Exporteure pflegen bekanntlich früh große Posten zu kaufen, um ihrer Verladungen nachher sicher sein zu können; später wird dann der überschüssige Theil wieder abgegeben.

Da am siebenten Juni in Brüssel die Konferenz zur Abschaffung oder Herabsetzung der Prämien stattfindet, so ist die Mittheilung wichtig, daß bei uns nicht geglaubt wird, eine so einschneidende Aenderung könne schon am ersten Oktober dieses Jahres eintreten, — um so weniger, als ein solcher Vorschlag ja erst den einzelnen Regirungen zu überweisen wäre. Auch haben, wie man mir sagt, unsere Fabriken auf die neue Ernte schon 8 bis 10 Millionen Centner abgegeben, natürlich auf der Basis der heutigen Exportvergütung, deren Aufhebung oder Ermäßigung für die nächste Zeit also wahrscheinlich von den Verbündeten Regirungen abgelehnt werden würde. Doch scheinen unsere Fabrikanten für das Jahr 1899 einen solchen Beschluß zu erwarten, der in den Preisen dann escomptirt werden dürfte, aber eine sofortige starke Preissteigerung wohl nicht bewirken würde, weil die Vorräthe doch einmal da sind. Wird durch die Aenderung der Prämienhöhe der Anbau vermindert — was ja auch noch abzuwarten ist —, dann könnte allerdings eine Preiserhöhung eintreten, aber nur unter Aenderung der Kontingentirungziffer. Bessere Preise hängen schließlich vor Allem doch von der jeweiligen Ernte ab.

In jedem Fall bliebe die Frage wichtig, in welchem Umfang die Zuckerplantagen auf den spanischen oder ehemals spanischen Besitzungen wieder bearbeitet werden können. In der Regenzeit ist die Pflanzung schwer und das einmal Zerstörte ist überhaupt nur langsam der Kultur zurückzugewinnen. Unser Konsulat in Havana versorgt die deutschen Produzenten mit Berichten, die Export und Vorräthe aus dreizehn Bezirken umfassen; daß sechs davon mit einem Strich versehen sind, zeigt deutlich den Umfang der angerichteten Verwüstungen. Havana selbst war im März nicht einmal der stärkste Exporteur. Für den deutschen Zucker ist es gut, daß er nicht als Kriegscontrebande gelten kann. Nach Berichten aus New-York prüfen aber die dortigen Interessenten zunächst an kleineren Ladungen die von einer neutralen Verschiffung drohenden Gefahren. Vielleicht wollen die Amerikaner mit ihrer Zurückhaltung die europäischen Fabrikanten auch nur zum Verkauf geneigter machen. Es wird darauf ankommen, wo die klügeren Kaufleute sitzen. Pluto.

Notizbuch.

Zum zweiten Mal ist nun schon im Reichsanzeiger verkündet worden, eine Aenderung des Reichstagswahlrechtes werde von den Verbündeten Regirungen nicht geplant und alle Gerüchte, die sich mit einer diesem Ziel angeblich zustrebenden Absicht beschäftigen, seien im Sitz frei erfindender Phantasie entstanden. Ob wirklich in einem Ministerialhirn der thörichte Glaube lebt, solchen Glissirungen könne irgend eine Wirkung beschieden sein? Wenn wenigstens der Kanzler oder sein Vertreter sich persönlich über die Sache ausgesprochen hätte, dann wäre dem gut gesinnten Bürger jeder weitere Zweifel gesetzlich verboten; Erklärungen, die im „nichtamtlichen" Theil des Reichsanzeigers prangen, werden von Erfahrenen aber höchstens mitleidig belächelt. Uebrigens weiß Jeder, der sich während der letzten Jahre mit deutscher Politik — so weit von einer solchen die Rede sein kann — abgegeben und von den sogenannten Regirenden den Einen oder Anderen in der Nähe gesehen hat, daß der Wunsch, eine Aenderung des Wahlrechtes durchzudrücken oder durchzuschmeicheln, sehr oft ausgesprochen, sehr oft mit Abgeordneten und Publizisten erörtert und in gewissen Kreisen nachgerade sogar zu einer fixen Idee geworden ist. Ein Versuch, diese leicht erweisliche Thatsache jetzt, bevor der Wähler zum Stimmzettel greift, abzuleugnen, würde nicht anders wirken als das krampfhafte Bemühen einzelner Parteien, vor den Wahlen sich schnell noch als Kämpfer für Freiheit und Recht und als arbeiterfreundliche Sozialreformer zu maskiren. Daß heute das Streben nach einer Wahlrechtsänderung nicht mehr so sichtbar und hörbar ist wie früher, ist nicht schwer zu verstehen: die Regirenden haben eben einsehen gelernt, daß auch von einem aus dem geltenden Wahlrecht hervorgegangen Reichstag durch gute Behandlung, durch Frühstücksschäkereien und huldvolle Händedrücke alles Wünschenswerthe zu erreichen ist, und möchten sich, da das Ruhebedürfniß in ihnen sehr stark ist, unnöthige Aufregungen einstweilen sparen. Wenn im nächsten Reichstag eine Mehrheit sitzt, die bereit ist, gegen angemessene Konzessionen — man könnte an die Gewährung von Diäten, an die Beseitigung des Jesuitengesetzes und an ähnliche Dinge denken — das Wahlrecht zu ändern, dann werden die alten Pläne sofort wieder aus dem Dunkel tauchen und gerade die radikalen bürgerlichen Parteien, die jetzt so laut wider das finstere Trachten wettern, werden im Innersten einen Schritt froh begrüßen, der ihnen die wimmelnde Masse der sozialdemokratischen Arbeiterschaft vom Leibe hält. Oder glaubt man im Ernst, daß die Freisinnigen, mögen sie noch so wild gegen die Gefährder der Volksrechte deklamiren, in der Tiefe ihres Gemüthes nicht jeder Maßregel zujauchzen würden, die ihnen in den großen Städten für eine Weile wieder die schmerzlich entbehrte politische Herrschaft sichern könnte? Die Politiker, die über die Möglichkeit eines Eintagserfolges hinausblicken und sich sagen, daß für eine — immer sehr ernsthaft zu überlegende — Wahlrechtsänderung nie eine Zeit ungünstiger sein konnte als die jetzt auf dem Deutschen Reich lastende kritische Epoche, sind bei uns selten geworden.

* * *

In Frankreich haben die Wahlen nicht die von Hoffnung und Furcht erwarteten Ueberraschungen gebracht. Die parlamentarische Lage hat sich, so weit bei der Zerklüftung der Parteien und Cliquen ein Urtheil heute schon möglich ist, kaum verändert und Herr Méline kann, wenn die Monarchisten und Ralliirten ihm treu bleiben, auch ferner über eine zuverlässige Mehrheit verfügen. Den Sozialdemokraten hat

das Wahlergebniß zwar eine höhere Stimmenzahl, aber nicht im erhofften Umfange eine Mehrung der Mandate beschert; und die Dreyfusleute sind, mit dem hehren Joseph Reinach an der Spitze, schmählich geschlagen worden. Das beweist nichts für oder gegen die Schuld Alfreds Dreyfus, aber es zeigt, wie die Wahl Déroulèdes, Drumonts und ihrer Freunde, daß die Stimmung sich im Lande nicht geändert hat und der Syndikatsfeldzug jetzt nicht mehr Beifall als früher findet. Dafür spricht auch die Thatsache, daß Zola alle erreichbaren Mittel anwendet, um seinen Prozeß, der angeblich doch das ersehnte Licht bringen soll, möglichst lange hinauszuschieben. Jaurès fühlte sich als intellectuel, nicht als Proletarier, der er doch sein will, da er so übereifrig für Zola eintrat, statt, wie die Taktik gebot, nach beiden Seiten, gegen Klerikale und Plutokratie, harte Streiche zu führen, und er hätte nach seiner Niederlage in Carmaux kaum Aussicht gehabt, in einem pariser Wahlkreise ein Mandat zu erstreiten. In der Kammer werden ihn auch seine Gegner vermissen, denn er war der stärkste Parlamentsfechter Frankreichs; und wenn der Dreyfuslärm völlig verhallt ist, wird sich seine Gesundheit nebst der seiner Familie vielleicht bald so gebessert haben, daß er die ungeheure Arbeit der Erziehung zum Sozialismus Anderen überlassen und, als froh begrüßter Heldentenor, wieder in das Rednerparadies einziehen kann. Einstweilen erinnert sein Verzicht auf den Kampf um ein Mandat und die tönende Proklamation, die seinen Rückzug anzeigte, ein Bischen an den Anekdotengascogner, der, als er rauh aus dem Fenster geworfen worden war, triumphirend ausrief: „Famos! Gerade wollte ich die Treppe hinuntergehen!“ Außer ihm ist auch Jules Guesde, der Hohe Priester des französischen Marxismus, auf der Wahlstatt geblieben, trotzdem er dreihundert Frauen zusammengetrommelt hatte, die ihre Männer für den rothen Kandidaten mobil machen und stimmen sollten... Die gallische Lachlust ist während des Wahlfeldzuges übrigens auf ihre Kosten gekommen. Aristide Bruant, der begabteste Chansonnier von Paris, hat in einem ausgezeichneten Couplet seine eigene Kandidatur aufgestellt. Ein anderer pariser Kandidat hatte sich feierlich verpflichtet, stets in einem aus den französischen Nationalfarben zusammengesetzten Gewand in der Kammer zu erscheinen. Ein dritter forderte die Abschaffung der Huissiers, ein vierter, um die Entvölkerung Frankreichs zu hindern, die schleunige Beseitigung der Monogamie und ein fünfter, der Genosse Wéran, beschwor die Wähler höchst pathetisch, nicht für ihn zu stimmen, weil er für den Wahlstrike sei. Leider sieht es nicht danach aus, als ob uns die Wahlzeit ähnliche Erheiterungen bringen sollte; selbst die politischen Komiker wollen im Lande der Philosophie und der echten Biere ernst genommen sein.

* * *

Die für die Beurtheilung der Kriegsursache wichtige Frage, ob das amerikanische Schlachtschiff „Maine“ von den Spaniern in die Luft gesprengt worden ist, wurde bisher noch nicht unzweideutig beantwortet. Jetzt hat Herr Stead, der Herausgeber der Review of Reviews, in seiner Zeitschrift einen von dem Generalkonsul Lee beglaubigten Brief veröffentlicht, den General Weyler, der frühere Militärdiktator auf Kuba, vor dem Maine-Unfall an einen in Havana lebenden Freund gerichtet hat und dessen wichtigste Stelle lautet: „Ich höre eben, daß die Amerikaner die Frechheit haben, eins ihrer Kriegsschiffe nach Havana zu schicken. So lange ich auf Kuba kommandirte, hätten sie Das nicht gewagt, weil sie wußten, welche Strafe sie erwartete. Ich hatte den Hafen von Havana für eine solche Möglichkeit vorbereitet und das Werk eilig vollendet, das Martinez Campos so schmählich vernachlässigt hatte. Wird uns jetzt wirklich diese

Schmach angethan, dann, so hoffe ich, wird sich die Hand eines Spaniers finden, um sie nach Gebühr zu rächen." Nach der Explosion des amerikanischen Schiffes bat Weyler in einem Telegramm seinen Freund, diesen Brief zu vernichten. Man darf danach wohl annehmen, daß die edlen Spanier, die nach genauen Berechnungen während der letzten Jahre auf Kuba mindestens 250000 Menschen geschlachtet haben, auch an der Schiffskatastrophe nicht so unbetheiligt waren, wie sie versichern.

* * *

In der Kolonie Adlershof bei Köpenick hatten 122 Einwohner am Abend des achtzehnten März ihre Fenster beleuchtet, um das Jubiläum der Revolution zu feiern, deren Ergebnisse von dem König Friedrich Wilhelm dem Vierten feierlich anerkannt worden und zum größten Theil in das preußische Verfassungleben übergegangen sind. Der Amtsvorsteher des Ortes fühlte sich durch diese Illumination „beunruhigt und belästigt", er vermochte noch andere Adlershöflinge zu finden, die seine Gefühle theilten, und die 122 Demonstranten erhielten alsbald deshalb ein Strafmandat, das sie zur Zahlung von je fünfzehn Mark zwingen sollte. Gegen diesen Strafbefehl hatten sie richterliche Entscheidung beantragt. Das köpenicker Schöffengericht fand sie des Groben Unfuges schuldig und verurtheilte sie, wegen Uebertretung des § 360 Nr. 11, zu je fünfzehn Mark Geldstrafe oder drei Tagen Haft. Man muß solche Urtheile dem Eintagsleben in den Zeitungen entreißen, damit spätere Geschlechter erfahren, was im Deutschen Reich am Ende des neunzehnten Jahrhunderts möglich war.

* * *

Weil wir gerade vom Groben Unfug reden: der münchener Oberlandesgerichtsrath Rupprecht, der, unter Assistenz eines Spänglermeisters und eines Vergoldermeisters, als Schöffengerichtspräsident den Herausgeber der „Zukunft" wegen Groben Unfuges — er sollte in dem Artikel „König Otto" begangen sein — zu vierzehn Tagen Haft verurtheilt hat, ist, bevor die Sache noch an die zweite Instanz gekommen ist, als Vortragender Rath in das bayerische Justizministerium berufen worden.

* * *

Für das Regirungjubiläum des Deutschen Kaisers, das der fünfzehnte Juni uns bringt, werden von eifrigen Patrioten allerlei merkwürdige Vorbereitungen getroffen. So versendet ein „Verein der Soldatenfreunde" das folgende Rundschreiben:

Kaiser Wilhelm-Dank,
Verein der Soldatenfreunde.

Erster Vorsitzender des Verwaltungrathes:
von Werder,
General der Infanterie und Generaladjutant
Sr. Majestät des Kaisers.

Wirke im Andenken an Kaiser
Wilhelm den Großen.
Wilhelm II.

Berlin, den 15. Mai 1898.

An
die deutschen Herren Verlagsbuchhändler.

Vaterlandsfreunde! Am fünfzehnten Juni d. J. sind zehn Jahre verflossen, seitdem Seine Majestät der Kaiser zur Nachfolge in der deutschen Kaiserwürde und an der Krone Preußens berufen wurde, und allen Deutschen ist es wohl Herzensbedürfniß, dem hohen Herrn an diesem Tage zu danken, — zu danken für sein rastloses Mühen, dem Reiche den Frieden und der vaterländischen Arbeit die alten Absatzgebiete zu erhalten und neue zu erschließen. Unzweifelhaft würde es unserem kaiserlichen Herrn eine große Freude bereiten, wenn es

gelänge, die Kriegervereine der Ost-, Nord- und Westmarken — diese berufenen Kämpfer für den deutschen Gedanken in gefährdeten Bezirken — mit Vereins-Büchereien auszustatten und dadurch ihnen die Erfüllung ihrer Aufgaben zu erleichtern. Solche Büchereien zu begründen, ist unser Verein satzungmäßig berufen, doch fehlen ihm die Mittel, um diese Aufgabe schon jetzt in größerem Umfange erfüllen zu können. An die Herren deutschen Verlagsbuchhändler gestatten wir uns daher die Bitte zu richten:

Senden Sie uns Bücher — jede Gabe ist willkommen —, damit wir zur Erinnerung an das zehnjährige Regirungjubiläum unseres allgeliebten Kaisers recht vielen Kriegervereinen der genannte Bezirke eine

Kaiser-Bücherei

stiften können.

Wir bitten um freundliche recht baldige Uebersendung der Listen der gestifteten Bücher, weil wir beabsichtigen, das Verzeichniß der Stifter in geeigneter Form zu veröffentlichen. Allen freundlichen Stiftern entbieten wir schon im Voraus unseren aufrichtigsten Dank, gleichzeitig im Namen der betreffenden Vereine.

Der Verwaltungrath:

v. Werder,

General der Infanterie und Generaladjutant

Seiner Majestät des Kaisers.

Erster Vorsitzender.

Auf diesem Wege pflegten bisher nur Pressevereine, wenn sie Feste feiern und Lotterien veranstalten wollten, von den Verlegern Bücher zu erbitten.

* * *

Vor ein paar Tagen erfuhren die Verehrer Friedrichs Nietzsche, in Berlin sei ein schnöder, witzloser Bierulk veröffentlicht worden, der seine Spitzchen gegen den unheilbar geisteskranken philosophischen Lyriker kehre. Einzelne muthige Männer lasen das Zeug, vomirten schnell ein Bischen, kamen dann mit den Geberden äußersten Entsetzens zurück und erklärten, eine ähnliche rohe Albernheit bisher in der deutschen Publizistik noch nicht entdeckt zu haben. Herr Dr. Bruno Schoenlank, der als Sozialdemokrat wohl nicht im Verdacht steht, Nietzsche allzu überschwänglich zu bewundern, hat in seiner Leipziger Volkszeitung über diesen Unfug gesagt: „Der Herausgeber der Monatsschrift, in der das seltsame Machwerk an der Spitze des Heftes das Licht der Welt erblickt hat, geleitet es mit den Worten: ‚Wir freuen uns, in Obigem einen Fund zu veröffentlichen, der der Nietzscheforschung neue Wege zu weisen geeignet ist. Wir rechnen uns nicht zur Nietzschegemeinde. Wohl aber leitet uns ein literarisches Interesse.‘ Wo findet sich der Artikel? In dem Juniheft, nicht dem Aprilheft einer Zeitschrift, die ernst genommen werden will, die sehr vernehmlich den Anspruch auf strenge Wissenschaftlichkeit erhebt und jüngst erst über den ‚unwissenschaftlichen‘ Karl Lamprecht ein hochnothpeinliches Ketzergericht abgehalten hat, im Juniheft der Preußischen Jahrbücher, herausgegeben vom Professor Hans Delbrück . . Gefiel sich der würdige Prinzenerzieher in einem verspäteten Aprilscherz und beliebte es dem Ordentlichen Professor der Geschichte an der ersten deutschen Hochschule, auch nach dem Fasching karnevalistisch zu redigiren? Und ist gerade Friedrich Nietzsche, der geniale Dichter und Denker, der

einem auch vom schroffsten Wiedersacher respektirten tragischen Siechthum verfallene Dulder, die passende Zielscheibe für die abgestandenen Fastnachtspäße irgend eines Hans Tapps?" Gewiß nicht; aber schon der englische Richter Coleridge hat ja gesagt, daß jedes Publikum die Zeitungen und Zeitschriften hat, die es verdient.

* * *

Ueber die Große Berliner Kunstausstellung soll hier nächstens gesprochen werden. Viel Gutes wird darüber leider nicht zu sagen sein; der Eindruck, den der Besucher gleich im ersten Saal von einem über jeden Begriff erbärmlichen Patriotenbilde des Herrn Anton von Werner empfängt — einem Bilde, das alle Vorwürfe gegen die allzu strenge Gerichtsbarkeit der Ausstellungjury siegreich zu Boden schlägt—, wird nur in einzelnen Gemächern beträchtlich verbessert. Das Ganze wirkt, um es mit einem bösen Wort zu bezeichnen: berlinisch. Gar nicht berlinisch ist dagegen, obwohl die Veranstalterin, die „Kunstgeschichtliche Gesellschaft", ihren Sitz in Berlin hat, die Renaissance-Ausstellung, an der man sich jetzt im Akademiegebäude freuen darf. Das Arrangement haben die Herren Geheimrath Dr. Bode und Professor von Tschudi, die Direktoren der Gemäldegalerie und der Nationalgalerie, geleitet; sie wurden von jüngeren Kräften unterstützt, die mit dem königlichen Museum in Verbindung stehen. Der Zweck der Ausstellung ist, dem Publikum die aus den Epochen des Mittelalters und der Renaissance stammenden Kunstschätze vorzuführen, die in Berlin im Privatbesitz sind. Die Ausstellung, der die Veranstalter namentlich auch einen dekorativen Werth sichern wollten, ist nicht, wie es in Museen üblich ist, nach historischen Erwägungen geordnet, sondern die Kunstwerke sind, mit Rücksicht auf die Gesammtwirkung, zu einander in möglichst intime Beziehung gesetzt. Der Kaiser hat den berühmten Pokal von Wenzel Jamnitzer, kostbare Gobelins, Gemälde und Bronzen aus dem Schloßinventar zur Verfügung gestellt. Zum ersten Male ist auch der oft als ein Meisterwerk gepriesene romanische Kelch aus der berliner Nikolaikirche an profanem Ort zu sehen; ferner kann man bewundern: die Kunstschätze der Sammlung Hainauer, die an kostbaren italienischen Skulpturen und Zeichnungen reiche Sammlung A. von Beckerath, die Bronzen aus der Sammlung des Grafen F. von Pourtalès, altdeutsche und altniederländische Kunstwerke aus dem Besitz des Professors Richard von Kaufmann und künstlerisch werthvolle Gegenstände aus den Sammlungen der Herren von Dirksen, Karl Hollitscher, Georg Reichenheim, Arthur Schnitzler, James Simon und Valentin Weisbach. Damit ist die Liste der ausgestellten Gegenstände natürlich längst noch nicht erschöpft. Kein Kenner und kein nach Erkenntniß langender Laie sollte den Besuch dieser Ausstellung versäumen, die in der märkischen Wüste unseres gewöhnlichen Kunstbetriebes wie ein feines Wunder wirkt.

* * *

Was ist ein „feldmäßiges Menu"? Im Lokalanzeiger vom fünfundzwanzigsten Mai war dieser ungemein interessanten Frage die Antwort zu finden. Als der Kaiser neulich das Truppenlager in Döberitz besucht hatte, frühstückte er im Kasino mit den Offizieren der zum Manöver berufenen Brigade. Die Tafel war reichlich mit Blumen geschmückt und vor dem Sitz des Kaisers lag ein prachtvolles Blumenkissen mit einem aus kostbaren und seltenen Rosen gebildeten Kranz. Zu essen gab es: Kraftbrühe mit Mark, geschmortes Lammfleisch mit Kohl, Schmorbraten, Eiertunke mit allerlei Gemüsen, eingemachten Früchten und verschiedenen Salaten, Fürst Pückler-Eis, Butter, Käse und Kaffee; dazu war eine Riesenbowle angesetzt. Dieses Menu, so lasen die berliner Kleinbürger im Lokalanzeiger, war „einfach und feldmäßig".

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 11. Juni 1898.

Wahlwehen.

Trinitatismorgen. Der erste ganz helle und warme Sonntag im Jahr. Die städtische Menschheit strömt aus der dumpfen Enge in Schaaren früh schon ins Freie. An den kühlen Pfingsttagen fürchtete man sich fröstelnd noch vor den neuen Lenzkleidern; Wolken drohten, irgend ein Falb hatte gewarnt und abends würde es gewiß winterlich werden. Heute lag Heiterkeit in der stillen, beim ersten Klang der Kirchenglocken schon erwärmten Luft, kein Wölkchen stand am Himmel, die Schwalben stiegen hoch: auch die ängstliche Stadtjugend durfte sich sorgenlos in die lichten Gewänder wagen. Zu Fuß und zu Rad, in Kremsern und Droschken geht es hinaus und in den Bahnhofshallen windet die Menge sich wohl zum bunten Knäuel. Hinter dichten Rollladen und verhängten Fenstern nur wird noch gearbeitet, hastig, denn auch die Nachzügler wollen in den Wald oder ans Wasser, wollen möglichst früh aus dem Geschäft ins Vergnügen. Nebenan läßt ein alter Mann sich aus der Bibel vorlesen. Die Wand ist dünn, und wenn man das Fenster schließt, kann man jedes Wort hören. Eine scharfe Frauenstimme, die, ein verwitterter, müder Diskant, ohne innere Theilnahme zu lesen scheint. Zuerst kommt, streng nach dem preußischen Bibelwegweiser, Moses, dann Jesaia an die Reihe; das Kapitel aus dem Todesjahr des Königs Ussia, da der Herr auf dem erhabenen Stuhl saß und sein Saum den Tempel füllte, Seraphim mit je sechs Flügeln über ihm standen und er den treuen Propheten ins Judäerland mit der Weisung sandte: „Verstocke das Herz dieses

Volkes und laß ihre Ohren dick sein und blende ihre Augen, daß sie nicht sehen mit ihren Augen noch hören mit ihren Ohren noch verstehen mit ihrem Herzen und sich bekehren und genesen." Dann aus dem Johannesevangelium Christi Gespräch mit Nikodemus vom Wege zum ewigen Leben. Seltsam, wie fremde Frömmigkeit auf den Lauscher wirkt, wie durch die den Blick hemmende Wand ein heiliger Schauer schlüpft und längst entschlummerte Erinnerungen aufscheucht. Faust hat es erfahren, da er in der Osterfrühe den Auszug der tötlich feinen Kräfte im reinen Kristall an die Lippe setzte; nicht das Dogmatische, nicht der in Jahrhunderten gewandelte und mählich erstarrte Inhalt einer aus Asiens heißer Luft stammenden Sittenlehre lockt ihn vom Todeswege: das Menschenkindergefühl hält ihn mit den Klammern der Hoffnung und der Erinnerung vom letzten, ernsten Schritt zurück; und nicht dem Himmel gehört der ins Magierland verirrte Magister und Doktor nun: die Erde hat ihn, die Kindheitstätte, wieder. Das Auge, das nur der Windhauch fremder Glaubensgluth berührt, das die Träger des frommen Empfindens nicht körperlich sieht, sucht um so eifriger in der Legende den Menschen. Wer denkt am Trinitatismorgen des Streites zwischen Arianern und Athanasianern, der beiden Gregor von Nyssa und Nazianz, der Synoden von Nicaea und Arles? Die Bilder der alten Propheten, die so gut, so aus der Fülle liebender Herzen, hassen konnten, und des starken, streitbaren und doch so milden Bringers der frohen Botschaft tauchen dem rückwärts gewendeten Blick auf und neben sie stiehlt sich auf leisen Sohlen korrekten Schrittes Herr Nikodemus, „ein Oberster unter den Juden". Den kennen wir ganz genau; er schleicht „bei der Nacht" zum Herrn, den er Meister nennt, dem er in Demuth und Ehrfurcht huldigt, und lebt am Tage behaglich und geehrt unter Pharisäern und Schriftgelehrten; im Lager der Alten, im Besitzrecht Wohnenden, hat er sich weich gebettet und möchte doch auch mit dem Neuen, Nahenden sich die Möglichkeit einer Verbindung sichern, möchte in jedem Feuer, im wärmenden und im verzehrenden, ein Eisen haben. Ein pfiffiger Herr, dessen Same sich seit den Galiläertagen über alle Kulturländer verbreitet hat; der feinste, modernste Bourgeoistypus im Neuen Testament ... Draußen schwillt der Strom, die Sonne steht höher und hastiger noch als vorher eilt Alles nun aus dem Geschäft ins Vergnügen. Der Briefträger geht seinen letzten Sonntagsgang; er bringt einen Wahlaufruf, den dritten seit gestern. Wenn in Jerusalem das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht gegolten hätte, wäre Nikodemus gewiß ein Kandidat der gesammelten Ordnungparteien gewesen und vom Hohen Priester und vom

Landpfleger mit rühmendem Wort und Empfehlungbriefen unterstützt worden; er hätte sicher bessere Wahlaussichten gehabt als der allzu impetuose, allzu stürmische Nazarener, der die Lauen nicht liebte und ohne Rücksicht auf herrschende Vorurtheile immer das schärfste, äußerste Zornwort sprach. Nebenan ist die schrille Stimme der Vorleserin verstummt. Unten, im ersten Stock, übt eine Dame ihre Finger an einem banalen Klavierstück.

* * *

Nachmittags sind die Straßen fast leer. Die Dienstmädchen, deren Herrschaft spät und lange getafelt hat, sputen sich, um rechtzeitig noch den Platz zu erreichen, wo der Liebste wartet; dann gehts nach Halensee, Treptow oder Grünau, wird getanzt und getrunken und zwischen zwei Küssen der Hausklatsch durchgehechelt. Ein paar Portierkinder, deren Eltern nicht fort dürfen, spielen Greifen oder Verstecken. Ab und zu nur rollt noch eine Droschke oder ein Miethwagen vorüber, denen die vereinsamten Wohnunghüter aus den Fenstern dann wehmüthig nachblicken. Vier Uhr. Da keucht ein Mann im einst weißen Kittel heran; er trägt eine Blechbüchse auf der Brust und klebt mit schneller Hand ein rothes Papier mitten auf die Anschlagsäule, gerade auf einen Theaterzettel, der außer dem Schauspiel noch Gartenkonzert und Feuerwerk verheißt. Die Polizei verkündet, eine armselige Prostituirte der untersten Rangklasse sei nachts in ihrer Dachstube ermordet worden. Der grellrothe Zettel, der wie ein Blutfleck zwischen den Lockrufen der Vergnügunglokale haftet, weckt zuerst die Neugier der Kinder, die alles Polizeiliche mit dem Reiz des Geheimnißvollen, Verbotenen anzieht; sie versammeln sich vor der Säule und das Aelteste buchstabirt den Wortlaut der Bekanntmachung herunter, deren wesentliche Angaben den Aufhorchenden unverständlich sind. Der kleine Schwarm ruft Erwachsene herbei und die ermordete Frau Bertha Singer bildet bald den Gegenstand erregter Gespräche. Die Phantasie guter Bürger beschäftigt sich gar zu gern mit den dunklen, schmutzigen Ecken des Gesellschaftgebäudes; und da man sonst vor keuschen Ohren von der Prostitution nicht reden darf, muß man die durch eine Mordgeschichte gebotene Gelegenheit gründlich benutzen. Nun könnte man bei solchem Anlaß fragen, wie es wohl kommen mag, daß ein Flickschneider, dessen sechs Kinder in einer engen Kammer hausen, die nebenan liegende Höhle an kontrolirte Dirnen vermiethen muß, um für acht hungrige Mäuler wenigstens die nothdürftigste Nahrung zu schaffen, und weiter, ob diese Dinge nicht etwa nur deshalb von schweigendem Wohlwollen geduldet werden, weil sonst die Hausbesitzer nicht ihre hohen Miethen hereinbringen könnten.

Solche Fragen sind aber unbequem und stillen das Sensationenbedürfniß nicht; lieber spricht man mit tugendsamer Entrüstung von der wachsenden Sittenlosigkeit, von der Nothwendigkeit, die Prostitution endlich zu kaserniren, auf daß sie ferner nicht mehr die reine Sphäre der anständigen Bürger verpeste, und von der schändlichen Unfähigkeit der Polizei, der die Dirnenmörder fast immer entwischen. Keiner denkt auch diesmal daran, daß auf den Schleichwegen an den dunklen Rändern des sozialen Bereiches das einzelne Verbrechen eines Deklassirten beinahe unentdeckbar werden muß, daß die vogelfrei erklärte Dirne bei ihrem jammervollen Beruf in jeder Stunde von der Brunstwuth eines aus den gebahnten Wegen normaler Lebensführung geworfenen geilen Burschen bedroht ist und daß man sich, statt mit unüberlegtem Wort die Polizei zu schmähen, wundern sollte, wenn es überhaupt je gelingt, einen Dirnenmörder zu fassen. Nur ein kleines Mädchen findet vor dem Säulenanschlag die rechte Spur, da es mit altklug ernster Miene zu der Mutter sagt: „Wie unvorsichtig aber auch von der armen Frau, Mama, nach zehn Uhr noch Besuch mitzunehmen! Oder war Der mit dem Schnurrbart und dem Strohhut ihr Mann?" Die entsetzte Mama zieht die kluge Kleine schnell von der gefährlichen Ecke hinweg. Die Portierkinder bleiben, kauern sich auf die warmen Steine und lauschen mit gierig aufgesperrten Augen dem Gruppengespräch der Erwachsenen. Mitunter hemmt die Schauermär von Bertha Singer sogar ein rüstig ausschreitendes Dienstmädchen auf seinem Sonntagsweg in die Freiheit; der Liebste hat den rothen Zettel gewiß auch schon gelesen und wird begreifen, daß die Traute ein paar Minuten an der Säule vertrödeln mußte.

Unter der Mordanzeige klebt, in milderem röthlichen Ton, die Einladung zu einer Wählerversammlung. Bei Bier und Cigarrenqualm sollen die Quiriten sich versammeln, um weise Rede aus dem Munde des Mannes zu hören, der um ihre Stimmen wirbt. Es wird sicher kein Coriolan sein; kein Schamgefühl wird ihn hindern, die Wunden zu zeigen, die er im Dienst des Volkes empfangen hat, und rühmend von den Thaten zu reden, die er schon vollbrachte und künftig vollbringen wird. Er wird die Finger der Wähler selbst über die Narben führen, ausführlich erzählen, durch welche glänzenden Gaben er die Mitbewerber übertrifft — diese unfähigen, würdelosen Heuchler, die das arme Volk nur betrügen wollen —, und mit ergebenem Lächeln die süßen Stimmen der majestätischen Menge erbetteln. Und in dieser Menge werden die Leute, die vor dem Mordplakat ihre soziale Seele entdeckten, die Mehrheit haben und die Feinsten, Gebildetsten werden vom Stamme des Nikodemus sein ... Haben die Männer am Ende doch Recht,

die von der Massenwahl der Gesetzgeber nichts wissen wollen und deren lange Reihe von Taine bis zu Pobedonoszew, von den moralinfreien Darwinisten bis zu den asketischen Dogmengläubigen reicht? Was soll aus den Ländern werden, deren politisches Leben der blinde Hödur beherrscht?

Alles, was kluge Gegner des allgemeinen Wahlrechtes seit einem Jahrhundert vorgebracht haben, ist unbestreitbar, ist durch keine dialektische Kunst zu widerlegen; und für alle irgend einer der wechselnden Formen des Parlamentarismus erschlossenen Länder gilt noch heute das Wort, das Prévost-Paradol sprach, ehe er aus der Heimath über das Weltmeer zog: um in Frankreich zum Abgeordneten gewählt zu werden, müsse man sich entweder mit Haut und Haar der Regirung verschreiben oder eine hohe Rente haben oder sich ohne Murren zu den schnödesten Demagogenkniffen bequemen. In der Hitze des Wahlkampfes siegt nicht die Vernunft, nicht die einsichtige Erkenntniß der Nothwendigkeit, zu der im Bereich des Möglichen ein einziger, meist schmaler Weg führt, sondern die Lungenkraft, die mit Lärmphrasen wirthschaftende Skrupellosigkeit, die den Hörern das Blaue vom Himmel verspricht, und die Rednergabe, die sich mit einer geschickten Gruppirung angeblicher oder wirklicher Thatsachen über alle Fährnisse hinwegzuhelfen vermag. Die Verfasser der drei Löschpapierflugblätter, die seit gestern auf den Schreibtisch geflattert sind, täuschen sich nicht darüber, daß ein großer Theil ihrer Versprechungen unerfüllbar ist, daß sie Einzelheiten keck verallgemeinern, die Absichten der Gegner gröblich entstellen und ein trügendes Zerrbild der politischen Lage geben. Aber macht es von den Parteien, die sie auf Leben und Tod bekämpfen wollen, eine anders? Jede erklärt, nur sie vertrete selbstlos das Gemeinwohl, jede sucht durch die Fülle der populären Verheißungen die emsige Nachbarin zu überbieten. So war es seit Kleons Tagen, wird es stets bleiben, so lange in öffentlichen Massenwahlen die heiligende Weihe des Abgeordneten verliehen wird, und alle großen und kleinen Mittel, selbst die von den Klügsten, von Tocqueville bis zu Schaeffle und Benoist, dagegen empfohlenen, werden auf die Länge unwirksam sein. Der Geschichtschreiber der amerikanischen Demokratie sah Rettung und Heil in der indirekten Wahl und sagte: Les hommes ainsi élus représentent toujours exactement la majorité de la nation qui gouverne; mais ils ne représentent que les pensées élevées qui ont cours au milieu d'elle, les instincts généreux qui l'animent, et non les petites passions qui souvent l'agitent et les vices qui la déshonorent. Je vois dans le double degré électoral le seul moyen de

mettre l'usage de la liberté politique à la portée de toutes les classes du peuple. Er berief sich für seine Ansicht auf das Beispiel des amerikanischen Senates, der aus indirekten Wahlen hervorgehe und, wie Jeder sehen müsse, an Würde und Fähigkeit das Repräsentantenhaus weit übertreffe. Wenn Taine, der sich von Tocquevilles Meinung stimmen ließ, in Washington heute die in den Dienst der elendesten Jobberinteressen erniederten Senatoren an der korrumpirenden Arbeit sähe, würde der Glaube an die allheilende Wirkung der indirekten Wahl ihm schnell schwinden; schon ein Vergleich der Intelligenzsummen, die sich in Preußens Landtag und im Deutschen Reichstag verkörpern, könnte ihn wohl aus seiner ruhigen Sicherheit treiben. Gewiß ist es schlimm, daß der Wähler den Stimmenwerber nicht aus der Nähe kennt, daß der Landmann ihn kaum je, der Städter nicht im alltäglichen Wandel sieht und in den letzten Wochen vor dem Entscheidungtage erst ein bisher fremder Name mit Dampfbetrieb in die Hirne und Sinne gehämmert wird, — ein Name, auf dessen Träger dann flink alle Ehrenqualitäten gehäuft werden und der im Grunde wahrscheinlich einer winzigen Null gehört, einem Mitläufer im Heerdentrab der Partei. Wird aber der plötzlich mit der Kürpflicht bebürdete Wahlmann etwa anders aussehen, werden die erhabenen Gedanken und edlen Instinkte in ihm mächtiger sein als die kleinen Leidenschaften des Tages? Gerade diese Leidenschaften bestimmen fast stets ja den Ausgang des Parteienstreites. Der von der thörichten Hoffnung, mit Quacksalberrezepten die Gesindenoth der Landwirthe lindern zu können, diktirte Erlaß, der den Eisenbahndirektionen befiehlt, wenigstens während der Erntezeit Ausländer den deutschen Arbeitern vorzuziehen, stachelt die Geister der auf Tagelohn Angewiesenen mehr als das von fern herhallende Echo der großen politischen Vorgänge; und der Wahn, die Polizei müsse in spätestens achtundvierzig Stunden den Mörder der Frau Bertha Singer fassen, erregt die assoziativen Kräfte der Menge mehr als das chinesische Abenteuer, dessen Folgen noch der von den Freudenschüssen aufgewirbelte Nebel umhüllt. Von einem Volk, das im Kollektivempfinden immer kindlich bleibt, sollte nur auf Lebensfragen, deren Wesen auch der dumpfeste Sinn klar erkennen kann, eine Antwort gefordert werden; läßt man es über ein verwickeltes Gewirr von Detailfragen abstimmen, dann darf man sich nicht wundern, wenn Jeder aus dem Knäuel das ihm nächste Fädchen herauszerrt, an das sein Interesse geknüpft ist oder scheint. Und je mehr die Kraft, große, zündende Stichworte zu ersinnen, weicht, um so geringer muß auch die Qualität der Leute werden, die sich den in Wahlschlachten gebräuchlichen Schmutzschleudern aussetzen mögen; der feiner Geartete erduldet

die Kothklümpchen, so lange als Preis des Treffens ein großer Gegenstand winkt, aber er rettet sich aus dem Sumpf kleiner Alltagssorgen schnell auf den festen und sauberen Boden beträchtlicherer Arbeit. Die Verpöbelung der Parlamente war nicht zu hindern, seit die Politik ein Geschäft wurde, bei dem die einzelnen Klassen der Bourgeoisie einander zu überlisten suchen. In jeder Niedergangszeit erfüllt sich das biologische Gesetz an den Volkheitorganismen; wie am Ausgang der feudalen Epoche das einst so herrlich prangende Paradies der gekrönten Patriarchen verwelkt war, so mußte der Herbst auch dem Wundergarten tagen, in dem frommer Wahn Jahrzehnte lang den Glauben an den anonymen Herrn von heute gepflegt hatte.... Welches neue Eden die verblühte Pracht ersetzen soll? Ach, wir sind sehr skeptisch geworden, spähen nicht mehr, wie Milton, nach der besten Staatsform aller Zeiten und Zonen aus und wissen längst, daß aus den modernden Resten des alten immer ein neuer Aberglaube erwächst. Die Gebildeten tröstet einstweilen der feste Glaube an die vorwärts führende Macht der Entwickelung; und die Anderen sind in ihrer Bedrängniß froh, wenn an Feiertagen die Sonne aus dem Geschäft ins Vergnügen lockt und sie im Freien noch mit dem Schatz oder schon mit Weib und Kind ein sicheres Plätzchen und einen guten Trunk haschen können.

* * *

Eben kehren sie aus der Sonntagsfreiheit zurück, schwitzend, müde und zärtlich; denn es ist Abend geworden und Alkohol, Massendunst und Blechmusik haben ihre Wirkung geübt. Und es ist lehrreich, zu sehen, wie schlau und zäh auf dem Bahnsteig und an den Halteplätzen der Droschken und Pferdebahnen Jeder um sein Lebensrecht zu kämpfen versteht. Noch immer beherrscht Frau Bertha Singer das Gespräch und die heimwärts Pilgernden, die erst jetzt die blutrünstige Sensation des Tages erfahren, rüsten sich zu umständlicher Erörterung der Frage, ob auch dieser Mord ungesühnt bleiben wird. Wo aber ein Vortheil zu erlisten, auch nur der kleinste Vorsprung dem Nebenmann abzugewinnen ist, da finden sich rasch Alle zurecht und kein Qualmgewölk blendet mehr das lauernde Auge. So war es gewiß auch in dem Volk, dessen Herzen der Herr den Propheten verstocken hieß und dessen feinste Bürgerblüthe sich später am Nikodemusstamm dem Sonnenlicht erschloß. Keine Staatsform wird die dreieinige Kraft ausrotten können, die im Wahn, im Interesse und in der Vergnügungsucht ihre Wurzeln hat. Wenn der Streit aber um wichtige Profitfragen tobt, wird jede Volksklasse durch die Schleier jeder Staatsform den zum Vortheil führenden Pfad erkennen.

Das Ungeheuer in der Kunst.

Vor ein paar Monaten hat man den siebenzigsten Geburtstag Boecklins gefeiert. Es war ein kleines Weltfest. Die gedämpften treuen Worte der alten Freunde und manches frühen Bekenners und Förderers mischten sich halbverloren in den anspruchsvollen Uebereifer der Verspäteten und in den lauten Beifall der Masse, die sich wieder einmal selbst schmeicheln konnte, unter dem Vorwande, das Genie zu ehren. Die Heimath bot die herzlichsten Huldigungen, Berlin, Basel und Hamburg veranstalteten glänzende Ausstellungen, die Presse that ihr Möglichstes und selbst die gekrönten Häupter Europas — ein seltener Anblick — hatten sich nach des Meisters eigenem Bericht mit Glückwünschen fast vollzählig eingefunden. In dem Heim der Fremde, in der Villa bei Florenz an jenem Abhange, der wundervoll von Fiesole zu den Ufern des Arno hinabgleitet, war die Familienfeier. Erhebende, rührende, heitere, ja erheiternde Züge im Einzelnen, — im Ganzen ein wehmüthiges Bild.

Der einsame Schweizer hatte gesiegt und sein fester Glaube, daß auch er ein Kind seiner Zeit sei und daß diese endlich einmal sich selbst in seinem Werke wiedererkennen müsse, war bestätigt. Er hat reichlich gesiegt, aber, ach, so spät wie jeder ehrliche Kämpfer, — und um den Preis seines Lebens, wie jeder Kämpfer des Geistes. Aber wenn nun auch die Abendsonne herscheint, so ragen doch die Gipfel seines Tagewerkes so hoch, daß sie noch lange vergoldet bleiben, wenn Thal und Ebene und die bequemen Hügel längst im Dunkel liegen.

Er hätte es leichter haben können. Er hätte sich nur zu begnügen brauchen. Seine glänzende Kraft der Wirklichkeit gegenüber, das stupende Gedächtniß, die treue und feste Hand, der kalte Beobachterblick, der ihm die Dienste des Fernrohrs und des Mikroskops zugleich leistete, der Fleiß und die fließende Erfindung hätten ihm einen schnellen und breiten Erfolg gesichert, wie mancher Tagesgröße. Aber er wollte nicht blos nehmen. Und Das, was er geben wollte, in jedem seiner Werke gab, war eine Zuthat, mit der er, der Zeit voraus, die Mitwelt nach sich ziehen mußte, — ein langwieriges und undankbares Geschäft, aber das einzige, das den schöpferischen Geist reizen kann. Was mußte er Menschliches hinter sich lassen und in die Elemente vordringen, weiter als irgend Einer vor ihm? Konnte es ihm nicht als Schwäche oder als Armuth ausgelegt werden? Oder als Beides? Mußte seine Sprache nicht nothwendig zu den alten, starren Formeln greifen, zu den seelenlosen Elementalen, den Panen, Faunen, Nixen, Dryaden, Centauren und Tritonen,

zu den Ungestalten, deren jede nur einen einzigen Ton wiedergiebt, da, wo eine menschliche Seele in einer vollen Symphonie erklänge? Gewiß, das Ungeheuer war schon längst das letzte und äußerste Ausdrucksmittel des Zeitgeistes geworden, aber nicht sein Ungeheuer, das reinliche, das Symbol des Elementaren, mit dem er rüstigen Schrittes der Wiederbeseelung der Welt zuschreitet, sondern das leichtbegreifliche, unverbesserliche und unabänderliche glatte Scheusal der gemeinen menschlichen Alltäglichkeit, das er nie mit den Fußspitzen berührt hat.

Angefangen hat die Sache eigentlich schon als Reaktion gegen die Humanitätseligkeit der Klassikerzeit. Die windelweiche und windelwarme Sentimentalität Rousseaus mit ihrem durchdringenden Uebergehalt an Anthropin stieg allen kräftigeren Naturen in die Nase. Goethe, der unerschütterliche Abstands-, Luft- und Lichtfreund hat am Stärksten protestirt. Er verlegte zuerst wieder die widerlichen Gerüche an ihren Ort. Mephisto, die Thiere der Hexenküche, des Blocksberges, die vereinigten Ungeheuer der heidnischen und christlichen Welt sind lauter Bestien von eigenem, bestimmtem, sich scharf abhebendem Gestank, der keinen Zweifel läßt. Schon bald darauf aber begann man wieder, diese Deutlichkeit zu unterschätzen. Und die Romantiker muß man direkt als die Wegweiser in die heutige Abstumpfung der Geruchsnerven anklagen. Dann entwickelte sich das moderne Leben. Die neuen Verkehrsmittel erweckten dem Einzelnen das täuschende Gefühl der Allgegenwart und Allwissenheit und die Erwartung der Allmacht. Die Wirkung zeigte sich naturgemäß zuerst in den Köpfen der Denker. Mit ein paar Sätzen waren sie am Ende, Feuerbach und Strauß, Moleschott und Vogt, Tyndall und Huxley, Renan und Comte. Im Fluge war man zu der einmüthigen Ueberzeugung gekommen, daß die Welt ein grandioser Unsinn sei, in dem zum Glück der Mensch allein noch genug Verstand übrig behalten habe, um diese Wahrheit einzusehen. Allein bereits Schopenhauer empfand die Nothwendigkeit, diesem Nichts wieder einige handliche Eigenschaften beizulegen. Der Wille wird zum Weltengrund ernannt. Nur ein Weltwille und nur ein böser Weltwille konnte dem Menschen so viel ausgebreitetes Glück zugleich zeigen und versagen. Die Ernennung erwies sich als die Spiegelung des Gemüthszustandes eines phantasie- und temperamentvollen Unzufriedenen, dessen Leben nur eine Bestätigung seiner Lehre enthielt, indem er sein hübsches ererbtes Vermögen zu Gunsten der Füsiliere und nicht etwa der Hinterbliebenen der Märzgefallenen testirte.

Unbefriedigt erfand Hartmann ein anderes Unthier, das sich zum Umfang des Weltalls ausspannen ließ. Den weiteren Rückzug aber setzte Nietzsche mit Riesenschritten fort. Er ist mit der Anthropomorphisirung des Weltwesens schon bis zu dem Uebermenschen mit sehr reduzirtem Ungeheuergehalt

emporgekommen. Du Prel nimmt bei den Gespenstern einen etwas langen Aufenthalt und bekennt eine unsterbliche Seele — vorläufig des Menschen —: ein halb trauriger, halb komischer Anblick, wie das feinste und gebildetste Denken der Einzelnen, indem es sich von dem Denken der Gesammtheit, der Menschheit, entfernt, immer wieder über das Absurde zu jenem allgemeinen Denken zwangsweise zurückgeführt wird. So ist die Bahn festgelegt, der Fortschritt der Geister in der eingeschlagenen Richtung vollzieht sich mit zunehmender Geschwindigkeit. Wo nur immer irgend eine menschliche Beziehung in der Vorstellung der Beschauer die Form des Ungeheuers angenommen hat, Furcht, Entsetzen und Verzweiflung verursachend, da beginnen die starren Züge des Bildes allmählich zu erweichen, zu verblassen, zu verschwinden, nach und nach vertrauteren, beruhigenderen, tröstenderen Platz zu machen. Immer klarer und deutlicher und kräftiger entfaltet sich die Einsicht, daß die letzten Vorstellungen über die Dinge nicht über bestimmte, durch die geistige Verfassung der Gesammtheit gezogene Grenzen hinausgehen dürfen, ohne daß sich das Weltbild im Ganzen wie im Einzelnen als Ungeheuer der Vorstellung aufzwingt. Die weitere Einsicht folgt, daß solche Auffassung, würde sie allgemein, den Bestand der menschlichen Gesellschaft ausschlösse, aber auch bei beschränkterer Ausbreitung bedrohen müßte. Von selbst vollzieht sich der Umschwung. Wir beginnen wieder den Weltgrund zu anthropomorphisiren, — nicht etwa aus tieferer Erkenntniß der Wahrheit, jener Wahrheit, von der bei solchen Betrachtungen immer die Rede zu sein pflegt, obwohl es sich darum nie handeln kann, sondern, weil wir müssen, zum Zweck der Selbsterhaltung.

Unsere gestaltende Kraft dem Chaos gegenüber fängt wieder an, langsam zuzunehmen. Wir lernen wieder die Welt nach unserem Bild und Gleichniß zu formen, statt uns von einem sinnlosen Phantom betäuben und lähmen zu lassen. Das gilt aber freilich nur von dem Vortrab. Die Menge, so weit sie den Zusammenhang mit der Vergangenheit verloren hat, hält noch bei Kraft und Stoff. Auch ihr führt das moderne Leben den schwerfälligen und stumpfen Blick über den ganzen Erdkreis hin und breitet ihrer Sehnsucht unfaßbare Schätze aus und ein Jeder findet seinen Antheil zu klein bemessen. Mit den Erfolgen der Wissenschaft und Technik, des Handels und der Industrie stiegen überall die Mißerfolge der Staats- und Regirungskunst in der Entwickelung der sozialen Lage, wie wenn sie als Ursache und Wirkung mit einander verbunden wären. In Deutschland hinterließen obendrein die Freiheitkriege, das Jahr 1848, die Kriege 1866 und 1870 in breiten Volksschichten eine tiefe Enttäuschung. Die allgemeine Mißstimmung soll mit dem Hinweis auf die näher gerückten Barbaren und auf den Gewinn, der bei ihnen zu holen sei, wie im alten Rom gebannt werden. Allein der Blick für die Abstände

von Mann zu Mann, für die Uebel im Inneren wird damit nicht abgelenkt, sondern verschärft. Auch alle die übrigen kleinen und kleinsten Erfindungen verfangen nicht gegenüber dem kreißenden Riesenschoß. Das sichtbare, greifbare Ringen seiner Urgewalten erfüllt alle Beschauer, den einen mit dieser, den anderen mit jener Angst. Die Weltungeheuer der Philosophie sind für diese Zuschauermenge vom Börsen- und Gründerkönig bis zum pfennigslosen jüngsten Rekruten des Sozialistenheeres in unzählige Unter- und Theilunthiere zerbrochen, deren jedes seine eigene Kundschaft hat und schreckt und sich mit dem Anspruch vorstellt, ein Bild des Weltalls zu geben: der Kampf ums Dasein, die Uebervölkerung der Erde, der Kapitalismus, das Großstadtelend, der Chauvinismus, der Byzantinismus, Sozialismus und Militarismus und was sonst irgend in das beschränkte Gesichtsfeld tritt, nimmt sofort die Fratze des Ungeheuers an. Und wer mehr überblickt, Der sieht heute nicht mehr eine Anzahl Ungeheuer, nicht mehr Vorbilder und Gleichnisse der Hölle, sondern die Hölle selbst und fühlt sich mitten drin, — unwiderruflich, unrettbar. Eine kindliche Ueberempfindlichkeit gegen den Schmerz und greisenhafte Unfähigkeit zur Freude vereinigen sich zu einer Grundstimmung, in der keine Kunst blüht. So haben wir heute zwar alle möglichen Beziehungen zu den Werken der zeitgenössischen Kunst, von den gröbsten zu den feinsten Sensationen, aber die harmlose Freude der Gesundheit hat nur einen geringen Theil daran. Wie die Wissenschaft angeblich völlig voraussetzunglos, gänzlich absehend von Mensch und Menschheit, versucht hatte, die Welt zu erklären, und bei dem Nichts angekommen war, so suchte nun die Kunst, in der körperlichen Berührung mit dem Ding die Erscheinung zu finden und zu fassen, und sprach dem Abstandnehmen, der Betrachtung, dem Versuch, sich mit dem Geiste eines Dinges in Verbindung und auseinanderzusetzen, jede Berechtigung ab. Forschungresultate, Abschriften, Quellenstudien, Thatsachen, documents humains, durch kein menschliches Denken und Empfinden getrübte Berichte der Wirklichkeit, Wahrheit sollten die Werke sein und nur nicht Kunst. Nicht mehr auf seinem natürlichen Wege soll das Kunstwerk wirken, indem es den Beschauer einfach und ohne Umstände und Anstalten erfreut, sondern auf dem Umwege des Schmerzes, nicht, indem es befreit, erhebt, erlöst, sondern, indem es drückt, fesselt, belastet. Die Künstler mußten natürlich solcher Verfassung der Gemüther nachfolgen und so geriethen sie in solche Nähe der Dinge, in der sie nicht mehr leuchten, sondern nur mehr abfärben, in der sie kein Bild, sondern nur mehr einen Abklatsch liefern. Und nun steckt in all unserem heutigen Kunstgenießen Etwas von dem Kindergruseln vor Jahrmarktswunder und Panoptikumswahrheit, zugleich aber noch Etwas von dem lendenlahmen Hang, in aller Unvollkommenheit außen die eigene innere mit heimlicher Lust getröstet und selbstzufrieden wiederzuerkennen und doch den Mangel hämisch dem Nächsten zuzuschreiben.

Weil wir diesen oder jenen Zug im Angesicht des Ungeheuers so außerordentlich menschlich finden, fühlen wir uns zu der tiefsten Art von Vergnügen, zur Selbstüberhebung und zum Hohn, gereizt. Nicht der Humor, der die eigene Schwäche einbezieht, sondern Satire, die sich ausnimmt, nicht die freundliche, lächelnde, beruhigte Sicherheit, daß Alles Eins, das Ich und das Du, das Innere und Aeußere, sondern der beleidigte Zorn, daß die Mängel der Welt nicht heranreichen an den eigenen Werth und Anspruch, ist der Grundton unserer Stimmung. Sie hat die Menschen von heute körperlich so nahe aneinandergebracht und geistig so weit von einander entfernt. Ein Gefühl tiefster Niedergeschlagenheit umfaßt uns Alle. Es ist, als ob einem Jeden von unsichtbarer, unwiderstehlicher Hand der Kopf von hinten vornüber niedergedrückt und festgehalten würde, so daß nur scheele und schiefe Blicke von unten vor auf den Nächsten und nur auf das Allernächste mehr sich richten können. Was hilft es, daß der Scharfblick für das Nächste so ins Unendliche gesteigert ist? Es bleibt ein Parasitenscharfblick. Was dieser Stimmung und Verfassung entspringt, mag interessant, wahr, gescheit, exakt, intim, stimmungvoll und, was weiß ich, sonst noch, sein, aber es kann nicht scheinend, nicht schön, nicht das freundliche, erlösende Gleichniß sein, das die Kunst ausmacht. Die Karikatur ist ihr naturgemäßes Ausdrucksmittel, nicht das stilisirte, vermenschlichte, humoristische Ungeheuer der Gothik und Renaissance, auch nicht das ernst gesehene und ernsthaft genommene Ungeheuer, die Personifikation des Schlechten, das zu bekämpfen und zu vernichten Ritter und Prinzen und Heilige in Sage, Märchen und Legende ausziehen, sondern das verthierte, ins Ungeheuerliche verzerrte Menschenbild. Oberländer, den man zuweilen und so sehr mit Unrecht zu den Humoristen zählt, ist der wirkliche Künder dieser Stimmung, — als Maler gehört er zu den ernsthaftesten, frömmsten und festesten im Glauben an die Zukunft. Der gellende Hohn der thiermenschlichen Ungeheuer erschallt aus einer geistigen Vereinsamung, aus einem Abgrund der Menschenverachtung, dem nichts Anderes als Klagen und Anklagen entsteigen können. Und mit diesem untersten Gebiet der Kunst, das kaum durch eine Linie von dem kunstlosen und kunstwidrigen Felde der Beleidigung getrennt ist, jener Kunst, deren Wesen die Schadenfreude, der Reiz der Medisance bildet, wird in der Gegenwart im Verhältniß zu den größeren Aufgaben auch weitaus das Beste geleistet. Sie ist so recht die Kunst des breitesten Theiles der heute ins Ungemessene angeschwollenen Menge der Kunstabnehmer, der hastigen, summenden, fliegenden Masse, die in Kaffehäusern und Bahnhofsrestaurationen sich um „Kladderadatsch“ und „Fliegende Blätter“ reißt und bei dem blutigsten Hohn immer glaubt, es sei doch nur von dem lieben Nächsten die Rede. Doch bleibt diese Art Kunst auf den billigsten aller Kunsthändler, auf das Zeitungpapier beschränkt und ihre Genüsse reisen nicht anders in der

Welt, als wie der Klatsch zwischen Beschränktheit und Bosheit sinnlos hin- und herläuft.

Dann kommen Mode- und Massenroman und was man heute moderne Literatur nennt. In diesem Reiche herrscht Nana noch unumschränkt. Sie ist aber doch wieder ein Anfang, ein erster Versuch zur Gestaltung, ein sehnsüchtiges Tasten nach Form und Geist, nicht mehr ganz und gar und reine Verzweiflung. Zwar möchte ihr Autor glauben machen, das Scheusal sei nur ein Ausschnitt des Weltungeheuers, das er im Interesse wissenschaftlicher Gründlichkeit nur stückweise und in wohlgeordneter Reihenfolge behandeln könne. Aber Das ist nicht ernst zu nehmen, so wenig wie die Schneiderkünste, mit denen die zahllosen Inhaber bescheidenerer Werkstätten die Riesenglieder des Vorbildes oft mit den drolligsten Bemühungen zu bedecken und zu maskiren suchen. Die Noras, Frauen vom Meere, Hedda Gabler, Rautendelein, Magdas, Salomes, die über-, halb-, un- und doppelgeschlechtlichen Monstra sind alle Blut von ihrem Blute, dem selben unfruchtbaren Schoß entstiegen. Und doch predigt jede Linie ihrer Ungestalten und jeder Seufzer ihrer Halbseelen mit ergreifender Uebereinstimmung, wie auch sie, trotz aller Verkettung in der Gegenwart, mit ihrem ganzen verborgeneren Sein einer helleren und reineren Zukunft entgegenschwingen. In der Ecke des düstersten und modrigsten Alkovens sieht man wenigstens das Schattenbild jener Engel mit der Schreibtafel, welche auf Coreggios Danae den Goldregen des Olympiers verzeichnen, unverkennbar vorbeihuschen und über die sinnloseste Vergangenheit und die brutalste Gegenwart einen leichten Schimmer künftiger Erlösung hinhauchen. Aber auch das reine Ungeheuer, dessen Wesen die volle Aussichtlosigkeit, die Unerlösbarkeit ist, das fertig, ohne Entwickelung, ungeheuerlich, weil der in ihm verkörperte Werdetrieb auf ein totes Gleise gerathen ist aus Mangel an innerem Zusammenhalt und Schwäche gegen das Außen, ist, wie im Leben, in dieser Kunst vertreten. Doch ist und bleibt es selten. Und wenn wir es häufiger zu sehen glauben, so rührt Das daher, daß unser Blick stumpf und theilnahmelos und müde, wie er geworden, in jeder Erscheinung ihre Vergangenheit und Gegenwart übermäßig groß sieht und überlästig empfindet, von ihrem Zukunftgehalt kaum Etwas bemerkt und sicher nichts Angenehmes erwartet. Ueber der gegenwärtigen Oede der Stoppelfelder vergessen und bezweifeln wir die Keime künftiger Ernten. Daher kommt es auch, daß gerade die Wunderwerke unseres Realismus in der Literatur und namentlich in der Malerei, die in schwarzes Elend und graue Verzweiflung getaucht zu sein scheinen, dem aufmerksameren Blick am Deutlichsten die Spuren geistiger Erholung, wiederkehrender Kraft und Gesundheit verrathen. Ja, man könnte behaupten, daß auf dieser Spur und auf nichts Anderem sogar ihre jetzige Wirkung schon beruht. Denn schließlich liegt

Sinn und Seele des Kunstwerkes, des schlechtesten wie des besten, doch in letzter Linie in seinem Zukunftgehalt. Denn was in der Erscheinung einmal Gegenwart geworden, ist tot, gestorbene Vergangenheit, und Leben und Geist und Wirkung in ihr ist nur Das, womit sie in die Zukunft weist, die Vorbedeutung, das Versprechen. So verdankt gar manche heutige Leistung ihren Erfolg Dem, was ihr Urheber zu vermeiden gestrebt und geglaubt hat. Unter der eigensinnigsten Realistik leuchtet überall, ungerufen, ungewollt, der zarte Schimmer der blauen Blume hervor und löst immer häufiger bei dem Beschauer jene Empfindung aus, die alle Buch- und Kunsthändler so hoch verehren. Das gilt aber nur für das Feld der billigeren Kunst. In der hohen Denkmäler- und Baukunst dagegen ist die Lage trostloser denn je. Zwar enthielt das Denkmal von je her viele und meist allzu viele menschliche Bedingungen des Entstehens und des Bestandes; und der Zufall und, was gleichbedeutend, ganz großsinnige Auftraggeber haben selbst in langen Zeiträumen nur eine mäßige Zahl wirklich erfreulicher Leistungen ins Dasein gerufen. Aber die heutige Massenproduktion auf diesem Felde ist eine politische, keine künstlerische Angelegenheit; und wenn sich der Humor der Weltgeschichte des Simon Blad und des Mathias Pschorr nicht annimmt, wie er sich einst des Kondottiere Colleoni, dessen 100 000 Goldguldentestament einem Verrochio einen Auftrag und dem alten Venedig das — wohlgemerkt — einzige öffentliche Standbild verschaffte, annahm, so wird in einigen hundert Jahren nicht viel mehr zu sehen sein von dem heutigen Denkmälergedränge. Und welche Rolle spielt hier das Ungeheuer! In welchen Jammergestalten hocken und stehen sie zahllos im Lande herum, diese Kostümlöwen, Parade- und Theaterpferde, die leicht- und schwergeschürzten Flügelgenien, denen eine einzige allgemeine Krankheit verbietet, irgend einen eigenen Nerv zu spannen, mit einem einzigen eigenen Tropfen Bluts zu leben, mit einem einzigen eigenen Athemzug die eigene Brust zu füllen, deren ganzes Dasein in dem eingeschobenen Häckfel des Ausstopfers beschlossen ist! Daß der große Tote, dessen Bildniß einst in Stein oder Erz die Wände des Domes bald mehr, bald weniger schmückte, heute auf dem Marktplatz steht, Das enthält ein gut Stück Erklärung, aber auch ein gut Stück Bekenntniß. Aus allzu vielen Taschen fließen heute die Summen zusammen, als daß das Werk etwas Anderes als eine Massenempfindung zum Ausdruck bringen könnte. Und gar die Baukunst, die Kunst der Völker und der Säcula! Woher könnte sie heute die Einheit der Stimmung nehmen und wie die früher auf Generationen vertheilte Kraft in die paar Tage zwischen Grundsteinlegung und Einweihung des Tempels zusammendrängen? Laufen in den gold- und marmorstrahlenden Parlaments- und Justizpalästen die Besucher nicht wie bedeutungslose Larven und Lemuren, wie verirrtes Ungeziefer herum? Können Zweck und Gestaltung weiter auseinanderfallen? Auch

sie, diese steinernen Riesenleiber, lechzen nach Inhalt, nach Leben, nach Zukunft, nach Erlösung aus dem leeren und stumpfen Dasein des Undings.

Nur leise berührt dagegen wurde die Kunst der Vernunft, die Musik. Zwar haben die Jungen und Jüngsten den Lindwurm der Nibelungen, den ja schon unser vortrefflicher Ernst Theodor Amadeus Hoffmann in seinem „Guzman, der Löwe" so unvergleichlich vorempfunden und an seinen Platz gestellt hatte, noch nicht völlig aufgegeben; aber im Ganzen beweist doch die heutige Produktion, daß das menschliche Herz, das Vollzugsorgan der höchsten Vernunft, sich auch heute noch nicht täuschen läßt, und die Sprache Orlandos und Palestrinas und Mozarts und Beethovens ertönt heute noch so rein und tröstlich wie je. Aber auch die Schwesterkünste suchen, bald deutlicher, bald verborgener, immer häufiger den Anschluß an die Musik; und daß sie ihn mehr und mehr finden, erscheint von guter Vorbedeutung. Namentlich in der Poesie, vom Lied bis zum Drama, fangen die grellen Farben, die mit dem Auge hergeholten und auf das Auge berechneten Effekte, die Versuche, graphisch und plastisch zu wirken, wieder an, zurückzutreten und dem Klang, dem Ton, dem Rhythmus und der Melodie Platz zu machen. Und was heute in der Malerei von tieferem Eindruck ist, verdankt diesen Erfolg gar oft zu einem erheblichen Betrage dem musikalischen Gehalt. Ohne ihn und die wiedererwachende Empfänglichkeit stände Thoma heute noch unbemerkt im Dunkel und Boecklins weit- und tiefgreifender Sieg wäre nur ein halbgelöstes Räthsel.

Das Ungeheuer, das zugleich in zwei Elemente taucht, mühsam die Tiefe verlassend und mit einem menschlichen Gesicht nach oben blickend, mit dem thierischen Unten Genosse und Bewohner der stumpferen Welt, mit seinem Sehnen Anwärter der höheren, ist wirklich das treffendste Bild der Zeit, das vollkommenste Symbol der großen Wendung der Geister, die sich unter unseren Augen vollzieht. Aber die Erlösung mußte neben der Verzweiflung gezeigt werden. Das hat Boecklin gesehen, lange unverstanden, endlich verstanden, in scheinbarem Widerspruch, thatsächlich in vollem Einklang mit der Zeit. Wenn er zugestand, daß es Ungeheuer giebt, so leugnete er aber, daß sie unverrückbar, unabwendbar zwischen den Menschenherzen als ewige Qual ständen, als Sinn und Inhalt des ganzen Weltprozesses. Er verlegte sie weit hinaus in die Elemente; und wenn er in diese vorgeschobene Einsamkeit einem Jeden nur einen einzigen Naturton mitgeben konnte, so gab er damit doch einen Anfang, einen Keim von Seele, jenes unentbehrliche, unfaßbare Etwas, das uns aus jedem Ding entgegenkommen muß, soll uns sein Anblick nicht vernichten wie das entschleierte Bild von Sais.

Paul Garin.

Die glasgower Kabelbahn.

Auf dreißig Hügeln und doch im Thale; im Mittelpunkt einer weiten Ebene und doch allseitig umschlossen von weithin sichtbaren, ragenden Gebirgszügen; vier deutsche Meilen landeinwärts von den Gestaden des Atlantischen Ozeans und doch eine Seestadt ersten Ranges, in deren Docks sich die mächtigsten transatlantischen Dampfer legen: so liegt am Ufer des Clydeflusses, ziemlich genau westwärts von der alten schottischen Königsstadt Edinburgh, Schottlands einzige Dreiviertelmillionenstadt, seine Haupthandelsstadt und Handelshauptstadt Glasgow. Wer den Clydefluß nur zwei Stunden weiter ostwärts gesehen hat, an der Stelle, wo er sich, ein schmutziger Bach, in sechs Windungen durch die Ebene schlängelt, die Northumberland von den schottischen Hochlanden scheidet, Der wird schwerlich glauben wollen, daß dieses Rinnsal ein so kleines Stück weiter auf seiner Wanderung zum Weltmeer, acht Wegstunden, ehe es das Meer erreicht, die größten Seeschiffe trägt, die ihre Ladungen mitten in eine der größten Weltstädte hineintragen. Noch an der Ostgrenze der Stadt Glasgow ist die Clyde ein Flüßchen, das seine grauen Wellen wie unwillig über die Steine wälzt, deren Gestalt man durch die flachen Fluthen hindurch deutlich erkennt, wenn sie auch selbst nicht sichtbar sind. Noch eine abschüssige Stelle, über die die schlammigen Wasser rasch abstürzen, während rechts und links die Häuserreihen scharf an das sich weitende Bett herantreten, und die Wasser fließen nicht mehr stromab, oder doch kaum bemerkbar, und zweimal am Tage steigt eine Fluthwoge durch den Nordkanal zwischen Irland und Schottland und den Clydebusen den Fluß hinauf, der sich unten meerarmartig erweitert, dem Auge deutlich erkennbar als eine starke Hebung im Flußbett und in den Riesendocks der Weltstadt hoch auf die Wasser stauend. Denn so stark hat in unserem Jahrhundert Menschenhand und Menschenkunst das alte Flußbett ausgetieft, daß die Landstadt Glasgow zur Seestadt wurde und heute neben Liverpool der größte Hafenplatz der Westküste Großbritanniens ist. Da steht nun die Fluth, die sich eben noch rieselnd vorwärts schob, zwischen all den Docks, Magazinen und Handelshäusern, Seedampfern und Flußschiffen, Brücken und Dampfkrahnen, die dem flüchtigen Blick fast wie Schiffsmaste erscheinen, und starrt, wie von heiliger Scheu vor all dem Menschenwerk erfüllt, hinauf an den steilen Mauern und hinüber auf das wunderliche Treiben der Großstadt. Schnurgerade Einfassungmauern ziehen dem Reich des Wassers feste Grenzen, mächtigen Felsblöcken gleich vorgeschoben aus der Welt des festen Grundes in die Welt der Wogen; und als ob sie die anerkannte Macht des Menschen über dieses selbst geschaffene Stück Meer beurkunden wollten, schwingen auf dem Raum einer Viertelwegsstunde neun mächtige Brücken ihre Bogen über die graue Fluth. Mühsam

überspannt sie noch die Glasgow-Brücke mit ihren sechs kleinen Steinbogen, denen man noch die Mühsäligkeit ansieht, mit der vergangene Zeiten sie gewölbt haben, und den Widerwillen, mit der sie ihre Lasten tragen; aber mit stolzem Schwunge wirft die moderne Eisenbahnhochbrücke ihr eisernes Gitterwerk über den Fluß, sich selbst genug und nur allzu gern auf jede Unterstützung durch einen Pfeiler aus dem Flußbett verzichtend. Unmittelbar unter dieser Brückenwelt beginnt der Hafen, den wohl noch die Dampffähre kreuzen und der Tunnel unterlaufen darf, über den aber keinem Brückenbogen mehr verstattet ist, sich den Masten und Essen in den Weg zu legen, die dort ihre Heimstatt oder ihre flüchtige Herberge haben. Eine Welthandelsstadt, größer als Hamburg — die Stadt selbst zählt sieben Hunderttausende, die ununterbrochene Häusermasse acht und ein halbes Hunderttausend Menschenköpfe —, steht Glasgow unter dem Zeichen des Verkehres, des Handels und Wandels, der Bewegung von Menschen und Gütern wie wenige andere Punkte der Erde. In ununterbrochenem Strom schieben sich Menschen und Waaren hinein und hinaus, nach Osten, Süden, Westen und Norden, und um die Clyde, namentlich auf den beiden Parallelstraßen zu ihr im Norden und Süden, ballt sich Menschengedränge und Wagenverkehr in einem Maß zusammen, wie es selbst in London und New-York nur an wenigen Stellen übertroffen wird. Die zwei Kilometer westwärts von den Brücken, während deren sich an beiden Flußufern Werft an Werft, Gleis an Gleis, Dock an Dock drängt, wimmelt es von geschäftigen Geistern und dröhnt das Einhämmern der Riesennieten in die Eisenplatten der Schiffskörper, deren nackte Skelette, halbbedeckte Bäuche und hochgebaute Borde dem Schiffsleben der Süd- und Nordseite einen geistesverwandten thürmenden Abschluß geben. Da kommen wir zur Dampffähre, die von der Hafenverwaltung selbst bestellt ist. Es ist eine Wagenfähre, und als sie 1891 in Betrieb trat, betrachtete man sie als einen bedeutsamen Fortschritt. Heute besteht sie immer noch, ist aber längst von anderen Verkehrsmitteln überholt. Nie hat sie sich mit dem Anlegen an Rampen abgegeben, durch die man die Unterschiede zwischen den verschiedenen Wasserständen, die hier mehrere Meter betragen, sonst wohl auszugleichen pflegt. Für solche war an dem nur etwa hundert Meter breiten Flußbett, an dessen beiden Seiten jeder Centimeter Boden so kostbar war, niemals Raum. Vielmehr ist ihre bewegliche Deckfläche oder Plattform von je her durch Schraubenspindeln je nach Bedarf gehoben oder gesenkt worden, um immer auf der gleichen Höhe mit den Kaiflächen zu bleiben, ob sich unter ihr die Fluthen nun verlaufen oder hoch emporthürmen. Auch Schaufelrad und Steuer hat sie nie getrieben und gelenkt; über solche Dinge war sie von je her hinaus, da ihr zwei Schiffsschrauben an jedem Ende, die ganz unabhängig von einander in Bewegung treten, gestatten, jeden Tanz vom Walzer bis zum Hochlandschottisch auf dem

feuchten Element aufzuführen und dabei doch graziös jedem schwarzen Riesenschiffsbauch und Zwergkähnchen auszuweichen. Nein, andere Dinge sind aufgekommen, die heute halb mitleidig auf etwas so Altmodisches wie eine von vier Schrauben getriebene Wagenfähre herabschauen. Wie anderswo, ist auch in Glasgow das Wasser sehr feucht; und mehr als anderswo ist in Glasgow die Luft neblig. Wäre Goethe nur nach Glasgow gekommen, er hätte für sein Mignonlied nicht erst den Apparat eines Berges mit seinem Wolkensteg aufzubieten brauchen, um das Maulthier im Nebel seinen Weg suchen zu lassen. Auch in Glasgow sind die Flugmaschinen noch sehr unvollkommen und darum verkriechen sich die Einwohner unter die Oberfläche der lieben Mutter Erde, die in ihrem Schoß noch Raum hat für Tausende von sicheren und leicht beschreitbaren Wegen für ihre kleinen Menschenkinder. So hat der private Unternehmungsgeist neben dieser Fähre drei Tunnels unter dem Fluß angelegt, der hier 127 Meter breit ist, drei Tunnels von 220 Metern Länge, von denen die beiden äußeren dem Fahrverkehr und der mittelste dem Fußverkehr dienen. Rampen und Treppen befördern die einzelnen Menschen hinab in die Tiefe und hinauf zum Licht, zwölf gewaltige Aufzüge in zwei Schachten Roß und Wagen. Die Tunnels sind nur 23 Meter unter die Kaihöhe gesenkt, da das moderne Tunnelführsystem in losem Grunde eine solche flache Lage nur allzu gut gestattet und einer nahezu beliebigen Tiefe keine Schwierigkeiten entgegensetzt. Am einundzwanzigsten Oktober 1896 ist in London der Mann gestorben, dem es zu verdanken ist, daß das gefahrvolle altmodische Ausschaufeln und Wölben von Tunnelräumen in losem Sande und sonstigem Geschiebe zu den geschichtlichen Merkwürdigkeiten der Vergangenheit gelegt werden konnte: der Ingenieur James Henry Greathead, dem London, Liverpool und viele amerikanische Großstädte ihre flachen und tiefen Untergrundkleinbahnen für den Personenverkehr verdanken. Er ist der Erfinder der Methode, in solchen unzuverlässigen Grund durch Anwendung von Preßluft eiserne Tunnelröhren hineinzutreiben, aus denen der Boden, mit dem sie sich füllen, leicht weggeschafft werden kann, während sie selbst nach ihrer Leerung vom Erdreich gleich als Tunnel dienen, als Tunnel mit Eisenwänden und nicht nur wasserdichtem, sondern selbst luftdichtem Abschluß gegen das umgebende Erdreich. So sind auch diese drei Tunnels in den losen Sand hineingetrieben worden, der den Grund der Clyde bei Glasgow bildet, und durch sie ergießt sich heute Tag und Nacht der Verkehrsstrom von dem größeren Theile der Stadt, der am Nordufer liegt, nach dem kleineren am Südufer, und umgekehrt, so weit er nicht über die Brücken in Ostglasgow geht oder seit dem Beginn dieses Jahres noch auf einem neuen Wege befördert wird, weder durch Muskelkraft noch durch eine Dampflokomotive, weder durch Motorwagen noch überhaupt durch Elektrizität, sondern auf eine in

Europa neue Art und Weise, die den besonderen Verhältnissen der Dreißig-Hügelstadt Glasgow auf zwei Ufern eines schiffbaren Stromes in einer Weise angepaßt ist, daß sie sich kaum übertreffen lassen dürfte, und die schon deshalb die größte neue Sehenswürdigkeit der Stadt bildet: die am Anfang des vorigen Jahres eröffnete Untergrundbahn mit Kabelbetrieb.

Von den verschiedenen Richtungen der Windrose münden zwölf große Eisenbahnen nach Glasgow ein und laufen ausnahmelos nach dem Mittelpunkt des Geschäfts- und Verkehrslebens am nördlichen Clydeufer, so daß sämmtliche vier Hauptbahnhöfe kaum je fünf Minuten von einander entfernt sind. Es ist das System aller britischen Großstädte, das von dem Grundsatz ausgeht, daß die Bahnen an erster Stelle dem Geschäftsverkehr an Personen und Gütern zu dienen haben und deshalb im Geschäftstheile der Stadt ihre End- und Ausgangspunkte haben müssen. Hat man sich doch selbst, trotz den Riesenkosten, nicht gescheut, an Orten, wo die Bahnhöfe von Anfang an diese Mittelpunktlage nicht hatten, sie noch nachträglich tiefer in die Geschäftsstadt hineizuschieben. Auch wird die Stadt im Norden von einem doppelten Bahnenhalbkreis umschlossen, dessen innerer Cirkel dicht an der äußersten Grenze der ganzen bebauten Fläche verläuft, während der äußere eine halbe Stunde weiter hinausgerückt ist. Es sind die Strecken der nordbritischen und der kaledonischen Bahn, von denen sich jede die Hälfte an der Grenze der bebauten Fläche hinzieht und die andere Hälfte etwa eine halbe Stunde darüber hinausgreift. Beide Linien schließen sich zu Ringen, indem sie ihre Halbkreisenden östlich und westlich von Glasgow, nördlich von der Clyde, jede durch eine dem Lauf der Clyde fast parallel gehende, von Ost nach West durch den Kern von Glasgow laufende Strecke verbinden, so daß sich zwei geschlossene Linien nördlich der Clyde ergeben, deren jede über die belebteste Linie längs dem Clydeufer läuft, um von da aus Personen und Güter nach nahezu jedem Punkte an der Nordperipherie Glasgows und den etwa eine halbe Stunde weiter draußen liegenden Orten zu befördern. So weit sie durch die Stadt gehen, sind beide Linien unterirdische Vollbahnen und dienen beide dem Vorort- und Stadtverkehr. Ein fühlbarer Mangel an ihnen ist, daß sie sich nur auf der Nordseite der Clyde bewegen und den ganzen südlich von diesem gelegenen Stadttheil überhaupt nicht berühren und daß die beiden Halbkreise, in denen sie im Norden die Stadt umziehen, an die äußerste Grenze der bebauten Fläche oder noch weiter hinausfallen. Ein Beförderungmittel innerhalb des Geschäftstheiles der Stadt und des Westens, in dem die Mehrzahl der wohlhabenderen Bürger wohnt, sind sie also nicht, sondern dieser Theil des Verkehres war bisher allein durch die Pferdebahnen zu bewältigen, deren erste Strecken 1872 gebaut wurden. Glasgow ist eine der wenigen Städte der Erde, in denen die Stadtverwaltung von vorn

herein weitsichtig genug war, die Pferdebahnlinien auf Stadtkosten zu unternehmen. Da jedoch über ihren Betrieb 1875, bei der Eröffnung der ersten Strecken, noch keine Erfahrungen vorlagen, wurden sie auf Zeit an eine Betriebsgesellschaft verpachtet. 1894 ist der Pachtvertrag aber abgelaufen, da sich weder über weitere Pachtbedingen noch über den Verkauf des Betriebsparkes eine Einigung zwischen der Gesellschaft und der Stadtverwaltung erzielen ließ. Am ersten Juli 1894 übernahm die Stadt den Betrieb selbst, nachdem sie dazu 3500 Pferde und die entsprechende Wagenzahl neu beschafft hatte. Zugleich wurden die Fahrpreise sehr beträchtlich herabgesetzt. Bis 800 Meter wurde sogar nur ein halber Penny (4 Pfennige) berechnet. Trotz der riesigen dadurch erzeugten Verkehrszunahme zeigten die ersten Wochen einen kleinen Ausfall in den Gesammteinnahmen, der aber mit der zunehmenden Gewöhnung des Publikums an den billigen Tarif immer kleiner wurde, bald ganz verschwand und sich dann in eine Steigerung der Einnahmen verwandelte, die freilich noch nicht so bedeutend ist, daß ein privater Unternehmer, der auf entsprechende Dividenden abzielen muß, dabei bestehen könnte. Und doch befördern diese städtischen Pferdebahnen im Jahre siebenzig Millionen Menschen. Die vorhandenen Pferdebahnlinien genügen jedoch dem steigenden Verkehrsbedürfniß schon längst nicht mehr, weil Glasgow, dank der Einrichtung der Einzelfamilienhäuser in allen Vorstädten, einen nahezu so großen Raum wie Berlin deckt, obwohl seine Einwohnerzahl nur halb so groß ist. So ist denn am Anfang des Jahres 1897 mit ihr die neue Untergrundbahn in Wettbewerb getreten, die sich durch eine ganze Reihe eigenartiger Züge auszeichnet.

Von vorn herein war es klar, daß innerhalb des belebtesten und am Dichtesten bebauten Theiles der Stadt nur eine Untergrundbahn möglich sein würde. Die Kosten der Grunderwerbung für eine Hochbahn wären in diesen Gegenden so ungeheure gewesen, daß dadurch jede Aussicht auf Rentirung des Unternehmens für absehbare Zeit ausgeschlossen gewesen wäre. Da auch die Erwerbung des Tunnelbaurechtes unter Häusern zu ganz unglaublichen Ausgaben geführt hätte, so verfiel man auf den Ausweg, die Bahn unter die öffentlichen Straßen zu legen und ein Uebereinkommen mit der Stadt zu treffen, die wenigen Häuser aber, unter denen der Tunnel doch durchgeführt werden mußte, einfach aufzukaufen. Da in London bereits drei Bahnen auf ähnlicher Grundlage vorhanden waren, so machte dieser Theil der Ausführung keinerlei Schwierigkeiten. Die Erfahrung in London hatte ferner gezeigt, daß für solche Bahnen die Einrichtung für den Personenverkehr und höchstens Packetverkehr genügte und daß der Lastenverkehr sich bequem grundsätzlich ausschließen ließ. So war die Kleinbahn als Rahmen für das Unternehmen gegeben. Ein Uebelstand aller älteren Untergrundbahnen war die schlechte Luft, sobald die Tunnels in größere Tiefen gelegt wurden. Das hatte dazu

geführt, daß man für derartige Bahnen überhaupt nicht mehr Dampflokomotiven, sondern Motorwagen zur Bewegung benutzte, aber noch einen anderen Fortschritt gezeitigt. Im Anfang hatte man stets einen großen Tunnel mit beträchtlichem Durchmesser ausgeworfen, in dem die Züge nach beiden Richtungen hin verkehrten, einander also fortgesetzt begegneten. Bald machte man aber die
dauernde Hindurchlaufen von Zügen in entgegengesetzter
sache der schlechten Luft sei. Baute man zwei kleinere Tunnels
on ihnen die Züge immer nur in einer Richtung laufen, so
unnels bei genügenden Stationöffnungen ganz von selbst.
ei weitere Vortheile. Erstens hörte das beharrliche Be-
f, das, auch ohne daß es zu Zusammenstößen zu führen
ckhafte Leute ängstigte, und dann wurden dadurch die An-
blich geringer. Da sie nämlich proportional der Zahl der
d, die ausgehoben werden müssen, so sanken sie mit der
nerer Tunnels beträchtlich. Hatte man früher einen Kreis
usstechen müssen, der etwa doppelte Schienenbreite besaß,
Auswerfen von zwei Tunnels mit dem Radius von je
Eine ganze Reihe besonderer Anforderungen an eine
n stellte ferner die außerordentlich wellige Bodenbeschaffen-
theilweise sehr hohen Hügelerhebungen, die sich nicht um-
an den bestehenden Straßenzügen folgen und die Bahn,
llte, mitten durch die dichtestbewohnten Stadttheile führen
Anlage einmal so tief gelegt werden, daß sie unter den
und Wasser-Leitungen, ja unter den übrigen innerstädti-
nweglief und zweimal sogar die Clyde unterbohrte, so
nds so tief gelegt werden, daß sie von der Oberfläche aus
er zu erreichen war, wenn man auch natürlich für die
am Weitesten entfernten Haltestellen Aufzüge in Aussicht
Aus diesen Anforderungen folgte unmittelbar, daß die
nels sich ungefähr der Gestaltung der Oberfläche anzu-
h. daß sie nahezu eben solche Hebungen und Senkungen
wie die Oberfläche. Weder Dampflokomotiven (die schon mit Rücksicht auf den Rauch ausgeschlossen waren) noch Motorwagen sind aber im Stande, Steigungen zu erklimmen, wie sie an zwei Stellen der Bahn, bei Unterlaufung der Clyde, vorkommen, noch ohne Gefahr solche Abhänge hinunterzulaufen, wie sie dadurch bedingt werden. Solchen Aufgaben ist nur eine Bewegungweise gewachsen; und diese bietet das Kabel. Da die Bahn als Rundbahn auf einem inneren und einem äußeren Ringe gedacht war, von denen die Züge des einen rechts, des anderen links herumliefen, so war durch zwei in sich selbst zurückkehrende endlose Stahlkabel, die in verschiedener Rich-

Dukel Zigeuner.
Die Hansebrüder.
prozesse. Von Ernst Eckstein.
Novelle von Marie Bernhard.
Roman von Ernst Muellenbach (Ernst Lenbach).
Italienische Novelle v.

herein weitsichtig genug war, die Pferdebahnlinien auf Stadtkosten zu unternehmen. Da jedoch über ihren Betrieb 1875, bei der Eröffnung der ersten Strecken, noch keine Erfahrungen vorlagen, wurden sie auf Zeit an eine Betriebsgesellschaft verpachtet. 1894 ist der Pachtvertrag aber abgelaufen, da sich weder über weitere Pachtbedingen noch über den Verkauf des Betriebsparkes eine Einigung zwischen der Gesellschaft und der Stadt erzielen ließ. Am ersten Juli 1894 übernahm die Stadt [illegible] nachdem sie dazu 3500 Pferde und die entsprechende Wag[illegible] hatte. Zugleich wurden die Fahrpreise sehr beträchtlich[illegible] 800 Meter wurde sogar nur ein halber Penny (4 Pfenn[illegible] der riesigen dadurch erzeugten Verkehrszunahme zeigten die[illegible] kleinen Ausfall in den Gesammteinnahmen, der aber m[illegible] Gewöhnung des Publikums an den billigen Tarif immer[illegible] ganz verschwand und sich dann in eine Steigerung der Ein[illegible] die freilich noch nicht so bedeutend ist, daß ein privater U[illegible] entsprechende Dividenden abzielen muß, dabei bestehen kö[illegible] fördern diese städtischen Pferdebahnen im Jahre siebenzig [illegible] Die vorhandenen Pferdebahnlinien genügen jedoch dem [illegible] bedürfniß schon längst nicht mehr, weil Glasgow, dank [illegible] Einzelfamilienhäuser in allen Vorstädten, einen nahezu s[illegible] Berlin deckt, obwohl seine Einwohnerzahl nur halb so g[illegible] am Anfang des Jahres 1897 mit ihr die neue Untergrun[illegible] getreten, die sich durch eine ganze Reihe eigenartiger Zü[illegible]

Von vorn herein war es klar, daß innerhalb des [illegible] Dichtesten bebauten Theiles der Stadt nur eine Untergru[illegible] würde. Die Kosten der Grunderwerbung für eine Hochb[illegible] Gegenden so ungeheure gewesen, daß dadurch jede Aus[illegible] des Unternehmens für absehbare Zeit ausgeschlossen gewe[illegible] die Erwerbung des Tunnelbaurechtes unter Häusern zu [illegible] Ausgaben geführt hätte, so verfiel man auf den Ausn[illegible] die öffentlichen Straßen zu legen und ein Uebereinkomm[illegible] treffen, die wenigen Häuser aber, unter denen der Tunnel [illegible] werden mußte, einfach aufzukaufen. Da in London bereits drei Bahnen auf ähnlicher Grundlage vorhanden waren, so machte dieser Theil der Ausführung keinerlei Schwierigkeiten. Die Erfahrung in London hatte ferner gezeigt, daß für solche Bahnen die Einrichtung für den Personenverkehr und höchstens Packetverkehr genügte und daß der Lastenverkehr sich bequem grundsätzlich ausschließen ließ. So war die Kleinbahn als Rahmen für das Unternehmen gegeben. Ein Uebelstand aller älteren Untergrundbahnen war die schlechte Luft, sobald die Tunnels in größere Tiefen gelegt wurden. Das hatte dazu

geführt, daß man für derartige Bahnen überhaupt nicht mehr Dampflokomotiven, sondern Motorwagen zur Bewegung benutzte, aber noch einen anderen Fortschritt gezeitigt. Im Anfang hatte man stets einen großen Tunnel mit beträchtlichem Durchmesser ausgeworfen, in dem die Züge nach beiden Richtungen hin verkehrten, einander also fortgesetzt begegneten. Bald machte man aber die Erfahrung, daß das dauernde Hindurchlaufen von Zügen in entgegengesetzter Richtung die Haupturſache der schlechten Luft sei. Baute man zwei kleinere Tunnels und ließ in jedem von ihnen die Züge immer nur in einer Richtung laufen, so ventilirten sich die Tunnels bei genügenden Stationöffnungen ganz von selbst. Das hatte noch zwei weitere Vortheile. Erstens hörte das beharrliche Begegnen der Züge auf, das, auch ohne daß es zu Zusammenstößen zu führen brauchte, leicht schreckhafte Leute ängstigte, und dann wurden dadurch die Anlagekosten ganz erheblich geringer. Da sie nämlich proportional der Zahl der Kubikmeter Erde sind, die ausgehoben werden müssen, so sanken sie mit der Bohrung zweier kleinerer Tunnels beträchtlich. Hatte man früher einen Kreis von einem Radius ausstechen müssen, der etwa doppelte Schienenbreite besaß, so genügte jetzt das Auswerfen von zwei Tunnels mit dem Radius von je einer Schienenbreite. Eine ganze Reihe besonderer Anforderungen an eine solche Untergrundbahn stellte ferner die außerordentlich wellige Bodenbeschaffenheit Glasgows mit theilweise sehr hohen Hügelerhebungen, die sich nicht umgehen ließen, weil man den bestehenden Straßenzügen folgen und die Bahn, wenn sie rentiren sollte, mitten durch die dichtestbewohnten Stadttheile führen mußte. Mußte die Anlage einmal so tief gelegt werden, daß sie unter den Kanalisation-, Gas- und Wasser-Leitungen, ja unter den übrigen innerstädtischen Vollbahnen hinweglief und zweimal sogar die Clyde unterbohrte, so durfte sie doch nirgends so tief gelegt werden, daß sie von der Oberfläche aus für Fußgänger schwer zu erreichen war, wenn man auch natürlich für die von der Oberfläche am Weitesten entfernten Haltestellen Aufzüge in Aussicht zu nehmen hatte. Aus diesen Anforderungen folgte unmittelbar, daß die Höhenlage des Tunnels sich ungefähr der Gestaltung der Oberfläche anzuschmiegen hatte, d. h. daß sie nahezu eben solche Hebungen und Senkungen durchzumachen hatte wie die Oberfläche. Weder Dampflokomotiven (die schon mit Rücksicht auf den Rauch ausgeschlossen waren) noch Motorwagen sind aber im Stande, Steigungen zu erklimmen, wie sie an zwei Stellen der Bahn, bei Unterlaufung der Clyde, vorkommen, noch ohne Gefahr solche Abhänge hinunterzulaufen, wie sie dadurch bedingt werden. Solchen Aufgaben ist nur eine Bewegungweise gewachsen; und diese bietet das Kabel. Da die Bahn als Rundbahn auf einem inneren und einem äußeren Ringe gedacht war, von denen die Züge des einen rechts, des anderen links herumliefen, so war durch zwei in sich selbst zurückkehrende endlose Stahlkabel, die in verschiedener Rich-

tung kreisten, die theoretische Möglichkeit einer solchen Betriebsart geschaffen und es fehlte nur noch der Versuch, ob sich die Sache auch praktisch ausführen lasse. Durch eine große Reihe sinnreicher Vorrichtungen ist Das gelungen. Die beiden Tunnels laufen den ganzen länglichen Ring von zehn und einem halben Kilometer einander fast genau parallel und machen alle ihre — allerdings nicht überscharfen — Biegungen gemeinsam, ohne je an das Tageslicht zu treten. An den fünfzehn Stationen tritt an die Stelle der beiden kleinen Tunnels eine große Tunnelwölbung von 8,5 Metern Weite, die die beiden kleinen Tunnels mit je 3,25 Metern Weite mit ihren Gleisen und Kabeln und dem zwischen beiden Gleisen liegenden Bahnsteig von 3 Metern Breite und 46 Metern Länge in sich schließt. Kein Bahnsteig liegt weniger als fünf und mehr als zehn Meter unter der Straßenhöhe. Die Tunnelsohle liegt durchschnittlich aber nicht unbeträchtlich tiefer, da die Sohlen der Haltestellen absichtlich erhöht gelegt sind, damit die in vollem Lauf ankommenden Wagen leichter zum Stillstand zu bringen und nach dem Stillstehen leichter wieder in Bewegung zu setzen sind. Die Tunnels sind je nach der Beschaffenheit des Bodens in dreierlei verschiedener Weise ausgeführt. In nassem Sandgeschiebe und unter dem Clydefluß werden sie aus eisernen Rohren gebildet, im Felsboden sind sie einfach bergmännisch vorgetrieben und an den Wänden mit Beton verkleidet und im einfachen Sandboden sind sie zwischen eingekeilten Spundwänden aus Beton und Mauerwerk aufgeführt. Der Durchmesser des Tunnels ist 3,25 Meter, so daß nach Ausfüllung des Bodens mit der Schienenunterlage noch 2,90 Meter Raum offen bleiben, die durch den Wagen, der je vierzig Personen faßt und im Innern bequem und geräumig ist, fast ganz ausgefüllt wird. Die Gleise jedes der beiden Tunnels stellen ununterbrochene Ringe dar und besitzen keine Weiche, so daß die Wagen mittels einer Krahnvorrichtung auf sie gesetzt und von ihnen weggehoben werden müssen, eine Entgleisung dafür aber auch ausgeschlossen ist. Mitten zwischen den Schienen läuft, auf sich drehenden Stahlscheiben mit einer tiefen Kurve auf der Peripherie, das Kabel mit einer Geschwindigkeit von 24 Kilometern in der Stunde. Diese etwa 10 Centimeter starken Stahlscheiben stehen bei gerader Strecke senkrecht, neigen sich aber bei jeder Biegung nach der Außenseite und liegen bei scharfer Biegung sogar wagerecht. So ist der Druck des Kabels stets senkrecht auf den Mittelpunkt ihrer Axen gerichtet. Durch eine außerordentlich kunstreiche Klammer, die der Wagenlenker durch eine einfache Winde anlegt und abnimmt, klammert sich der Wagen, das Kabel leicht hebend, damit die Klammer gefahrlos über die Stahlscheiben hinweglaufen kann, auf denen das Kabel ruht, an das sausende Kabel, nimmt im Augenblick des Zufassens dessen Geschwindigkeit an und eilt mit ihm durch den Tunnel davon. Eben so kommt der Wagen mit der vollen Geschwindigkeit des Kabels auf der

Station an und steht mit Loslassen der Klammer und Anziehen der Bremse augenblicklich still. Was Das für eine solche Stadtbahn bedeutet, ist klar. Da die Haltestellen durchschnittlich noch nicht ganz 800 Meter von einander entfernt sind, so würde z. B. eine Dampflokomotive kaum eine nennenswerthe Geschwindigkeit bekommen haben, wenn sie ihr schon wieder Einhalt thun müßte, und die mit dem Anziehen und Bremsen verbundene Verlangsamung würde einen ganz ungeheuren Zeitverlust erzeugen. Das Alles ist beim Kabelsystem unnöthig. Dabei kann der Wagen jeden Augenblick das Kabel loslassen und durch die Bremse zum Stillstand gebracht werden, ja, er kann sich selbst langsamer als das Kabel bewegen, indem er es mit der Klammer nur leise berührt. Dadurch wird er mittels der zwischen Kabel und Klammer entstehenden Reibung ganz nach Wunsch schneller oder langsamer fortbewegt. Ferner ist bei Festfassen des Kabels selbst den steilsten Abhang hinunter ein Schnellergehen als das Kabel ausgeschlossen, so lange die Klammer nur festhält. Dadurch, daß durch den Gebrauch der Bremse niemals die treibende Kraft selbst zum Stillstand gebracht wird, wird der gewaltige Kraftverlust vermieden, mit dem sonst jede Bahn zu rechnen hat, und dadurch, daß immer ungefähr gleich viele Wagen bergab und bergauf laufen, kommt das Gewicht der Wagen und der in ihnen befindlichen Personen für die treibende Kraft so gut wie gar nicht in Rechnung und die mechanische Leistung wird nicht wesentlich größer, wenn je drei zusammengekoppelte Wagen zwischen jedem Stationenpaar laufen, als wenn nur einer dort läuft. Denn immer darf sich zwischen je zwei Stationen nur eine einzige Klammer an das Kabel haken, um Zusammenstöße zu vermeiden, und kein Wagen darf seine Station verlassen, bis nicht von der nächsten das selbstthätig eintretende Signal da ist, daß die Strecke bis dahin frei ist.

Ein weiterer Vorzug des Kabelsystemes ist, daß die Träger der treibenden Kraft nicht in Gestalt von Dampflokomotiven, Motorwagen u. s. w. mitbewegt zu werden brauchen: die Kraftmaschinen stehen fest an einer Stelle. Sie befinden sich in den Hallen der Kraftstation auf der Südseite der Clyde und werden durch Dampf getrieben. Jedes der beiden Kabel windet sich dort um eine Reihe von stählernen Riesentrommeln und diese werden durch gewaltige Kurbel und Transmissionen um ihre Axe gedreht und durch ganz ungeheure Schwungräder in gleichem Gang erhalten. Da die Maschinen nur achtzehn bis neunzehn Stunden täglich laufen und nachts fünf bis sechs Stunden stillstehen, ist es nöthig, jeden Morgen das Gesammtkabel durch eine besondere Maschine wieder in Gang zu bringen, und da die Spannung des Kabels fortwährend wechselt, je nachdem mehr oder weniger Wagen bergab und bergauf laufen oder still stehen, so ist eine besondere Vorrichtung nöthig, um das Kabel immer in der gleichen Spannung zu halten. Zu diesem Zweck

ist für jedes Kabel auf ein besonderes Paar Schienen ein kleiner Stahlwagen gestellt, der ein paar hundert Centner wiegt und eine Queraxe trägt, um die sich ein gewaltiges Rad dreht. Um dieses Rad ist nun das Kabel gelegt, der Wagen jedoch durch ein gewaltiges niederhängendes Gliederwerk mit der Mauer der Station verbunden. Auf dem Gliederwerk ruhen ein paar tausend Centner Eisenplatten. Hat das Kabel starke Spannung, so bewegt sich der Wagen in der Richtung, nach der es ihn hinzieht, und hebt die Riesengewichte des Gliederwerkes ein Wenig. Läßt die Spannung nach, so zieht die Last des Gliederwerkes den Wagen wieder näher an die Wand zurück. Zur Bewegung der gesammten Last des über zehn Kilometer langen Kabels nebst den daran hängenden Wagen sind nur 3600 Pferdekräfte erforderlich, ein Kraftmaß, das von jeder größeren Schiffsmaschine überstiegen wird. Aber die eigenthümlichen Anforderungen der Kabelanlage haben den Bau ganz eigener Maschinen nothwendig gemacht, die in Konstruktion und Ausführung zu den Musterleistungen der britischen Stahlindustrie gehören.

Glasgow. Dr. Alexander Tille.

Neuseeland.*)

Die Brochure, die ich heute besprechen will, ist von jener Gruppe außerordentlich intelligenter, kenntnißreicher und rühriger Staatssozialisten herausgegeben, die man unter dem Namen der englischen Gesellschaft der Fabier kennt. Ich mache diesmal also eine Anleihe bei einem Gegner meiner eigenen freiheitlich-sozialistischen Bestrebungen. Ich genire mich aber gar nicht, Das zu thun, wo Etwas zu lernen ist.

Seit sieben Jahren wird die autonome englische Kolonie Neuseeland von einer sozialistischen Partei regirt, die sich theils aus sozialistisch gesinnten Bourgeois (in Wien würde man „Sozialpolitiker" sagen), theils aus gewerkschaftlich organisirten Arbeitern zusammensetzt. Die vorliegende Schrift erwirbt sich nun das Verdienst, eine — wenn auch summarische — Darstellung der auf Neuseeland durchgeführten sozialistischen Reformen allgemein zugänglich zu machen. Die Schwäche dieser Darstellung liegt darin, daß der Verfasser die Dinge durch die Brille einer mindestens einseitigen Staatsgläubigkeit ansieht. Da sucht er zunächst klar zu machen, daß in modernen Kolonialgebieten der Staatssozialismus erstarken müsse; denn in solchen Ländern sei der Staat allein befähigt, für die kulturellen Bedürfnisse der Ansiedler zu sorgen. Der Staat allein habe Kredit genug, um Geld von europäischen Riesenkapitalisten geliehen zu bekommen, — und ohne diese Philantropen aus Geschäftssinn geht es natürlich nicht. Folglich muß es der Staat sein, der Schulen errichtet, Straßen, Telegraphen, Eisenbahnen baut. Allerdings, fährt unser Autor fort, „es würde leicht sein, auf Ausnahmen hin-

*) Fabian Tract No. 74. The State and its Functions in New Zealand. Published by the Fabian Society. Price one penny.

zuweisen, von denen innerhalb des britischen Reiches die Canadian Pacific Railway wahrscheinlich die wichtigste sein dürfte." Eine niedliche „Ausnahme", wenn man sich die gigantischen Länderstrecken vergegenwärtigt, die jene Privatbahn durchquert. Doch ich will gerecht sein und dem Autor danken, daß er gewissenhaft genug war, diese „Ausnahme" anzuführen. Ein paar Zeilen weiter heißt es: „Der philosophische Anarchismus hat nichts Verlockendes für den arbeitenden Ansiedler ... Das anarchistische Ideal, wie es auf dem Internationalen Arbeiterkongreß in Queens Hall, Langham Place zum Ausdruck gebracht wurde, nämlich: ‚Jedermann thun zu lassen, was ihn Recht dünkt', findet keinen Beifall bei dem praktischen Pionier. Für ihn würde Das bedeuten, daß sein Vieh gestohlen oder verseucht wird, seine Hecken niedergerissen werden, daß Straßen und Brücken ungebaut und die Kinder ohne Unterricht bleiben." Die Befangenheit des Autors, der die wunderbare Kraft der freiwilligen Assoziation fast gänzlich zu übersehen scheint, könnte gar nicht besser illustrirt werden als durch diese Worte. Wenn es die Ansiedler „Recht dünkt", ihre Kinder zu unterrichten, so können sie Das am Ende auch selbst besorgen; falls sie aber professionelle Lehrer wünschen, so ist es zur Besoldung dieser Lehrer wahrhaftig nicht unentbehrlich, daß der Staat intervenirt und dem londoner Rothschild ein paar Dutzend Milliönchen aus der Tasche kitzelt. „Das Dorfschulmeisterlein" ist bekanntlich just keine Millionen fressende Menschenspezies; sogar der Gymnasialprofessor nicht. Auch für den gelehrtesten Mann sind Brot und Obst, Milch und Eier, Butter und Käse, Braten und Schinken entschieden verdaulicher als blankes hartes Metallgeld; also könnte die Entlohnung der Lehrer in Kolonialgebieten, die arm an geprägtem Gold und Silber, aber reich an landwirthschaftlichen Produkten sind, recht wohl zum großen Theil in den heimischen Naturalien erfolgen. Was aber die vermeintliche Nothwendigkeit polizeilichen Schutzes für das bäuerliche Eigenthum anlangt, so vergleiche man die folgende Stelle aus dem Bericht des Dr. Giovanni Rossi*) über die Zustände in den landwirthschaftlichen Gebieten des südbrasilianischen Staates Paraná: „Die Aufzucht und die Züchtung des Viehes kostet hier sozusagen nichts und ergiebt eine verhältnißmäßig hohe Rente. Ogado, so heißt hier die Viehheerde, hat absolutes Weiderecht auf sämmtlichem öffentlichen und privaten Eigenthum, im Walde, im Wiesland, in den Pflanzungen, selbst in den Gärten, wenn diese Orte nicht durch eine starke, hohe, passende Umzäunung abgesperrt sind. Und dieses Weideland ist unentgeltlich; denn Jeder läßt sein Vieh auf des Anderen Eigenthum sich ergehen, wie er selbst auch des Anderen Vieh auf seinem Eigenthum weiden läßt. Das Beschälen, das Kalben, die Aufzucht vollziehen sich in voller Freiheit; das Kalb wird an einem Ohr gezeichnet, und wenn es herangewachsen ist, empfängt es auf der Keule ein Brandzeichen, das seinen Herrn anzeigt. Dieses Vieh entfernt sich nicht weit von der Gegend, wo es geboren ist, und sammelt sich alle vierzehn Tage oder allmonatlich um das Haus des Herrn, um etwas Salz zu erhalten. Manchmal geht ein solches Thier auf ein halbes oder auch ganzes Jahr verloren, aber dann wird es gewöhnlich wiedergefunden; denn in Brasilien kommt Diebstahl, besonders Viehdiebstahl, äußerst selten vor und der Züchter sucht zu Pferde mit Hilfe eines Hundes oder der Fingerzeige seiner Kollegen die Spur des verlorenen Thieres, wirft dem Durchbrenner einen

*) Utopie und Experiment, Zürich 1897, Verlag von A. Sanftleben.

Lasso über den Kopf oder treibt ihn sonst nach Hause, wo er ihn auf einige Tage in eine Umzäumung sperrt und ihm Salz zu lecken giebt, damit er den Ort lieb gewinnt." In der Zeit, auf die Rossis Schilderung sich bezieht, gab es in den neubesiedelten Gebieten im westlichen Paraná thatsächlich keine Polizei. Dieses löbliche Institut ist also doch wohl nicht so ganz unersetzlich, wie die klugen, aber ein Bischen weltfremden Statistiker der Fabian Society meinen.

Doch zur Sache. Neuseeland, so erzählt unser Gewährsmann, ist erst auf dem Wege zum konsequenten Kollektivismus; es ist von ihm zur Zeit noch weiter entfernt als von der typischen kapitalistischen Gesellschaft. „Der Staat handelt auf dem Markt, aber nur als der bedeutendste unter mehreren Konkurrenten. Er ist nur der reichste Grundherr, nicht der alleinige Landeigenthümer; der wichtigste Arbeitgeber, aber nicht der Arbeitgeber auch nur der Mehrheit der Arbeiter im Lande. Er ist nur die erfolgreichste unter einem halben Dutzend Lebensversicherungagenturen, die innerhalb seines Gebietes thätig sind. Er unterrichtet neun Zehntel der Kinder, aber die Eltern des übrigen Zehntels machen von dem Recht, das Allen zusteht, Gebrauch, private Lehrer vorzuziehen. Der Staat als Trustee (freiwillig erwählter Kurator) verwaltet Eigenthum im Werthe von 1 800 000 Pfund Sterling, aber private Trustees, Testamentsvollstrecker, Verwalter und Kuratoren verwalten noch viel größere Summen. Ein Gebiet hat die Regirung ganz für sich: sie leitet nicht nur die Post, sondern auch den Telegraphen- und Telephondienst. Aber obwohl sie nahezu alle Eisenbahnen besitzt, muß sie doch mit privaten Transportunternehmern konkurriren, zu Lande und zu Wasser." Dabei hat Neuseeland, bei einer Bevölkerung von beiläufig dreiviertel Millionen Einwohnern, eine Staatsschuld von 40 Millionen Pfund Sterling. Doch sind die staatlichen Eisenbahnen, Telegraphen und Telephone allein schon zwanzig Millionen werth; auch stammt die Schuldenlast aus alter Zeit, wo man noch gegen die Stämme der Nordinsel kostspielige Kriege zu führen hatte, nach deren Beendigung der Staat den Eingeborenen weite Landgebiete abkaufte, sie mit Verkehrswegen ausstattete und mit importirten weißen Ansiedlern bevölkerte.

Will man die public works policy, Das heißt: die systematische Ausdehnung der öffentlichen Arbeiten, schon als Staatssozialismus bezeichnen (in diesem Sinne ist das Wort allerdings mit Staatskapitalismus vertauschbar), dann datiren die Anfänge dieses Staatssozialismus auf Neuseeland 27 Jahre zurück. Die Bourgeoisie war es, die diese public works policy befürwortete, durchsetzte und nach Möglichkeit ausbeutete. Darum wagte sich die Reformlust auch nur so spät und zögernd an das festeste Bollwerk des privaten Monopolbesitzes heran: an das Monopoleigenthum Einzelner an Grund und Boden. Selbst auf den neuzubesiedelnden Gebieten wurde das Latifundienwesen und die Verschuldung der Bauern sozusagen gezüchtet. „Eisenbahnen, Landstraßen und Telegraphen machten riesige Strecken öden Landes bewohnbar. In großen Schaaren wurden Ansiedler importirt, Andere kamen auf eigene Rechnung nach der Kolonie. Aber wenig oder nichts wurde versucht, um die Ansiedler und das Land zusammenzubringen. Der Werth des Bodens stieg sprungweise, die Ansiedler konnte man einstweilen als Lohnarbeiter brauchen. Das Land wurde nach rechts und links an den ersten besten Gutsbesitzer oder Spekulanten losgeschlagen, der es kaufen wollte." Das Resultat war danach. Erst der steigende

Einfluß der entschiedenen Sozialisten schuf hier Wandel. Ein Käufer durfte nur noch ein Gebiet vom Staate erwerben. Ferner wurde nicht blos dem Pächter, sondern auch dem Käufer von Staatsland die strenge Pflicht auferlegt, auf seinem Grundstück zu wohnen, es urbar zu machen und zu bebauen; Niemand konnte mehr einen denifitiven Besitztitel erlangen, bevor er sich als wirklichen Ansiedler erwiesen hatte. 1892, also im zweiten Jahr der sozialistischen Regirung, wurde dann die Einrichtung der „immerwährenden Pacht" (Perpetual Lease) geschaffen. Der Pächter erwirbt das Grundstück auf 999 Jahre, gegen einen festen Zins von vier Prozent des anfänglichen Werthes, aber unter der Voraussetzung, daß er es selbst bewohnt und bebaut. Die Pacht kann vererbt oder übertragen werden, aber wieder nur an Solche, die das Land selbst bewohnen und bebauen. Niemand, der schon eine Grundfläche von bestimmter Ausdehnung besitzt, kann mittelbar oder unmittelbar eins jener Pachtlose erwerben.

In beschränkterem Umfange wird das System der village settlements (Dorfsiedelungen) angewendet. „Ein Stück Staatsland wird in Parzellen von zwanzig bis fünfzig Ackern getheilt. Den Bauern, die sich darauf ansiedeln, leiht der Staatsschatz kleine Summen zu fünf Prozent, um Saatgut, Geräth, Baumaterial u. s. w. zu kaufen; als Sicherheit für das Darlehn dienen die auf den Parzellen zu schaffenden Ameliorationen. Sie erhalten das Land zu immerwährender Pacht, doch ist die Höhe des Pachtzinses gewöhnlich periodischer Revision unterworfen. Jetzt beträgt der Pachtzins vier Prozent vom Werth ihrer Grundstücke, als Weideland berechnet. Die meisten Dorfsiedler theilen ihre Zeit zwischen dem Anbau ihres Landes und der Lohnarbeit als Schafscherer, Schnitter oder Taglöhner." Wie man sieht, hat man es hier mit der künstlichen Schaffung eines im Interesse der Gutsbesitzer an die Scholle gebundenen Proletariates zu thun.

„Ein anderes Experiment ist die Staatsfarm. Auf einem fruchtbaren Gebiet von 800 Ackern Waldland wurde eine Anzahl bedürftiger, aber anständiger Arbeiter angesiedelt, um zum Urbarmachen und zum Ackerbau verwendet zu werden. Die Farm gehört der Regicung und wird von ihr so ziemlich in der selben Weise verwaltet, wie es mit privaten Landgütern geschieht, doch mit der vorwiegenden Absicht, möglichst viele Arbeiter zu beschäftigen, ohne direkt mit Verlust zu wirthschaften. Die Löhne sind niedriger als landesüblich; sie wechseln von 1 Pfund 1 Shilling bis 1 Pfund 13 Shilling per Woche, je nach der Tüchtigkeit; aber billige Miethe und andere Vortheile gleichen den Unterschied wieder aus und es fehlt nie an Bewerbern um Stellungen auf der Farm . . ." Das soll wohl heißen: der sozialistische Staat tritt als ländlicher Arbeitgeber auf und drückt die Löhne.

Die privaten Grundbesitzer haben eine progressive Grundsteuer zu entrichten, und zwar nur, wenn der Werth des als Weideland berechneten Landes — die einzige Grundlage der Besteuerung — 500 Pfund übersteigt. Von da an steigt die Steuer stufenweise von einem Penny bis zu drei Pence per Pfund, also von jährlich $^1/_{240}$ bis zu jährlich $^1/_{80}$ des Bodenwerthes. Außerdem aber zahlen etwa vorhandene Hypothekargläubiger jährlich einen Penny per Pfund der Hypothek. Das Grundeigenthum ist frei von der Einkommensteuer; auch diese ist progressiv, übrigens sechsmal höher als die Grundsteuer. Aktiengesellschaften zahlen unterschiedlos den höchsten Satz. Die Entlastung der kleinen Leute von Grund- und Einkommensteuer wird durch hohe Einfuhrzölle wettgemacht.

Im Jahre 1894 gelangte nach harten Kämpfen ein Gesetz zur Annahme, das dem Staat ein Recht zum Ankauf von Ländereien einräumt; bisher hat aber der Staat dieses Recht nur in einem einzigen Fall ausgeübt. Von dieser einen Ausnahme abgesehen, wurden die etwa 170000 Acker vom Staat angekaufter und parzellirter Privatländereien sämmtlich von den Besitzern freiwillig zum Kauf angeboten oder die Besitzer, die wohl die ihnen auferlegte Grundsteuer zu hoch fanden, machten von ihrem gesetzlichen Recht Gebrauch, den Staat zum Ankauf zu zwingen. Auf einem so erworbenen Latifundium von 84000 Ackern wurde eine gegen 900 Seelen starke Bevölkerung von Staatspächtern angesiedelt. Also ein Pendant zum Wirken der Ansiedlungskommission in Preußisch-Polen.

Mit großem Eifer widmet sich die neuseeländische Demokratie dem Erziehungwesen. Ein Fünftel der Gesammtbevölkerung von Neuseeland besucht Schulen oder Lehranstalten; davon kommen neun Zehntel auf die staatlichen Anstalten, aber nur ein Dreißigstel auf höhere als Elementarschulen. Der staatliche Volksschulunterricht ist weltlich, doch ist den Geistlichen das Ertheilen von Religionstunden im Schulgebäude außerhalb der Schulzeit gestattet; der literarische Unterricht soll vorzüglich sein, schlecht aber der gewerbliche Unterricht. Die Mittelschulen scheinen vernachlässigt zu sein; dagegen wird die Universität, die Reichen und Armen, Männern und Frauen zugänglich ist, als vorzüglich gerühmt. Der Staat verwendet auf das Schulwesen ein Zehntel seiner Einkünfte; unser Gewährsmann hebt hervor, daß all diese Wohlthaten unentgeltlich sind (die Schulbücher müssen übrigens von den Eltern beschafft werden) und daß es keine Steuer giebt, die unter dem offiziellen Namen Schulsteuer (Education Rate) erhoben würde. Selbstverständlich ist diese Unentgeltlichkeit nur eine formelle und scheinbare, so lange die Schulen staatlich sind, also ihre Unterhaltskosten als Entschuldigung für die Höhe der staatlichen Steuern und Zölle herhalten müssen.

Den bitteren Klagen der Farmer über den hohen Zinsfuß suchte der Staat im Jahre 1894 dadurch zu begegnen, daß er in London eine Anleihe von $1^1/_2$ Millionen Pfund zu $3^1/_4$ Prozent aufnahm. Aus diesen Fonds werden nun den Farmern Hypothekardarlehen gewährt, gegen fünf Prozent Zins und mindestens ein Prozent jährlicher Amortisationquote. Dieses System, meint der Verfasser, habe den Zinsfuß im Lande herabgesetzt und manche Noth gemildert. Mag sein; nach einer weitaus segensreicheren Methode verfährt aber jedenfalls die nordamerikanische Labour Exchange Association, die auf dem Wege der Selbsthilfe den Tribut der Arbeitenden an die Monopolbesitzer des Metallgeldes dadurch ausschaltet, daß sie mit Hilfe von Arbeitscheinen den direkten Austausch von Arbeitleistungen und Arbeitprodukten organisirt.

In etwas summarischer Weise berichtet der Verfasser über die Arbeiterschutzgesetzgebung auf Neuseeland, die er übrigens als sehr ernsthaft und vorgeschritten rühmt. „Das Fabrikgesetz von Neuseeland erstreckt sich auf alle Betriebe, die kleinsten sowohl als die größten, und enthält eine Klausel, wonach von Heimarbeitern verfertigte Kleider mit einer entsprechenden Bezeichnung versehen werden müssen. Es rückt die untere Altersgrenze für Fabrikarbeiter auf vierzehn Jahre hinauf, verschmäht Kompromisse nach Art der Halbtagsarbeit, verlangt ein Schulbesuchszeugniß für Arbeiter unter fünfzehn, ein Zeugniß physischer Tauglichkeit für Arbeiter unter sechzehn Jahren, beschränkt die Arbeit-

zeit männlicher Personen unter achtzehn Jahren und aller weiblichen Personen auf achtundvierzig Stunden in der Woche, setzt sechs Pence für die Stunde als den Mindestlohn für Ueberstunden fest und normirt einen wöchentlichen Halbfeiertag ohne Lohnabzug. Das Kaufladengesetz von Neuseeland schließt die Läden in den Städten und Vorstädten, mit sehr spärlichen Ausnahmen, einmal in der Woche um ein Uhr nachmittags, beschränkt die Dienststunden und fordert in einem Paragraphen die Einrichtung von Sitzplätzen für die Ladenmädchen. Da ist ferner ein Gesetz gegen das Truckſystem und ein Gesetz, das die Unternehmer für den Arbeitern zustoßende Unfälle haftbar macht; dieses Gesetz erlaubt dem Unternehmer weder, die Haftpflicht durch Spezialvertrag aufzuheben, noch, durch Vergeben der Arbeit an Zwischenmeister der Haftpflicht zu entschlüpfen. Eine Klausel in dem Truckſystem-Gesetz, die sich auf Einzahlungen zu Versicherungszwecken bezieht, läßt allerdings die Möglichkeit von Mißbräuchen offen. Zwei Gesetze (1894 und 1895), Seewesen und Seeleute betreffend, enthalten Reformen, die sicher geeignet sind, das Herz eines Samuel Plimsoll*) zu erfreuen. Sie schützen nicht nur das Leben der Passagiere und die Waaren des Kaufmanns, sondern sie lassen sich auch herab, für den Handelsschiff-Matrosen, diesen gepriesenen, aber nicht verzärtelten Mann, anständiges Quartier, pünktliche Lohnzahlung und mildere Strafen festzusetzen. Eins dieser Gesetze bestimmt, daß ein gewisser Prozentsatz der Bemannung jedes Schiffes aus gelernten Seeleuten bestehen muß. Zwei Gesetze suchen die Löhne der von Zwischenmeistern beschäftigten Arbeiter zu sichern, ertheilen den Lohnarbeitern ein Prioritätrecht auf alles vom Unternehmer an den Zwischenmeister gezahlte Geld, geben bei Bauten thätigen Arbeitern ein Pfandrecht auf die Bauten und zwingen den Unternehmer, mindestens ein Viertel der dem Zwischenmeister zugesagten Summe einen Monat lang nach Ausführung der Arbeit einzubehalten, wenn er nicht die Gewißheit erlangt hat, daß alle betheiligten Arbeiter voll ausbezahlt wurden. Die meisten dieser Gesetze werden von dem staatlichen Arbeitministerium überwacht und durchgeführt."

Hier drängen sich zwei Fragen auf. Erstens: sind all diese schönen Gesetze denn wirklich lebendige Praxis oder stehen sie blos auf dem Papier, ähnlich wie die kaiserlich russischen Arbeiterschutzgesetze, die sich auf dem Papier ja auch ganz hübsch ausnehmen? Zweitens: sind diese Gesetze wirkliche Neuschöpfungen der Regirung und des Parlamentes oder sind sie nur Kodifizirungen des von den Gewerkschaften durch Selbsthilfe Errungenen? Um hierüber Aufschluß zu geben, hätte der Verfasser dem selbstthätigen und eigenwilligen wirthschaftlichen Befreiungskampf der Arbeiterklasse mindestens eben so viel Raum gönnen müssen wie der gouvernementalen Volksbeglückung von oben. Die Fragen bleiben leider unbeantwortet. Doch hören wir weiter. „Mit besonderem Interesse werden wir die Wirkungen des Gesetzes von 1894 verfolgen, das das gewagte Experiment inaugurirt, den Gewerkschaften zu erlauben, sich als juristische Personen eintragen zu lassen, die Prozesse anstrengen und gegen die Prozesse angestrengt werden können. Auf Grund dieses Gesetzes können künftig alle industriellen Streitigkeiten, in die Gewerkschaften verwickelt sind, zunächst vor die staatlichen Einigung-

*) Der eben gestorbene langjährige Obmann des englischen Seemannsverbandes, Vorkämpfer der Sozialreform im Seewesen, übrigens persönlich Kapitalist.

ämter gebracht werden, wenn diese den Fall nicht zu schlichten vermögen, vor ein Schiedsgericht, zusammengesetzt aus einem Richter des Obersten Gerichtshofes und je zwei Beisitzern, erwählt von der Gewerkschaftkommission (Labour Council) und den Kapitalisten. Dieses Schiedsgericht kann, wenn es Das für gut findet, die Vollstreckung seiner Entscheidungen behördlich erzwingbar machen. . ." Diesen Versuchen einer methodischen Bureaukratisirung der Gewerkschaften steht der Verfasser selbst zweifelnd gegenüber. Mit Recht. Er dürfte sich sogar noch viel entschiedener ausdrücken. Kann die Verstaatlichung anders als ertötend auf soziale Organisationen wirken, deren Lebensblut die Selbsthilfe ist? Nun aber kommt ein Passus, an dem jedes Wort kostbar ist. „Der Leser wird es in Einklang mit dem früher Gesagten finden, daß die Regirung Neuseelands regelmäßig mehrere Tausende von Arbeitern besoldet, die bei Straßenbauten, Brückenbauten, Drainage-Anlagen und bei der Errichtung und Instandhaltung öffentlicher Gebäude beschäftigt sind. Um die Uebelstände sowohl der Vergebung an Unternehmer als auch des Taglohnsystemes zu vermeiden, hat man die Arbeiter zu ihren eigenen Unternehmern gemacht. Das Unternehmen wird in kleine Sektionen getheilt, die Arbeiter gruppiren sich nach eigener Wahl in kleine Partien, jeder Partie wird eine Sektion zugewiesen, für einen gerechten, von den Regirung-Ingenieuren bestimmten Preis. Etwa nöthiges Material wird von der Regirung geliefert und der Steuerzahler entgeht so den Unterschlagungen und Verfälschungen, wie sie das frühere System der Vergebung an Unternehmer zur Folge hatte. Das praktische Resultat des neuen Systemes ist, daß, wo die Arbeiter auch nur halbwegs fleißig und tüchtig sind, sie gute, zuweilen ausgezeichnete Löhne erzielen. Sie sind in weitem Umfang ihre eigenen Arbeitgeber und schaffen, ohne von dem vom Unternehmer bestellten Aufseher getrieben zu werden. Sie werden nicht aufgemuntert, länger als acht Stunden täglich zu arbeiten, aber da ihr Lohn von ihrer Leistung abhängt, vertrödeln sie diese acht Stunden nicht, und erweist sich innerhalb einer Gruppe ein Arbeiter als ein Bummler, so schaffen sich ihn seine Kollegen, die unter seiner Faulheit zu leiden haben, rasch vom Halse. Alles scheint dafür zu sprechen, daß dieses System eben so gesund wie volksthümlich ist." Hier hat also Lassalles Gedanke der Produktivgenossenschaften mit Staatshilfe Fleisch und Blut angenommen, und zwar nicht etwa unter konservativen Stockrussen, wo der Staat ruhig die Vergebung öffentlicher Arbeiten an „Artels" riskiren kann, weil den gottergebenen Mitgliedern dieser Artels jedwede Klassenkampftendenz fernliegt, sondern in einem modernen Land mit modern-sozialistischen Bestrebungen. Diese, wenn auch modifizirte Verwirklichung läßt Lassalles Gedanken aber auch in voller Klarheit als Das erscheinen, was er gegenüber den marxistischen Staatsallmachtträumen bedeutet: als ein Kompromiß zwischen der staatlichen Centralgewalt und den autonomen Arbeiterorganisationen, ein Kompromiß zwischen Bevormundung und Selbständigkeit, zwischen Knechtschaft und Freiheit . . . Wie werden sich die Dinge nun weiter entwickeln? Werden vielleicht diese autonomen Genossenschaften, die der Staat heute nur als vermeintlich harmlos begünstigt, mit der Zeit erstarken und kühn werden und schließlich die staatliche Bevormundung als überflüssige Schranke empfinden? Und was dann?

London. Dr. Ladislaus Gumplowicz.

Mars Cultor.

Es war ein Traum. Doch hat es mich gepackt,
Als wär' es wahr und Wirklichkeit gewesen.
Ein breites Thal verlor sich in der Ferne,
Von sanften Höhen freundlich eingerahmt,
Darauf sich Dörfer viel und Städte dehnten,
Mit Feldern, Wiesen, Wäldern untermischt.
Doch öde war das Thal, so weit ich sah:
Ein grüner, nasser, schauerlicher Sumpf.
Frühmorgens wars, die Sonne stieg herauf,
Die Nebel wallten lang und weich davon, —
Und alsobald begann es sich zu regen
In allen Orten, rasch belebten sich
Die Fluren und das Tagewerk begann.
Da klang Musik, Trompeten und Posaunen,
Mit lautem Schall zur Rechten von der Höh', —
Und schnell verwandelt war das frohe Bild:
Die Felder wurden leer, in wilder Eile
Lief Alles heim, Geschrei erscholl und Jammer
Von Kindern, Frauen, Greisen rings herab
Und aus dem Wirrwarr löste sich ein Zug,
Aus jedem Ort ein Zug von Männern los,
So rechts wie links, sich mehr und mehr vereinend,
Bis beiderseits, schier endlos ausgedehnt,
In breiten Schaaren sie herniederwallten.
Indessen mich dies Bild gefangen hielt,
War dicht zu mir heran, auf einen Hügel,
Der trocken aus dem Sumpfe sich erhob,
Ein Reiterschwarm gesprengt und nach ihm Wagen,
Auf denen wunderlich Geräth gethürmt.
Die Reiter sprangen ab, Befehle hallten, —
Und wie durch Zaubrerhand war auf dem Hügel
Ein reiches Zelt erbaut, der Boden rings
Mit Teppichen bedeckt, drauf goldne Stühle
Und Tische standen, köstlich hergerichtet,
Und zum Gelag nahm die Gesellschaft Platz:
An ihrer Spitze, feierlich verehrt,
Mit stolzem Blick ein königlicher Mann.
Jedoch am Fuß des Hügels, rechts und links,
Da, wo der Sumpf begann, errichteten
Geschäft'ge Männer sonderbare Brücken,
Recht in den Sumpf hinein zu beiden Seiten,
Mit Balkenthürmen, Ketten und Gewichten,

Ein mannichfaltig räthselhaftes Werk.
Ich aber stand versunken in den Anblick
Der Pracht und dieses wunderlichen Thuns.
Da dröhnten Tritte, rings erzitterte
Der schwanke Grund: zu beiden Seiten war
Das Männerheer ins Thal herabgekommen.
Und jedesmal, sobald ein neuer Zug
Dem Hügel nahte, drauf das Zelt errichtet,
Erklang „Hurrah!" und „Heil!" aus tausend Kehlen.
Der König aber, der im Zelte saß,
Nahm huldvoll winkend ihren Gruß entgegen
Und sah herab mit gnädig mildem Ernst.
In Reih und Glied vertheilten sich die Schaaren, —
Doch kaum vertraut' ich meinen Augen jetzt,
Als Mann für Mann sich schnell entkleidete
Und dann zurück in Reih und Glied begab.
So standen sie in heller Morgensonne,
Unzähl'ge nackte Männerleiber, da
In Herrlichkeit der jugendlichen Kraft.
Jetzt regte sichs im Zelt. Der König deckte
Mit goldner Krone sich das stolze Haupt
Und trat hervor, das Szepter hoch erhebend.
„Ihr Männer", sprach er, „königliche Huld
Giebt Euch den Dank des Vaterlandes kund.
Mit großem Volk hat mich der Herr gesegnet,
Doch allzu eng schon ward es auf den Höhn:
Der Boden nährt mein großes Volk nicht mehr.
Drum rief ich Euch. Seht dieses Thales Sumpf:
Ihn gilt es jetzt in Acker zu verwandeln,
Um neues Land zu schaffen meinem Volke,
Damit es auf Jahrhunderte hinaus
Sich fleißig nähren könne und vermehren.
Schwer ist das Werk, der Opfer heischt es viel,
Doch Noth gebeut: so müssen wirs vollbringen.
Ein Damm quer durch das Thal, auf Pfähle fest
Gegründet, ist zuerst erforderlich,
Um dann des weiten Hinterlandes Sümpfe
Durch weise Anstalt gründlich zu entwässern.
Drum rief ich Euch kraft königlichen Amts
Und fordre strengstens pünktlichen Gehorsam.
Wer ihn verweigert, stirbt von Henkershand
Schimpflichsten Tod! Doch wer freiwillig leistet,
Was ich begehre, Dem wird höchster Ruhm
Und Preis zu Theil: fürs Vaterland zu sterben
Zu großem Zweck, ist schönster Manneslohn."
So sprach der König. Und es horchten stumm

Die Männer rings, in heller Morgensonne
Und Herrlichkeit der jugendlichen Kraft.
Doch aus des Königs Rathe, aus dem Zelt,
Trat Einer nun zu jeder Schaar heran.
Sie musterten die Reihen, schieden aus
Und theilten sie nach Kraft und Größe ein:
Der Schwachen aber war der mindre Theil.
Und auf ein Zeichen, daß ihr Amt beendet,
Erhob ein Herold sich, trat hin und rief:
„Der Herr und König spricht zu Euch durch mich!
Ihr, die Ihr schwach und klein erfunden wurdet,
Nehmt Eure Kleider, kehrt zu Eurem Heim,
Bebaut das Feld und mehrt des Volkes Zahl.
Ihr aber, die Ihr stark und groß erkannt,
Ihr seid erwählt, das hehre Werk zu thun:
Des Vaterlandes Wohl heischt Euer Leben."
Entsetzen griff mich und ich starrte hin,
Da, wo der König saß in seinem Zelt:
Unmöglich schiens, daß Dies sein Wille sei, —
Und doch: er nickte nur mit ernster Stirn.
Da ward mir wirr im Sinn, ich sah nicht mehr,
Was nun geschah, umnachtet ward mein Geist.
Doch als mir die Besinnung wiederkehrte,
Von fern her erst vernahm ich dumpfen Schall,
Ein Krachen, Aechzen, regelmäßig schnell
Sich wiederholend, und es klang dazu
Musik in kräftig schauerlichem Takt.
Die Augen riß ich auf, — und jäh versteinen
Fühlt' ich mein Fleisch und Blut bei diesem Anblick.
Die nackten Männer sah ich — oder sah
Ichs nicht? Wars nur ein Traum und Trug? — ich sah
Sie nach einander auf die Brücken treten,
Die von dem Hügel in den Sumpf gebaut,
Und wenn sie standen, aufrecht ganz und steif,
Fiel rasselnd ein Gewicht auf ihren Kopf
Und hob sich wieder auf an seiner Kette
Und fiel und fiel von Neuem auf den Kopf,
Ihn niederstampfend, bis der weiße Leib
Tief in den Sumpf gepfählt und ganz verschwunden.
Da schrie ich auf — —: Der Vollmond schien herein
Durch dunkler Wolken goldumsäumt Gethürme
Und weiche Nebel wallten überm Meer.
Die Woge sang ihr stumpfes, dumpfes Lied
Und weiße Möven standen auf den Klippen.

Capri. Eduard von der Hellen.

Bulgarien.

Naive Leute glauben, unsere Banken lebten überhaupt nur noch für die einheimische Industrie, die eben wieder durch die Aufträge der preußischen Staatsbahnen erquickt worden ist. Inzwischen durchreisen aber Unterhändler und Aufsichträthe selbst kleinerer berliner Institute allerlei interessante Länder, auf deren Finanzgeschäfte ihre offiziellen oder geheimen Verbündeten sie rechtzeitig aufmerksam gemacht haben. Seit die Mittelbanken so viel Geld besitzen wie einst nur die Diskontogesellschaft oder die Darmstädter Bank, spielt der Rang des Darleihers keine Rolle mehr, denn die Summen, die man im Durchschnitt exotischen Staaten kreditirt, sind immer aufzubringen. Besonders eifrig werden jetzt die Residenzen der Balkanhalbinsel besucht, wo es dann in den Gasthöfen manchmal recht überraschende Begegnungen giebt.

Ueber die Finanzverhandlungen, an denen Bulgarien betheiligt ist, hörte man bei uns nichts, bis der Abschluß eines Klassenlotterie-Vertrages lehrte, mit welchen Mitteln Sofia modernisirt werden soll. In der Presse las man, die Finanzverhältnisse der bulgarischen Hauptstadt seien zerrüttet. Das ist falsch; Sofia will nur großstädtische Einrichtungen, wie Kanalisation, Elektrizität, Schlachthäuser u.s.w., einführen und deshalb ist die fürstliche Regirung auf den originellen Einfall gekommen, eine Landeslotterie zu schaffen, deren jährlicher Pachtertrag von 600 000 Frcs. bis zum Jahre 1918 der Hauptstadt überwiesen werden soll. Falsch war auch die nach der etwas überraschenden Meldung von der neuen Kapitalserhöhung der Breslauer Diskontobank entstandene Nachricht, diese Bank sei bei dem bulgarischen Lotteriegeschäft betheiligt, während wir es da mit dem selben Syndikat zu thun haben, das in Ungarn so erfolgreich war, nach Breslau also höchstens eine der vielen Unterbetheiligungen abgegeben worden sein kann. Die Unterhändler sollen, als sie in Sofia eintrafen, recht pessimistisch gestimmt gewesen sein; denn bei einem Grundkapital von $2^1/_2$ Millionen sollte die neue Gesellschaft $1^1/_2$ Millionen als Depot bei der Regirung hinterlegen, die dafür unbedingt bürgen wollte. (Haupttreffer: 500 000 Lei.) Im Lauf der Verhandlungen scheint aber der Muth zum Abschluß gewachsen zu sein. Das wäre für Bulgariens Stellung auf dem Anleihemarkt wichtig, denn so günstige Daten würden auch auf unsere Finanzkreise wirken. Einstweilen werden kluge Leute wohl noch ihr eigenes Geld dorthin geben, da die bulgarische Nationalbank bei Depositen auf fünfjährige Termine 7 Prozent vergütet; sie selbst wird mindestens 10 Prozent verdienen. Die europäischen Bankiers können also einen größeren Anleihestil abwarten, wie er erst beliebt zu werden pflegt, wenn der Zinsfuß so niedrig ist, daß man auch breiteren Kapitalistenschichten Etwas gönnen kann.

Die Bulgarische Nationalbank, ein Regirunginstitut, ist wohl die einzige der Welt, die ihren Notenumlauf doppelt durch Gold gedeckt hat. Freilich werden kaum mehr als vier Millionen Lei (= Francs) in Cirkulation sein. Die Bank wurde, nicht lange nach dem Frieden von San Stefano, zunächst mit zwei Millionen gegründet; aber schon im Jahre 1885 entwickelte sie sich kräftiger und erhöhte ihr Kapital auf zehn Millionen. Die selbe Bank, die natürlich mehrere Filialen hat, betreibt auch das Bodenkreditgeschäft und hat für etwa zwanzig Millionen Pfandbriefe laufen, unter Staatsgarantie, denen für ungefähr dreißig Millionen wirkliche hypothekarische Beleihungen gegenüberstehen. Wenn diese Be-

leihungen einer soliden Schätzung nicht entsprächen, würde die Regirung nicht nur bei den Pfandbriefen, sondern auch bei den Hypothekengeldern der Bank selbst viel riskiren, die doch Staatsinstitut ist. Außerdem ist noch die Filiale der Ottomanbank zu erwähnen, die aber ihre Thätigkeit in Bulgarien bald aufgeben soll, und ein kleineres russisches Institut, das einmal Schatzbonds übernommen hatte; in den Hafenstädten giebt es außerdem noch Lokalbanken. Wie optimistisch im Lande die Stimmung ist, sieht man schon daraus, daß bei der Beurtheilung der wirthschaftlichen Aussichten nicht von einer Bevölkerung von $3^1/_2$ Millionen, sondern von 7 Millionen gesprochen wird; die andere Hälfte wohnt nämlich in der Türkei und man nimmt ohne Weiteres ein landsmannschaftliches Zusammengehen auch im Handel an. Ein Vortheil ist, daß die Zahlungen im gewöhnlichen Verkehr fast stets in Napoleons geleistet werden.

Sofia, das jetzt mit Treibhausgeschwindigkeit zur Weltstadt gemacht werden soll, hat 60 000 Einwohner. Es liegt nicht in einer dicht bevölkerten Gegend; und die Leute, die nun die elektrischen Bahnen übernehmen, wird der vierzigjährige Vertrag allein gewiß nicht reizen. Immerhin wird unsere Industrie auch dort unten in einen lohnenden Wettbewerb treten; noch haben die bulgarischen Verwaltungen den üblen Ruf der Serben und Rumänen nicht verdient. Die Summe von 600 000 Lei aus der Lotterieverpachtung wäre übrigens zu erhöhen, wenn der Absatz der Loose stiege. Dabei denkt die Stadt noch an die Einführung lokaler Steuern. Die Preise sind schon gestiegen, elegante Läden kosten bis zu 10 000 Lei Miethe und ein Hotel mit 40 Zimmern hat bereits eine Pacht von 32 000 Lei zu zahlen. Die Details der neuen Klassenlotterie sind in mehr als einer Hinsicht für südöstliche Verhältnisse charakteristisch. Geplant und, wie es heißt, zum größten Theil abgesetzt sind 50 000 Loose im halben Jahr, eingetheilt in sechs Klassen. Serbien mit zwei Millionen Einwohnern giebt nur 35 000 Loose aus. Deutsche und ungarische Kollekteure waren die ersten Abnehmer; auf Bulgarien allein konnte eine solche Menge natürlich nicht berechnet sein. Bisher wurden dort serbische, mecklenburgische und hamburgische Loose gespielt. Das wurde in diesem Jahr den geduldigen Bulgaren bei Gefängnißstrafe verboten. Einen großen Absatz hofft die neue Lotteriegesellschaft in Rußland, Rumänien und der Türkei zu finden. Nur Wenige wissen bei uns wohl, daß die deutschen Kollekteure in Konstantinopel die meisten Kunden haben.

Ueber die Art, wie die Loose in Bulgarien vertrieben werden, könnte man sich vielleicht wundern, wenn nicht eine ähnliche Vielseitigkeit auch in Ungarn herrschte. Die Banken und Sparkassen werden nämlich ihre Kundschaft auch mit Loosen bedienen, wie es im Magyarenland alle großen und kleinen Banken und die Wechselstuben thun. Nur die Ungarische Kreditbank, die alte Bundesgenossin der Oesterreichischen Kreditanstalt, verzichtet auf diese Thätigkeit. Die Sparkassen sind in Ungarn Aktiengesellschaften, deren große Rührigkeit von der Regirung eifrig unterstützt wird. Da giebt es Gesellschaften mit nur 200 000 Gulden Kapital, die 30 bis 40 Prozent Dividende vertheilen, weil die Einlagen oft bis zu 5 Millionen Gulden steigen. Sogar die Hausfrauen pflegen dort ihre Wochengelder auf die Sparkasse zu tragen und bei Bedarf das Nöthige zu holen. Dabei giebt es schon 4 Prozent Zinsen, die immerhin mitzunehmen sind. Wie unerschütterlich die Sicherheit ist, die diese Sparkassen bei der Benutzung der ihnen anvertrauten

Gelder gewähren, läßt sich nicht leicht übersehen; jedenfalls gehören Wechsel und Hypotheken dazu. Ungarn mit seiner Rastlosigkeit scheint Bulgarien als Vorbild zu dienen. Auch dort werden die Banken, die Sparkassen und die Versicherungsgesellschaften Kollekten halten. Es heißt sogar, auch die caisses agricoles würden sich nicht ausschließen. Sie, deren Gründung noch aus den sechziger Jahren von Midhat Pascha herrührt und deren Thätigkeit sich über das ganze Land erstreckt, sind seit dem Jahr 1895 reorganisirt worden; aber in den 34 Paragraphen des neuen Gesetzes steht nicht eine Silbe von einer Lotterie. Es sind Vorschußkassen, die gegen Bürgschaften und Hypotheken Geld verleihen, und zwar ausschließlich an Bauern. Dem Handel und der Industrie leihen diese Kassen nur für Rechnung der Bulgarischen Nationalbank. Ihre Mittel bestehen vor Allem aus Regirung- und Gerichtsdepots und aus Waisengeldern; die letzte Anleihe von 30 Millionen war nur für sie bestimmt. Diese Kassen helfen einander aus; und wenn diese Hilfe nicht genügt, können sie mit Genehmigung der Regirung ihr ganzes Portefeuille bei der Nationalbank in Diskont geben. Das kommt aber hoffentlich nie vor. Wie man sich nun diese wichtigen Institute, die oft sogar die landwirthschaftlichen Maschinen für die Bauern ankaufen, als Lotteriekollekten denken soll, ist von fern schwer zu errathen. Die Leute, die Geld brauchen, können doch nicht gut ermuthigt werden, von dem eben gegen Unterpfand Erhaltenen Einiges wieder der launischen Fortuna zu opfern; und die Anderen, die ihre Ersparnisse hinbringen, wollen Zinsen ziehen, aber nicht spielen. Wahrscheinlich sollen nur einmal vorhandene Verkehrscentren nutzbar gemacht werden, die für ein der Kultur erst zu erschließendes Land besonders werthvoll sind.

Erfreulich ist, daß Bulgariens Schulden überwiegend zu produktiven Zwecken, besonders für Eisenbahnen, aufgenommen werden. Die Eisenbahnfrage wird immer wichtiger, je mehr das Fürstenthum sich von dem System der türkischen Bahnen zu emanzipiren und den eigenen Export zu fördern sucht. Hier ist auch der Punkt, wo die Bemühungen der bekanntlich in der Türkei stark interessirten Deutschen Bank einsetzen. Man meint, diese Bank wolle auch bulgarische Finanzgeschäfte machen, nachdem die Nationalbank für Deutschland einmal vorangegangen ist. Vielleicht deshalb wird Bulgarien mit einer Art von Geheimmittel gepeinigt, das gleichzeitig in Paris als die beste Pression angewandt wird; man verhindert nämlich sehr schlau eine offizielle Kursnotiz für gewisse Anleihen. An der Seine sitzt ein Bauunternehmer, der angeblich sieben Millionen von Bulgarien zu fordern hat und seine Wünsche energisch durchzusetzen sucht. In Wirklichkeit war der in Betracht kommende Eisenbahnbau von einem in Sofia lebenden Geschäftsmann (einem Bulgaren) unternommen worden, der sich den Franzosen erst später zum Sozius nahm, wahrscheinlich, um in Paris mächtige Freunde, vielleicht gar die Hilfe der Regirung zu gewinnen. Es giebt ja kaum ein halbkultivirtes Land, wo nicht mit Hilfe des diplomatischen Vertreters irgend ein französischer Ingenieur sehr große Bauaufträge erhalten konnte; diese Bauten kosteten dann zwar riesige Summen, aber dafür gingen sie auch weit über ihren eigentlichen Zweck hinaus.

Bulgarien braucht noch immer neue Baarmittel, denn der Entwickelungdrang des Landes ist groß. Deshalb wird unsere Industrie und also wohl auch unsere Bankwelt sich noch vielfach mit diesem Land zu beschäftigen haben.

Pluto.

Theater.

Fräulein Adele Sandrock, die oft gepriesene Heldin des Burgtheaters, ist an ein paar Abenden in dem charlottenburger Unheilshause, das ein Jahr lang den großen Namen Goethes entweihte, als Gastspielerin aufgetreten. Mir brachten die Abende eine Enttäuschung, aber eine von der angenehmen, seltenen Art; ich hatte moderne Mache gefürchtet, Dusemanieren und Virtuosenspäße aus der Natürlichkeitschule, in der dreistes Selbstvertrauen schnell zur Meisterschaft führt, und fand ein starkes Theatertemperament, eine kerngesunde, nicht vom Schnürleib modischer Theorien verunstaltete Persönlichkeit, die sich giebt, wie sie ist, und eine robuste, manchmal ein Bischen schwerfällige Einfalt. Die frommen Kinderaugen, mit denen der Allverwandler Hermann Bahr seinen Liebling aus dem Jahre 1893 — oder wars 95? Seine Lieblinge lösen einander gar so rasch ab! — geschmückt hat, erblickte ich nicht, sondern sehr erfahrene Frauenaugen, die sich müde gestaunt und längst über irdische Erscheinungen das Wundern verlernt haben, Augen, wie sie nicht Grillparzers Hero, sondern Ibsens Rebecca hat. Darunter ein etwas weichliches Gesicht mit weiten Flächen und einem nicht kleinen Munde, der sich der Pflicht, der Sinnenfreude als Wärmeleiter zu dienen, nicht zimperlich versagt zu haben scheint. Ueber den Umfang ihres Talentes kann ich nicht urtheilen; die Rollenwahl war durch die Kümmerlichkeit des charlottenburger Personals beschränkt, auch saß und sah ich nicht gut und konnte die Liebe der holden Hero, deren letzter Akt der sicherste Prüfstein gewesen wäre, nicht miterleben. Maria Stuart und das süße Musikantenkind der „Liebelei" kann jede geübte und nicht ganz kühle Spielerin leisten und Bossens Kolportageeva vermochte selbst Hedwig Niemann nicht in die Menschlichkeit hinüberzuretten. Fräulein Sandrock wird hoffentlich bald wiederkommen und an besserem Ort dann länger bei uns weilen; daß sie die meisten berliner Bretterdamen um ein beträchtliches Stück überragt, bewies schon der erste Eindruck. Mich hat von ihren Rollen diesmal eigentlich nur Francillon interessirt; was sie da that, war so merkwürdig, daß ich ein paar Worte darüber sagen möchte.

Francine hat Herrn Lucien de Riverolles geheirathet, einen schönen Clubman, der die hohe Schule der Liebe mit Eifer und Nutzen durchgemacht hat und noch nicht gesonnen, auch durch kein Schwinden der Geschlechtskraft genöthigt ist, sich als Freund der Frauen zur Ruhe zu setzen. Er hat Francine in den Flitterwochen auf seine Weise geliebt; oder es hat ihm doch wenigstens Vergnügen bereitet, sie die Liebe zu lehren, — die Liebe, die man im Lager der Irregulären lernt und deren brünstige Spiele man dann in die gesegnete Legitimität schmuggelt. Da geschah, was bei den — wie möblirte Zimmer — auf Tage, Wochen oder Monate gemietheten Gattinnen nie geschieht oder, wenn es zu geschehen droht, mit höllischen Latwergen verhindert wird: Francine gebar ihrem Eheherrn ein Kind. Das war gut, denn das alte und edle Haus Derer von Riverolles brauchte

einen Stammhalter, Francillon war geschmackvoll genug gewesen, einen Knaben in die Welt des Athmens zu befördern, und Lucien konnte im Cercle stolz zu den neidischen Freunden sprechen: Seht Ihr, Kinder, so ein Kerl bin ich u. s. w. Das nennt die mondäne Sprache dann Vaterglück. Aber es hat für die Luciens auch seine bedenkliche Seite. Eine Frau, die Mutter wird, ist keine Geliebte mehr, mindestens nicht mehr die Geliebte an sich, die keine andere Regung im Sinn hat als die Lust an der zärtlichen Expansion des Männchens. Eine Mutter kümmert sich zuerst und zuletzt um ihr Kind; sie kennt eine neue, vor der Schwangerschaft ungeahnte Freude, kennt das Endziel der erotischen Spannung und mag auf dem Wege zu diesem Ziel die Zeit nicht mehr mit galanten oder gar perversen Spielen vertändeln. Und Frau Francine ist eine Mutter der alten Schule; die Ammenwirthschaft behagt ihr nicht, sie nährt ihren kleinen Gaston selbst und pflegt für ihn nur noch den Leib, auf den der angetraute Buhle allein ein Recht zu haben wähnte und dessen Organe die neue Funktion nun mählich verändert. Das ist nichts für Herrn Lucien; erst die gräuliche Schonzeit, Monate lang, dann Milchgeruch und Gequarr! Er hat die Frau vor die Wahl gestellt, ob sie Mutter oder Geliebte sein will; sie hat die Mutterrolle gewählt: er darf sich also wieder als Junggesellen fühlen, wieder im Schlafzimmer des Fräuleins Rosalie Michon die langen, herrlichen Haare bewundern, auf die man so leicht tritt, wenn die korrekte Huldin anmuthig ins Bett steigt. So lange Gaston ihr Tag und Nacht zu schaffen macht, achtet Francine kaum auf das veränderte Wesen und die Erkältung des Mannes; als der Kleine aber entwöhnt ist, wird sie unruhig, denkt früherer Freuden und sehnt sich . . . vielleicht nach einem zweiten Kind, einer zweiten Sorgenzeit, vielleicht auch nur nach den Wonnen des Weges, der sie einmal ans Ziel der Gattung führte. Sie lockt und girrt, doch der geliebte Sprosser bleibt kühl, — sehr artig, sehr nett, aber kühl. Soll er den Flitterwochenkursus wiederholen, die Mutter mühsam wieder zur Geliebten erziehen? Dazu ist er doch zu alt, zu bequem, vom pariser Leben zu sehr ermüdet; er will gestachelt, nicht selbst zum steten Gebrauch der Sporen gezwungen sein; an einem zweiten Kinde liegt ihm, da er die Zeugerkraft vor seiner Welt bewährt hat, nichts: ihn reizen nur noch verbuhlte Künste und die findet er nicht im allzu sittsam nach Mutterglück duftenden Ehegemach. Er hat ja die Auswahl; weshalb soll er sich noch einmal mit dem Elementarunterricht quälen? Leider stimmt seine Rechnung nicht ganz. Francine ist jung, strotzt von überschüssiger Kraft, ist bis zu kindischer Raserei in den schönen Mann mit der breiten Brust, dem leuchtenden Blick und der sonoren Stimme verliebt, dessen wärmende, sättigende Umklammerung sie nicht missen mag, — und hat nicht, wie er, die Auswahl. Wirklich nicht? . . Die unbefriedigte Frau überlegt: warum er nur, warum nicht sie? Von den verschiedenen Anlagen und Aufgaben, Rechten und Pflichten der Geschlechter hat sie nie Etwas gehört. Sie lebt in einer Gesellschaft, aus der jedes natürliche Empfinden verbannt ist, wo die Verkehrtheit nur, die Perversität der Triebe,

als vornehm gilt, die Männer sich ihrer mit Gold und Brillanten erkauften Siege laut rühmen und den Frauen der Freunde die Mär von den Triumphen zutuscheln, die sie bei irgend einer Rosalie, Cora oder Liane errungen haben. Das Milieu wirkt. Und eines schwülen Abends, da der Gatte unter nichtigem Vorwand wieder ihren sehnend ausgestreckten Armen entschlüpfen will, sagt die von langer Entbehrung krankhaft erregte Frau ihm keck ins Gesicht: Wenn ich Dich je mit einer Fremden ertappe, nehme ich in der nächsten Stunde einen Liebhaber, schaffe Dir Hörner, — und Du sollst der Erste sein, der es erfährt. Lucien lacht, trällert ein Liedchen und holt Fräulein Michon zum Opernball ab. Francine eilt ihm nach, sieht ihn mit Rosalie in einer Loge, hört, wie er dem Kutscher die Adresse der Maison d'Or zuruft, der berüchtigten Stätte heimlicher Freuden, und hängt sich in den Arm des ersten Mannes, den sie findet, um an dem selben Ort in der selben Verschwiegenheit zu soupiren. Des ersten Mannes? Nein; im Aufruhr der Sinne bleibt ihrem verwirrten Gefühl doch ein Rest klarer und kluger Voraussicht. Sie will sich rächen, will dem Treulosen beweisen, daß sie zum Aeußersten fähig ist, will, wenns nicht anders sein kann, den gefährlichen Weg sogar bis ans Ende gehen. Aber kann es nicht anders sein? Kann nicht der Schein vielleicht die schmutzige Wirklichkeit ersetzen, gegen deren Schrecken ihr Frauenstolz sich aufflatternd wehrt? Muß sie sich zur ärgsten Schmach erniedern, ihr junges Leben zerstören, des Kindes Haupt mit Schande belasten? ... Der Mutterwitz erwacht in der Wirrniß eifersüchtiger Leidenschaft. Sie wählt den Gefährten nicht unter den Weltmännern, sondern erspäht einen hübschen Jungen, der so gierig ins Gedränge der aus dem Hause strömenden Opernballgäste starrt, wie es nur ein armer Teufel, ein nie an die Luxustafel üppiger Freuden zugelassener, vermag. Der ist ungefährlich; ihm kann die nachts dem Hause Entlaufene das Essen bezahlen und genau die Grenze bezeichnen, die seine ängstliche Galanterie nicht überschreiten darf; der Advokaturschreiber wird sich nicht wundern, wenn die fremde feine Dame, die ein unbegreiflicher Zufall an seine Seite geweht hat, zerstreut und spröde ist und sich mit anderen Dingen eifriger als mit seinem schüchternen Werben beschäftigt. . . Der Schluß des bekannten Stückes — wie Francine dem Gatten in glitzernder Rede einen Ehebruch vorlügt, die Eifersucht Luciens still entschlummerte Liebe wach pocht und ein schlau erfundener Theaterkniff im Augenblick äußerster Spannung die Aufklärung bringt — ist banal oder, milder und richtiger ausgedrückt: menschlich und natürlich. Der kleine Gaston wird bald einen Bruder haben. Vielleicht auch eine Schwester. Und Lucien wird sich mit seinen Freundinnen nicht mehr so oft öffentlich zeigen.

Die denkende deutsche Spielerin, die Francillon scheinen soll, sagt sich: Das ist eine Pariserin; also sehr nervös, sehr elegant, sehr pikant. Und nun geht es, im jetzt beliebten Galopptempo, über Stock und Stein, über Stimmung und Sinn des Stückes flink hinweg; wir sehen ein Zierpüppchen, dessen kindische Launen uns gar nicht erregen, das uns höchstens durch munter hin und her hüpfende

Rede erfreut. Fräulein Sandrock hat es anders gemacht; sie hat ihrer Natur vertraut und die Rolle dreist ins Niederdeutsche übersetzt. Sie will nicht nervös, nicht elegant und erst recht nicht pikant scheinen. Sie giebt Francine eine robuste Schlichtheit, eine gesunde Sinnlichkeit und einen geraden, etwas schwerfälligen Menschenverstand, in dem die Gedanken nur langsam entstehen, dann aber zäh allen Einreden und Bedenken trotzen. Diese Frau von Riverolles entbehrt schmerzlich die Freuden der Flitterwochen; nach und nach wächst in ihrem wehen Bewußtsein der Entschluß zur Rache, zum letzten, verzweifelten Kampf um ein fast schon völlig entschwundenes Glück; und da sie die Nothwendigkeit dieses Kampfes begriffen hat, stürmt sie vorwärts; sie rennt nicht blind und toll ins Verderben, schleicht aber auch nicht mit schlauer Berechnung jeder Möglichkeit um den Brei, — nein: sie thut, wie ein verliebtes Kätzchen, das auf den Dächern jammernd den Buhlen sucht und beim Klettern doch immer bedenkt, daß es nicht fallen, das saubere Fell nicht beflecken darf, das der Liebste sonst ja nicht mehr zärtlich lecken möchte. Fräulein Sandrock hat namentlich das Keimen des Entschlusses mit entzückender Kunst gespielt; die dumpfe Verwirrung des Gefühles, die stumpfe Gleichgiltigkeit, die automatischen Bewegungen: Alles ganz echt und ganz fraulich, allerdings auch ganz germanisch. Später hat sie für mein Gefühl das Stück geköpft, weil sie Francine allzu tragisch stimmte. Gewiß handelt es sich für die der Pflichtensphäre entsprungene Frau nicht um eine Kleinigkeit: ihr Lebensglück, vielleicht ihr Leben steht auf dem argen Lügenspiel und sie darf nie vergessen, daß sie am Abgrunde wandelt und in der nächsten Sekunde stürzen kann; so zerstört aber, im Innersten so zerrüttet, wie Fräulein Sandrock sie zeigte, darf sie nicht scheinen, wenn die schnelle Versöhnung uns möglich dünken soll. Wer so gelitten hat, in den dunkelsten Tiefen weiblichen Empfindens so verletzt worden ist, kann nicht beim ersten Kuß vergessen, unter dem ersten Strahl einer gewaltsam geweckten Zärtlichkeit nicht rasch zu neuen Wonnen erblühen. Den Kern der Gestalt aber hat die mimende Uebersetzerin mit der Kraft eines starken Fraueninstinktes getroffen. Dumas hätte zuerst wohl den feinen Kopf geschüttelt, wenn er gesehen hätte, wie sie dem verzärtelten Manne mit Püffen und Stößen zusetzte und ihn, einer jungen Bärin ähnlicher als einer in der Klosterschule gebildeten adeligen Französin, mit den fetten Händchen koste; an der Einheitlichkeit und der derben Fülle der Gestalt hätte sich schließlich aber auch der Dichter gefreut. Francillon steht als ein Wildling unter modisch Verschnittenen. Sie kann sich in die Sitten des Hauses fügen, wo die Freunde des Mannes mit der Frau wie mit einer Hetäre reden, kann an solchem lustigen Unfug eine Weile sogar Vergnügen finden; doch sie bleibt innerlich rein und stark und wird freiwillig nie auf die süßen Rechte verzichten, auf die sie durch des Priesters Segen für Lebenszeit einen Anspruch erworben zu haben glaubt. Die derbe Einfalt des Fräuleins Sandrock hat mehr vermocht als die gezierte Französelei unserer Bretterprinzessinnen; sie hat die Absicht des Dichters klar zum Ausdruck gebracht: zu zeigen, wie eine gesunde, tapfere Natur den Widerstand einer verkünstelten, verkehrten, entsittlichten Welt mit dem Arsenal dieser Welt entlehnten Waffen lächelnd besiegt. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 18. Juni 1898.

Pudel-Majestät.

Hyazinth, der späte Sprößling der seit Jahrhunderten ruhmreich im weiten Lande der Fliegenschnapper herrschenden Tulpenzwiebeldynastie, hatte als Taufgeschenk von der Nachtfee die Verheißung erhalten, den Erwachsenden würden die Gaben der Kraft, der Schönheit und Weisheit schmücken; er sollte als Jüngling schon so stark wie Herakles, so schön wie Apoll, so weise wie Pallas Athene an ihren klügsten Tagen sein und mit dem Strahlenglanz seines Wesens den Blick der zum Thron Emporstarrenden blenden. Die Eltern waren von so froher Verheißung entzückt; doch die Lichtfee erkannte das arge Trachten der in dunkler Nacht Dunkles sinnenden Schwester und beschloß, ihr geliebtes Pathenkindlein vor dem schlimmen Plan der Unholden zu schützen: sie rief ihm den Wunsch in die Wiege, von seinem sechzehnten Lebensjahr an sollte, so oft es ihr beliebte, der Prinz für eine Weile in einen Pudel verwandelt werden. Darob war die Trauer des unter der Kronenlast alternden königlichen Paares groß; weder Vater noch Mutter ahnte, wie gut es mit ihrem Söhnchen die Lichtfee meinte, da sie dem zur höchsten Herrscherwonne Berufenen die Gelegenheit schuf, als gehetzter, verachteter Genosse der Bettler und Blinden durch die düstersten Winkel der Fliegenschnapperwelt zu streifen. Hyazinth wuchs heran und weckte schon durch seine Kinderthaten die ehrfürchtige Bewunderung der Hofgesellschaft: der Zehnjährige warf zwei seiner Lehrer, als sie ihn langweilten, aus dem Fenster und der Fünfzehnjährige fühlte sich als so

universell gebildeten Geist, daß er allen Fragen der Zeitlichkeit und der Ewigkeit, auch den schwierigsten, flink die Antwort finden zu können wähnte. Er sprach mit Allen über Alles, — sprach stets mit so unerschütterlicher Sicherheit, mit so sieghaftem Selbstbewußtsein, daß den geschicktesten Hoforatoren vor dem überlegen Lächelnden bald der Redestrom stockte; er lebte in dem stolzen Gefühl, ihm sei durch die Gnade Gottes der in Jahrtausenden gehäufte Schatz höchster Menschenweisheit beschert worden und er brauche auch vor den stärksten Geistern deshalb nicht zu verstummen. Mochte von Religion, von Staatsgeschäften, Philosophie, Pädagogie, Naturkunde, Heerwesen, Marine, Sport, von irgend einer Kunst oder Wissenschaft gesprochen werden: der Prinz war mit einer fertigen Meinung über jeden Gegenstand zur Stelle und duldete keinen Widerspruch. Was er sagte, war nicht immer gut, war gewöhnlich nicht einmal richtig und klug überdacht, wurde stets aber wie eine wundervoll weise Verkündung bestaunt. „Ein Genie!" raunten die Schranzen. „Ein Genie!" flüsterte bald auch das Volk. Aus der Kinderstube schon waren früh allerlei merkwürdige Charakterzüge des Prinzen berichtet worden; nun wurde seines Wesens besondere Art in Brochuren ausführlich geschildert und ringsum die Hoffnung genährt, Hyazinth werde den größten Söhnen des angestammten Herrscherhauses gleichen, sie vielleicht sogar an Monarchentugenden noch übertreffen. Und als der alte König gestorben und der sechzehnjährige Kronprinz, wie das ehrwürdige Hausgesetz der erlauchten Tulpenzwiebeldynastie es bestimmte, auf den Thron gelangt war, freute sich Jeder der herrlichen Tage, denen der neue König sein Volk entgegenführen sollte.

Die Lehrzeit war nicht ganz leicht. Selbst der begabteste Monarch muß erst Manches lernen, sich an Manches gewöhnen, ehe er auf dem Thron heimisch wird. König Hyazinth kannte, als er den jungen Leib zum ersten Male in Purpur und Hermelin hüllte, noch nicht die für den Bestand des Staates so unendlich wichtigen Geheimnisse der Bureaukratie, wußte noch nicht, was ein Volk geduldig ertragen kann, ein Herrscher ungestraft sich erlauben darf, und ahnte nicht, daß unter allen Verbrechern die schlimmsten, schlimmer als Räuber und Mörder, die Ruchlosen sind, die im Lande durch Rede und Schrift Unzufriedenheit erregen und schüren und die Sehnsucht nach Neuerungen wecken. Doch da die Nachtfee ihm glänzende Gaben in die Wiege gespendet hatte, lernte er, in der Schule seines Ministerpräsidenten, ohne allzu große Mühe die Regentenkunst, stärkte die Bevormundungmacht der Bureaukratie, ließ Unruhestifter ins Gefängniß werfen, lästige Blätter und Bücher verbieten und regirte, mit einem Wort, ganz im

Sinn seiner höchstseligen, von der Masse vergötterten Ahnen, die seit Jahrhunderten eingesehen hatten, daß die Völker nur für das Vergnügen der Könige geschaffen sind. „Alles für mich, Alles durch mich“: der alte Wappenspruch der ruhmreichen Dynastie sollte in Ehren bleiben. Hyazinth war Reformen durchaus nicht abgeneigt. Er hätte am Liebsten sogar Alles erneuert, das Regirungpersonal und die Einrichtungen, Alles mit dem Stempel seines Geistes geprägt; aber die Reformen und Neuerungen durften ihn in seinem souverainen Behagen nicht stören und der Anstoß mußte von ihm ausgehen: kein Unterthan sollte sich erfrechen, klüger als der König zu sein und, ehe des Herrn Wille es befahl, an den Bereich der geheiligten Ordnung und Sitte zu rühren... Wer weiß, was im Lande der Fliegenschnapper mit der Zeit aus dem kleinen Nero geworden wäre, wenn der Wunsch der Lichtfee ihn nicht vor dem Aergsten bewahrt hätte! Nur, weil er als häßlicher Pudel manchmal durch sein Königreich streifen mußte, weil er gehetzt und geprügelt, verfolgt und gefangen wurde, ward er ein guter König. Er spürte am eigenen müden Leib den Uebermuth der Aemter, die ärmliche Thorheit der Verwaltungbehörden, den durch keine höhere Regung je gestörten Stumpfsinn der Bourgeoisie, die nur an ihren Geschäftsvortheil denkt, und die Leiden der Mühsäligen und Beladenen; er merkte, daß in seinem Lande zwei Klassen lebten, Jäger und jagdbares Wild, und daß seine Ahnen fast immer nur für die Jäger gesorgt hatten; er erkannte die Heuchelei des Hofgesindes und witterte mit seinem kühlen Pudelnäschen die Schliche und Ränke allmächtiger Minister, die im Stillen dem König ein Schnippchen schlugen; er schnüffelte auf den Schlachtfeldern umher und vernahm, mit gesträubter Mähne, wie die Flüche der erschöpften Völker den glorreichen Kriegen folgen, die nur zum Ruhm der Könige begonnen und bis ans blutige Ende geführt werden. Da kam erst das große Entsetzen, dann das große Erbarmen über ihn. Der eigenen Menschenschwachheit wurde er sich bewußt und beschloß, das schwere Joch von seinem Volke zu nehmen und fortan ein König der Aermsten zu sein.

Dieses Kindermärchen hat ein sehr ernster, gelehrter Mann, Eduard Laboulaye, Professor der vergleichenden Rechtswissenschaft am Collége de France, uns in einem Buch erzählt, das zu den geistreichsten und amusantesten Werken der Weltliteratur gehört und das gerade heute, da Europa unter den Beglückungversuchen der Regirenden stöhnt, jeder gute Europäer gelesen haben sollte, — sogar jeder Minister; denn die bewährtesten Rezepte zu Umsturzgesetzen sind darin zu finden. Leider hat Labou-

laye uns nur die Geschichte der ersten Regentenjahre des Prince-Caniche berichtet und verschwiegen, was später im Lande der Fliegenschnapper geschah: ob der König, dem die Lichtfee weitere Prüfungen ersparte und der die Pudelleiden nicht mehr zu fühlen brauchte, dennoch auf dem guten Wege blieb und wie der Volkscharakter in der ungewohnten Freiheit und unter eigener Verantwortung sich entwickelte. Nur ein Blättlein ward uns erhalten, ein vergilbtes Papier, das ein Liebhaber stöbernd neulich bei einem Trödler entdeckte und auf dem eine Rede Hyazinths des Großen verzeichnet ist. Den Großen nannte ihn früh nämlich das Volk; und als er fünf Jahre die Krone trug, wurde ihm eine Jubiläumsfeier gerüstet, wie man sie vorher nie und nie nachher im Tulpenzwiebelreich sah. Alle Straßen, Plätze und Häuser waren festlich geschmückt, alle Hoflieferanten hatten illuminirt, alle strebsamen Offiziere, Beamten und Bürger sich zu üppigen Tafelfreuden vereint, von allen Thürmen erklangen die Glocken und vom Lustgarten her dröhnten Böllerschüsse über die von der Sommersonne erhellte Residenz. Die ersten Gelehrten, Priester, Strategen und Künstler des Landes hatten gemeinsam ein Werk verfaßt, das der Masse ein Bild von des Königs Leistungen auf allen Gebieten geben sollte. Da las man, als Ueberschriften der einzelnen Kapitel: „Die auswärtige Politik des Königs"; „König und Heer"; „Des Königs Sorge für die Marine"; „Der König und die soziale Frage"; „König Hyazinth als Finanzpolitiker, Dichter, Maler, Musiker, Architekt, Bildhauer, Sportsman, Jäger, Segler, Prediger, Bergsteiger, Kostümzeichner" und so weiter; es waren sechzehn lange Kapitel und aus jedem erfuhr man, König Hyazinth sei auf dem darin behandelten Gebiet ein unübertroffener Meister. Als das mit vielen Bildern geschmückte Werk ihm in besonders prächtigem Einband von dem Herausgeber und dem Verleger überreicht wurde, sprach der Monarch: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für die uneigennützig aufgewandte Mühe, aber ich bitte Sie, alle außer diesem einen noch vorhandenen Exemplare schleunigst einstampfen zu lassen. Sie denken gewiß nicht daran, mit diesem Buch ein Geschäft zu machen. Abhängige Leute könnten aber leicht glauben, der Erwerb des schön ausgestatteten Werkes werde ihnen Vortheil bringen, und ich müßte fürchten, man werde es hinter meinem Rücken den Höflingen, Beamten, Offizieren und Schülern empfehlen. Das will ich nicht. Ich mag dem Volk nicht anders scheinen, als ich bin, — und ich bin nicht so, wie ich in diesem Feiertagswerk geschildert werde. Das weiß ich; und weil ich es weiß, habe ich dem Wahnbegriff einer Tyrannenmacht entsagt, die nur der Stärkste, Weiseste,

Edelste und zugleich Schlaueste aller Menschen straflos üben könnte, der Sterbliche, der Alles weiß, immer das Rechte trifft, nie getäuscht wird und sich auch selbst nie täuscht. Dieser Gottähnliche bin ich nicht und habe mich deshalb mit der bescheideneren Rolle eines ersten Dieners begnügt, der, so weit seine Kräfte reichen, dem Volk und dem Staatsorganismus zu nützen versucht. Wie solcher Dienst beschaffen sein müßte, habe ich erfahren, als ich hungernd und frierend bei Nacht und Nebel unser herrliches Land durchstreifte, vor den Hütten der Aermsten um Obdach, um einen Trunk Wasser winselte und von rohen Bütteln der Obrigkeit erbarmunglos von der Schwelle geprügelt wurde. Da erst habe ich im Innersten schaudernd empfunden, was dem Volk fehlt und wie ihm von den Herrschenden zu helfen wäre, da habe ich die furchtbare Tiefe der Kluft erkannt, die bei uns noch die Klassen trennt, und die Sprache des Elends verstehen gelernt, das kein festes Band, kein ihm mit den Besitzenden gemeinsames Interesse an den Staat knüpft. Und, sehen Sie, von Alledem steht in Ihrem Festbuch nichts, nicht eine Silbe. Sie rühmen mich, weil ich der König bin, und dichten mir Tugenden und Meisterschaften an, weil ich Huld und Gnaden zu verleihen habe; aber Sie erwähnen die einzige Tugend nicht, die mich vielleicht über manche Regenten erhöht und die ich heimlich, nicht im Purpur, sondern in der Hülle eines verachteten, mit Fußtritten fortgestoßenenen Geschöpfes, erwarb: die Gabe, mit den Entbehrenden fühlen und leiden zu können. Ich will Ihr Geschenk behalten, um mich bei der Betrachtung des geschmeichelten Bildes in der schweren Kunst der Bescheidenheit zu üben; aber ich wünsche nicht, daß dieses Buch zum Verkauf ausgeboten wird. Wenn Sie dem Volk etwas Gutes über mich sagen wollen, dann will ich Ihnen das Material zu einer kleinen Schrift geben, die den Titel tragen soll: ‚König Hyazinth als Pudel.‘ Sie wird lehrreicher sein als diese dicke Komplimentensammlung und der Ertrag kann Ihnen die hohen Kosten des Jubiläumswerkes ersetzen.“

Das stand auf dem vergilbten Papier. Es war wohl der Rest einer Zeitung der Umsturzpartei. Unter dem Bericht aber war aus der „Offiziellen Wahrheit“, dem nach ministerieller Weisung redigirten amtlichen Organ, nur der Satz abgedruckt: „Seine Majestät haben gestern die Jubiläumsschrift ‚Hyazinth der Große‘ aus den Händen des Verlagsbuchhändlers Tam-Tam und des Herausgebers Polly-Galant Allergnädigst entgegenzunehmen und den beiden Herren eine einstündige Audienz zu gewähren geruht.“

Jesu Leben und Lehre.

Lesen und Verstehen ist bekanntlich Zweierlei. Das wird kaum irgendwo so ersichtlich wie in Fällen, wo der Glaube zwischen Beiden steht. Berge zu versetzen, ist dem Glauben in der materiellen Wirklichkeit nicht gelungen: hat doch der glaubensstarke Prophet des Islam Das schon bethätigt in der Art, wie er die gewünschte Annäherung an den Berg bewerkstelligt haben soll. Aber in der Innenwelt der Phantasie, wo der Glaube seinen vornehmsten Nährboden hat, da „ist kein Ding unmöglich", wenn es der Glaube darauf angelegt hat. Deshalb darf es nicht befremden, daß gläubige Gemüther eine stattliche Reihe von Jahrhunderten hindurch die evangelischen Berichte so lasen, wie es der frühzeitig beigebrachte Glaube lehrte, und nicht, wie sie geschrieben vorliegen. Daß diese selbst mit ihrer vom Glauben bedingten Auffassung sich nicht decken, ward erst vor etwas mehr als zwei Jahrhunderten offenbar; und die vielumfassende kritische Arbeit, die hierdurch ins Leben gerufen wurde, hat die dabei gewonnenen Einsichten durchaus noch nicht zum Eigenthum Derer gemacht, die der Glaubensüberlieferung allgemach entwachsen. Zwei volle Menschenalter sind verstrichen, seit David Friedrich Strauß, die Summe jener Forschungen zusammenfassend, mit seinen ersten Untersuchungen über das Leben Jesu hervortrat, ein Menschenalter seit deren von ihm bewerkstelligter Bearbeitung für das deutsche Volk; wie Viele davon haben wohl an der Hand dieses kundigen Lehrers eine Revision der aus ihrer Kindheit stammenden Glaubensvorstellungen vorgenommen, obschon sie ihnen gegenüber erkaltet waren und eine der kirchlichen Vormundschaft keineswegs bedürftige Ueberzeugung die Richtschnur ihres Thuns und Denkens geworden war? Wie Viele von ihnen mögen, nachdem sie solche Mündigkeit der Gesinnung erreicht hatten, die evangelischen Schriften zur Hand genommen haben, um sie so zu lesen, wie man jedes andere Buch liest? Und doch kann nur ein solches Lesen über die wahrhafte Bedeutung des Glaubensinhaltes ausreichend belehren.

Bei der jetzt zweifellos eingetretenen Krisis unserer religiösen Bildung, die in die weitesten Kreise gedrungen ist, wird auch das Bedürfniß nach einer eingehenderen Auseinandersetzung mit dem herkömmlichen Glauben immer lebendiger werden. Darum ist als sehr zeitgemäß eine bedeutsame Publikation zu begrüßen, die im Laufe des vorigen Jahres auf dem Büchermarkt erschien und den Titel trägt: Vergleichende Uebersicht der vier Evangelien in unverkürztem Wortlaut, von S. E. Verus, Leipzig, Verlag von P. van Dyk. Mit Recht wurde die Lutherübersetzung, nach der revidirten Ausgabe Halle 1892, zu Grunde gelegt; denn in dieser Form sind uns die betreffenden Vorstellungen vertraut und gegenständlich, ohne daß philologische Genauigkeit im Ausdruck, woran es Luther manchmal fehlen ließ, dabei irgendwie von Belang wäre.

Was in dieser Beziehung irgend Berücksichtigung heischt, bringt die vorliegende Ausgabe in den jedem Abschnitt angefügten Fußnoten bei, denen eben so sorgfältig ausgewählte kulturhistorische und bibelkritische Aufschlüsse in möglichster Kürze angereiht sind. Der Text selbst tritt, inhaltlich parallel geordnet, dem Auge vierspaltig entgegen, wodurch dem Leser die wichtigste der die evangelischen Berichte auszeichnenden Thatsachen unmittelbar anschaulich wird: ihre große Verschiedenheit unter einander, die nur Denen unerheblich oder unvorhanden scheinen kann, die jene Erzählungen als ein fortlaufend zusammenhängendes Ganze anzusehen gewöhnt sind, so wenig Das den Berichten nach der Fall ist. Diese Verschiedenheit besteht aber nicht nur, wie schon der erste Blick auf die hier gebotene Zusammenstellung belehrt, in abweichenden Ausdrücken und der Wiedergabe gewisser Einzelheiten, worin die persönliche Eigenthümlichkeit der jeweiligen Autoren sich geltend machen würde; die vorliegende Uebersicht macht schon in der äußeren Aufstellung kenntlich, daß die Reihenfolge der Vorgänge bei den vier Berichterstattern keine übereinstimmende ist, auch die Vorgänge selbst und sonstige Mittheilungen ihnen nicht gemeinsam sind, da Etliches davon nur Zweien angehört, Etliches nur Einem mit Ausschluß der Uebrigen, während der ihnen Allen gemeinsame Hauptgegenstand der evangelischen Geschichte, der Tod und die Auferstehung, bei Jedem von ihnen eine andere Fassung hat.

Jedem selbständigen Verhalten zur kirchlichen Ueberlieferung wird an all diesen Thatsachen einleuchten, daß die Evangelien, leider die einzigen Quellen für die Lebensdaten des Propheten von Nazareth, nur dichterische, aber keine geschichtlich-urkundliche Bedeutung haben. Ihrer ausgesprochen dogmatischen Tendenz zu Liebe, die den galiläischen Wanderlehrer als den verheißenen Messias hinstellt, ist auch alles wahrhaft und wirklich Biographische, wie es über andere Persönlichkeiten des Alterthumes in zuverlässigster Weise sich erhalten hat, hier als nebensächlich behandelt. Daher auch, wie die Uebersicht mit großem Geschick deutlich zu machen weiß, die Verschiedenheit und Ungenauigkeit örtlicher und zeitlicher Angaben, die Ungleichheit in den erwähnten Vorgängen, die Auslassungen und Zusätze bei gewissen Einzelheiten. Jene Schriften sind eben Produkte des Glaubens, der nur das ihm Wichtige berücksichtigt hat. Der unvermeidliche Zusammenhang des Glaubens mit der Phantasie, seine geflissentliche Abkehr von der Wirklichkeit, die er überwinden und beugen will, ohne sich um deren schwieriges Verständniß zu bemühen, muß den Berichten den Charakter einer unbewußten und, weil nicht im Dienst der Kunst stehend, durchaus unfreien Dichtung geben. Daher aber der den Evangelien gemeinsame Anspruch, volle Wahrheit und sogar Wahrheit in höherem Sinne zu sein, der ihnen lange genug zugestanden wurde. Mit der Gemüthsverfassung gelesen, die Grillparzer so treffend die Poesie un-

poetischer Menschen genannt hat, haben die evangelischen Berichte für volle Wahrheit gelten können, weil sie dem glaubensbedürftigen Sinn eben Das leisten, was er von einer im vollen Ernst genommenen Dichtung verlangt und erwartet. Während diese selbst in ihren Gebilden den Zeit- und Raumschranken und anderen Härten der unmittelbaren Sinnenwelt nicht nachfragt und ihr nur solche Vorstellungen entnimmt, die für die Lebendigkeit ihrer Schilderungen ausreichen, leiht ihnen der Glaube anstandlos den Werth realer Vorgänge, wie sie in der dem Durchschnittsmenschen bekannten Wirklichkeit thatsächlich erlebt werden. Und hier kommt noch der besondere Umstand hinzu, daß es den Evangelien lediglich um das Feststellen der das allgemeine Seelenheil verbürgenden Messianität zu thun war: Das ist ihr alleiniger Zweck, alles Uebrige Mittel. Nur dieser Zweck ist den Evangelien gemeinsam, ihr Verfahren dabei ein verschiedenartiges. Am Einfachsten geht es im Marcusevangelium zu, das deshalb heute gern als der Urform der Ueberlieferungen am Nächsten stehend angesehen wird. Ob diese Annahme stichhaltig ist, bleibe hier dahingestellt, da es bei der ihm in der vorliegenden Publikation mit Recht zugefallenen Führerschaft hinsichtlich der mitzutheilenden Textfolge durchaus unerheblich ist. Der Jesus dieses Evangeliums beweist seine Messianität nur im Verkehr mit der Zeitgenossenschaft, wo er als Wanderlehrer die von der Ueberlieferung erwartete Thätigkeit entfaltet, den Unwillen der von ihm angegriffenen geistlichen Obrigkeit der Juden herausfordert, ihrer Uebermacht erliegt und schließlich doch als Sieger über den Tod hervorgeht. Bei den drei übrigen Evangelisten kommt noch der Erweis von Vorbedingungen hinzu, die seinen Messiasberuf als einen von der göttlichen Vorsehung beschlossenen darzulegen haben. Matthäus und Lucas begnügen sich hierbei mit einer mehr oder weniger wunderbar ausgeschmückten Kindheitgeschichte, die jedoch keineswegs gleichlautend bei ihnen ist, wogegen das Johannesevangelium einen metaphysischen Apparat hinzunimmt, mit dessen Hilfe die welterlösende Vorherbestimmung des Messias über jeglichen Zweifel erhoben werden soll. Während Marcus seinen Heiland als Messias im mündigen Alter schildert, Matthäus und Lucas Das mit einem größeren Aufwand von Zuthaten und im Hinblick auf dessen gesammten Lebenslauf thun, läßt Johannes seinen Jesus sich selbst als den Messias bezeichnen, und zwar von Anbeginn seines öffentlichen Auftretens an, wobei der Gegensatz zwischen ihm und der Gegnerschaft sofort mit äußerster Schärfe behauptet und beibehalten wird. Diese Stufenleiter der evangelischen Messiasschilderung wird in der vorliegenden Evangelien-Uebersicht in überzeugender Weise zur Anschauung gebracht; und wer wirklich zu lesen versteht, wird hier, wenn es ihm nicht sonst schon einleuchtend war, zur richtigen Erkenntniß der eigenartigen Bedeutung des Johannesevangeliums und seiner entschiedenen Abweichung von den drei übrigen gelangen müssen.

Sichere Spuren davon, daß die drei ersten Evangelien in ihrer jetzigen Gestalt vorhanden waren, begegnen uns, die wir Strauß gelesen haben, erst gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts, also ein volles Jahrhundert nach der Zeit, wo die Hauptbegebenheiten der in ihnen enthaltenen Geschichte sich zugetragen haben, obwohl Spuren vom Dasein eines großen Theiles ihres Stoffes an den Anfang des nämlichen Jahrhunderts zurückreichen und auch darauf hinweisen, daß der Grundstock dieses Stoffes dem Lande entstamme, das der Schauplatz der Ereignisse war. Das vierte Evangelium wird erst nach der Mitte des Jahrhunderts bekannt, und zwar mit allen Anzeichen davon, daß es auf auswärtigem Gebiet und unter dem Einfluß einer dem ursprünglichen Kreise Jesu unbekannten Zeitphilosophie entstanden sei. In der immerhin mehrere Menschenalter betragenden Zeit zwischen den Begebenheiten und ihrer Aufzeichnung in den uns vorliegenden drei ersten Evangelien hat sich Sagenhaftes und Unhistorisches mehr oder weniger unbewußt eingeschlichen, wozu beim vierten die Einmischung philosophischer Konstruktion und absichtlicher Dichtung hinzukam. Zuverlässige Berichte von Augenzeugen giebt es also nicht. Die auf uns gekommenen Niederschriften ruhen, so weit das Thatsächliche in Betracht kommt, lediglich auf mündlicher Ueberlieferung, die mit absoluter Nothwendigkeit sich lange behauptet hat. War doch die ganze Lehrthätigkeit Jesu ausschließlich auf mündliche Mittheilung begründet; und daß seine nächsten Anhänger, die sein Wirken fortzuführen übernahmen, es hierin anders gehalten hätten, ist bei dem ihnen eigenthümlichen Lebens- und Bildungstande nicht anzunehmen. Auch hängt Das damit zusammen, daß die Bewegung selbst den Anfang einer neuen Kultur bildet; dabei überwiegt stets die mündliche Ueberlieferung, in der Regel durch den ihr eigenen Vorzug der größeren Lebendigkeit. Es kommt aber noch ein wichtiger Umstand hinzu, der das Beschränken auf mündliche Mittheilung begünstigte: die allgemeine Erwartung des nah bevorstehenden Weltendes. Auf dieses mit Sicherheit angekündigte Ereigniß hielt die damalige Christenheit ihr ganzes Augenmerk gerichtet; deshalb erschien die dem geistigen Zusammenhang mit späteren Geschlechtern dienende Niederschrift der Heilslehre als völlig überflüssig. Erst als der verheißene Weltuntergang immer länger ausblieb und die Geschlechter nach wie vor einander ablösten, stellte sich das Erforderniß schriftlicher Aufzeichnungen ein. Höchst bezeichnend für die ganze Denkrichtung ist aber, daß die nachweislich älteste Schrift, die auf unmittelbare Jüngerschaft des Heilslehrers zurückweist, nicht von seinem Leben und Lehren handelt, sondern ihn als den göttlichen Weltheiland hinstellt und seine Wiederkehr zum Gericht beim Weltuntergang verkündet. Auch in diesem Punkt bildet die sogenannte Offenbarung Johannis einen unschätzbaren Schlüssel zum rechten Verständniß der Evangelien. Bedeutsam ist ferner, daß deren Niederschrift in einem den

von ihnen geschilderten Vorgängen durchaus fremden Idiom abgefaßt war. Daß hierbei wirkliche Aufzeichnungen von Zeitgenossen theilweise vorgelegen haben, wird allerdings angenommen, obwohl es immerhin auffällig bleibt, daß solche Urkunden spurlos verloren gegangen sein sollen. Uebrigens sind die auf uns gekommenen Berichte, von den mythischen Elementen darin abgesehen, mit späteren Zuthaten und Einschaltungen durchsetzt und weisen auch in der Art, wie über Verhältnisse und Zustände während der Lehrthätigkeit Jesu berichtet wird, auf die große Zeitferne bis zu ihrer Abfassung hin, bis schließlich das Johannesevangelium seinen Helden den eigenen Stammes- und Landesgenossen als einen völlig Fremden gegenüberstellt. Auch diese belangvollen Einzelheiten werden in der uns vorliegenden Evangelien-Uebersicht mit musterhafter Genauigkeit durch geeignete typographische Anordnung der Aufmerksamkeit des Lesers vorgeführt.

Es darf nun, bei unbefangener Beurtheilung der Evangelien, als für immer festgestellt gelten, daß aus ihnen ein historisch zuverlässiges Bild ihres Helden nicht zu gewinnen ist, da sie, wie Strauß überzeugend nachgewiesen hat, statt des wirklichen Jesus nur eine spätere Vorstellung von ihm vorführen, statt wirklicher Ereignisse aus seinem Leben zum großen Theil nur Niederschläge messianischer Zeitideen enthalten, diese etwa nur näher bestimmt durch den Eindruck seiner Persönlichkeit, seiner Lehren und Schicksale. Das zu Grunde liegende Thatsächliche beschränkt sich auf gewisse allgemeine Umrisse, die nur muthmaßlich richtig sein können. Die Absicht, mit ihrer Hilfe den galiläischen Propheten biographisch anschaulich machen zu wollen, hat seitdem lediglich zu mehr oder weniger gelungenen Dichtungen geführt, die nur vorübergehend das entsprechende Interesse befriedigen konnten. Allgemach hat sich in Bezug auf eine genaue Kunde von Jesu Leben eine unvermeidliche Resignation eingestellt. Um so größere Aufmerksamkeit wird jetzt seiner Lehre zugewandt, von der ja doch seine weltgeschichtliche Bedeutung bedingt ist. Allerdings hat man auch dafür keine andere Quelle als die Evangelien; doch könnte deren richtige Verwerthung, wie man meint, eine reichere Ausbeute gestatten, als es beim Biographischen möglich war.

In dieser Richtung bringt die kürzlich erschienene Schrift von Wolfgang Kirchbach „Was lehrte Jesus“ einen Versuch, dem man warme Begeisterung für den Gegenstand, redlich auf dessen Ermittelung verwandte Mühe bei entschiedenem Freisinn der Ueberzeugung nicht wird absprechen können. Nach der Zustimmung zu urtheilen, die dem Autor von vielen Seiten her geworden ist, muß seine Schrift als einem gewissen Zeitbedürfniß entgegenkommend bezeichnet werden. Da für ihn das Schwergewicht der Lehre Jesu durchaus auf das Ethische fällt, konnte der Erfolg innerhalb der von der ethischen Bewegung ergriffenen Kreise nicht ausbleiben; und daß bei wahl-

verwandter Gefühls- und Denkweise sein Buch für epochemachend erklärt ward, bestätigt dessen eben angedeuteten Zusammenhang mit der hier herrschenden Stimmung. Der echten Jesuslehre in den Evangelien auf die Spur zu kommen, hat sich Kirchbach zur Aufgabe gemacht. Was direkt darin hervortritt, bietet eine verhältnißmäßig bescheidene Ausbeute, wie es bei den diese Schriften mitbedingenden Umständen nicht anders sein kann. In erster Reihe galt es ihnen, die Messianität Jesu nach der inzwischen herausgebildeten Glaubensvorstellung zu erweisen, wobei seine Lehrthätigkeit mit eben der Nebensächlichkeit behandelt ward wie die wirklichen Lebensvorgänge, und dabei kommt noch hinzu, daß der ganze Lehrinhalt zunächst nur in mündlicher Ueberlieferung bewahrt war. Das wäre nun insofern weniger belangvoll, als ja auch die Lehre des Sokrates vom Urheber selbst nicht schriftlich aufgezeichnet wurde und dennoch ihrem Hauptinhalt nach festgestellt werden konnte. Aber was einer kritischen Untersuchung der Schriften Platons und Xenophons als Ergebniß zufällt, entstammt doch dem wesentlichen Vortheil, daß die Schüler gebildete Leute waren, denen es um das Festhalten der sokratischen Lehre zu thun war, und daß die Niederschrift in möglichster Zeitnähe zu den vernommenen Erörterungen bewirkt wurde. Diese wichtigen Voraussetzungen entfallen bei der uns allein erhaltenen Wiedergabe der Lehre Jesu und es tritt noch der erhebliche Mißstand hinzu, daß, laut Eingeständniß des um die hierher gehörende Literatur hochverdienten C. v. Tischendorf, nur wenige Verse des Neuen Testamentes als ihrem Wortlaut nach durchaus feststehend anzusehen seien. Schließlich ist auch noch die Thatsache nicht zu übersehen, daß die sokratische Lehre uns in der Sprache übermittelt ward, deren er sich selbst bediente, während die Jesuslehre, ursprünglich in der aramäischen Sprache entwickelt, uns in fremdsprachigen Mittheilungen aus dritter und vierter Hand vorliegt.

Alle diese Bedenken mögen dahingestellt bleiben; dem Autor scheinen sie so belanglos, daß er vielmehr meint, Inhalt und Form der echten Jesuslehre in ihrem ursprünglichen Charakter ermitteln zu können, wozu es nur einer geschickteren Uebersetzung und Auslegung der griechischen Schriftdenkmale bedürfe. Bei diesem, der bisherigen Bibelkritik entgangenen Verfahren, wozu sie in ihrer Voreingenommenheit gegen die Verläßlichkeit der Evangelien nicht habe gelangen können, will der Autor gar zwei Urevangelien entdeckt und ihrem wirklichen Gehalt nach aus dem Wust dogmatischer und anderer an das Wirken Jesu sich knüpfender Vorurtheile herausgeschält haben. Diesen ganzen, ursprünglich in aramäischer Sprache verfaßten und zunächst mündlich fortgepflanzten Lehrschatz sollen wir in den nach Matthäus und Johannes benannten Evangelien aufbewahrt finden. Es gilt ihm für ausgemacht, daß „der eiserne Bestand der Reden Jesu in den Aufzeichnungen“ jener beiden wirklichen Jünger vorhanden war und in den nach ihnen benannten Evan-

gelien „seinen Hauptzügen nach augenscheinlich treu wiedergegeben" ist. Durch ihr ablehnendes Verhalten gegen das Johannesevangelium, das allerdings mit vielen fremden Zuthaten versetzt sei, habe sich die kritische Theologie selbst das Urtheil gesprochen, da sie den darin niedergelegten und auf die übrigen Lehrsätze das allein richtige Licht verbreitenden Grundgehalt der Jesuslehre übersehen habe. Mit seinem Verfahren gelangt Kirchbach zu dem überraschenden Resultat, die echte Jesuslehre nahezu vollständig herzustellen. Nicht nur die in den Evangelien direkt kenntlichen Lehrsprüche und Vorträge, alle Reden und Gleichnisse, alle Gespräche und monologischen Betrachtungen sind hierzu verwerthbar, wobei dann noch die meisten Wundererzählungen in Parabeln umgeformt und die johanneische Logosdoktrin mit Hilfe des ihr zugeführten Lehrstoffes aus dem Buch der Weisheit, den Sprüchen und dem Jesaias ihres alexandrinisch-metaphysischen Gewandes entkleidet wird. Ist schon der Reichthum des so erhaltenen Lehrinhaltes unerwartet groß, so wird er noch durch den ihm eigenthümlichen Charakter überboten. Die echte Jesuslehre ist für unseren Entdecker eine auf das Diesseits gerichtete Lebensanschauung, die lediglich Hebung und Läuterung der sittlichen Gesinnung bezweckt und der Bethätigung eines reinmenschheitlichen Ideals allein zugekehrt ist, wie es die von allen bekennerschaftlichen und sonstigen Voraussetzungen unabhängige Ethik zur Richtschnur wahrhaften Menschenthumes macht. In der einem solchen Lebensverhalten entsprechenden Beseligung habe für den galiläischen Wanderlehrer das von ihm verkündete Himmelreich bestanden; an einen außerhalb der Erdenwelt befindlichen Ort der wahrhaften Seligkeit, wie ihn die Kirche verheißt, soll er nie gedacht haben. Eine Auferstehung des Fleisches habe Jesus nie gelehrt, eben so wenig wie das Sonderdasein einer für unsterblich angesehenen Seele, und der Gott, den wir so häufig in seinen Reden erwähnt finden, sei von ihm keineswegs anthropomorphisch als übersinnliche Persönlichkeit gefaßt worden, sondern als „Urgrund der Welt", als die das Weltganze erhaltende Urkraft, deren Wirken zu einer durch die Menschheit, „durch die praktische Erfüllung des Naturgesetzes der sittlichen Welt", zu erwerbenden Veredelung des Erdendaseins führe. Haben wir Das als die echte Jesuslehre zu erkennen, so wird uns die Zustimmnng vollauf begreiflich, die der Autor bei Denen fand, denen es darum zu thun ist, den evangelischen Schriften einen noch heute haltbaren Denkinhalt abzugewinnen; aber völlig unfaßbar bleibt, wie diese Lehre, in der Erwartung einer wirklichen Empfänglichkeit bei der Mitwelt, dem Zeitalter Jesu habe vorgetragen werden können. Freilich legt das Johannesevangelium einen besonderen Nachdruck auf die fast unabläßigen Mißverständnisse, denen Jesus in seiner Lehrthätigkeit ausgesetzt gewesen sei, und so läge hier ein wichtiges Zeugniß für den urkundlichen Werth des bisher für historisch zweifelhaft angesehenen Evangeliums vor, wie

es zugleich die Echtheit der vom Autor dargelegten Jesuslehre beweisen würde. Jesus hätte hiernach für die Menschheit im Großen und Ganzen gelebt und gewirkt, weniger für die eigene Zeitgenossenschaft, die mit ihrer rückständigen Bildung an seine erhabene Lebensweisheit nicht hinanreichte.

Unwillkürlich drängt sich hier die Frage auf: ob es denn denkbar sei, daß der Prophet von Nazareth sich mit diesen etwas gar zu weit entfernten Aussichten auf den Erfolg seiner Lehre habe begnügen können, ob er sich nicht selbst habe sagen müssen, wie gering das Verständniß seines Wirkens bei der unmittelbaren Umgebung sein würde und daß sein öffentliches Auftreten so überflüssig wie unklug sei. Beachtet man ferner, in welchen Kreisen der Volksgenossenschaft er seine Lehrthätigkeit vorwiegend entwickelte, so sehen wir uns mit der neu entdeckten Jesuslehre vor ein völliges Räthsel gestellt. Aus solcher Verlegenheit soll uns aber die Versicherung des Autors helfen: „daß Jesus keineswegs ein Heiland der Dummen und Ungebildeten sein wollte, daß er vielmehr eine gewisse religiöse Bildung als schätzenswerthe Bedingung zur Aufnahme seiner Lehre“ betont habe. Hiernach hätten denn auch die unberufen sich an ihn Herandrängenden manche „Abfertigung“ erfahren, wie er sie sogar dem Petrus wegen seiner gar zu plumpen Auffassung des Himmelreiches habe angedeihen lassen. Mit den ihm versprochenen „Himmelsschlüsseln“ soll nämlich der Rabbi diesen „dümmsten und zugleich charakterlosesten seiner Schüler“ einfach geschraubt haben, um mit feinem Humor zu zeigen, wo eigentlich das Brett sei, womit Jenem der Zugang zum wahrhaften Himmelreich vernagelt ward. Für Kirchbachs Auffassung der Jesuslehre ließe sich freilich anführen, daß die israelitische Religion ursprünglich entschiedener Diesseitglaube sei und dessen Gott durchaus unbildlich gedacht und verehrt sein wolle. Hiernach wäre es keineswegs unzulässig, die Aussichten auf ein Jenseits abzuweisen und die absolute Nicht-Erkennbarkeit der Gottheit festzuhalten, also den in der Jesuslehre vorkommenden Ausdruck „Vater“ nur in übertragener, bildlicher Bedeutung gelten zu lassen, weil dieses Wort, wie der Autor behauptet, „von Jesus nicht anthropomorphisch gedacht sein kann, sondern den Gottbegriff als Denkhandlung bezeichnet“. Aber wie stimmt Das, muß man fragen, zur Bildung des damaligen Zeitalters? Der geistige Berührungpunkt zwischen morgenländischer und abendländischer Kulturentwickelung liegt doch wohl im Monotheismus und in der Annahme einer Seelenfortdauer, beide durchaus anthropomorphisch vorgestellt; und die Lehre Jesu in eine entgegengesetzte Richtung verlegen, heißt, sie aus jeglichem Zusammenhang mit der eigenen Umwelt lösen. Hiermit nicht genug: durch den als unpersönlichen Urgrund der Welt zu denkenden Gott und das Negiren der Unsterblichkeit geräth das Wirken Jesu aus jeglicher Beziehung zu denjenigen Volksklassen, denen er Trost und Versöhnung

mit ihrem harten Lebensloos bringen wollte. Für diese gab es angesichts ihres Erdenlooses keinen anderen Ausgleich als die Vergeltung in einem außer- und überirdischen Leben, dessen man sich durch sittlichen Wandel versichern konnte. Der hieraus gefolgerten allgemeinen Brüderschaft unter den Menschen entsprach das Kindschaftverhältniß zu einem gemeinsamen „himmlischen Vater", der wohl nicht anders als persönlich gefaßt werden konnte, — persönlich wie die Fortdauer der Seele in einem allen Leiden und Beschwerden entrückten Dasein. In dieser Zuversicht stand Jesus zweifellos auf gleichem Boden mit der allgemeinen Religionvorstellung seines Volkes; seine Opposition gegen das Pharisäerthum galt nur der Ueberlast äußerer Gebräuche und kleinlicher Vorschriften, denen er „die leichte Last und das sanfte Joch" einer geläuterten Gesinnung als wahrhafte Rechtfertigung vor der Gottheit entgegenstellte. Mit einer auf ethische Kultur allein abzielenden Lehre wäre er den „Mühsäligen und Beladenen", den Armen und Enterbten der damals herrschenden Zustände, an die er sich zunächst gehalten, kein „Heiland", seine Lehre nicht der Ausgangspunkt einer neuen Religion geworden. Zu dieser gehört der persönliche Gott und die Verheißung einer durch eigenes Bemühen zu erwerbenden Seligkeit außerhalb der irdischen Mängel und Schranken. Wenn eine der uns durch die Evangelien erhaltenen Lehren Jesu für unbedingt authentisch gelten darf, so ist es die Zuversicht auf die Seelenfortdauer in durchaus persönlicher Bestimmtheit. Weil aller Nachdruck seiner Lehre auf dieser Vorstellung gelegen hatte, wurde seine eigene Auferstehung geglaubt. Dem widerstrebt unsere heutige Bildung. Aber deren einer vielfachen und langwierigen Kulturarbeit abgewonnenen Denkergebnisse in der Heilslehre des galiläischen Wanderpredigers finden und nachweisen wollen, widerstreitet aller historischen Erkenntniß. Mag Jesus durch sein Ankämpfen gegen die herrschenden Religionvorstellungen seiner Zeit noch so sehr als Vorangeschrittener und Vorwärtsdrängender anzusehen sein: die Kluft zwischen ihm und seinem Zeitalter wird zu einer unüberbrückbaren, wenn sein Denken und Lehren dem gebildeten Bewußtsein der Gegenwart so nah gerückt wird, wie es durch den Entdecker der vermeintlich „echten" Jesuslehre geschehen ist.

Dennoch hat die Schrift Kirchbachs gegründete Ansprüche auf Beachtung als eine überaus interessante und lehrreiche Erscheinung der mitten unter uns sich vollziehenden religiösen Krisis; lehrreich und beachtenswerth allerdings in einem anderen Sinn als dem von ihren Verehrern ihr zuerkannten. Mit ihren Ergebnissen bestätigt sie nämlich die Richtigkeit der von der tübinger Schule gegen das Johannesevangelium als historische Urkunde mit Bezug auf das Leben und Wirken Jesu gemachten Einwände. Jede biographische Verwerthung dieses Evangeliums führt zu einer hoch über der wirklichen Menschheit, auch über ihren höchsten Helden stehenden Persönlichkeit, die man

als Einzigen sich vorstellen muß; die Gemeinschaft des Einzelnen mit der Gattung wird aufgehoben, das ihn den Mitmenschen Gleichstellende, das die Vorbedingung seines Daseins und seines Wirkens bildet, reduzirt sich auf eine unwesentliche Aeußerlichkeit, wogegen seine Verschiedenheit von ihnen ins Uebermaß wächst, wie es bei der in diesem Evangelium festgehaltenen Wesensgleichheit zwischen der Gottheit und dem eingeborenen Sohn nicht anders sein kann. Genau das Selbe ergiebt sich bei dem in Kirchbachs Schrift gemachten Versuch, die „echte" Jesuslehre an der Hand des Johannesevangeliums kenntlich zu machen; denn von ihr aus gewinnt der Autor die Grundlage für die seines Erachtens allein richtige Deutung der im Matthäusevangelium enthaltenen Lehrsprüche. Statt des echten Volkslehrers, der dem pharisäischen Aeußerlichkeitgeist und den reinweltlichen Erwartungen seiner Zeitgenossenschaft das wahre Heil in Lauterkeit der Gesinnung und einer nach Gottähnlichkeit strebenden allgemeine Menschenliebe entgegenstellte, bekommen wir da einen „Metaphysiker", der über die Grundprobleme der Ethik und Ontologie spekulirt und für die vom Autor bei ihm entdeckten Theoreme als „Newton der Ethik" proklamirt wird. Wo bleibt da der schlichte, in den niederen Kreisen verkehrende Wanderprediger, der seine Lehren in einer allen Menschenklassen verständlichen und anziehenden Form vorgetragen haben muß, wenn sein Wirken auf die Mitwelt denkbar bleiben soll? In der Darstellung unseres Autors wird aber die Lehre so schwer verständlich, daß er sie auch für den Bedarf heutiger Leser, wie es die spätere Zusammenstellung im „Buch Jesus" zeigt, mit stellenweise recht ausführlichen „Was heißt Das?"-Erklärungen zu versehen sich veranlaßt findet. Und Das soll die echte, historisch unanfechtbare Jesuslehre sein?

Wer über diese Frage eingehendere Belehrung wünscht, Dem kann nicht dringend genug das Studium von Straußens „Leben Jesu für das deutsche Volk" empfohlen werden. Er wird daraus nicht nur lernen, wie unerschütterlich fest die von der tübinger Schule am Johannesevangelium geübte Kritik steht, er wird auch, wenn er die Abschnitte 8 und 17 aufmerksam liest, in den die Jesusbiographie von C. H. Weisse betreffenden Theilen eine Kritik der dem Johannesevangelium zu entnehmenden „echten" Jesuslehre finden, die Wort für Wort auf die Leistung unseres Autors paßt. Ein erneuertes Studium jenes in stilistischer wie methodischer Hinsicht von Wenigen erreichten Meisterwerkes wäre zur Klärung der heutigen Ansichten in Glaubenssachen überaus förderlich. Und bei diesem Studium wird die zu Anfang der vorliegenden Betrachtungen erwähnte „Uebersicht der vier Evangelien in unverkürztem Wortlaut" vortreffliche Dienste thun.

Wilhelm Bolin.

Das Recht des Schwächeren.

Er war ein Siebenmonatkind gewesen und man hatte alle erdenkliche Mühe aufwenden müssen, ihn am Leben zu erhalten. Gelungen war Das ja auch, aber schwächlich und kränklich blieb er und man mußte stets ängstliche Rücksicht auf ihn nehmen. Besonders wurde Das den Geschwistern eingeschärft, die kraftvoll und normal gebaut waren und von Nerven und Schonenmüssen nichts wußten: dem blonden Erstgeborenen Waldemar und der Schwester Edith. Denen kams schwer an, aber sie lerntens allmählich, denn es gab kaum ein strengeres Gesetz im Hause und schließlich appellirte man auch nicht umsonst an den ritterlichen Sinn der Ueberlegenen, für die es keine Ehre sein konnte, sich an einem Zurückgebliebenen und stiefmütterlich Bedachten zu vergreifen. Möglich, daß sich in ihr Mitleid mit ihm so Etwas wie Verachtung mischte; sie sahen ihn eben gar nicht für voll an und er war für sie ein Unbehagliches, das ihnen im Wege war und woran sie nicht gern rührten. Aber der Erfolg war in jedem Fall der, den die Eltern wünschten: sie hatten eine heilige Scheu vor ihm und hätten eher sich selbst ein Leid zugefügt als ihm. Und Das begriff er, denn Kinder sind klug genug, immer zu begreifen, wo ihr Vortheil in Frage kommt, und der kleine Gottfried, das Angstkind, war besonders klug. Sehr rasch hatte er es heraus, daß er sich eigentlich Alles erlauben durfte, — immer darauf hin, daß man es ihm durchgehen lassen mußte, weil es ihm hätte schaden können, wenn man ihn strafte, und eine Art von Trotzen und Pochen auf sein gutes Recht, geschont zu werden, bildete sich bei ihm heraus. Das wenigstens wollte er doch davon haben, daß er unansehnlich blieb und mit seinen schmalen Schultern, seiner flachen Brust und dem einen Bein, das er nachzog, mit seiner ganzen verkümmerten Erscheinung immer eher einen Mitleid heischenden als einen gewinnenden Eindruck machte. Es bildete eine Art von Ersatz für ihn, er tröstete sich damit. Das Recht des Schwächeren war sein Schutz und er übte eine Macht damit aus.

Manchmal wurde es den Geschwistern zu arg. Sie empörten sich, weil er sichtlich aus reiner Bosheit ihre Zwangslage, sich Alles von ihm gefallen lassen zu sollen, mißbrauchte. Edith zeigte ihm ihre Fäuste, — sie sogar eher als Waldemar, der das Angstkind niemals berühren mochte, weil er wußte, er würde es zwischen seinen Fingern zerdrücken. Aber dann rief Gottfried um Hilfe, so kläglich, daß man hätte meinen sollen, es gehe ihm ans Leben, und wenn man den Geschwistern, die in heißer Entrüstung ihr Recht behaupteten, dann nicht anders beikommen konnte, hieß es jedenfalls, sie müßten mit dem armen Schwächling Nachsicht haben, dürften ihn nicht betrachten und behandeln wie Ihresgleichen und legten keine Ehre ein, mit Einem anzubinden, der ihnen nicht gewachsen sei und sich nicht vertheidigen könne. Das Ende war immer, daß sie beschämt davonschleichen mußten und das Angstkind triumphirte. Ein einziges Mal hatten sie ihn geprügelt, weil er ihnen aus purem Muthwillen ein kostbares Spielzeug zerbrochen hatte, das sie sich selbst mühsam angefertigt, aber da hatte er Krämpfe bekommen und sich in schrecklichen Zuckungen auf dem Boden gewälzt — vielleicht sogar noch ein Bischen mehr, als nöthig war —, Schaum vor dem Munde und mit unheimlich rollenden Augen, und diesen häßlichen Anblick vergaßen sie nicht mehr, Waldemar gewiß nicht. Von da an ging es ihm in Fleisch und Blut

über, wie ein Glaubenssatz, an den nicht zu rühren war und über den man auch gar nicht nachzudenken brauchte, daß man Gottfried Alles hingehen lassen müsse und daß mit ihm nicht wie mit anderen Menschen zu rechnen sei; was er that, Das that er eben kraft seines Rechtes des Schwachen; und darein mußte man sich fügen. Alle sahen es so an, zuckten die Achseln, murmelten Etwas davon, daß man Geduld mit dem armen Krüppel haben müsse, und thaten ihm — oft genug seufzend — seinen Willen. Lange Zeit hatte man gedacht, daß Gottfried nicht groß werden würde. Er litt an so vielen Uebeln und blieb auffallend im Wachsthum zurück. Solch ein armseliges und kurz währendes Leben mußte man verschönen, wie und wann es anging. Aber in den mannbaren Jahren zeigte sichs nach mancherlei Krisen, daß das Angstkind leben bleiben würde, sogar alt werden konnte, — freilich immer nur, wenn es als Angstkind betrachtet und behandelt wurde. In Watte gepackt mußte es sein ganzes Leben bleiben, gerade so, wie schon als Säugling, wenn auch nur im bildlichen Sinne. Der kleinste rauhe Hauch konnte das zarte Dasein erfrieren lassen, das nur mit schwachen Fasern in der Erde wurzelte. Das wurde den Geschwistern aufs Neue klar gemacht und ihnen die Mitverantwortung für Gottfrieds Weiterexistenz feierlich aufgebürdet. Es wäre aber schon nicht mehr nöthig gewesen, denn sie hatten sich längst daran gewöhnt, ihm Alles nachzusehen und es als selbstverständlich hinzunehmen, daß er thun und lassen konnte, was ihm beliebte, sie ihm zu Willen sein und ihren Groll oder Aerger tapfer hinunterschlucken mußten. Dafür waren sie die Gesunden, die Kräftigen, die Glücklichen und er zu kurz gekommen im Leben. Immerhin bliebs nur ein Almosen, was sie ihm reichten, ein Brosamen, der von ihrem Tisch abfiel. Gottfrieds Berechtigung, Alles von ihnen zu verlangen, ohne ihnen je dankbar sein zu müssen, wenn sie es als eine selbstverständliche Verpflichtung erfüllten, war ihnen über alle Anfechtung erhaben. Wie viel schlechter hatte er es trotzdem immer noch im Leben als sie!

Innerlich nah traten die Kinder einander eigentlich niemals. Es war ganz wie selbstverständlich, daß Gottfried an den Spielen der beiden Anderen nicht theilnahm, auch wenn es seine schwächliche Körperbeschaffenheit ihm gestattet hätte. Er blieb immer für sich und heckte allerlei Pläne aus, nicht selten solche, die in erster Linie darauf abzielten, den Anderen einen Schabernack anzuthun. Er war kein bösartiges Kind, aber sein Machtbewußtsein übte einen verführerischen Reiz auf ihn aus. Man machte ihm auf jede Art klar, daß er durch das Schicksal in ungeheuerlichster Weise verkürzt worden sei und er daher das Recht — wenn nicht gar die Pflicht — habe, sich anderswie schadlos zu halten. Vielleicht wäre ihm sonst weder diese Erkenntniß noch dieser Trieb gekommen. Aber die Eltern kamen aus einem ewigen Bejammern und Verhätscheln nicht heraus, sie ruhten nicht, bis er ganz genau begriffen hatte, wie es um ihn stand und was sich daraus für ihn ergab, sie hetzten ihn förmlich in seine Rolle hinein. Und schließlich nahm er das Bedauern hin, wie einen ihm geschuldeten Tribut, den er nur mit höchstem Befremden vermißt hätte, und gefiel sich in seinem Recht, von den Anderen Alles fordern zu dürfen, was ihm in den Sinn kam, — am letzten Ende auch, wenn es ihm selbst gar keine Freude machte, aus Laune oder aus bösem Willen. Die Miene eines stillen Märtyrers, der neidlos der Anderen Glück und Wohlergehen betrachtete und seinen nagenden Lebenskummer in der

Brust verschloß, behielt er trotzdem bei, mit der posirte er, ohne es selbst zu wissen, und damit verfehlte er niemals die Wirkung.

Waldemar neigte in seinem strotzenden Kraftbewußtsein dazu, alles Schwächliche und Verkümmerte, Kleinliche und Unfrische zu verachten, es war für ihn nicht zum Dasein berechtigt; er übersah es, er werthete es nicht erst; nur diesem zurückgebliebenen Bruder gegenüber wurden ihm Schonung, Rücksicht und Werthschätzung gleichsam zum Dogma und er fühlte den Widerspruch zwischen den beiden Dingen nicht. Für Edith war wiederum alles Unschöne unerträglich, sie scheute vor jeder Berührung damit zurück, sie zog sich dem Häßlichen gegenüber ein, wie eine Schnecke in ihr Haus. Aber bei Gottfried schämte sie sich dieser Regung und Empfindung, hier wurde ihre Abneigung, die sie sonst für ihr gutes Recht hielt, zu einer scheuen Traurigkeit und zu einem erzwungenen, hastigen, machmal wollüstigen Erbarmen, mit dem sie sich selbst eine Art Wohlthat erwies. Als Kind hatte sie weniger Schonung mit dem aus der Art Geschlagenen gehabt als Waldemar, bei dem bald das Gefühl des Starken mächtig geworden war, der es unter seiner Würde hält, sich mit dem ihm nicht Gewachsenen ernstlich einzulassen.

So wuchsen sie auf und hatten das Unglück, den Vater früh zu verlieren. Der hatte in seiner Milde zwischen den Geschwistern immer noch eher eine vermittelnde Stellung eingenommen, denn die Geburt eines schwächlichen und kaum lebensfähigen Kindes hatte dem Hünen als eine Schickung des Himmels gegolten, die ihn still und demüthig machte, ihn sein Pochen auf die Alleinberechtigung des Starken und Gesunden in der Welt aufgeben ließ. Aber die Mutter, die nun allein die Lenkung der Drei in der Hand behielt, sah weniger ein Unglück in der Existenz ihres dritten Kindes, als daß sie es vielmehr wie einen Schatz betrachtete, den die Vorsehung ihr zu hegen und zu hüten aufgegeben hatte. Weh Dem, der daran gerührt hätte! Und diese Frau, die selbst schön und kraftvoll und wohlgebildet war und noch für ein junges Mädchen gelten konnte, als der Aelteste ihr schon über den Kopf wuchs, liebte den mißgestalteten Jüngsten mit einer schwärmerischen, abgöttischen Zuneigung, der gegenüber die anderen Beiden unzweifelhaft zu kurz kamen. Selbst wenn die Geschwister ihm alles nur Erdenkliche zu Gefallen gethan hatten, glaubte sie immer noch, ihn trösten und verhätscheln zu müssen, um ihn nur nicht den Unterschied zwischen Dem, was Jene konnten, und Dem, was ihm selbst möglich war, allzu grausam spüren zu lassen.

Das Seltsame war, daß Gottfried bei aller Schwächlichkeit und Unansehnlichkeit eigentlich nicht körperlich unbehilflich war. Hätte die Mutter, statt ihn systematisch zu verweichlichen und von allen körperlichen Anstrengungen planmäßig fernzuhalten, unter geschickterer ärztlicher Leitung, als das nahe Landstädtchen sie bot, ihn vernünftig abzuhärten gesucht und ihn seine Gliedmaßen ausbilden gelehrt, dann würde voraussichtlich allmählich ein Menschenkind aus ihm geworden sein, das sich mit leidlichem Wohlbehagen und mäßigem körperlichen Können durch die Welt schlug, wie tausend Andere, ohne darüber nachzudenken oder gar zu raisonniren, daß Manche mehr konnten und es besser hatten. Wie die Dinge jetzt aber lagen, hielt er Das, was er ohne alle Anstrengung konnte, womöglich noch verborgen, um nur ja nicht den Anschein zu erwecken, als sei er gar nicht das bemitleidenswerthe Geschöpf, als das man ihn kannte und schonte. Er that Das nicht aus schlauer Berechnung, sondern ganz instinktmäßig, er dachte sich

nichts dabei, er sah nur, daß man es so wollte und daß es so am Besten war. Klein und verkümmert sah er neben den Geschwistern natürlich immer aus, auch die schiefe Schulter blieb, die aber nur beim Gehen hervortrat, und das Hinken. Trotzdem konnte er klettern und laufen, reiten und tanzen. Es machte keinen guten Eindruck, aber er konnte es. Und Schmerzen oder Beschwerden litt er überhaupt nicht, er war nur eben der „Schwache", — um so mehr, als um ihn herum Alles markig und wuchtig war und von blühender Gesundheitfülle strotzte. Daß er seelisch unter dem Bewußtsein dieser Zurückgebliebenheit litt, hätte man eben so wenig sagen können. Darüber half ihm schon die Macht fort, die er ausübte. Und dann bildete er sich, wie so viele Verwachsene, allmählich ein, ein schöner Bursche zu sein. Das hob ihn: er war ordentlich eitel auf sich. Er stand jetzt lange vor dem Spiegel und betrachtete sich: das mausgraue borstige Haar, das über dem schmalen Schädel starr in die Höhe strebte, die runden, tiefliegenden, wasserblauen Augen und die schmalen, zurückgehenden Lippen, auf denen durchaus kein Bart wachsen wollte, obgleich er mit seinen langen, spitzen Fingern fortwährend an jedem einzelnen Härchen zupfte und zerrte. Ja, er war schön, er sah besonders aus; seine fahle Bläße und sein angeborenes Invalidenthum machten ihn nur noch interessanter. Er fühlte Das; es war nicht nöthig, daß man es ihm sagte.

Lochow sollte natürlich an Waldemar fallen. Von Gottfried hatte man angenommen, daß er studiren werde. Er schien für die Bücher und zum Stubenhocken prädestinirt zu sein und an seiner Begabung zweifelte Niemand. Dann stellte sich aber heraus, daß er zum Lernen keine Lust hatte, und man wollte ihn auch nicht anstrengen; der alte Landarzt warnte dringend davor, geistige Ueberreizung konnte die körperliche Entwickelung nur aufhalten und schädigen, er wußte die traurigsten Beispiele davon zu erzählen. Solche verkümmerten Menschenpflänzchen mußten ein rein vegetatives Dasein führen, draußen in Wind und Sonne gediehen sie immer noch am Besten. Da Zwang auf Gottfried überhaupt nie ausgeübt wurde und man ihn zu nichts anhielt, wozu er sich nicht freiwillig drängte, lernte er wenig und eigentlich nur, weil es ihm sichtlich leicht wurde, während mit Waldemar die Hauslehrer und der Pastor, die sich in den Unterricht theilten, ihre helle Noth hatten. Er meinte es auch im Lernen, wie in allen Dingen, treu und ehrlich, aber der Schweiß rann ihm bei all seinen angstvollen Anstrengungen von der Stirn und manchmal blickte er seine Erzieher mit so gutmüthig verzagten Augen an, als ob er fragen wollte: „Ist denn das Alles nun wirklich nothwendig?" Hervorragend erleuchtet waren die Männer seines Geschlechtes niemals gewesen, aber ehrenhaft und tüchtig, tapfere Soldaten und umsichtige Landwirthe dazu, bei all ihrer Reckenhaftigkeit weichherzig wie die Kinder. Stieg ihnen der Jähzorn oder der Wein einmal zu Kopfe, so war mit ihnen freilich nicht zu spaßen. Dann kam ein Stück brutalen Berserkerthumes zum Vorschein und in einem Ueberschuß an Kraft zertrümmerten sie manchmal Möbelstücke und man mußte sorglich alle Waffen und Mordwerkzeuge aus ihrer Nähe entfernen. Das hinderte aber nicht, daß sie Sonntags bei der Predigt weinten und kein krankes Taglöhnerkind sehen konnten, ohne gerührt zu werden. „Täppische Thränen-Bären" hatte Jost von Buch auf Tychow die Lochows einmal genannt. Und Waldemar war ganz aus ihrem Holz geschnitzt. Schließlich brachte man ihn in

eine Fähnrichspresse, damit er nur bei guter Zeit noch mit Hängen und Würgen zu den Epauletten kam, denn natürlich mußte er sich erst als Reiteroffizier ein paar Jahre lang austoben, ehe er die lochowschen Felder abritt.

Inzwischen hatte sich herausgestellt, daß Gottfried gleichfalls nur Landwirth werden wollte und konnte. Nun war guter Rath theuer. Die Bewirthschaftung eines Eigengutes konnte er bei seiner Schwächlichkeit kaum übernehmen und vor Allem reichten die Mittel auch nicht hin, um es zu erwerben. Man hätte das Stammgut über Gebühr belasten müssen, — jetzt, da es sich ohnehin darum handelte, sich unter den schwierigen Verhältnissen mit Ehren zu behaupten, was nicht immer leicht fiel; vielmehr hatten die bewährten Inspektoren oft harte Sorgen. So blieb nichts übrig, als die beiden Brüder gemeinsam auf Lochow schalten zu lassen, sobald Waldemar von den Kürassieren zurückkam. Vorläufig galt Gottfried dort als Herr, wann und wo es ihm beliebte. In Wirklichkeit war ers eigentlich immer gewesen, aber jetzt lebten sich Alle in den Gedanken ein, daß nur er hier zu sagen habe. Wußte man doch, daß die Mutter hinter ihm stand, und zu spaßen war mit ihm überhaupt nicht. Er war nicht bösartig, aber er hatte einen zähen Eigensinn, wie verwöhnte Kinder, und dreinreden ließ er sich von keinem Menschen. Wenn Waldemar auf Urlaub kam, sah es aus, als wäre er bei seinem Bruder zu Besuch. Und er sah Das ruhig mit an, es machte ihm sogar Spaß. Er fühlte sich so sicher und er war so großmüthig. Warum hätte er dem schmächtigen Hinkefuß, den er mit einem mäßigen Faustschlag leblos in den Sand gestreckt hätte, nicht das unschuldige Vergnügen gönnen sollen, sich hier als Alleinherrscher aufzuspielen und ihn selbst mit einer gewissen Herablassung zu behandeln? Das Kerlchen stellte sich gar so possirlich dabei an. Mit einem wüthenden Bullen ließ sich Waldemar von Lochow ohne viel Besinnen ein, aber eine Fliege schlug er nicht tot, auch nicht, wenn sie ihm lästig fiel.

Der einzige Mensch, der dem eigenwilligen Usurpator zu Zeiten einen passiven Widerstand entgegensetzte, war Edith. Sie hatte nicht eigentlich unter ihm zu leiden, aber es verdroß sie, es that ihr geradezu körperlich weh, diesen schmalbrüstigen, humpelnden Zwerg auf dem Hofe kommandiren zu sehen, wo sonst die Hünengestalt ihres Vaters alle Knechte um Kopfeslänge überragt und seine Stimme und sein schütterndes Lachen alles Gelärm der Wirthschaft überdröhnt hatte. Dieser Kleine hatte eine Quiekstimme und hüpfte scheltend und nörgelnd umher, wie ein Frosch im Teich. Sie hatte nicht Waldemars gutmüthiges Mitleid mit ihm; eher fürchtete sie ihn. Er hatte für sie Etwas von einer Karikatur, sie mußte immer an boshafte Zwerge aus den Märchen denken, wenn er seinen Willen kundgab und durchsetzte. Er stieß sie ab, sie hatte Etwas zu verwinden, wenn sie ihn nur anblickte. Und er wieder, der sie in der Kinderzeit gequält hatte, war jetzt von einer fast aufdringlichen Ritterlichkeit gegen sie, die freilich auch zugleich etwas Herrisches hatte und deren groteske Komik ihm entging. Das große, schöne, blonde Mädchen, dem er kaum bis an die Schulter reichte, entzückte ihn und er machte eine Art von Eigenthumsrecht auf sie geltend. Wenn sie körperliche Uebungen betrieb, in denen er nicht mitthun konnte, grollte er, und wenn sie mit Anderen sprach und lachte, war er eifersüchtig. Die jungen Herren von den Nachbargütern und die Offiziere aus der Kreisstadt waren ihm ein Dorn im Auge. Auf alle mögliche Art suchte er immer ihr Kommen zu vereiteln oder, wenn sie

da waren, ihnen den Aufenthalt zu verleiden, damit sie das Wiederkommen vergaßen. Keiner von all den Besuchern konnte ihn leiden, aber er war der Herr auf Lochow und mit dem „Schwachen" mußten alle diese gesunden Recken natürlich Nachsicht haben. Und wegen Ediths von Lochow ließen sie sich von diesem kecken Knirps aufziehen und brüskiren; es konnte doch unmöglich eine Ehre sein, sich mit ihm „anzulegen", — er zählte ja eigentlich nicht mit. Sie schüttelten sich seine provozirenden Unarten mit einem halb verlegenen, knurrenden Lachen ab, wie Nässe vom Pelz. Solch ein Homunculus! Man mußte dem armen Kerlchen schon gönnen, daß er mehr Gift und Galle verausgabte als Andere, es war ihm nicht einmal zu verdenken; er hatte sonst ja gar nichts vom Leben.

Am Glimpflichsten von Allen ging Udo von der Hellen mit ihm um, beinahe zart und bescheiden konnte mans nennen, und just Den haßte Gottfried von Lochow am Meisten. Denn Das hatte er bald heraus, daß Edith ihn bevorzugte und daß der schlaue Bewerber ihm nur um den Bart gehen wollte, um ihn kirr zu machen. Da war der „schöne Udo" aber an den Rechten gekommen! Wie ein Wahnsinniger stellte sich Gottfried an bei dem Gedanken, Edith verlieren zu sollen. Man mußte wirklich für seinen Verstand, wenn nicht für sein Leben, fürchten. Und gerade dieser Udo! Ein Schürzenjäger, ein Saufaus, ein brutaler, nothdürftig übertünchter Hinterwäldler, roh und gemüthlos! Von Allen der Schlimmste. Und Dem Edith geben? Wenn Das die Mutter zuließ, blieb sie für unabsehbares Unglück, das daraus folgen würde, verantwortlich. Prügeln würde Der seine Frau, ihr mit der erstbesten Kuhmagd untreu werden, sein Geld drüben mit den Offizieren im Baccarat verjeuen, den Wucherern in die Hände gerathen und den Hellenhof unter den Hammer bringen. Mit mathematischer Gewißheit war das Alles vorauszuberechnen. Er, Gottfried, würde sich dagegen sträuben, so lange er Athem hatte, daß man Edith so in ihr Unglück rennen ließ, er würde diesen Hellen eher über den Haufen schießen, als ihm seine Schwester ausliefern, an der er hing, wie an nichts Anderem im Leben; zu allem Aeußersten war er fähig. Es gab fürchterliche Szenen auf Lochow. Die Mutter stand ganz auf Gottfrieds Seite. Hellen war wirklich Der, als den Gottfried ihn erkannt hatte, auf Gottfried durfte man sich verlassen. Und Edith sollte nachgeben, — schon blos um Gottfrieds willen sollte sie es. Der arme Junge rieb sich ja förmlich auf vor Kummer und Erregung über diese unglückselige Liebesgeschichte mit dem „schönen Udo". Edith sah ja, wie es ihm zu Herzen ging und an ihm fraß, er hatte die Schwester eben lieb, er war ganz uneigennützig um sie besorgt Wenn hier nicht ein Ende gemacht wurde, ging Gottfried an der ganzen Sache zu Grunde, Das war sicher; dann mochte Edith sehen, wie sie mit ihren Gewissenskrupeln fertig wurde. Auch ein alter Onkel Lochow, der neben der Mutter als Vormund für Edith fungirte, war rasch dafür gewonnen, gegen den „schönen Udo" Partei zu nehmen, da er sich grundsätzlich nie in Konflikt mit Frau Elma brachte, die ihm allerlei Zuwendungen gewährte. Und Waldemar, den Edith zuletzt zu ihrem Beistande aufrief, hatte Schulden gemacht und schon aus diesem Grunde alle Ursache, ein schroffes Auftreten zu vermeiden. Er rieth Edith dringend zum Nachgeben. Und so setzte Gottfried denn jetzt im harten Ernstfall seinen Willen genau so sicher durch wie früher im Kinderspiel und das „Recht des Schwächeren" wurde dadurch feierlicher proklamirt als nur je.

Die Hellens geriethen durch diesen Fall in Todfeindschaft mit den Lochows und eine ganze Anzahl benachbarter Adelsfamilien zog sich von Lochow zurück; der Affront, der dem „schönen Udo“ angethan worden war, wirkte auf weite Kreise verstimmend. Aber Gottfried war es gerade recht so; er trug seine Leidensmiene eines verkannten Wohlthäters zur Schau, der blutenden Herzens der Vernunft hat nachgeben müssen. Nicht lange nachher setzte er auch durch, daß Waldemar zurückgerufen wurde und seinen Abschied nehmen mußte. Er hätte ihn eigentlich gern noch lange von Lochow fern gewußt, aber Waldemar machte Schulden über Schulden und Gottfried war ein guter Rechner. Wenn es so weiter ging, fraßen die Wucherjuden ganz Lochow auf; da mußte ein Ende gemacht werden. Waldemar kam aus der weißen Uniform heraus, er wußte selbst kaum, wie. Und dann saß er auf Lochow, etwas kleinlaut und verlegen, und spielte den Oberinspektor seines jüngeren Bruders, — denn darauf kam es ungefähr hinaus. Gottfried hatte sich als „Herr“ so fest eingenistet, daß an seiner Macht überhaupt nicht mehr zu rütteln war; in allen wichtigen Fragen holten die Inspektoren seine Befehle ein und Etwas gegen seinen Willen zu thun, war für Jedermann völlig undenkbar. Man fürchtete ihn und man wußte, daß man ihn durch Widerspruch oder Unbotmäßigkeit nicht reizen durfte, daß man eine zu schwere Verantwortung dadurch auf sich geladen hätte. Und Waldemar vollends hütete sich davor. Er hatte kein reines Gewissen und vor Allem stand ihm immer der schreckliche Anblick noch vor Augen, wo Gottfried sich in Krämpfen am Boden gewunden hatte, nachdem die Geduld der viel geplagten und gemißbrauchten Geschwister endlich einmal gerissen war. Damals hatte er sich innerlich zugeschworen, sich lieber fortan mit Füßen treten zu lassen, als sich nochmals wieder an diesem Unglückseligen zu vergreifen. Gottfried dagegen hatten seine Erfolge noch selbstsicherer gemacht. Er fühlte sich. Edith gegenüber zeigte er sich dauernd wie Einen, der stumm den Schmerz eines böswilligen Verkanntseins in sich verschließt, er verfolgte sie mit den Augen eines tief verwundeten Liebhabers und schien überhaupt unter dem Geschehenen mehr zu leiden als sie; nur daß es um ihretwillen eben hatte sein müssen.

Schließlich aber brachte er heraus, daß Edith mit Udo von der Hellen geheime Zusammenkünfte hatte. Die Folge davon war, daß er die Beiden im Walde überraschte, Udo eine schmähliche Beschimpfung ins Gesicht warf und dadurch zu einer Herausforderung unter den schwersten Bedingungen veranlaßte, — einer Herausforderung, die an Waldemar gerichtet wurde, weil man Gottfried unmöglich als ebenbürtigen Gegner ansehen konnte. Alle fanden Das durchaus korrekt gehandelt und Waldemar nahm die Forderung ohne Weiteres an, ohne daß Gottfried Einspruch erhoben hätte. So mußten die beiden Freunde, die sich nach wie vor herzlich gern und einander nie das Geringste zu Leide gethan hatten, sich mit den Waffen in der Hand auf Tod und Leben gegenübertreten; und da sie kein Possenspiel aus dem ernsten Ehrenhandel machen wollten, brachten sie einander schwere Verwundungen bei: Waldemar wurde mit zerschmettertem linken Arm und der schöne Udo mit durchschossener Schulter und verletzter Lungenspitze vom Platz getragen. Waldemar lag Wochen lang darnieder, behielt einen verkrüppelten Arm und Udo von der Hellen mußte nach Madeira gehen, um einer gefahrvollen Wendung seines beginnenden Brustleidens vorzubeugen. Gottfried aber ging bei Alledem umher, als ob er unter der Schwere des Zwanges, einen An-

deren seinen Ehrenhandel ausfechten lassen zu müssen, schier zusammenbräche, und man hatte alle Mühe, ihn in seinem Groll und Schmerz zu trösten. Es machte den Eindruck, als ob er Waldemar gleichzeitig beneidete und ihm zürnte, und der Bruder konnte ihm von seinem Schmerzenslager aus nur mit schwermüthigem Lächeln, auf seinen zerschossenen Arm deutend, zum Trost erwidern: „Ich glaube, das nächste Mal stehen wir gleich zu gleich."

Den tiefsten Eindruck machten alle diese Geschehnisse auf Edith. Sie erklärte eines Tages mit Entschiedenheit, daß hiernach ihres Bleibens auf Lochow nicht mehr sei. „Ich könnte mich an ihm vergreifen, Mama", sagte sie, „er ist nicht mehr sicher davor, daß ich ihn mit diesen meinen Händen erwürge!" (Sie nannte Gottfried niemals anders als „er".) Sie traute sich selbst nicht mehr und man mußte sie ziehen lassen. Sie hatte sich ganz verändert, war stumm und verbittert geworden, sie welkte sogar sichtlich hin. Anfangs ging sie zu Verwandten, dann nach Berlin; eines Tages war sie als Krankenpflegerin in ein bekanntes Hospital eingetreten. Gerade damals waren schlechte Nachrichten aus Madeira gekommen. Mit Udo von der Hellen stand es schlimm: er hielt sich nicht und man fürchtete, daß sein Leiden in ein tötliches Siechthum ausarten könnte.

Waldemar war inzwischen wieder arbeitfähig geworden, aber er trug schwer an seiner Verstümmelung. Auf sein ganzes Wesen war ein Mehlthau gefallen. Auch das Loos seiner Schwester und ihr Fernsein von Lochow bedrückten ihn, dazu die Kunde von Udo, der weder etwas Ehrenrühriges begangen noch ihm selbst je ein Leid zugefügt hatte und der nun durch Verbannung und Siechthum dafür büßte, daß man ihm ohne jeden vernünftigen Grund die Hand eines Mädchens verweigert hatte, das ihn liebte, wie er sie. Selbst Frau Elma von Lochow litt sichtlich unter all diesen Vorkommnissen; ihr unverwüstlicher Frohsinn war mit einem Schlage gebrochen, sie alterte zusehends. Nur fiel es ihr nicht ein, ihrem „Angstkind" irgend einen Vorwurf aus dem Geschehenen zu machen oder eine Schuld darin zu finden. Sie litt eigentlich mehr in seinem Namen, für ihn. Wie schwer mußte das Alles erst auf ihm lasten! Er war so weichherzig, klagte sich sicherlich — wenn auch ohne allen Grund — an und hatte Alles so gut machen wollen, hatte so treu über der Ehre des Hauses Lochow gewacht! In dieser Zeit war sie zärtlicher gegen ihn und verhätschelte ihn mehr als je. Wie es der Junge auf der Welt schwer hatte! Und Das wurde gar nicht genügend anerkannt. Solch ein Unglücklicher, der nicht einmal seine Ehrenhändel selbständig ausfechten durfte! Und jetzt kams ja heraus, wie recht Gottfried gehabt hatte, wie genau der „schöne Udo" von ihm durchschaut worden war. Selbst da drüben auf Madeira, wo doch Tod und Leben für ihn auf dem Spiele stand, ließ er nicht von seinen lüderlichen Gewohnheiten.

In jener Zeit waren Klagen darüber laut geworden, daß Gottfried dem weiblichen Gesinde und den Dirnen im Dorf etwas gar zu aufdringlich nachstelle. Allerlei darüber wurde vor die alte Schloßfrau gebracht und Waldemar erhob bei ihr ernste Vorstellungen. Aber Frau Elma wollte nichts davon wissen, daß man Gottfried auf den Weg passen müsse. So ein armseliger Mensch, dem alle Freuden des Lebens versagt waren! Wenn man ihm derlei kleine Zerstreuungen nicht einmal hätte gönnen wollen! Für ihn war das Beste immer noch gerade gut und das Außergewöhnlichste noch gerade selbstverständlich genug. Frau

Elma von Lochow war empört über die Frechheit der Leute, dem „jungen Herrn" Etwas anhängen zu wollen. Wozu waren diese Dirnen denn da? Die mußten sich noch geehrt fühlen, wenn er sein Auge auf sie warf. Sollte solch junges Blut, das von Allem ausgeschlossen war, denn nicht hier wenigstens sich einmal in so bescheidenen Grenzen austoben dürfen? Man sollte ihr nicht zum zweiten Male mit solchen Klagen kommen. Seit wann durfte man denn an Gottfried solchen alltäglichen Maßstab legen, als wenn er ein gesunder und normaler Mensch wäre? Und wegwerfen würde Der sich nicht, darüber konnte man ruhig sein. Selbst als es auskam, daß Gottfried die Tochter eines der Inspektoren, ein kaum erwachsenes, unbescholtenes Mädchen, in die Schande gebracht hatte — und halb und halb mit Gewalt, wenn man dem armen Dinge glauben durfte —, änderte die Schloßfrau ihre Ansicht nicht. Wenn da von Schuld die Rede war, fiel sie sicher auf das Mädchen, das den armen, unschuldigen Jungen verführt hatte; eher ruhte ja so Eine nicht; und übrigens kamen dergleichen Dinge nun einmal in der Welt vor und waren jedenfalls einem so stiefmütterlich behandelten und in Allem zurückgesetzten Menschenkinde eher zu verzeihen als irgend einem Anderen. Waldemar knirschte förmlich vor Entrüstung, als er seine Mutter verließ. Der Inspektor hatte seine Stelle gekündigt, weil die Leute mit Fingern auf seine Tochter wiesen, das Mädchen selbst mußte bewacht werden, sonst hätte es sich ein Leid angethan, tüchtige, ehrenwerthe Leute, die auf Lochow grau geworden waren, geriethen in Elend und Schmach, — und der das Alles in seiner Leichtfertigkeit herbeigeführt hatte, ging umher wie Einer, der von seinem guten Recht Gebrauch gemacht hatte und sich um die Folgen weiter nicht kümmert. Zum ersten Male wollte Waldemar dies Recht des Schwächeren nicht mehr einleuchten, wenn es so über alle Forderungen der Sitte hinaustrug. Es war nicht seines Amtes, hier als Richter oder Rächer einzugreifen; aber daß er dem strafenden Arm Dessen, der als Richter auftreten durfte, nicht gewehrt hätte, auch wenn es in seiner Macht gelegen, wußte er sicher. Ein dumpfer Groll gährte in ihm und allerlei Zweifel wogten durch seine Seele. Er ließ nach wie vor Alles geschehen, ohne einzugreifen, aber er wurde einsiedlerisch und ging mit verdüsterter Stirn seine Wege. Der lebensfrohe und thatkräftige Mann zeigte sich grüblerisch und menschenscheu; es war, als ob er mit Etwas innerlich nicht fertig werden könne, und Das fraß an ihm: vielleicht wollte er auch nur nicht sehen, wie der „Schwächere" es weiter trieb. Kein Mensch wußte schließlich mehr, daß er der eigentliche Herr von Lochow war. Gottfried schaltete nach Wohlgefallen. Und die alte Schloßfrau wurde allmählich etwas stumpfsinnig. Sie verlor das Gedächtniß, sie hatte nur immer noch das dumpfe Bewußtsein, daß es einmal lustiger und lichter auf Lochow gewesen sei. Den ganzen Tag legte sie Patiencen, die nie aufgingen, und wenn sie einen ihrer Söhne zu Gesicht bekam, beschwor sie ihn, doch bald zu heirathen, damit wieder mehr Leben auf Lochow käme.

Gottfried schien auch durchaus nicht abgeneigt, aber Waldemar lehnte immer mit einem schwermüthigen Lächeln ab. Im Stillen hatte er sich vorgenommen, wenn Gottfried heirathe, von Lochow zu scheiden. Aber Gottfried fand entweder nicht, was er suchte, oder er suchte in Wahrheit nur Zeitvertreib und Tändelei. Es war merkwürdig genug, daß er, den Niemand sonst in der Welt für schön hielt als er selbst, doch einen gewissen Einfluß auf die Frauen übte.

Er hätte jeden Tag heirathen können. Nicht nur, weil es auf den Nachbargütern so viele unversorgte Töchter gab, die lieber einen hinkenden Schwächling geheirathet hätten, als in ein adeliges Stift zu gehen oder ihr Leben lang als gute Tante bei den begünstigteren Geschwistern das Gnadenbrot zu essen, sondern, weil er Macht über Viele gewann, die ihn anfangs verabscheuten und verspotteten und dann doch sich für ihn interessirten. Es mußte in seinen Augen liegen: er bannte die Frauen förmlich damit. Und dann zog er sie an, auch wenn sie im Grunde Furcht vor ihm oder Abneigung gegen ihn hatten. Aber er machte nie Ernst, er posirte mit seiner Mißgestalt und Zurückgebliebenheit, die ihm das Heirathen überhaupt unmöglich machten. Er nahm dann seine Märtyrermiene an und wirkte dadurch nur noch intensiver. Wenn die Entscheidung nah zu sein schien, brach er jedesmal ab.

Dagegen fand sich Waldemar eines Tages nun doch gefesselt. Bei den Buchs auf Tychow war eine junge Gouvernante eingetroffen, die es ihm beim erstmaligen Sehen so anthat, daß er sich beim zweiten erklärte. Sie war eine Waise, stammte aus einer alten, vornehmen, aber völlig verarmten Emigrantenfamilie, die dem Staat schon eine Reihe von tüchtigen Offizieren geschenkt hatte, und war in ihrer schüchternen Jugendlichkeit, mit den südlich dunklen Augen und Haaren ein Bild von so bezwingender Lieblichkeit, daß man das rasche Aufflammen der Leidenschaft bei dem blonden Hünen begriff. Die Verbindung war freilich nicht ganz nach den Wünschen der Lochows, die lieber eine Erbtochter als Waldemars Gattin begrüßt hätten, da die Vermögensverhältnisse der alten Familie längst nicht mehr glänzend waren und dringend einer Auffrischung bedurft hätten, aber gegen die Standesgemäßheit war trotz der dienenden Stellung, die Amélie de l'Estocq eingenommen — übrigens erst eben und zum ersten Mal, denn sie kam gerade aus dem Institut zu den Buchs und zählte kaum achtzehn Jahre —, nichts einzuwenden. Auch war in Waldemars Mienen Etwas, das selbst Gottfried räthlich erscheinen ließ, von einem Widerstand lieber abzusehen; den blonden Hünen hatte sichtlich eine Leidenschaft ergriffen, mit der nicht zu pakiren war. Da Amélie bei den Buchs auf Tychow nicht bleiben konnte, überredete Waldemar seine Mutter, ihr auf Lochow selbst so lange eine Zuflucht zu gewähren, bis er sie heimführen konnte, wozu alle Anstalten getroffen wurden. Doch weil es ganz gegen alles Herkommen war, Bräutigam und Braut unter dem selben Dache wohnen zu lassen, übersiedelte Waldemar, der plötzlich wieder wie aufgelebt zu sein schien und alle Frische und Freudigkeit seiner jüngeren Jahre zurückerobert hatte, einweilen auf das Vorwerk, während Amélie sich bei Frau Elma häuslich einrichtete, die so wenig dem bezwingenden Liebreiz der anfangs nur zögernd willkommen geheißenen Schwiegertochter zu widerstehen vermochte wie die Anderen. Uebrigens sorgten die Ereignisse dafür, daß das Brautpaar bald noch weiter getrennt wurde als durch eine Felderbreite, die Waldemar in zwanzig Minuten durchgaloppirte. Aus Berlin liefen Nachrichten ein, daß Edith in Folge von Ueberanstrengung in ihrem Beruf erkrankt sei und, seit die Kunde vom Tode Udos von der Hellen angelangt war, der einem klimatischen Fieber erlegen war, Spuren von Trübsinn zeige, die nach ärztlichem Zeugniß ernst zu nehmen seien. Man wünschte dringend, daß die Kranke in andere Luft und Umgebung gebracht werde, um sie zu zerstreuen und aufzuheitern, hielt aber eine Rück-

kehr nach Lochow für unzweckmäßig und bat um die Begleitung eines ihr nahestehenden Menschen auf der Reise, die für sie in Aussicht genommen wurde.

Es blieb hiernach nichts Anderes übrig, als daß Waldemar zu ihr ging. Zu jeder anderen Zeit hätte er es freudigen Herzens gethan, aber auch jetzt zögerte er keinen Augenblick. Frau Elma war zu alt geworden, um noch in anderes Erdreich verpflanzt werden zu können oder als Krankenpflegerin Dienste zu leisten, Gottfried — selbst wenn er Edith näher gestanden hätte — kam wegen seiner körperlichen Schwäche nicht in Betracht. An Waldemar hing Edith, er konnte am Ehesten die Arme aufheitern, Etwas von der Lebenskraft in sie überströmen, die ihn seit seinem jungen Glück durchbrauste, wie ein entfesselter Frühlingsstrom. Nach bewegtem Abschied von Amélie, die vergebens ihre Fassung zu wahren suchte, und von der alten Mutter, die diese Trennung für ein trauriges Omen hielt und hierüber heftiger weinte als über Ediths bejammernswerthen Zustand, reiste Waldemar. Er hatte im Stillen immer noch gehofft, bei eigenem Augenschein die Schilderungen übetrieben zu finden, aber in Berlin sah er, daß sie eher hinter der Wahrheit zurückgeblieben waren. Edith war mitunter völlig tiefsinnig, nahm aber sein Kommen mit rührender Freude auf und klammerte sich förmlich an ihn, wie in Angst, sonst tiefer und tiefer zu versinken. Kaum eine Stunde am Tage durfte er von ihr. Ihm folgte sie blindlings; zu Dem, was er ihr sagte, nickte sie jedes Mal freundlich und gehorsam; in seiner Nähe war sie ruhig und manchmal sogar theilnehmend. Nach wenigen Tagen war er ihr unentbehrlich geworden und der Arzt setzte die besten Hoffnungen auf sein längeres Verweilen. Nur wenn er ihr von Lochow sprach oder Menschen und Dinge aus ihrem Leben dort erwähnte, verfiel sie wieder in ihren Trübsinn und seine leise Hoffnung, sie zur Rückkehr dorthin zu bestimmen, wich. Er mußte sich widerwillig davon überzeugen, daß es zu ihrem Schaden sein würde, wenn er sie veranlassen wollte, mit ihm heimzukehren; ihr graute sichtlich davor. Dagegen nahm sie seinen zögernd gemachten Vorschlag, mit ihm auf Reisen zu gehen, mit fast fieberhafter Gier auf. Seufzend fand er sich in das Unabänderliche und sie reisten. Zuerst nach Tirol, dann weiter nach Italien. Und Ediths schlummernde seelische Kräfte fingen an, sich zu beleben.

Auf Lochow ging das Dasein seinen alten Gang. Amélie brachte ihre Tage mit Weinen, Briefeschreiben und dem Vorlesen eines Theiles von Waldemars Briefen hin. Frau Elma begnügte sich mit Kopfschütteln und unverständlichen, düsteren Prophezeihungen, die sie ihren nie aufgehenden Patiencen entnahm. Sie wurde sehr altersschwach und verfiel sichtlich. Auf Lochow wurde nicht mehr gelacht. Gottfried zeigte seine düsterste und vergrämteste Märtyrermine. Es schlich müde und apathisch umher, als ob er an etwas Ungeheuerlichem trüge, worüber er zu Niemandem sprechen konnte oder wollte, was ihn aber fast zusammenbrechen ließ. Zu Amélie stand er in gar keinem Verhältniß. Er beachtete sie kaum und sie selbst schien sich vor ihm zu fürchten. Dies zarte, in aller Frühlingsanmuth und allem keuschen Liebreiz blühende Geschöpf scheute instinktiv vor der Berührung mit der Mißgestalt Gottfrieds zurück, wie vor einer Spinne oder Kröte. Aber sehr bald schlug diese Empfindung bei ihr in heißes Mitleid um. Sie schämte sich ihres Grauens vor ihm, sie bereute in ihrer weichen Milde, ihn verkannt und verletzt zu haben. Denn sichtlich empfand er ihre Abneigung tief, — Krüppel sind ja so feinfühlig und mißtrauisch; und

er schien gut zu sein. Auch war er Waldemars Bruder und der Einzige, mit dem sie auf Lochow über ihn sprechen konnte. Sie überwand ihren Schauder, zwang sich zu sanfter Freundlichkeit gegen ihn, und als sie einsah, daß auch diese ihn kränken mußte, weil sie ihn sein Ausnahmesein empfinden ließ, dem gegenüber man einen besonderen Ton anzuschlagen hatte, fand sie endlich die unerzwungene Vertraulichkeit und behandelte ihn wie einen guten Kameraden.

Gottfried blieb still und scheu. Immer war ein wehmüthiger Klang in seinen Worten, immer etwas Todtrauriges im Blick seiner Augen, etwas Verhaltenes in seinem Wesen. Er war dankbar und theilnahmevoll, aber er erschloß sich ihr niemals und blieb ihr auffallend fern, wenn nicht sie selbst ihn suchte. In der dumpfen Stille von Lochow ward er ihr einziger Trost. Und so gern hätte sie ihm Etwas bedeuten mögen. Aus dem selbst anerzogenen Mitleid mit ihm war längst ein echt und warm quellendes geworden, das ihrer weichen Kinderseele entsprach. Sie wußte nicht, was ihm fehlte, sie glaubte nicht recht an Frau Elmas Worte, wonach er unter seiner Schwächlichkeit litt wie unter einem Schimpf, der ihm angethan worden, sie zergrübelte sich den Kopf darüber und manchmal stieg es heiß und irr in ihr auf und sie wußte nicht mehr, was sie denken sollte. Aber sie lauschte mit angehaltenem Athem, wenn die alte Schloßfrau mit lallender Stimme wie etwas Eingelerntes ihr die Pflicht der Gesunden und Starken klarmachte, diesem Schwachen Alles zu Liebe zu thun, um ihn über das trostlose Gefühl seines Ausgeschlossenseins fortzuhelfen. Dies Evangelium hatte die alte Dame so oft und so eindringlich verkündet, daß es ihr nun schon mechanisch von den Lippen kam, während sie die Karten mit den schmalen, welken, zitterigen, Händen auflegte und draußen der Spätherbststurm wimmernd um das alte Herrenhaus strich.

Es war sehr einsam auf Lochow. Selten nur kam ein Besuch von den Nachbargütern, denn man fand es nicht amusant bei den Lochows und Waldemars Verlobung hatte mancherlei Nasenrümpfen verursacht. Es wurde oft gar nicht Tag, der sackgraue Himmel hing schwer und düster über den alten Parkbäumen und der Wind wehklagte und grollte Tag und Nacht. In den hohen kalten Räumen mit dem verblichenen Väterhausrath fröstelte man immer. Stumm und verdrossen ging Jeder seinem Tagwerk nach. Wenn Amélie sich satt geweint und geschrieben hatte, strich sie, wie ein ruheloser Geist umher. Sie wurde nie warm, sie wußte nicht, wie sie die Zeit hinbringen sollte, eine unruhige Angst, ein schweifendes Sehnen waren in ihr. Sie hatte immer den Trieb, sich zu Gottfried zu flüchten, um nur einen Menschen bei sich zu haben, der so dachte und fühlte wie sie, aber sie hatte auch immer eine unbestimmte Angst vor dem Zusammensein mit ihm. Manchmal wars ihr, als müsse sie laut aufschreien in seiner Gegenwart, wie bei einer Gefahr, ihn abwehren, zurückstoßen, vor ihm fliehen, obgleich er doch wahrlich sich ihr nicht aufdrängte. Und dann wieder zog es sie doch unwiderstehlich zu ihm. Wenn nur Waldemar zurückgekommen wäre! Warum hatte er sie nicht mit sich genommen! Es wäre freilich auch ein trauriges Liebesleben gewesen unter den Augen dieser geistig Umnachteten, vor der Amélie sich fürchtete, — trotz aller Sonne da unten am Kieselstrand des blauen Mittelmeers. Und Waldemar schrieb immer, daß er vor Edith ihren Namen gar nicht nennen dürfe, weil sie dann gleich eifersüchtig und trüb-

sinnig werde; sie wollte nichts davon hören, daß sie sich je wieder von ihrem Bruder trennen sollte. Und vor dem Spätfrühling kamen sie nicht heim. Der Flieder sollte erst in Blüthe stehen.

Immer kürzer wurden die Tage, immer lastender drückte die Dunkelheit. Amélie fror und drückte sich in die Sofaecken, um sich auszuschluchzen. Diese endlose Trennung und diese traurige Einsamkeit! „Gottfried!“ Sie rief manchmal seinen Namen, nur um sich zu vergewissern, daß er da war, daß es auf Lochow einen Menschen gab, der sie verstand. Sie rief ihn sogar hin und wieder, wenn er sie nicht hören konnte. Und einmal fragte er sie: „Was willst Du denn eigentlich? Warum rufst Du mich?“ „Ich wollte endlich wissen, warum Du immer so traurig bist“, stotterte sie da heraus und wußte selbst nicht, wie Das ihr auf die Lippen gekommen war. Er aber sah sie nur an, mit einem vorwurfsvollen Blick, und ging schweigend hinaus. Aber ein paar Tage später wußte sie, warum er so traurig war, obgleich er es ihr immer noch nicht gesagt hatte, und an diesem Tage konnte sie zum ersten Mal seit seiner Abreise nicht an Waldemar schreiben. Ihr war zu angst und wirr zu Muthe. Und als sie es am anderen Tage that, schrieb sie einen Brief, der ganz verworren klang und immer wieder auf das Eine zurückkam: „Komm oder laß mich zu Dir! Hier ist nicht gut sein.“

Aber es ging immer im besten Fall eine Woche hin, ehe ein Brief aus Lochow Antwort fand. Und Waldemars Antwort mahnte zur Geduld. Er war gut, dieser Brief, seine Briefe waren immer gut und liebreich, ein Bischen unbeholfen und ein Bischen altväterisch. Das, was sie wollte, brachten sie Amélie nicht, — und es wäre auch vielleicht schon zu spät gewesen. Der Winter war lang, endlos lang und kalt. Amélie schrieb nicht mehr jeden Tag an Waldemar. Aber sie weinte eine Zeit lang noch mehr als früher. Dann nicht mehr. Und sie fror auch nicht mehr. Nur manchmal schauerte sie in Todesangst zusammen, wenn draußen auf der langen, hallenden Dielenflur sich männliche Schritte hören ließen, die sie nicht erkannte. Immer seltener wurden ihre Briefe an Waldemar und immer kürzer. Und endlich wollte es Frühling werden. Aber nun erfüllte die Aussicht darauf Amélie nicht mehr mit seligen Hoffnungen, sondern mit irrer Angst. Ohnehin hatte in Waldemars letzten Briefen Etwas geklungen, das sie nicht recht verstanden hatte, etwas dumpf Drohendes, Heißes und Wildes, das sie nicht an ihm kannte. Aber nicht Das schreckte sie; nur wußte sie nicht, was nun werden sollte. Sie kam sich vor wie ein verirrtes Reh, das ins tiefste Walddunkel flüchtet, um sich vor der eigenen Angst zu verstecken. Und die Luft hatte jetzt etwas so Aufregendes und Verwirrendes, man spürte es im unruhigen Flackern des Blutes. Unbestimmtes, zielloses Sehnen wurde wach, das plötzlich in bange, beklemmende Angst und in ein haltloses Schluchzen umschlug.

... Am jungen Grün der Hecken schritten Amélie und Gottfried an einem Sonnenmorgen entlang, um in den Wald einzubiegen, dessen Moosgrund jetzt ganz mit lauter bunten Frühlingsblumen bestickt war. Sie tauchten aber nicht in ihn hinein, sondern blieben davor unter dem flammenden Rothdorn sitzen. Es war, als ob sie Furcht hätten! Die Buchen schatteten schon und das Unterholz war dicht. Die Vögel trillerten schüchterne Sehnsuchtlieder. Hier unter der hohen Hecke wars still. Man sah nur drüben die lichtgrünen Saatfelder, die der Wind kämmte, und die Lerchen, die aus ihnen ins Blau stiegen und wie kleine, schwarze

Punkte im flimmernden Aether standen; rückwärts war die Welt von ihnen abgeschnitten, als wäre sie versunken. Und es war ihnen Beiden auch, als könnten sie nicht mehr zu ihr zurück.

Eine Weile sprachen sie nichts. Nur Gottfrieds Augen ruhten mit einem lüsternen Siegerblick auf der schlanken Mädchengestalt, die mit seltsam schwimmenden Augen, die Hände müde im Schoß gefaltet, vor sich hinausstarrte. „Du, Gottfried," sagte sie plötzlich, ohne ihn anzusehen, „was soll nun werden? Ich fürchte mich." Ihre Stimme klang traurig und ein leises Erschauern ging durch ihren Leib, als fröre sie in der warmen Frühlingssonne.

Er machte eine Handbewegung, die sie nicht sah, eine halb leichtfertige, halb befehlshaberische, die vielleicht sagen sollte: „Wer kann mir Etwas anhaben?" Dann erwiderte er: „Es wird so, wie es werden muß, Kind. Und wovor sich fürchten? Warum ist er so lange fortgeblieben? Ich habe mit Mama schon gesprochen. Sie wird ihm schreiben. Oder vielmehr — denn sie ist ja schon ein Bischen" — er trommelte mit seinen langen Spinnenfingern auf seiner Stirn — „ich werde ihr diktiren. Sie thut Alles, was ich will."

„Ja", sagte sie gedehnt. „Aber ich möchte ihn nicht wiedersehen, Fried, — lange, lange nicht. Und ich glaube: Mama muß bald schreiben, — heute noch. Sonst . . . Er hat so lange nicht mehr geschrieben. Jede Nacht hör' ich ihn kommen, — heimlich, — heimlich . . . Und er macht meine Thür auf und —" Sie blickte scheu, mit kalkweißem Gesicht, hinter sich, jeder Nerv an ihr zuckte. Wie in Todesangst schmiegten sich ihre Finger in die seinen. Und mit großen, schreckstarren Augen flüsterte sie: „Fried, ich glaube: er würde schrecklich sein, wenn er käme."

Er blies durch die Zähne, während sie wieder von einem Frostschauer gerüttelt wurde und ihr geschmeidiger Leib sich näher an den seinen drängte. Er schien zu sagen: „Was soll er denn machen? Mir thut er nichts. In meinem kleinen Finger habe ich mehr Macht als der Hüne. Und übrigens ists ja mein Recht." Dann legte sein Arm sich um den Nacken des Mädchens und in seiner Augentiefe lohte es auf. Seine Finger, in denen die ihren lagen, wurden kalt und ein Zittern durchrann ihn, in dem seine Zähne leise aufeinanderschlugen. „Komm'!" stieß er aus und seine Finger krallten sich förmlich in ihren Nacken.

„Wohin?"

„Dort, — in den Wald, — wie wir wollten. Es ist schwül hier. Dort ist Schatten. Und ganz einsam um diese Stunde, — nie ein Mensch. Im Schloß sehen immer ein paar Dutzend Augen auf uns — Tag und Nacht. Komm!"

„Fried!" Es lag eine bebende Angst und ein heißes Flehen in dem Ruf: „Fried, nein, — laß uns nicht —" Sie rang gegen ihn an, — vielleicht auch gegen sich selbst. Aber er ließ sie nicht. Sein heißer Athem strich über ihr Gesicht hin, seine Augen bohrten sich in die ihren. „Ich wills. Du bist mein. Komm!" Er riß sie empor, ihre Arme verschlangen sich.

Da stand ein dunkler Schatten zwischen der Sonne und ihnen. Er war den Weg heraufgekommen, ohne daß sie es gewahrt hatten. Und nun stand er vor ihnen, die beiden geballten Fäuste erhoben, das Gesicht verzerrt vor Wuth und Empörung, bebend, mit glasigen Augen, nicht zu erkennen fast.

„Waldemar!" Der Schrei von den Lippen des Mädchens erzitterte in der stillen Sonnenluft. Sie wollte sich an ihn klammern, aber er schüttelte sie von sich, wie ein

lästiges, widriges Insekt. „Weg, Dirne! Mit Dir hab' ich nichts zu schaffen. Mit Dem hier hab' ich eine Rechnung auszugleichen." Und seine erhobene Faust fiel schwer auf die Stirn Gottfrieds, der furchtlos, mit einem fast mitleidigen Lächeln, dagestanden hatte, als sei er gefeit gegen Hieb und Stich. Und mehr sein maßloses, fassungloses Erstaunen als die Wucht des Faustschlages schien ihn zu Boden zu werfen. Er schrie nicht auf, er versuchte nicht, zu fliehen, er wagte keinerlei Gegenwehr, er stierte nur mit halboffenem Munde und vorquellenden, entgeisterten Augen diesen vom Jähzorn zum Wahnsinn hingerissenen Mann an, der sich an ihm vergriff. Sprechen konnte er nicht, sonst hätte er ihm vielleicht zugerufen: „Du rasest ja, weißt Du denn nicht, wer ich bin?" Dies Eine erfüllte und durchdrang ihn so ganz, daß er seinen Schmerz, seine Lähmung darüber kaum fühlte. Er angegriffen, — er zu Boden geworfen! Er verstand Das nicht, die Welt drehte sich im Kreise um ihn.

Und Amélie schrie entsetzt auf: „Waldemar, — Du vergreifst Dich an Gottfried?" Sie brach in die Knie neben ihm nieder. Sie hätte keinen Laut von sich gegeben, wenn dieser Rasende sie hätte töten wollen. Jetzt, hier heulte sie auf vor Entsetzen. „Hab doch Erbarmen mit ihm — hab Erbarmen!" wimmerte sie.

Aber ihr Heulen und Wimmern wurde überhallt von seinem dröhnenden Lachen. „Immer noch — immer noch Erbarmen?" Und seine Hand umkrampfte die Gurgel des vor ihm Liegenden, auf dessen Brust er kniete, und würgte und würgte sie, während er ausstieß: „Einmal muß es doch ein Ende haben, — einmal! Man kann doch nicht als der Schwache im Hause immer nur sündigen und sündigen, sich jede Schandthat erlauben, Verderber und Zerstörer jedes Glückes sein! Zu lange, zu lange ging Das schon. Jetzt auch Das noch —! Nein, jedes Recht hat seine Grenze auf Erden — jedes —"

Immer wilder stieß er die Worte zwischen den Zähnen heraus, während seine Finger immer fester zudrückten, die Augen ihm immer glasiger vorquollen und der Geifer ihm vom Munde floß, wie einem tollwüthigen Hunde. Es war ein grauenhafter Anblick. Und Gottfried regte sich nicht zu einem Versuche der Abwehr, — er so wenig wie Amélie. Zu plötzlich war das Alles gekommen, zu ungeheuerlich war, was geschah. Nur einen einzigen, gellenden Hilferuf hatte das Mädchen ausgestoßen, aber er verhallte, wie vorher der Aufschrei seines Namens, von ihren Lippen, ohne daß eine andere Antwort darauf sich hören ließ als das Lerchenschmettern droben im Blau. Gottfried hatte die Stunde gut gewählt. Und zum zweiten Male konnte sie nicht rufen, die Zunge versagte ihr den Dienst angesichts des Entsetzlichen, was da vor ihr geschah, und unter dem Eindruck der Worte, die vom Munde dieses Brudermörders brachen. Sie kauerte reglos, erstarrt da und erwartete, daß das Gericht nun auch an ihr sich vollziehe.

Aber Waldemar erhob sich, ohne sie zu beachten. Mit Dem da hatte er abrechnen wollen, — sie war ihm nichts als eine Dirne. Er hatte es ihr ja gesagt. Und nun ließ er sie allein neben dem Toten, der wie eine verunstaltete, widrig verzerrte Masse da mitten in der blühenden Frühlingswelt lag, und ging hin, um dem Gericht zu melden, daß er endlich einmal das Recht des Starken geltend gemacht und die Welt von einem lästigen und gefährlichen Insekt befreit habe. Und hoch über ihm im Blau trillerten die steigenden Lerchen.

Konrad Telmann.

Israels Sozialreform.

Herr Professor Georg Adler hat in der „Zukunft" vom dreiundzwanzigsten April über „Israels Sozialreform" einen Artikel veröffentlicht, der im Interesse der historischen Wahrheit der Berichtigung und Ergänzung bedarf. Er hat die jüdische Sozialreform falsch beurtheilt, weil er sich allzu fest auf Julius Wellhausen stützt, dessen System, die altisraelitischen Geschichtquellen zu behandeln, in der letzten Zeit sehr erschüttert worden ist; ferner berücksichtigt Herr Professor Adler gar nicht das nachbiblische Schriftthum, das für das Verständniß der Sozialreform im Judenthum ungemein wichtig ist, viel wichtiger als die biblischen Schriften. Denn thatsächlich blieben während des Bestehens des ersten israelitischen Reiches alle auf die Herstellung einer gerechten sozialen Ordnung abzielenden Vorschriften der mosaischen Lehre ein frommer Wunsch, während die Thora nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil oder, richtiger, seit dem Eingreifen Esras (etwa 450 v. Chr.) für Israels religiöses und soziales Leben Norm geworden ist. Mit diesem Zeitpunkt hört aber die biblische Geschichte auf. Wir müssen uns deshalb mit der umfangreichen und reichhaltigen sogenannten rabbinischen — richtiger sopherischen — Literatur bekannt machen, wenn wir uns von der Wirksamkeit der mosaischen Sozialreform ein richtiges Bild verschaffen wollen.

Vor Allem muß hervorgehoben werden, daß man die mosaische Sozialreform, d. h. die sozialpolitischen Vorschriften, denen wir im Pentateuch begegnen, keineswegs, wie es vielfach irrthümlich geschieht, etwa wie stilistische Versuche eines „Weltverbesserers" behandeln darf. Der Pentateuch ist gewiß nicht das Produkt eines Utopisten, der sozialpolitische Brochuren schreiben wollte. Die mosaische Sozialreform ist aus dem Volk hervorgegangen und repräsentirt ein Stück Geschichte, sicherlich sogar ein Stück alter Geschichte, wie es Sprache und Form beweisen. Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß die in Betracht kommenden Satzungen der mosaischen Bücher aus jener prähistorischen Zeit stammen, wo der Stammespartikularismus in Israel noch nicht überwunden war, wo die Israeliten, nach Renans Wort, noch Therachiden waren und in zahllose kleine Gruppen zersplittert lebten. Innerhalb eines kleinen politischen Gemeinwesens, wo die Kultur noch in ihren Uranfängen war, konnte jene soziale Ordnung herrschen, deren Ziel war, „daß kein Armer im Lande lebe." Später, als die politischen und sozialen Verhältnisse sich verändert hatten, klang Das wie ein Märchen aus alten Zeiten; jedenfalls schien eine solche soziale Ordnung undenkbar. Es war nun das Ideal der Propheten, diese Lehre, die in früheren Jahren unter anderen Verhältnissen bei einem Theil des Volkes gegolten hatte, künftig für ganz Israel zum Schutz der Armen und Enterbten zur Geltung zu bringen.

Die Thora war, wie eine unbefangene Untersuchung im Gegensatz zu Wellhausens Hypothesen ergiebt, schon im Zeitalter des Propheten Amos bekannt. Darüber belehrt uns die Thatsache, daß dieser gegen Ende des neunten vorchristlichen Jahrhunderts lebende Prophet in seinen Reden an das Volk auf manche aus den mosaischen Büchern bekannte Begebenheiten anspielt. Daraus geht hervor, daß nicht nur der Prophet selbst mit dem Pentateuch bekannt war, sondern, was für uns viel wichtiger ist, solche Kenntniß auch beim Volk voraussetzen konnte. Die Thora war also in Israel nicht unbekannt; sie erfreute sich nur noch keiner

Autorität, obwohl sich die vorexilischen Propheten bemühten, sie ihr zu verschaffen. Das ersehen wir aus einem Beispiel ganz klar. Der Prophet Jeremia beklagte sich mit Berufung auf die Thora über die in Judäa herrschende Sklaverei. Während nämlich die Hauptstadt bereits von Nebukadnezars Heer belagert war, gab die hart bedrängte judäische Bourgeoisie die hebräischen Sklaven frei, — wahrscheinlich, um die frei gewordenen Volksgenossen zum Kampf für das Vaterland zu begeistern. Kaum aber schien die Gefahr für kurze Zeit beseitigt, als bei den reichen Judäern der bürgerliche Egoismus wieder zum Vorschein kam; die eben frei Gewordenen mußten ins Sklavenjoch zurückkehren. Das tadelte Jeremia sehr heftig und citirte dabei die betreffende Vorschrift des Pentateuch. Daß die mosaische Sozialreform thatsächlich während des Bestehens des ersten Reiches praktisch niemals durchgeführt wurde und sich also auch weder bewähren noch als undurchführbar erweisen konnte, geht klar aus einer in den Pentateuch später hineingekommenen Glosse hervor. In der Strafandrohung für die Vernachlässigung der sinaitischen Lehre heißt es (3. Buch Mosis 26, 33—35): „Und Euch werde ich zerstreuen unter die Völker und hinter Euch her das Schwert zücken. Und ist Euer Land eine Oede und sind Eure Städte eine Wüste: dann wird das Land sühnen seine Feierjahre in all der Zeit der Verödung, während Ihr im Lande Eurer Feinde sein werdet; dann feiert das Land und sühnt seine Feierjahre. All die Zeit seiner Verödung soll es feiern, was es nicht in Euren Feierjahren gefeiert, da Ihr darin gewohnt." Die „Feierjahre", die während der ganzen Zeit nicht gehalten wurden, bilden einen Theil der mosaischen Sozialreform.

Dagegen galt diese Lehre in ihrem vollen Umfange seit der Reorganisation, die das israelitische Volk während der Perserherrschaft durch Esra und noch mehr durch den rücksichtlosen und thatkräftigen Nehemia erfuhr. Seit der zweiten Hälfte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts galt unstreitig die Thora als Staatsverfassung, wie der Koran bei den Bekennern des Islams. Seitdem that man immer in Israel, „wie geschrieben steht", d. h. wie in dem „Buch der Lehre" angeordnet ist. Und da trat die mosaische Sozialreform in volle Wirksamkeit. So wurde das Zinsnehmen, nicht also nur der Wucher, unter den Volksgenossen streng verpönt: Geld- und Waarenzins. Hauptsächlich kam der Waarenzins in Betracht, da baares Geld in jener Zeit wenig gebraucht wurde; sogar die Abgaben an den Staat wurden ja in natura entrichtet Wohl aber konnte es einem Landmann leicht begegnen, daß seine Ernte durch den Hagel oder durch ein anderes Naturereigniß vernichtet wurde und er die Gefälligkeit eines Volksgenossen in Anspruch nehmen mußte, um Getreide für den Hausbedarf und für die nächste Aussaat zu entlehnen. In solchen Fällen war das Zinsnehmen untersagt, während in der vorexilischen Epoche der Waarenwucherer schonungslos sein Geschäft machen konnte (Amos 8, 4—7). In der sopherischen Zeit wurde das Zinsnehmen, auch verschleiertester Zins oder jedes „Stäubchen von Zins", wie es in der juristischen Terminologie hieß, untersagt und dieses Verbot auch streng durchgeführt.

In jedem siebenten Jahr sollte nach der mosaischen Lehre ein Brach- und Schaltjahr sein. Wie ich schon sagte, wurde die Verordnung in der vorexilischen Zeit nie beachtet. Wohl aber galt sie in voller Strenge seit Esra. Da nun das Brachjahr pünktlich eingehalten wurde, so mußte es auch als Erlaßjahr gelten,

so daß in diesem Jahr keine Schulden eingefordert werden durften; vom Erlassen der Schulden war aber nie die Rede.*) Denn wie sollte ein Landmann in einem Jahr ohne Ernte rückständige Schulden zurückzahlen können? Natürlich war es ihm nicht untersagt, falls er doch bezahlen konnte und wollte, Zahlung zu leisten; die Gläubiger durften ihn nur nicht „drücken". Später hat sich aber diese ursprünglich humane Satzung als dem wirthschaftlich Schwachen schädlich erwiesen; man wollte ihm eben unmittelbar vor Anbruch des Brachjahres keinen Kredit gewähren. Unter solchen Umständen hielt es der ältere Hillel — bekanntlich ein älterer Zeitgenosse Jesu — für geboten, eine neue Verordnung zu erlassen, wonach der Gläubiger seine Forderung, auch wenn sie noch nicht fällig war, noch vor Beginn des Erlaßjahres dem Gericht übergeben durfte, das sie zu jeder Zeit eintreiben konnte. Die mosaische Satzung wurde also, nachdem sie etwa 450 Jahre gegolten hatte, unter den veränderten Verhältnissen aufgehoben. Bald darauf mußte auch das Brachjahr gänzlich aufgehoben werden. An diesen Maßregeln war aber hauptsächlich die Römerherrschaft schuldig, da der Israelit seitdem nicht mehr Herr in der eigenen Heimath war und, um die drückende Steuerlast erschwingen zu können, sogar von den Satzungen der Thora abweichen mußte.

Anders war es um das „Jubeljahr" bestellt, das alle fünfzig Jahre gefeiert wurde und in dem jeder im Lauf der Jahre verkaufte Grundbesitz (mit Ausnahme der Häuser in den befestigten Städten) dem ursprünglichen Eigenthümer oder dessen Erben zurückgegeben werden sollte. In prähistorischer Zeit mag diese Bestimmung in irgend einem kleinen Stamm gegolten haben; seit Israel aber ein größeres politisches Gemeinwesen bildete, war sie unhaltbar. In der That wurde das Jubeljahr in der angegebenen Weise niemals gehalten. Im sopherischen Zeitalter, als man sonst in Israel Alles, „wie geschrieben steht", that, rechtfertigte man dieses Abweichen von der Heiligen Schrift damit, daß jene Verordnung nach dem Wortlaut der sinaitischen Lehre nur Geltung hätte, falls sämmtliche israelitische Stämme in der palästinensischen Heimath lebten. Das passe nicht auf die nachexilische Zeit und deshalb sei das Jubeljahr nicht mehr einzuhalten.

Uebrigens ist es unrichtig, anzunehmen, die Vernichtung des freien Bauernstandes wäre verhindert worden, wenn das Jubeljahr in Wirksamkeit geblieben wäre. Ein noch größerer Feind des freien Bauernstandes ist die Zersplitterung des kleinbäuerlichen Besitzes durch Erbtheilung. Dieser Gefahr wurde in der mosaischen Sozialreform dadurch wirksam entgegengearbeitet, daß erstens Töchter nur dann erbten, wenn keine direkten männlichen Erben vorhanden waren, daß zweitens die überlebende Ehegattin nur auf eine Verpflegung in natura Anspruch hatte und daß drittens der Erstgeborene zwei Antheile am Nachlaß erhielt. Der freie Bauernstand hat sich auch im jüdischen Volk lange genug erhalten. Die Lage des Landmannes wie überhaupt die soziale Lage in Israel war bis zur

*) Ich muß da ein altes Mißverständniß aufklären. Man spricht immer von einem Erlaßjahr; thatsächlich handelte es sich nur um ein Moratorium, darum, daß im Brachjahr Schulden nicht eingefordert werden durften. Der hebräische Ausdruck „Schamôt", wie es im fünften Buch Mosis 15, 2 heißt, hat eben die Bedeutung: „sich enthalten", nicht aber: „erlassen". Auch die Mischnah spricht lediglich von „stunden" (meschamet).

Römerherrschaft durchaus günstig. Von der Mitte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts bis zur Zeit der Römerherrschaft gab es keine sozialen Kämpfe im jüdischen Volk. Die römischen Landpfleger fanden in Palästina ein wohlhabendes Volk, das sie freilich gründlich auszuplündern verstanden. Ein sinnreicher Ausspruch der Agadah lautet: „Wer sich durch eine Dornenhecke arbeiten muß, Dem begegnet es, daß, während er sich an der einen Seite loszumachen bestrebt ist, er mit den Kleidern an der anderen Seite hängen bleibt. So ergeht es uns unter der Herrschaft Esaus (Roms): man hat kaum die Grundsteuer gezahlt, so wird schon das Kopfgeld eingefordert; und während das Kopfgeld eingetrieben wird, kommt schon der Tributexekutor!"

Die angeführten Thatsachen zeigen, daß Israels Sozialreform viele Jahrhunderte lang thatsächlich bestanden und sich vielfach auch bewährt hat. Sie war aber nur wirksam in Verbindung mit einer zweckmäßigen Armenpflege, einer humanen Gesetzgebung und Civilprozeßordnung; auch wirkten die Strafgesetze und der Strafvollzug im Sinne der sozialen Gerechtigkeit.

Dr. S. Bernfeld.

Darauf erwidert Herr Professor Adler:

Daß die jüdischen Sozialgesetze je in voller Geltung gestanden haben, wie Herr Dr. Bernfeld annimmt, ist eine unbewiesene Hypothese. Meine entgegengesetzte Ansicht deckt sich mit den Lehrmeinungen der ersten lebenden Historiker dieses Gebietes. Ich verweise, außer auf Wellhausen, vor Allem auf den straßburger Professor W. Nowack, der in seinem Buch über „die sozialen Probleme in Israel" genau zu den selben Resultaten kommt wie ich.

Professor Georg Adler.

Selbstanzeigen.

Die vlämische Bewegung. Hans Lüstenöder in Weimar.

Es ist immer interessant, eine Völkerbewegung zu studiren. Ich habe mir die Aufgabe gestellt, die Beziehungen zwischen den Vlamländern und den Wallonen in Belgien zu untersuchen und die Frage nach der Herkunft der Vlamen, nach ihrer Sprache und Literatur, zu beantworten; ich habe aber auch in allgemeinen Umrissen ein politisches Zukunftbild gezeichnet, von dem ich glaube, daß es alle Politiker zum Nachdenken anregen muß. Die Forderungen, die ich stelle, haben auf vlämischem Boden selbst viel Widerspruch erfahren. Namentlich hat sich ein Advokat, Herr Prayon van Zuylen, die Mühe gegeben, in zwei großen Gegenschriften gegen mich zu polemisiren. Aber ich gestehe, daß ich mich dadurch nicht veranlaßt sehen kann, meine Ansichten fallen zu lassen; und ich glaube, wer meine Schrift ohne Voreingenommenheit aufmerksam liest, wird mir beipflichten. Wenn mehrere Völkerschaften, die auf dem selben Boden wohnen, sich über manche Dinge nicht einigen können, weil jede in ihren Forderungen zu weit geht, so ist es manchmal von Nutzen, wenn es möglich ist, die streitigen Punkte zu Gunsten keines der beiden Kämpfenden zu entscheiden. Nehmen wir als ein Beispiel die schwierigen Sprachenverhältnisse in Oesterreich. In der Bukowina ist Deutsch die Staatssprache, weil es unmöglich erscheint, bei den dortigen Völkerschaften gleiche

sprachliche Rechte durchzuführen. Die Landesuniversität ist dort deutsch, das Heer ist deutsch. Aehnlich wäre es ein Gewinn für Belgien, wenn sich die „Flaminganten" entschließen könnten, dem Hochdeutschen gewisse Zugeständnisse zu machen, nachdem man ein — vom politischen und ökonomischen Standpunkte unbedingt nöthiges — Bündniß mit dem Reich geschlossen hat. Die Flaminganten wollen sich nicht französisch kommandiren lassen, die Wallonen natürlich eben so wenig vlämisch: da wäre doch die Einführung der deutschen Kommandosprache ein naheliegendes Auskunftmittel. Aber einer solchen Selbstbeschränkung sind die Herren vom Schlage eines Prayon van Zuylen nicht fähig. Sie sehen in ihrer doktrinären demokratischen Kirchthurmspolitik Alles, was aus Deutschland kommt, mit scheelen Augen an. Sie fühlen instinktiv, daß im Reiche noch konservative Kräfte schlummern, die einst eine Rolle spielen könnten, wenn Sozialismus und Anarchismus nach dem Abwirthschaften der Bourgeoisie um die Herrschaft ringen. Wir leben in einer gährenden Zeit und die blinde Leidenschaft der Parteiwuth zerstört oft in einem einzigen Tage die geistigen Anstrengungen früherer Generationen. Da sehnt man sich von den öden Debatten unwissender Eintagspolitiker nach einer Festsetzung großer Prinzipien, nach denen allein Staaten auf die Dauer gelenkt werden können. In meiner Schrift über die vlämische Bewegung, die eine Fortsetzung meiner Reformschrift über den Unterricht bildet, habe ich Material zur großen Politik der Zukunft gegeben. Ich überlasse ruhig den Gelehrten die gerechte Beurtheilung. Von dem Zetergeschrei kleinlicher Tagespolitiker und geistiger Klopffechter werde ich mich nie beirren lassen.

Brüssel. Harald Arjuna Grävell van Jostenoode.

Schule und Erziehung. Wien, Hans Fehlinger.

Trotzdem Oesterreich mit seinem Reichs-Volksschulgesetz, das scheinbar zu den besten gezählt werden kann, in den Reihen der Kulturstaaten als einer der ersten glänzen will, sind die pädagogischen Verhältnisse in diesem Reich die schlechtesten, die man sich vorzustellen vermag. Schuld an diesen widrigen Zuständen trägt zunächst die willkürliche Auslegung des genannten, seit nahezu drei Jahrzehnten bestehenden Gesetzes, ferner das soziale Elend in unserem schönen Oesterreich, das die Lehrer verhungern läßt und die darbenden Eltern zwingt, ihre Kinder dem Unterricht und der Erziehung zu entreißen und sie der Fabrik- und Hausindustrie zuzuführen. Nicht weniger schädlich für das Unterrichtswesen ist das Vorrecht der Wohlhabenden, das Reichs-Volksschulgesetz ignoriren oder mißbrauchen zu dürfen. In meiner Brochure suchte ich diese traurigen Thatsachen volksthümlich darzustellen. Leider aber machte mir die wiener Staatsanwaltschaft einen Strich durch die Rechnung, da sie das Büchlein wegen zweier das Verhältniß des Militarismus zur Schule und zum Lehrkörper berührenden Stellen konfiszirte.

Louis Heldenwerk.

Aus dem Sattel geplaudert und Anderes. Berlin W. 1898. Militär-Verlagsanstalt Köthenerstr. 22.

Dies Buch ist aus militärischem Boden hervor und darüber hinaus

gewachsen; in den vier symphonischen Weltbildern Frühling, Sommer, Herbst und Winter wuchsen mir das soldatische Jahr, das Jahr in der Natur und im Völkerleben zusammen, so daß in diesem Zusammenhange Einflechtungen von Horaz und Wagner mir erlaubt, ja geboten erschienen. Die Aphorismen „Aus dem Sattel geplaudert", die sich in erster Linie an Pferdeverständige wenden, haben ebenfalls noch einen tieferen Sinn, da sie die Beziehungen des Herrschers zum Beherrschten, des Einzelnen zur Masse symbolisiren. Zwei Reiterlieder, „Seydlitz" und „Ziethen", beginnen und beschließen mein Buch.

Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Novalis' Lyrik. Georg Maskes Verlag. Oppeln, 1898.

Ich versuche in diesem Werk, dem größten Lyriker der ersten Romantik auf seinem eigensten Felde näherzukommen. Auf streng philologischer Grundlage fußt das Gebäude, das zu errichten ich mich bemühte. Ich glaubte, die Kärrnerarbeit nicht scheuen zu sollen, wenn ich als Baumeister über sie hinausgehen wollte. Die große Streitfrage nach der Datirung der berühmten Hymnen an die Nacht, eine Frage, die starken Einfluß auf die Gestaltung der Novalis-Biographie ausübt, wird auf psychologischem Wege, daneben aber auf Grund neuer Quellenfunde zu beantworten versucht. Ich komme über diese vielgepriesene romantische Dichtung dabei zu einem Urtheil, mit dem ich heute noch allein stehe. Eine Betrachtung der geistlichen Lieder schließt sich daran. Ihr protestantisch-christlicher Charakter wird gegen die Literarhistoriker verfochten, die darin einen reinen Pantheismus oder katholisch-kirchliche Anschauungen entdecken wollen. Der überschätzte Einfluß der Reden Schleiermachers wird auf sein geringes Maß zurückgeführt und die Entstehung der Marienlieder aus dem „Osterdingen" nachgewiesen. Hierauf folgt eine kritische Untersuchung der Osterdingen-Lieder. Die einzelnen Gedichte werden zum ersten Male nach Art und Herkunft betrachtet. Ein viertes Kapitel bespricht die vermischten Gedichte und Jugendlieder, ordnet und datirt sie, giebt neue literarische Nachweise und leitet zum Schlußwort über, das eine zusammenfassende Charakteristik und den Einfluß der Dichtung Novalis' auf die Weltliteratur auch dem nichtfachmännischen Leser zu vermitteln trachtet. Für den Literarhistoriker ist ein Kapitel genauester Nachweise und Anmerkungen, eine Tabelle der verschiedenen Drucke, eine vollständige Bibliographie angeschlossen. Bestrebt war ich, vom Einzelfall den Blick stets zum Allgemeinen zu erheben, in dem größten Dichter der Romantik die Art und Entwickelung der ganzen Epoche zu spiegeln, Beiträge zur Psychologie der Lyrik zu geben, von der einzelnen Dichtung hier und da auszuspähen nach den stofflich ähnlichen Poesien der deutschen Literatur, um in der verschiedenen Auffassung und Behandlung die markanten Unterschiede der Persönlichkeiten und Epochen zu erkennen. Deshalb wünsche ich, daß mein Büchlein vielleicht auch Lesern in die Hand käme, die sich mehr aus Liebhaberei als aus Beruf mit der noch immer unbekanntesten Periode der neueren deutschen Dichtung beschäftigen wollen

Dr. Karl Busse.

Zwischen Gruben und Banken.

Wolle, Getreide, Hopfen, Tabak, Wein: in dieser Reihenfolge sind die verschiedenen Waarengebiete von den Geldgebern, den Banken, zu versorgen. In diesem Jahr disponirt man früher als sonst, weil die Baarmittel noch knapper zu werden scheinen. Eine seltsame Zeit, wo London immer mehr, Berlin immer weniger Geld flüssig hat; es ist, als ob die Quellen reichlicher flössen und dennoch die von ihnen sonst gespeisten Bäche austrockneten. An dem selben Tage, wo der Reichsbankausweis wider alles Erwarten beträchtliche Erleichterungen zeigte, versteifte sich der Privatdiskont in Berlin. Das Gerücht, die russische Regirung habe einen Theil ihrer Guthaben zurückgezogen, läßt vermuthen, daß die großen Firmen, die mit Petersburg Finanzgeschäfte machen, heute nicht sehr abundant sind; die berliner Telephondamen werden wissen, wie oft sie sonst wegen täglichen Geldes gerade diese Firmen anzuklingeln haben. Da man an der größten deutschen Börse diesmal aber schon am Zehnten des Monats für den Ultimo und dessen Geldknappheit fürchtete, werden die Umsätze wohl so vorsorglich beobachtet werden, das schließlich Alles wieder glatt verläuft. Ein Theil der berliner Börse ist ja immer „knapp“: die Schaar der Leute, die durch das Reformgesetz aus dem Geschäftsverkehr geworfen wurden und unter denen es üblich ist, einander für den Tagesbedarf mit zwanzig Mark auszuhelfen. Etwas lebhafter wurden die Umsätze erst wieder, als plötzlich für Bankaktien Meinung hervortrat. Der Impuls kam diesmal von Wien und Pest, wo man den Gewinn- und Verlustverhältnissen der deutschen Banken ferner steht als bei uns. Besonders die ungarische Hauptstadt arbeitet sehr lebhaft mit Berlin; und da die Magyaren, wenn nicht ein Hagelschlag dazwischen fährt, auf eine glänzende Ernte rechnen dürfen, hat ihr gewöhnlicher Optimismus sich noch gesteigert. Eine Weile wurden von Wien aus sehr ungünstige Saatenstandsberichte hinaustelegraphirt, bis dann die Staatsbahnkäufe von guter Hand den Zweck der Täuschung verriethen.

Seit dem Schwinden unserer einstigen Spekulation ist es aber nicht mehr leicht, für zwei Gebiete zugleich die Gemüther zu entflammen, und so mußte zunächst der Montanmarkt an Interesse verlieren. Das geschah — vielleicht nicht ganz ohne Nachhilfe — in dem Augenblick, wo der dritte Quartalsausweis der Laurahütte bekannt wurde. Dieser Bericht ist namentlich in Bezug auf die weitere Ueberbeschäftigung ja glänzend, aber er hätte, wenn die Haussiers mitreden dürften, noch mehr nach dem hochgetriebenen Aktienkurs stilisirt werden müssen. Da Das unterblieben war, trat schnell für fast alle Hüttenaktien ein Umschwung ein, wie etwa in den Launen einer verliebten Frau. Und doch sind die Aussichten für die deutsche Eisenindustrie ungemein günstig und es ist kaum zu übersehen, wie all die neue Arbeit bewältigt werden soll. Freilich können die nöthig werdenden Erweiterungen an sich noch nicht anregen, denn es giebt in Schlesien z. B. Montangrößen, deren Neigung, viel und theuer zu bauen, oft erörtert wurde.

Andere Ursachen bewirkten die gleichzeitige Verstimmung gegen Kohlenaktien; der große Profit, der uns aus der hartnäckigen Fortsetzung des wallisischen Grubenstrikes zufloß, blieb dabei unbeachtet. Aber die Börse wurde zur Abwechselung einmal sozialpolitisch. Nach dem Unglück auf der Zeche „Westfalia“ hörte man von ausgedehnten Sicherheitmaßregeln, die künftig verlangt werden sollten, und

die Börse vermuthete, auch für alle übrigen Zechen werde solche Strenge geplant. Erstens aber haben nicht alle Gruben, die im Besitz von Aktiengesellschaften sind, die selben örtlichen Vorbedingungen; und zweitens pflegen die preußischen Bergbehörden nicht ohne sehr triftige Gründe den Wunsch nach kostspieligen Anlagen auszudrücken. Zwar wird in den Organen der Grubenbesitzer schon seit Jahren auf das freie England hingewiesen, wo angeblich nicht solche Sicherheiten wie bei uns für die Bergwerke verlangt werden; aber diese „Unkosten" waren noch immer zu ertragen. Auch wird der Fiskus an der Saar schon dafür sorgen, daß den eigenen Gruben nicht zu schwere Lasten auferlegt werden; und man kann diese Gruben doch schließlich nicht besser behandeln als die Ruhrzechen.

Besondere Aufmerksamkeit erregte der Zwischenfall bei der Georg-Marienhütte, die eine außerordentliche Generalversammlung berief und unter geringem Widerspruch die Schließung des Kohlenbergwerkes am Piesberge genehmigen ließ. Dieser Gruben- und Steinbruchbesitz wurde der Stadt Osnabrück vor neun Jahren für $3\frac{1}{3}$ Millionen Mark abgekauft; er brachte noch im vorigen Jahr eine Tagesförderung von 700 Tons und der Vermögensstand wurde laut letzter Bilanz mit 3676753 Mark gebucht. Wenn man sich durch die Gutachten über die Gefahr der Wasserzuflüsse und durch die Rentabilitätberechnung hindurchgelesen hat, so gesellt sich zu der Verstimmung über die Unsicherheit alles Menschenwerkes gegen Elementarzufälle noch das Bedenken, wie sich die Arbeiterverhältnisse gestalten werden. Sozialistische und katholische Elemente mischen sich da so merkwürdig, daß der Börse die Frage entstand, ob dieser Zustand auf die Marienhütte beschränkt sei oder doch bleiben könne. Es handelte sich um, wie die Direktion erklärt, dringende Entwässerungarbeiten, zu deren Bewältigung acht katholische (nicht gesetzliche) Feiertage, abweichend vom sonstigen Gebrauch, benutzt werden sollten. Das Resultat des Briefwechsels mit bischöflichen und staatlichen Behörden, der Kündigungen u. s. w. war eine Solidaritäterklärung sehr vieler Arbeiter; nach der Entlassung von 333 Mann begannen 700 Hochofen- und Werkstättenarbeiter und 340 Steinbruchsetzer in später Nachtstunde den Strike. Die Hütte mußte sofort ihre Hochöfen dämpfen. Deshalb wird nun gutachtlich die Einstellung des Betriebes am Piesberge angerathen, trotzdem dort noch ein Kohlenquantum von etwa $5\frac{1}{2}$ Millionen Tons zu fördern ist. Nur eine Erhöhung der Förderung würde den Betrieb bei wachsenden Wasserhaltungskosten rentabel machen. Diese Dinge haben dem Publikum wieder die Gefahren des Bergbaues vor Augen geführt und der Vorstand selbst mußte erklären: „Leider hat bezüglich der Hauptfrage, ob und welche Zunahme des Wassers zu erwarten sein wird, ein bestimmtes Urtheil nicht gefällt werden können, so daß in dieser Hinsicht für eine sichere Rechnung unbedingt zuverlässige Voraussetzungen fehlen."

Als die Börse sich von Bergwerkswerthen abzuwenden begann, wurden die anderen Magnete wieder hervorgeholt: die Bankaktien. Die Geschäfte, um die es sich dabei handeln kann, werden freilich insofern übertrieben, als sie gewöhnlich mehrmals in die Welt hinaus telegraphirt werden So wurde z. B. über das Patent Nernsts jetzt wieder Allerlei gemeldet; man braucht aber nicht zu glauben, die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft habe dem göttinger Professor wirklich im Voraus fünf Millionen bezahlt. Zwar soll jetzt auch Loewe dabei betheiligt sein, aber fünf Millionen sind eine hübsche Summe. Loewe und die Elektrizitätgesellschaft Union

machen ihre Geschäfte jetzt mit der Dresdener Bank in Rußland, mit der Diskontogesellschaft und der Ungarischen Kreditbank in Italien. Einstweilen kommt die neue Trustgesellschaft in Rom uns noch recht klein vor; aber die italienischen Kapitalisten pflegen erstens die Werthe ihrer Beleuchtung- und Kraftanlagen selbst zu kaufen; und zweitens geht in keinem Lande das Acetylen besser als in Italien. Auf dieses Land verweisen auch die Kalcium-Karbidfabrikanten, wenn sie gefragt werden, wohin sie mit all ihrer Waare wollen. Die Diskontogesellschaft ist auch an den neueren Druckluftmeldungen interessirt. Die Elektrizität der pariser Compagnie rentirte schon im vorigen Jahr, diesmal soll das Selbe auch von der Druckluft gelten. Beide Betriebe aber passen nicht mehr zusammen und so ist eine Trennung geplant, die natürlich scheinbar eine Kapitalsreduktion bewirkt. Herr Victor Popp, dieser Trost soll hier nicht unterschlagen werden, hat mit der ganzen Sache nichts mehr zu thun. Auch die Meldung vom Näherrücken des Abschlusses mit Brasilien nützte den Diskontokommandit. Brasilien ist gewiß ein aussichtreiches Land; die Banksprache kann aber das ganze Fundirungprojekt in die Worte zusammenfassen: Der londoner Rothschild läuft seinem Gelde nach. Er ist ein Hauptgläubiger und will nun seine Sicherheiten. Ob auch Portugal jetzt in der City Geld bekommt? Vielleicht, — zum Dank für gewisse Freundlichkeiten in Afrika.

Viel besprochen wurde die Konversion der sogenannten Gruppentürken. Wie ich höre, gingen fast alle bisherigen Verhandlungen von berliner Finanzleuten zweiten und dritten Ranges aus. Die entscheidenden Mächte, die Ottomanbank und die Deutsche Bank, haben noch keine Neigung dazu gezeigt; aber der Festigkeit des Herrn Siemens scheint nicht überall recht getraut zu werden. Die Gründe gegen die Konversion sind ziemlich klar. Achtzehn Jahre sind vergangen, seit das Publikum die einprozentigen Türken besitzt, und alle Stürme haben den Dienst nicht gefährdet. Der Kurs ist 18 bis vielleicht 24; was könnte also in schlimmen Zeiten daran verloren werden? Sinkt der Kurs um ein paar Prozent, so kauft man wieder billig. Ist aber die Konversion durchgeführt, so giebt es einen vierprozentigen Bond, an dem nur einmal verdient wird. Der Kurs geht auf Pari, auf 150 steigt er nicht, wohl aber könnte er bei einem allgemeinen Börsendruck leicht einmal um 50 Prozent fallen. Auch mit der Erhöhung der Trefferquote bei Türkenloosen haben die Leute zu thun, die ein großes Packet einst niedrig gekauft haben. Doch haben sich aus den Ueberschüssen zwischen 1 und $1^1/_4$ Prozent etwa 700000 Pfund angesammelt und nun drängt das Konsortium auf vertragsmäßige Amortisation, also Aufkauf der Loose, wobei natürlich der Kurs steigen und das große Packet an den Mann gebracht werden könnte. In Kleinasien kosten noch einige strategische Bahnen Geld. Dem Ansehen der Ottomanbank hat es genützt, daß sie die Linie Saloniki-Degatsch ein Jahr vor dem Fälligkeittermin fertig hatte und beim Ausbruch des Krieges die Soldaten nach Thessalien schaffen konnte. An den Rückkauf der türkischen Bahnen ist für die nächsten Jahre noch nicht zu denken. Der Kredit der Türkei ist bei der Hochfinanz ungeschmälert; sie bezahlt eben immer. Im vorigen Jahr wollte ihr sogar eine Gruppe, der auch die Deutsche Bank angehörte, die ganze Kriegsschuld vorschießen, die Rußland noch zu erhalten hatte. Man war in Petersburg nicht wenig entsetzt, als der Sultan die sofortige Gesammtzahlung in Aussicht stellte, und lehnte dringend ab. Jetzt drängen die Russen wieder, um, wie gewöhnlich, neue Zugeständnisse zu erlangen. Dieses hübsche Spiel kennen wir schon recht lange. Pluto.

Was lehrt Leiter?

Von allen an den Terminbörsen in Terminwaare gemachten Geschäften werden mehr als 95 Prozent weder geliefert noch empfangen, sondern durch einfache Zahlung der darauf ruhenden Differenz erledigt. An den amerikanischen Börsen betragen die erledigten Geschäfte mehr als 98 Prozent. Da bei allen Differenzgeschäften stets der Eine eben so viel verliert, wie der Andere gewinnt, so mußte sich mit der Zeit zwischen den Parteien ein Kampf entwickeln, der mit kaufmännischem Gebahren keine Aehnlichkeit mehr hat. Waarenkenntniß ist an der Börse werthlos, Kundschaft giebt es nicht, Vorsicht im Nehmen und Geben von Kredit ist unnöthig, denn es existirt weder ein Kredit, noch weiß man gewöhnlich beim Abschluß, von wem man kauft oder an wen man verkauft. Die Börsenwissenschaft besteht darin, vorauszusehen, ob die Verkäufer liefern werden, liefern können oder nicht und ob die Käufer die Absicht haben, zu beziehen oder nicht; nur danach kann man seinen eigenen Plan einrichten.

Die einfachste und gefahrloseste Manipulation auf dem Terminmarkt ist der künstliche Preisdruck. Man verkauft große Quantitäten in Blanko, schafft einen Theil heran und benutzt, weil Niemand die Waare haben will, den dadurch entstehenden Druck zur Deckung des ganzen verkauften Quantums. Dieser künstliche Preisdruck wird an allen Börsen ausgeübt, so lange gute Ernten einen Getreidemangel nicht befürchten lassen. Neun Zehntel aller großen amerikanischen „Operators" sind Baissiers: Leute, die sich nur wohl fühlen, wenn sie einige Millionen Bushels „short" sind, weil sie genau wissen, wie gefahrlos Das für sie ist, während selbst mit einem kleinen Engagement à la hausse sie das Gefühl haben, eine Dummheit zu begehen. Die amerikanischen „Elevator Owners", die europäischen „Arbitrageure" gehören in die selbe Kategorie; sie Alle ziehen, wenn die Baisse nicht gutwillig und von selbst kommen will, die nöthige Waare heran, um den Preisdruck künstlich zu erzeugen.

Das Gegentheil der künstlichen Baisse und gleichzeitig die einzige Gefahr, die dem Blankoverkäufer droht, ist der Corner (die künstlich erzwungene Hausse). Nichts wäre aber verkehrter, als zu glauben, das Eine bilde ein Gegengewicht gegen das Andere. Die künstliche Depression kann man mit jedem Quantum machen; bei dem Corner muß man darauf vorbereitet sein, alle Waare, die die Verkäufer herbeischaffen können, aufzunehmen. Bei der künstlichen Depression wird die verkaufte Waare einfach abgeliefert; beim Corner bleibt die gekaufte Waare im Besitze Dessen, der den Corner unternimmt, und oft hat die Realisation dieser Getreidemassen dem Besitzer größeren Verlust gebracht, als er bei selbst glücklich durchgeführtem Corner Gewinn einheimsen konnte. Daraus muß folgen, daß von einem Gegengewicht gar keine Rede sein kann; in Wirklichkeit kommt der Corner nur vor, wenn ungünstige Ernten ohnehin eine Haussebewegung rechtfertigen. Der Corner accentuirt also eine Haussebewegung, indem er die auf eine natürliche Weise in die Höhe gegangenen Preise ins Ungemessene und Schwindelhafte steigert, während die künstliche Depression die natürliche Flauheit in Folge guter Ernten bis zur Entwerthung der Waare verschlimmert.

Joseph Leiters Weizencorner im Jahre 1897/98 ist der erste amerikanische Weizencorner seit dem Jahre 1888. Damals trieb Hutchinson den September-

weizen in Chicago von 89¾ Cents per Bushel auf 98 Cents am fünfundzwanzigsten September und auf 200 Cents bei der Liquidation. Während aber Hutchinson seinen Erfolg nur der Ueberrumpelung der Verkäufer verdankte, die er bis zum letzten Augenblicke im Zweifel ließ, ob er die gekaufte Waare wirklich übernehmen werde, hat Leiter aus seiner Absicht, die Waare zu übernehmen, niemals ein Hehl gemacht. Im Dezember 1897 wurde ihm das auf diesen Monat gekaufte ganze Weizenquantum abgeliefert, ungefähr 10 Millionen Bushel, die er übernahm und bezahlte. Die Leute, die unter diesen Umständen den Muth fanden, Maiweizen zu verkaufen, ohne solchen zu besitzen, und so die Durchführung eines richtigen Corners ermöglichten, haben sich die Folgen selbst zuzuschreiben. Jedenfalls ist die ganze Operation Leiters nicht als ein hinterlistiger Corner, sondern mehr als eine gigantische Hausseſpekulation anzusehen, die in Folge der europäischen Mißernten gelang und die mißglückt wäre, wenn die Welt so viel Ueberschuß an Weizen gehabt hätte, um Leiter den seinen auf dem Rücken zu lassen. So können wir verstehen, daß Alle, die aus der großen Preissteigerung Nutzen zogen, namentlich die amerikanischen Landwirthe, mit Leiter sympathisiren. Wir bekämpfen das System, nicht die Personen, die es ausnützen. Und weil alle Argumente gegen den Getreide-Terminhandel nicht im Stande sind, die ganze Erbärmlichkeit und Armsäligkeit dieses Systems besser zu entlarven als dieser Corner, so ist uns Leiter als ein unbewußter Mitstreiter im Kampfe für die Abschaffung der Terminbörsen willkommen.

Angenommen, es existirte kein Terminmarkt und Leiter hätte beabsichtigt, ein beliebiges Quantum Weizen auf Lieferung zu kaufen, um es mit Nutzen wieder zu verkaufen. Da Geschäfte in Getreide auf Lieferung (außerhalb des Terminmarktes) sich stets unter der Voraussetzung vollziehen, daß die gekaufte Waare geliefert und empfangen wird, wäre es ihm schon gar nicht möglich gewesen, 10 Millionen Bushels einzukaufen, ohne selbst die Preise gehörig in die Höhe zu treiben. Dann hätte ihm, nachdem er das gekaufte Quantum geliefert bekommen, lediglich der Konsum als Käufer seines Weizens gegenübergestanden, nicht aber die Verkäufer, die, weil sie nicht zu liefern im Stande waren, den Realisationpreis von 175 Cents annehmen mußten, den er ihnen diktirte. Der Konsum hat die schwindelhaften Preise von 175 Cents niemals mitgemacht; die höchsten in Europa bezahlten Preise — am zehnten Mai — entsprechen einem Kurs von 120 Cents in Chicago; und diese Preise wurden auch nur unter dem Eindruck des amerikanischen Corners eine ganz kurze Zeit bewilligt. Es ist demnach anzunehmen, daß Leiter ohne Terminbörse mit seiner Operation à la hausse wohl auch ein ganz gutes Geschäft gemacht hätte, weil eine Haussebewegung in Folge der europäischen Mißernten begründet war, daß er aber nicht den zehnten Theil des Nutzens gehabt hätte, den er mit Hilfe des „Systems" aus den Taschen der Blankoverkäufer zog.

Eine gute Seite dieses Corners will ich nicht unerwähnt lassen. Durch die Manipulationen, die im September 1897 begannen, um am einunddreißigsten Mai 1898 zu enden, wurde das ganze sogenannte „legitime" Termingeschäft lahmgelegt. Niemand wagte mehr, an der Börse Deckung zu nehmen; diese ganze wunderbare Deckungtheorie hatte praktisch aufgehört, zu existiren. Wo hätte irgend ein Getreidehändler der Welt auch Deckung nehmen sollen? In New-York und

Chicago konnte man sich mit solcher „Assekuranz" über Nacht ruiniren, in Wien und Budapest war es nicht besser, Paris und Amsterdam sind keine Weltmärkte, sondern armsälige kleine Spielbuden. In Liverpool aber ist Terminweizen amerikanischer Nr. 2 Red Winter Wheat und davon existirten weder in England noch in Amerika ganze 10000 Tons disponibler Vorräthe. Es war also unmöglich, Deckung zu nehmen, und diese Unmöglichkeit hat viele Getreideinhaber gezwungen, wider Willen zu verdienen. Leider war dieser natürliche und schöne Zustand nicht von Dauer. Kaum ist der Corner zu Ende, da lockt die Sonne die Blankoverkäufer hervor; der Konsum, der während der Haussebewegung tüchtig einkaufte, kann einige Wochen mit neuen Käufen zuwarten und die geängstigten Getreideinhaber suchen ihr Risiko wieder an den amerikanischen Börsen zu decken. Ist es wunderbar, daß unter diesen Umständen der Termin zusammenbricht? Amerika geht herunter, heißt es, wenn die Kurse von drüben niedriger kommen; aber sind es nicht die Europäer, die die Baisse machen? Vom fünfzehnten Mai bis zum zehnten Juni hat Europa über 50 Millionen Bushels September- und Dezemberweizen in Chicago und New-York als „Deckung" verkauft. Ist es nicht das hochberühmte Deckungssystem, das die Preise zu Boden schmettert?

Der Weizenkonsum der europäischen Importländer beträgt 150 Millionen Quarters im Jahr, die europäischen Exportländer konsumiren 75 Millionen, die außereuropäischen Länder 75 Millionen, der Gesammtkonsum der Welt beträgt demnach 300 Millionen Quarters. Von diesen 300 Millionen Quarters, die nach der Ernte auf der Welt vorhanden sind, übernimmt die legitime Spekulation, d. h. der Bäcker, der Müller und der Getreidehändler, im Durchschnitt kontinuirlich noch nicht den zehnten Theil, etwa 30 Millionen Quarters. Von diesen 30 Millionen Quarters wird zeitweilig höchstens der vierte Theil auf die Terminbörse abgeladen, d. h. auf die illegitime Spekulation, Schneider, Schuster, Handschuhmacher und sonstige Börsenspekulanten. Das ganze Risiko der übrigen 270 Millionen Quarters bleibt auf den Schultern der Landwirthschaft, bis es allmählich im Konsum verschwindet.

Leiters ganzes Engagement erreichte keine zwei Millionen Quarters. Mit diesem Quantum war er im Stande, das ganze Jahr hindurch den Weizenpreis auf etwa 100 Cents per Bushel zu halten. Die Cornergefahr ist vorüber und die Baissespekulation im Gange. Bis zu welchem Punkte wird sie im Stande sein, das Getreide zu entwerthen?

Leiter soll persönlich vier Millionen Dollars verdient und den amerikanischen Landwirthen 100 Millionen Dollars eingebracht haben. Wie viel werden jetzt die Baissiers verdienen und wie viele Tausende Millionen Dollars werden die Landwirthe der ganzen Welt verlieren müssen, *weil nach der anderen Seite manipulirt wird*? Ist es denn möglich, daß Börsen, die kaum $2^1/_2$ Prozent des auf dem Getreide lastenden Risikos zu übernehmen im Stande sind, den Landwirthen die Preise vorschreiben und daß diese Landwirthe, die den weitaus größeren Theil des Risikos das ganze Jahr hindurch tragen, wie geduldige Schafe die Preise hinnehmen, die ihnen die Börse diktirt?

Wenn ein Spekulant zehn Millionen Bushels Terminweizen kauft und dann die Absicht ausspricht, ihn zu empfangen, dann nennt Das die Welt „Preistreiberei und Schwindel". Wenn aber europäische Getreidehändler an den ameri-

kanischen Börsen 50 Millionen Bushels Terminweizen verkaufen, ohne ein Pfund von diesem Weizen zu besitzen, im Vertrauen darauf, daß die Vorsehung die nöthigen Quantitäten schon herbeibringen wird, um sie den dummen Haussiers um die Köpfe zu schlagen, und wenn durch diese Verkäufe nicht nur die neue Ernte, sondern auch die alten Bestände in der ganzen Welt um 20, 30, 40 Prozent entwerthet werden, dann nennt Das die Welt eine „natürliche Baisse".

Im soliden Getreidehandel sind Preistreibereien eben so unmöglich wie künstliche Depressionen, denn beide Manipulationen sind nichts Anderes als die Ausnutzung des Umstandes, daß Käufer und Verkäufer von Terminwaare sich einbilden, sie brauchten weder zu empfangen noch zu liefern. Den Unfug der Manipulationen kann nur ein Mittel beseitigen: die Terminbörsen müssen in der ganzen Welt beseitigt werden.

Antwerpen. F. Hammesfahr.

Notizbuch.

Am fünfzehnten Juni waren zehn Jahre seit dem Tage vergangen, da Wilhelm der Zweite König von Preußen und Deutscher Kaiser wurde. Es empfiehlt sich nicht, die Erlebnisse dieser nicht gerade still zu nennenden Zeit heute schon rückblickend zu betrachten. Den ernsten Bewohnern des Deutschen Reiches ist an dem Gedenktage der Wunsch entstanden, der Kaiser möge die Erfahrungen, die er in zwei Lustren sammeln durfte, in stetiger Arbeit dem Wohl des deutschen Volkes nutzbar machen. Einen besseren Dienst kann er auch dem Hause Hohenzollern nicht leisten.

* * *

Während in unserer Presse früh und spät nur noch die schauerliche Hintertreppengeschichte von den Thomasschlackegeschäften und den übrigen Gräuelthaten des Bundes der Landwirthe erzählt, ein mehr für den Hof als für das Volk bestimmter und doch nicht gerade klug oder auch nur staatsmännisch zu nennender Wahlbrief des Grafen Posadowsky mit einem Eifer, als handelte sichs um die wichtigste Sache von der Welt, berochen und beredet und die Pflicht, den sogenannten Liberalismus in Stadt und Land zum Siege zu führen, von den vor der Schlacht doch schon Geschlagenen unermüdlich verkündet wurde, hat das britische Parlament einen Tag erlebt, der auch in Deutschland ernster Beachtung würdiger wäre als der ganze Haufe der Unbeträchtlichkeiten, mit denen man vergebens die Langeweile der Wahlwehen abzukürzen versuchte. Der Tag gehörte dem Kolonialminister Joseph Chamberlain, der nach langer Zurückhaltung nun auch in der Erörterung internationaler Lebensfragen Großbritanniens in den Vordergrund trat und dessen ungemein starker persönlicher Erfolg nicht ohne Wirkung auf die englische Politik verhallen kann. Chamberlain, dessen Bild die albernen Gladstoneanbeter in der deutschen Presse seit Jahren verzerrt und gefälscht haben, ist wohl der modernste unter den jetzt aktiven Staatsmännern Europas. Er hat den klaren Blick des in der Praxis des Lebens erwachsenen Mannes, läßt sich von der demokratischen Phrase nicht bethören, versteht — oder ahnt doch — das Bedürfniß der Zeit und hat längst eingesehen, daß soziale Reformen heute unendlich wichtiger sind als die Erfüllung aller Forderungen der großbourgeoisen Demokratie; er ist früh für Monopole, für die Reform der Einkommensteuer und der Konsumsteuern eingetreten und

unsere von den Herren Bamberger und Stumm abstammenden Wirthschaftreaktionäre würden ihn scheltend wahrscheinlich einen Förderer der rothen Rotte nennen. So schlimme Streiche ihm mitunter sein starkes Temperament gespielt hat: in den ernstesten Stunden leitete ihn stets nur die Sorge für das Wohl seines Vaterlandes. Als er sich vor zwölf Jahren von Gladstone trennte, weil das tolle Irenabenteuer des trunkenen Rhetors ihm ein dem Landesverrath sehr ähnliches Verbrechen schien, opferte er den sicheren Anspruch auf die Führung der liberalen Partei; er wäre, trotz den feindlichen Brüdern Rosebery und Harcourt, Gladstones Nachfolger geworden und mußte sich seitdem mit der bescheideneren Rolle eines Führers der liberalen Unionisten begnügen. Jetzt tritt er, der schon der alternden Firma Nettlefold & Chamberlain einst einen neuen Aufschwung gab, zum ersten Male mit seiner Auffassung der internationalen Lage des Vereinigten Königreiches hervor und scheint seine Mitbürger vor eine Entscheidung stellen zu wollen, deren Wichtigkeit auch auf dem Kontinent kaum zu überschätzen wäre. Die Situation Englands war lange so günstig, daß die leitenden Politiker immer hoffen durften, für ihre Zwecke fremde Hilfe zu finden, ohne dafür die geringste Entschädigung zu bieten. Diese Zeit ist vorbei, seit, nach Bismarcks Entlassung, Rußlands Macht ins Ungeheure gewachsen, das franko-russische Bündniß entstanden und der Dreibund mählich abgewelkt ist. Jetzt muß England, wenn es nicht vereinsamt bleiben und in Asien, vielleicht auch in Afrika aus seiner Herrschaft verdrängt werden will, sich entscheiden und bereit sein, für fremde Freundschaft einen anständigen Preis zu zahlen. Das hat Chamberlain, als guter Kaufmann, erkannt und, als der am Wenigsten vom cant angekränkelte britische Politiker, rückhaltlos offen ausgesprochen. Er scheint an einen Bund der — im weitesten Sinn — germanischen Stämme zu denken, der, wenn er England, Nordamerika, Deutschland und die skandinavischen Länder umfaßte, stark genug wäre, den vereinten Slaven und Romanen die Spitze zu bieten; aber er hält wohl auch einen engeren Anschluß an den Zweibund nicht für unmöglich; diese Wendung könnte durch den Nigervertrag vorbereitet sein. Jedenfalls sieht er ein, daß Großbritannien fortan nicht mehr hoffen darf, umsonst Hilfe zu finden, sondern bereit sein muß, den Rothhelfern werthvolle Gegenleistungen zu gewähren. Auf dieser Basis wäre eine neue Gruppirung der Mächte denkbar und deshalb sollte man sich auch bei uns um Chamberlains Anregung, der im Unterhaus eine große Mehrheit zustimmte, ernstlicher kümmern als um die eigentlich nur für die Mitglieder des Bundes der Landwirthe interessante Thomasmehlgeschichte, um den Uebereifer eines Staatssekretärs, der sich als forschen Umsturzbekämpfer empfehlen will, und um die falstaffischen Wahlkriegsthaten des Liberalismus in Stadt und Land. Thoren belächeln seit einiger Zeit von der deutschen Höhe herab die englische Politik. Aber Großbritannien ist noch immer eine Weltmacht, mit der man rechnen muß; und wenn deutsche Politiker sich auch hüten müssen, der britischen Lockung zu einer Abkehr von der für uns primo loco wichtigen Freundschaft mit Rußland zu folgen, so hat doch eben erst wieder der „Pachtvertrag", der den Briten in China unendlich größere Gebiete sichert, als Deutschland sie, trotz allem Lärm, erhaschen konnte, gezeigt, wie schlau, erfolgreich und geräuschlos die britische Diplomatie ihre Fäden zu spinnen vermag.

* * *

Die Begründung des hier schon erwähnten köpenicker Schöffengerichtsurtheiles, das die polizeilichen Strafverfügungen wegen der adlershofer Illumination vom achtzehnten März bestätigte, ist nun bekannt geworden. Fällt die Unfugsjurisprudenz im

Deutschen Reich nach den bewährten Mustern im Allgemeinen mehr und mehr schablonenmäßig aus — eigentlich paßt auf alle diese künstlichen Begründungen der goethische Vers: „Sie sagen: Das muthet mich nicht an! Und meinen, sie hättens abgethan" —, so ist es dem Amtsrichter Dr. Bornhagen doch gelungen, einige aparte Gedanken ans Licht zu fördern. Wir erfahren zu unserer Beruhigung, daß Illuminationen „an sich" zumeist das Auge erfreuen und unwillkürlich an Festtage im Königshause und an siegreiche Schlachten erinnern; doch können „Zweck und Inhalt" der Illumination auch strafbar sein, denn „es giebt gewisse vom Gesetz, von Sitte, Anstand und Verkehr gezogene Grenzen, die nicht überschritten werden dürfen". Das klingt schon beinahe orphisch. „Ein Bruderkampf, eine Revolution", fügt Herr Bornhagen sinnend hinzu, hat schon „immer etwas unendlich Trauriges an sich"; aber gar „die Verherrlichung der Revolution ist nun stets und ständig etwas Unrechtes, etwas Unfügliches, und muß den ruhigen Staatsbürger und königtreuen Mann schwer kränken." Je nun: dankt Gott mit jedem Morgen, daß Ihr nicht braucht fürs röm'sche Reich zu sorgen! Seid ruhig, königtreu, gottesfürchtig und immer der selben Meinung wie die Obrigkeit, item illuminirt und freut Euch, wenn ein Prinz geboren ist oder, wenn man es von Euch wünscht, sonst nicht. Das scheint die Meinung des Schöffengerichtes. Aber man kann, auch ohne Sozialdemokrat zu sein, den achtzehnten März sehr wohl als äußerlichen Gedenktag gerade deshalb feiern, weil die jetzt wieder beliebte vormärzliche Volkspädagogik damals im Großen rettunglos zusammenbrach. Die Sozialdemokratie wenigstens sieht, so weit es sich um ihre Interessen und Ziele, nicht um den Sieg — oder die Illusion des Sieges — der Bourgeoisie im Jahre 48 gehandelt hat, in den Ereignissen der stürmischen Frühlingstage kaum etwas Anderes. Daneben feiert sie allerdings das Andenken der Männer des Proletariates, die mit ihrem Blut auf den Barrikaden ihren politischen Kinderglauben an den hehren Idealismus der bürgerlichen Demokratie bezahlt haben; und jeder Amtsrichter im preußischen Staat könnte Gott danken, wenn ihm beschieden wäre, für seine Ueberzeugung zu thun, was die Männer der Märztage für ihre Ueberzeugung thaten. Deshalb hat sich auch Friedrich Wilhelm vor ihren Leichen „füglich" verneigt und die barhäuptige Neigung eines Königs am neunzehnten März 48 war sicher eine nach den Regeln von „Sitte, Anstand und Verkehr" rarere Ehrung als eine Illumination zur Feier des achtzehnten März. Die Bewohner von Adlershof „perpetuirten", so weit sie Lichte ans Fenster gestellt hatten, in diesem Sinne nach „Zweck und Inhalt" der Demonstration jenen Akt königlicher Anerkennung der Ueberzeugungtreue. Dafür nun bestraft zu werden, ist hart . . . Wer den Mord verherrlicht, so argumentirt das Urtheil weiter, handelt unrecht; wer die Revolution verherrlicht, verherrlicht aber, „was das Selbe ist", den blutigen Straßenkampf, handelt also eben so unrecht und giebt Aergerniß. Das Urtheil hatte nun mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß trotz Alledem die Mehrheit der Einwohner von Adlershof nach ihrer — ganz abgesehen von dem Umstande des Massendeliktes der über hundert Angeklagten selbst — widerspruchlos im Prozesse behaupteten politischen Gesinnung kein Aergerniß an der Demonstration nehmen konnte. Wer ist nun „Publikum": die Mehrheit, die sich über die Illumination gefreut, oder die Minderheit, die sich darüber geärgert hat? „Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe", singt ja aber schon der Dichter; also darf man schließlich auch sagen: „Publikum" oder, was

sich noch feierlicher anhört, „Repräsentanten der Allgemeinheit" sind nur die Vielen oder die Wenigen — die Zahl ist unerheblich —, die eben so denken wie wir, das Schöffengericht, nämlich „ein der Lage nach begründetes Aergerniß" genommen haben. Damit eröffnen sich einer schneidigen Rechtsprechung ganz neue, ganz herrliche Aussichten. Bedarf denn überhaupt die über der Mehrheit und Minderheit absolut schwebende Allgemeinheit der Repräsentation, ist nicht vielmehr der Gedanke dieser Repräsentation auch nur so ein durch die Satanslist der Revolutionäre bis unter die loyalsten Schädel gespültes Stück Teufelsunrath? Wenn unsere Richter sich doch ermannten und, auch wo Niemand ein Aergerniß genommen hätte, Jeder im Publikum sogar einverstanden gewesen wäre, sprächen: Etiamsi omnes, ego non, ich bin nicht einverstanden, ich ärgere mich und beunruhige mich; die Allgemeinheit — Gott seis geklagt, daß sich ihrer außer mir Niemand mehr annimmt! — ist also geärgert und beunruhigt und deshalb mußte, wie geschehen, auf Bestrafung erkannt werden. Hoffentlich erleben wir bald auch solche Urtheile noch.

* * *

Die besondere Gnade des Zaren Nikolaus hatte dem Kanzler des Deutschen Reiches gestattet, einen seiner Frau durch Erbschaft zugefallenen Güterkomplex zu behalten und selbst zu verwalten, trotzdem sonst Ausländern der Erwerb von Grundbesitz in Rußland verboten war. Jetzt hat Fürst Chlodwig zu Hohenlohe seine russischen Güter endlich für $3^1/_2$ Millionen Rubel verkauft. Das geschah wohl nicht aus dem selben Grunde, der den Fürsten Bismark eines Tages trieb, seine sämmtlichen russischen Papiere durch Bleichroeder verkaufen zu lassen. Der erste Kanzler meinte, der höchste Beamte des Deutschen Reiches dürfe nicht finanziell in Rußland engagirt sein. Diese Ansicht schien der dritte Kanzler bisher wenigstens nicht zu theilen. Immerhin hat die Nachricht von dem Verkauf der Güter Aufsehen erregt; und fast an dem selben Tage, wo man sie in den Zeitungen las, erzählten ernsthafte Leute, der müde Fürst zu Hohenlohe werde bald nach den Wahlen das Amtliche segnen. Ob Herr Bernhard von Bülow, ob der fürstliche Oberpräsident der Provinz Schlesien dann sein Nachfolger wird: diese Frage braucht uns einstweilen noch nicht zu beschäftigen. Interessanter und, wie die Meinungmacher sagen, „aktueller" ist die andere: ob es unbedingt nöthig war, in einer Zeit, wo ein großer Theil der Beamten beinahe darbt, einem Manne, der außer anderem Vermögen allein in Rußland Güter im Werth von $3^1/_2$ Millionen Rubeln besaß, das Kanzlergehalt auf 100000 Mark zu erhöhen.

* * *

Durch die Presse geht eine offiziöse Notiz, die den guten Bürger lehren soll, „welche Unsumme von Arbeit der Deutsche Kaiser in Regirungangelegenheiten leistet". Daraus erfährt man, daß dem Monarchen in einem Jahr vom Auswärtigen Amt 5857 Berichte vorgelegt wurden, daß er in dem selben Jahr 770 Marinesachen entschied, 385 Vorträge der Chefs militärischer Aemter hörte und 15380 Vorlagen des Civil- und Militärkabinets erledigte. Die Notiz schließt mit dem Satz: „Rechnet man nun noch die Erledigung der privaten Angelegenheiten hinzu, so kommt man zu dem Schluß, daß der Kaiser keine Zeit hat, müde zu sein." Das ist sicher richtig. Der loyal Verfasser hätte noch die Angabe der verschiedenen Orte, von wo alle diese Entscheidungen datirt sind, und die Bemerkung hinzufügen sollen, daß die Arbeitleistung um so erstaunlicher erscheint, als der Kaiser bekanntlich ja nicht immer in Berlin weilt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 25. Juni 1898.

An den Kaiser.

Eurer Majestät

Gestalt hat in den eben verstrichenen Tagen öfter als sonst noch die Blicke der Bürger auf sich gelenkt. Mit ehrlicher Freude ward es von ernst gestimmten, dem lauten Gassenlärm und der Prunksucht abholden Deutschen begrüßt, als bekannt wurde, der Kaiser habe das seltsame Ansinnen abgelehnt, die kurze, vielfach von schlimmen Irrungen und Wirrungen erfüllte Zeitspanne seiner Regirung durch ein geräuschvolles Fest zu feiern, und schlicht und still nur, als ein fromm gläubiger Christ, der Hoffnung Ausdruck verliehen, Gott, der über diese zehn ersten Jahre hinweggeholfen habe, werde auch weiter helfen. Das klang wohlthuend in das vom steten Festlärm übersättigte Ohr und nährte den tröstenden Glauben, die leidige Lust an Jubelchören, geputzten und erleuchteten Häusern, an Menschenspalieren und dem übrigen Apparat sogenannter Volksfeierlichkeiten entstamme einer unterhalb des Thrones gelegenen Region, nicht, wie die Bosheit munkelte, einem unstillbaren Sehnen des gekrönten Vertrauensmannes der Deutschen. Dann kam die Kunde, mehr als zwei Millionen erwachsener, zur Mitwirkung an den Reichsgeschäften nach der Verfassung berufener Männer hätten bei der Wahl ihre Stimme für die internationale, in ihrem besonderen Sinn revolutionäre und nach eigenem Bekenntniß antimonarchische Sozialdemokratie abgegeben; und erschreckt fragte Mancher, wie diese Botschaft wohl auf den Träger der Krone wirken würde, der in den schärfsten und schroffsten Wendungen das Volk

so häufig zum Kampf wider diese Partei aufrief und nun erleben muß, daß während seiner Regirungzeit gerade die Zahl ihrer Anhänger sich fast verdreifacht hat. Ungefähr um die selbe Stunde erfuhr man, der Monarch habe sich öffentlich zu einem Gefühl „tiefer Achtung vor den exakten Wissenschaften" bekannt; man freute sich dieses modernen Bekenntnisses und glitt gern über die heikle Frage hinweg, ob es an die rechte Stelle gerichtet, ob an dem Begnadeten nicht vielmehr nur die technische Geschicklichkeit und die Gabe, fremde Leistungen sich behend anzueignen und sie Laien elegant vorzuführen, zu rühmen war. Nicht so erfreulich klang das Glaubensbekenntniß, das Eure Majestät vor den versammelten Mitgliedern Ihrer Hoftheater abzulegen für gut hielten. Viele Kunstverständige und künstlerisch Empfindende können die dort ausgesprochene Ansicht nicht theilen, das Theater solle „eine der Waffen des Herrschers" sein und pädagogisch-patriotischen Zwecken dienen; sie können nicht finden, daß die Leistungen der berliner Hofbühnen „in allen Ländern mit Bewunderung" betrachtet werden, sondern fällen gerade über die neuesten Leistungen dieser Bühnen ein sehr hartes, ein rückhaltlos verdammendes Urtheil und rathen jedem Ausländer, die deutsche Theaterkunst an anderen Stätten kennen zu lernen; sie sind auch nicht, wie Eure Majestät, der Meinung, daß von „Materialismus und undeutschem Wesen" unserer Bühne heute die schlimmsten Gefahren drohen, sondern sind überzeugt, daß es die Aufgabe des jetzt lebenden Geschlechtes ist, seiner vom Determinismus, von der Entwickelungslehre und allen übrigen Ergebnissen der eben erst von Eurer Majestät gepriesenen exakten Wissenschaften beherrschten Weltanschauung den künstlerischen Ausdruck zu suchen und zu finden; sie glauben, daß die von außen, namentlich von Norden, Osten und Westen, gekommenen Anregungen für das Werden unserer Dichtung von schwer zu überschätzendem Werth gewesen sind und daß es für die deutsche Kunst förderlicher und deshalb auch im höchsten Sinn patriotischer ist, diesen Anregungen zu folgen, als pomphaft aufgeputzten Dilettantendramen, nur weil sie dynastische Legenden lärmend zu kurzem Scheinleben gestalten, die Theaterthüren zu öffnen. Doch da kein Vernünftiger dem Kaiser das Recht freiester Aussprache der eigenen Meinung bestreiten kann, wurden auch diese fremd klingenden Worte mit der geziemenden Ehrerbietung hingenommen. Aehnlich war das Empfinden, das bald darauf die in Potsdam vor der Front der Leibregimenter gehaltene Rede hervorrief. Die Klage des Sohnes, der den Schmerz über den Verlust des Großvaters und Vaters noch nicht verwunden hat, weckte sympathischen Widerhall und die Klage des Königs, der sich lange verkannt wähnte, überraschte durch einen

aus diesem Munde neuen Ton trübsinniger Resignation. Rasch aber meldeten sich doch auch diesmal Bedenken. Hat wirklich nur das Heer zuerst an den dritten Kaiser im Deutschen Reich geglaubt, ist gerade ihm nicht, mehr als irgend einem anderen deutschen Fürsten, die weit überwiegende Mehrheit des Volkes mit froh liebendem Vertrauen, wie nur je ein Bräutigam der Braut, entgegengekommen? Ist wirklich die Armee „die Hauptstütze des Landes und des Thrones", von dem doch in der Volkshymne gesungen wird, daß ihn auf steiler Höhe nicht Rosse noch Reisige sichern, daß nur des freien Mannes unerzwungene Liebe ihn wirksam zu schützen vermag? Und kann es heutzutage, in der Zeit der allgemeinen Wehrpflicht, überhaupt nützlich sein, das Heer, durch dessen strenge Schule jeder waffenfähige Mann zu gehen hat, als eine in sich abgeschlossene, zu begrenzende Kasteneinheit in einen Gegensatz zu der Masse des Volkes zu bringen? Der Armee hat, wie Eurer Majestät bekannt ist, auch die große Mehrheit der zwei Millionen Männer angehört, die jetzt für die Sozialdemokratie gestimmt haben; auch sie thaten im Waffenrock ihre Pflicht und eigneten sich da den vielleicht wichtigsten Theil der Fähigkeiten an, die sie nun zu brauchbaren Werkzeugen einer antimonarchischen Bewegung machen: den blinden Gehorsam, die straffe Disziplin und die Bescheidenheit, die sich damit begnügt, in einem riesigen Maschinenbetrieb ein kleines, unscheinbares Rädchen zu sein. Wenn die Armee den jungen Kaiser mit getrostem Vertrauen begrüßte, dann kam dieses Vertrauen aus der in stolzester Jugendkraft prangenden Generation, die damals das Heer bildete und heute, obwohl sie zum großen Theil Sozialdemokraten wählt, noch nicht aus dem Heeresverbande geschieden ist. Der Gegensatz, den der Kaiser zu sehen glaubt, ist, so dachte das Volk, in der Wirklichkeit unserer deutschen Zustände, die keine Prätorianer kennt, nicht vorhanden. Und kaum war das Staunen über diese Rede verhallt, da kam auch schon die Nachricht, wieder sei ein Blatt konfiszirt, wieder ein Verfahren wegen Majestätbeleidigung eingeleitet worden. Wie viele Prozesse solcher Art werden wir noch erleben? Wird die Sozialdemokratie nicht triumphirend nächstens die Ziffer veröffentlichen, die mit Majestätprozessen in diesen zehn bangen Jahren erreicht worden ist, und auf ihre Art so das Jubiläum feiern? So fragte man flüsternd ringsum. Und die sich das verbotene Blatt, in dem sie Fürchterliches finden zu müssen erwartet hatten, insgeheim noch verschaffen konnten, schüttelten, beinahe enttäuscht, die Köpfe und fragten beängstigt weiter: Ist es möglich, daß in einem modernen Lande Solches geschieht, möglich, daß der Deutsche Kaiser sich durch diesen harmlosen Artikel beleidigt fühlt, der offenbar

geschrieben wurde, um einen häßlichen und gefährlichen Verdacht von der Majestät abzulenken? Sollen wir in der Stickluft der Eunuchenpresse den freien, erfrischenden Athemzug mählich verlernen, der das Germanenthum Jahrhunderte lang Kraft schöpfen ließ? Wieder verstand das Volk seinen Kaiser nicht und wieder erwachte, wie so oft schon, die Sorge, ob nicht binnen kurzer Frist die monarchische Entwickelung uns schwere Krisen heraufführen werde.

Das konfiszirte Blatt ist die „Zukunft", der angeblich das Majestätrecht verletzende Artikel ist von mir geschrieben. Da die Angelegenheit mich also leider sehr persönlich betrifft, bitte ich um die Erlaubniß, zunächst darüber sprechen zu dürfen. Sie*) werden gleich sehen, daß es sich nicht, wie es scheint, um eine nur persönliche, das öffentliche Interesse nicht berührende Sache, sondern um ein sehr ernstes Symptom handelt.

Als der das erste Jahrzehnt Ihrer Regirung endende Tag nahte, las man in manchen Blättern präludirende Artikel, nach deren Schilderungen im Deutschen Reich Alles über jeden Begriff herrlich bestellt sein müßte. Kein Schatten einer Verstimmung zwischen Kaiser und Volk, keine Spur einer Minderung des deutschen Ansehens in der Welt, — im Gegentheil: ein wundervolles Wachsen, Blühen und Gedeihen unter dem Szepter eines Monarchen, den die große Mehrheit der Nation in überschwänglicher Liebe verehrt und um den ringsum uns alle Völker der bewohnten Erde beneiden. Mir wurden solche Artikel, wurden Gedichte und Anzeigen von Jubiläumswerken, die buchhändlerische Spekulation zu diesem Tage spenden zu sollen glaubte, in ganzen Haufen ins Haus geschickt. Sie ärgerten mich; denn sie widersprachen der Wahrheit, auch der subjektiven, zu der die Verfasser sich unter vier Augen bekennen würden. Soll, so dachte ich, das alte, unwürdige Spiel fortgesetzt, sollen die unheilvollen Versuche, den Kaiser über die wahre Stimmung zu täuschen, auch bei diesem Anlaß erneuert werden? Das Volk ist mißtrauisch; es kratzt gern, nach neugieriger Kinder Art, von flimmernden Gegenständen den Goldfirniß ab, glaubt gern, daß auch die durch ihre Geburt hoch über die Masse Erhöhten kleiner Menschenschwäche zugänglich sind, und kichert vergnügt, wenn es unter dem Purpur

*) Wenn ich mir im Folgenden gestatte, den Kaiser einfach in der üblichen Pluralform der bürgerlichen Gesellschaft anzureden, so weiß ich, daß diese Form nicht dem Kurialstil entspricht, bemerke aber, für strebsame Staatsanwälte, daß sie in der sogenannten getragenen Rede längst Heimathrecht erworben hat und daß Georg III. von England sich von Junius und selbst der spanische Philipp von Posa so anreden ließen, ohne darob beleidigt oder auch nur verstimmt zu sein.

die Fleischfarbe entdeckt. Es will einen Herrn haben, aber dieses Herrn Wesenheit soll sich von der eigenen nicht allzu sehr unterscheiden. Werden ihm nun Schriften gezeigt, die den Monarchen im niedersten Schranzenstil verherrlichen, dann ist es schnell mit der Ansicht bei der Hand, solche Hymnen müßten doch wohl nach dem Geschmack des Besungenen sein. Und diese Ansicht muß selbst im Hirn der Verständigen Wurzel schlagen, wenn ihnen geschwätzig erzählt wird, der Gefeierte habe sich „huldvollst zur Entgegennahme" eines Buches „bereit erklärt", in dem er als ein auf allen Gebieten menschlicher Bethätigung zur Meisterschaft Herangereifter geschildert wird und dessen Absatz die Unternehmer im Prospekt durch die Bemerkung zu mehren suchen, die Liste der Besteller werde Ihrer Majestät der Kaiserin unterbreitet werden, die einen Theil des Ertrages wohlthätigen Werken zuwenden wolle. Ein solcher Prospekt, einer von vielen, wurde mir, mit recht unfreundlichen Glossen eines Vernunftmonarchisten versehen, gesandt und stimmte den Sinn zu allerlei ernsten Gedanken. Es ist nicht möglich, dachte ich, daß der Kaiser an diesen Dingen, die so übel nach Byzanz duften, im Innersten Freude hat, nicht möglich, daß es ihn befriedigen kann, wenn er erfährt, in der Thiergartenstraße, wo man doch keinen Grund hat, sich für den Bau neuer protestantischer Kirchen besonders zu erwärmen, seien so und so viele Exemplare von Leuten gekauft worden, die ihre Namen vor das Auge seiner Frau bringen möchten, — wie es ihm auch nicht angenehm sein kann, daß auf Plakaten und in Theaternotizen sein hoher Titel zu Reklamezwecken mißbraucht wird. Er läßt wohl, weil er sie nicht hindern kann, den Dingen ihren Lauf, lobt vielleicht auch den Eifer der Unternehmer, aber seiner innersten Neigung entspricht solches Gebahren sicher nicht. In diese Stimmung wehte der Zufall die Erinnerung an Laboulayes reizvolles Märchen vom Prince-Caniche hinein. Das weltberühmte, durch Geist und Grazie entzückende Buch schildert, wie ein edler Fürstensohn allen Versuchen der Byzantiner, ihn zu verblenden und zum Tyrannenwahn zu erziehen, siegreich widersteht, weil die Erfahrungen, die er selbst macht — der Märchendichter läßt sie ihn als Pudel machen —, ihn zu ganz anderer Anschauung und zu weiser Selbstbescheidung führen. Hyazinth hat als fünfzehnjähriger Prinz, dessen Geist eine schlechte Tradition verwirrte, die eigene Kraft überschätzt, seiner Körperstärke und namentlich seiner Intelligenz zu viel zugetraut, aber er findet sich, als er auf den Thron gelangt ist, bald selbst und wird nicht nur ein guter König, nein: ein Musterbild moderner Monarchentugend. Da hatte ich ja, was ich brauchte, um die auch

in loyalen Gemüthern entstandenen Zweifel schnell und hoffentlich für immer zu verscheuchen. Wilhelm der Zweite gleicht, wenn er ihm je glich, nicht mehr dem Prinzen, gleicht, wenn mein Blick nicht trügt, noch nicht dem König Hyazinth: er steht in der Mitte des von jedem temperamentvollen, mit einem reichen Erbe beschenkten Monarchen zu durchmessenden Weges und erst das zweite Regirungjahrzehnt kann über sein Charakterbild volle Klarheit schaffen. Jetzt aber, gerade jetzt, nach dem von der Profitsucht bewirkten Jubiläumslärm und nach den Wahlen, schien mir die Stunde gekommen, wo man andeuten durfte und sollte, wie eine sympathische Monarchenpersönlichkeit das Herandrängen byzantinischer Liebedienerei empfinden muß, wie sie das Maß des eigenen Wesens viel richtiger und viel bescheidener zu bestimmen weiß als der Troß der kleinen Leute, die sie, geschäftig wedelnd, umdienern, weil sie dabei einen fetten Bissen oder mindestens einen Huldbeweis zu erschnappen hoffen. Der in der kleinen Fabel skizzirte König weist allzu hitzige Bewunderer in ihre Schranken zurück und bekennt sich zu Ansichten, die jeden Monarchen zieren müßten. In der Märchenwelt könnte er so sprechen, wie ich ihn sprechen ließ, könnte er auch die Einstampfung von Schriften befehlen, deren Geruch ihm nicht wohlgefällig ist. In der gemeinen Wirklichkeit hat der moderne Monarch diese Macht nicht, spricht er auch wohl vor Privatpersonen aus einer ihm fremden Gesellschaftschicht nicht seine geheimsten Gedanken aus. Ist es aber beleidigend, anzunehmen, daß auch ein moderner Monarch über byzantinische Regungen im Innersten wenigstens so denkt, wie der zum Muth der Wahrheit gereifte König Hyazinth in der Fabel darüber spricht? Ist es eine Verletzung des Majestätrechtes, wenn man dem Volk sagt, es solle den Monarchen nicht für Erscheinungen verantwortlich machen, die er gewiß mit nicht geringerem, vielleicht mit größerem Unwillen sieht, als die Massen selbst sie sehen? Kann es im Jahre 1898 einem Monarchisten im Deutschen Reich verboten sein, in einer kleinen Fabel, deren Held der wärmsten Sympathien würdig ist, zu zeigen, wie eine edle, durch schmerzliche Erfahrung geläuterte Monarchennatur allzu beflissene Verherrlichungen als unerfreulich empfindet, — schon, weil sie fühlt, daß solche unerbetenen Dienste dem Volk ein falsches, gefährliches Bild ihres Wesens geben können?

Diese drei Fragen hat ein von der Staatsanwaltschaft veranlaßter Amtsgerichtsbeschluß bejaht. Wer an die neue und neueste Gerichtspraxis nicht gewöhnt ist, wird staunend forschen, wo denn die Beleidigung der Majestät in einem Artikel zu finden sei, in dem der Kaiser

nicht mit einer Silbe erwähnt wird und in dem er, wenn sein Wesen wirklich der Pudel-König verkörpern sollte, doch nur in der anmuthigsten Gestalt erschiene. Und der Forscher wird weiter fragen, ob ein Märchen, das in Frankreich vor einunddreißig Jahren, in der schlimmsten Zeit der napoleonischen Büchercensur, in den Tagen des erbitterten Polizeikampfes gegen Rocheforts Lanterne, unbeanstandet blieb, heute im Deutschen Reich den Thatbestand eines Majestätverbrechens enthält, — vielleicht auch, ob nicht viel eher die Annahme beleidigend gewesen wäre, der Kaiser könne mit innerem Behagen auf die üppig ans Licht wuchernden byzantinischen Künste blicken, könne sich freuen, wenn er liest, daß er auf allen Gebieten menschlicher Bethätigung ein Meister ist, könne am Ende gar befriedigt schmunzeln, wenn der von seinem Wink abhängige Theaterintendant ihm ins Gesicht zu sagen wagt: „Nur unter den Augen Eurer Majestät, nur dem weisen Rath, den allzeit das Richtige treffenden Anweisungen, dem hohen und feinen Kunstverständniß, dem umfassenden Wissen Eurer Majestät ist es möglich gewesen, die königlichen Theater so weit zu bringen, daß ihre Aufführungen, wie ich sagen darf, mit wenigen Ausnahmen wohl jederzeit als Parade- und Festvorstellungen vor Eurer Majestät gegeben werden könnten." Die Annahme, solches Gerede könne den Kaiser erfreuen, würde auch ich heute noch für ungerecht, für beleidigend halten; sie zu entwurzeln, war der Zweck der kleinen Fabel und kaum Etwas konnte mich mehr überraschen als der Versuch, in ihr eine Kränkung des Kaisers zu finden. Da ich aber recht häufig schon das Objekt der vivisektorischen Bemühungen strebsamer Staatsanwälte gewesen bin, habe ich mich in die dunklen Gedankengänge solcher Herren nachgerade hineinfühlen gelernt und kann mir auch jetzt schon ungefähr vorstellen, wie sie ihre übereilte Anklage später begründen werden; bei derartigen „Begründungen" wird fast immer ja nach dem Satz Edmonds Schérer verfahren: Rien n'est plus répandu que la faculté de ne pas voir ce qu'il y a dans un article, et d'y voir ce qui n'y est pas. Ein Herr in der Robe wird sich also am festgesetzten Tage des Termines vom Sitz erheben, das Barett aufstülpen und sprechen: „Der Angeklagte macht geltend, er habe einen der höchsten Sympathie würdigen Monarchen geschildert und ihn Worte sprechen lassen, die jedem Herrscher zur Ehre gereichen müßten. Das ist unbestreitbar richtig, wird auch von der Anklagebehörde natürlich nicht bestritten. Da aber dem Angeklagten bekannt war, daß unseres Kaisers Majestät nicht so zu reden geruht haben, wie er seinen Fabelkönig reden läßt, wollte er einen Vergleich heraufbeschwören, der die Allerhöchste

Person zu verhöhnen und verächtlich zu machen voll und ganz geeignet ist. Er wollte sagen: ‚So müßte ein guter Monarch sprechen, — fragt Euch, Ihr Leser, also selbst, ob Einer, der nicht so spricht, ein guter Monarch sein kann!‘ Der Angeklagte hat demnach die Absicht, des Kaisers Majestät herabzusetzen, in sein Bewußtsein aufgenommen; er hat freilich, aus dem Gefühl einer Vorsicht, die man weniger höflich auch Feigheit nennen könnte, die Folgerungen seinen Lesern überlassen, mindestens aber mit unbestimmtem Dolus gehandelt und deshalb habe ich, im Interesse der durch solches Treiben gefährdeten Rechtsordnung, zu beantragen“ u.s.w. Vorher aber wird er sich emsig bemühen, dem Gerichtshof zu beweisen, alles Ungünstige, was über den Prinzenknaben Hyazinth gesagt ist, müsse unbedingt auf den Kaiser bezogen werden, während die überaus günstige Schilderung des Königs Hyazinth für das Urtheil gar nicht in Betracht kommen könne... Ich will nicht erst fragen, ob solche Gesinnungriecherei, solches Schnüffeln nach Anspielungen überhaupt der Rechtspflege eines modernen Landes würdig ist, nicht prüfen, was mit solchen Waffen gegen Treitschkes Charakteristik Friedrich Wilhelms des Vierten, gegen den „Talisman“ des Herrn Fulda und manches andere Werk auszurichten gewesen wäre. Aber ist dem begründenden Staatsanwalt der Unterschied zwischen dem Märchenstil und den Lebensformen unserer Alltäglichkeit denn wirklich unfaßbar? Weiß er nicht, daß in der Märchenwelt, wo Baum und Busch, wo Alles, was kreucht und fleucht, mit menschlicher Stimme und menschlichem Intellekt begabt ist, jedes handelnde oder leidende Wesen aussprechen darf und muß, was es in der Wirklichkeit schweigend fühlen würde? Und hat er nicht einmal bemerkt, daß ich selbst in der Märchenform noch ausdrücklich sagte, der Bericht über die Rede des Königs entstamme wahrscheinlich einem Organ der Umsturzpartei — einer märchenländischen Umsturzpartei, die, nach alter Legendensitte, den König gegen die Kamarilla auszuspielen versucht —, während das unter ministerieller Verantwortlichkeit redigirte Regirungblatt keine Silbe davon mittheilte? Mit fast zu derber Deutlichkeit wies diese Bemerkung den Leser doch darauf hin, nicht in offiziellen Berichten etwa das Echo des Empfindens zu suchen, das in der Seele eines Monarchen lebt, und sich durch die Kahlheit solcher Berichte nicht den Glauben an den guten Geschmack eines Regenten rauben zu lassen... Wenn man den kleinen Artikel so versteht, wie er gedacht ist und von Unbefangenen nur aufgefaßt werden kann, aufgefaßt worden ist: wo bleibt dann die Spur einer beleidigenden Absicht oder Wirkung?

Ich sehe dem Prozeß seelenruhig entgegen. Noch sind wir am

Ende doch nicht so weit, daß man im Deutschen Reich Richter finden könnte, denen dieser Artikel hinreichenden Stoff zu einer Verurtheilung böte. Wären wir so weit, dann hätten wir allzu redlich den Hohn des Auslandes verdient, das schon jetzt von dem Khalifat Deutschland sich höhnisch zu raunen erdreistet. Dann wäre der alte Ruhm deutscher Rechtspflege im Fundament erschüttert und Treitschkes wehmüthiges Wort furchtbare Wahrheit geworden, daß eine ernste Publizistik bei uns nicht mehr möglich ist. Dann müßten wir auf gekrümmten Knien um gnädige Wiedergewährung der alten Präventivcensur betteln, deren Zustände im Vergleich mit den heutigen paradiesisch zu nennen wären. Aber wir sind nicht so weit, können so weit nicht sein, — und deshalb will ich nicht bärmlich über die neue schwere Schädigung jammern, nicht fragen, ob der Anblick solcher Prozesse die zusammenschrumpfende Schaar der monarchisch Gesinnten mehren und die Fremden lehren kann, wie herrlich unter dem Szepter des dritten Kaisers in Deutschland Wohlfahrt und Freiheit blüht. Eine Enttäuschung ist diesmal selbst dem Pessimisten nicht denkbar; denn das Gericht, das mich verurtheilte, spräche damit ja aus, mein Glaube an den guten Geschmack und den bescheidenen Sinn des Monarchen sei unberechtigt gewesen. Ich werde mir diesen Glauben durch keine Tölpelei des Uebereifers zerstören lassen und nicht wankend werden, wenn zur Abwechselung auch einmal ein juristischer Staatsbeamter das Bedürfniß fühlt, sich im hellsten Licht zu blamiren. Ich werde weiter der Ueberzeugung leben, daß Wilhelm der Zweite so denkt, wie ich Laboulayes Hyazinth sprechen ließ. Und wenn ich offiziell und unzweideutig darüber belehrt werden sollte, daß er wider Erwarten nicht so denkt, dann werde ich mir sagen: Er kennt die Stimmung des Volkes nicht, hält, was künstliche Mache, was der Brunstschrei der nach Gunst oder nach Vortheil gierigen Profitwuth ist, für das Echo der Wahrheit und glaubt, der Volksstimme, mag sie ihn mit der Schmeichelsucht der Liebe auch nach seinem Gefühl überschätzen, den Weg zu seinem Ohr nicht versperren zu dürfen.

Und hier wird die scheinbar private zur öffentlichen Angelegenheit; hier mündet die Klage des Einzelnen in die Besorgniß eines großen und wichtigen Theiles der deutschen Volksgemeinschaft.

„Sire," so sprach Junius einst zum dritten Georg, „es ist das Unglück Ihres Lebens und die tiefste Ursache der unheilvollen Erscheinungen, die wir unter Ihrer Regirung erleben mußten, daß Sie die Sprache der Wahrheit nicht hören, sie in den Klagerufen Ihres Volkes nicht belauschen können. Noch sind wir bereit, alle bejammernswerthen

Vorgänge zu vergessen und auf das natürliche Wohlwollen Ihres Wesens die stolzesten Hoffnungen zu setzen. Weit sind wir von dem Gedanken entfernt, Ihre Absicht könne übel, könne auf die Zerstörung der Grundrechte gerichtet sein, auf denen alle bürgerliche und politische Freiheit in Ihrem Lande beruht. Nährten wir einen für Ihr Ansehen als eines gewissenhaften Königs so schimpflichen Verdacht, dann würden wir für unsere Vorstellungen schon längst nicht mehr den Ton demüthiger Klage wählen. Englands Volk hält dem Hause Hannover die Treue, nicht, weil es eine Familie der anderen vorzieht, sondern, weil es überzeugt ist, daß für die Erhaltung seiner bürgerlichen und religiösen Freiheiten die Herrschaft dieser Familie nothwendig war und ist. Ein Fürst, der dem bösen Beispiel der Stuarts folgen wollte, sollte gerade durch dieses Beispiel belehrt und gewarnt werden und, statt sich stolz seines hohen Königstitels zu rühmen, lieber still bei sich bedenken, daß Kronen in Revolutionen nicht nur gewonnen, nein, auch verloren werden können." Die Verhältnisse lagen in mancher Beziehung damals in England anders als heute im Deutschen Reich; und mir fehlt die Kraft, die des Junius Stimme weithin durch die Lande trug. Nicht zum Wortführer der deutschen Nation bin ich berufen, sondern nur, wie ich vor sechs Jahren schon schrieb, zu der Rolle des Knaben, der in Andersens Märchensatire von des Kaisers neuen Kleidern dem von den Schranzen belogenen Monarchen die Wahrheit sagt. Das habe ich, so weit meine Kraft es erlaubte, oft gethan, ganz direkt und unzweideutig, ohne Verhüllung und mit einer Schärfe, die der jetzt inkriminirte Artikel nicht annähernd erreicht. Vielleicht wurde dieser harmlose, nah an allzu zärtliches Vertrauen in die Urtheilsfähigkeit eines persönlich mir doch Unbekannten streifende Artikel auch nur herausgesucht, auf daß man den Richtern vorreden könne, es sei meine Art, Bosheit in die Falten eines Fabelgewandes zu wickeln. Wenn diese freundliche Absicht bestünde, würde sie vereitelt werden. Man greife den schärfsten Artikel heraus, den ich je über ein Wort, eine Handlung Wilhelms des Zweiten geschrieben habe, klage mich als Verfasser dieses Artikels an und sehe zu, ob selbst in der erregten Rede die gute Absicht so verkannt werden kann, daß eine Verurtheilung möglich wird. Aber man wage wenigstens, diesen Weg offen zu beschreiten. Soll ich schon wiederum vor dem Richter stehen, dann will ich nach meinen ernsten Bemühungen, nicht nach einer im Märchenreich erwachsenen Unbeträchtlichkeit, beurtheilt sein. Im Deutschen Reich ist heute, wie einst im England des Junius, nichts wichtiger als daß an einer Stelle mindestens noch die subjektiver Ueberzeugung entspringende Wahrheit rück-

haltlos ausgesprochen wird; vielleicht dringt sie dann doch auf die Höhe des Thrones. Man kann mir durch fortgesetzte Tracasserien, durch Verbote, Anklagen und Konfiskationen, das Leben völlig verekeln, mich, der gern den Rest seiner Nervenkraft retten möchte, zur Einstellung meiner Thätigkeit zwingen. So lange ich aber noch Athem habe, so lange ich auf diesem Posten nicht von dem besseren Mann, den ich herbeisehne wie den Befreier, abgelöst werde, wird nichts, gar nichts, mich hindern, auszusprechen, was ist. Und wenn der Wunsch, mich ins Gefängniß zu bringen, endlich erfüllt, wenn auch jeder Andere, der noch ein offenes Wort zu sagen wagt, unschädlich gemacht würde: was wäre dann gewonnen?... Schopenhauer schrieb einmal: „‚Die Wahrheit steckt tief im Brunnen', hat Demokritos gesagt und die Jahrtausende haben es seufzend wiederholt. Aber es ist kein Wunder, wenn man, sobald sie heraus will, ihr auf die Finger schlägt." Mich mag man in täppischem Eifer auf die Finger schlagen, meinetwegen auch auf den Kopf; an mir liegt nichts. Damit man aber sieht, daß mich das Ausholen zum Schlage noch nicht wie einen Jammermann erschlottern läßt, will ich, was mir wahr scheint, wenigstens gründlich sagen, — auf die Gefahr, der Strebsamkeit neues Material zu neuen „Begründungen" zu liefern.

Sie werden, Herr Kaiser, schmählich seit Jahren belogen. Die Stimmung ist nicht so, wie sie Ihnen geschildert wird, ist vielmehr so, daß die wärmsten Anhänger der Monarchie sie bekümmert, mit wachsender Besorgniß sehen. Ihnen hat man, wie ich annehme, gesagt, zuerst habe die von Friedrichsruh gespeiste Bismarckfronde, dann die Agrarfronde gegen Ihr Ansehen gewühlt; Beider Tücke, so fahren die Tuschler wohl fort, sei siegreich längst durch die Macht Ihrer strahlenden Persönlichkeit überwunden, der sich der Erdkreis in Bewunderung beuge, und nun schalle, außerhalb des Lagers der rothen Rotte, nur eine hell jauchzende Stimme des Jubels über Ihre Reden und Thaten durch das deutsche Land. Als Beweisstücke werden Ihnen dann wahrscheinlich Zeitungausschnitte vorgelegt, aus denen das höchste Lob Ihnen entgegenklingt. Das Alles ist unwahr. Die Jubelartikel werden bei Parteiführern bestellt, denen man ins Ohr flüstert, es sei für die Fraktionzwecke nützlich, den Kaiser bei guter Laune zu erhalten, oder sie entstammen dem Geschäftssinn der Bourgeoisie, die aus Plusmachersucht um jeden Preis die Ruhe bewahrt wissen möchte und erst ungeberdig werden wird, wenn eines häßlichen Tages der kleinste Konflikt die Schachermachei und deren heiligste Güter bedroht. Die Leute, die, weil der Brotherr es heischt, diese Artikel schmieden müssen, glauben kein Wort von Dem, was sie schreiben; sie sitzen, während an Daumen

und Zeigefinger noch die Tintenspur klebt, abends im Wirthshaus und erzählen einander Kaiseranekdoten. Genau das Selbe thun die Offiziere in den Kasinos, die Beamten in den Ministerien und Präsidialbureaux. Die konservativen Abgeordneten, die in dröhnendem Prologpathos ihre monarchische Gesinnung betheuern, haben ihrem Gutsnachbar eben den neuesten Hofklatsch über Sie mitgetheilt. Die Herren vom Hofdienst, die Ihnen aufwarten, haben aus dem Simplicissimus oder dem Kladderadatsch in wonnigem Behagen eben eine möglichst gepfefferte Anspielung auf Ihre letzte Soldatenrede geschluckt. Und die Richter, die eben einen Beleidiger der Majestät ins Gefängniß schickten, schlürfen grinsend beim Frühstück den neuesten Kaiserwitz ein, der gestern in einer Gesellschaft hoch betitelter Männer von Mund zu Munde ging. Daß solche erbärmliche Heuchelei dem deutschen Boden entkeimen konnte, dünkt Sie undenkbar. Thun Sie den Männern nicht Unrecht, von denen ich sprach! Sie sind Ihnen treu, lieben die Institutionen, deren Vertreter Sie sind, und wären glücklich, wenn sie nie ein unfreundlich kritisirendes Wort über den Monarchen hören müßten. Aber sie hören es überall; denn wo heute zwei Monarchisten, die einander der Denunziantenschmach nicht für fähig halten, beisammen sitzen, da wird dieses Thema berührt, — muß es berührt werden, weil fast jeder öffentliche Vorgang, jedes politische, wissenschaftliche oder künstlerische Ereigniß den Betrachter schnell auf Sie und Ihre Stellung zur Sache zurückführt. Wenn alle Leute, die bei solchem Anlaß gegen die strenge Auslegung des Strafgesetzes verstoßen, von Ihren Dreschern der Majestätbeleidigung angeklagt würden, säße bald die ganze Elite des deutschen Volkes hinter Kerkermauern und die Welt würde beklommen dann erkennen, daß Treitschke Recht hatte, als er zu sagen pflegte, jeder ehrliche Royalist sündige heutzutage mindestens einmal in jedem Monat gegen den Majestätparagraphen. Sie dürfen nicht zürnen, wenn von dieser allgemeinen Stimmung nach und nach auch die Männer angesteckt worden sind, die in Ihrem Namen das Recht sprechen, Rekruten drillen und Verfügungen ins Land gehen lassen. Keine Bismarckfronde und keine Agrarfronde hat diese Stimmung erzeugt: eine Reihe unseliger Mißgriffe und Mißverständnisse hat sie geschaffen und Bismarck hat, mit seinem weit vorausschauenden Blick, nur früher als Andere die dräuend heraufziehende Gefahr erkannt. Lassen Sie mich über die Ursachen der monarchischen Krisis heute schweigen. Ich habe sie oft zu schildern, oft die Hindernisse einer Verständigung aus dem Wege zu räumen versucht und es scheint mir nicht geziemend, in

direkter Rede jetzt hier früher Gesagtes zu wiederholen und anmaßend einem Kaiser vorzurücken, was er nach meiner Ansicht in seinem Wandel etwa verfehlt haben könnte. Eins nur will und muß ich noch sagen: Die monarchische Mehrheit des Volkes fürchtet, daß die Freiheit Ihres Auges durch eine Binde gehemmt ist, die schlaue Höflingskunst der Liebediener fältelte und schlang, und daß, wenn diese Binde nicht sehr bald entfernt wird, die Möglichkeit harmonischen Zusammenwirkens von Kaiser und Volk rascher und völliger vernichtet werden muß, als Sie in der königlichen Einsamkeit des Hofgetriebes heute noch zu ahnen vermögen.

Das ist meine Wahrheit, ist die Wahrheit, die tausend ernste, ihrem Kaiser treu ergebene Männer täglich ausstöhnen und in deren Dienst auszuharren sie mich in ergreifenden Briefen beschwören. Nicht mir, dem kleinen Literaten, sollen Sie glauben. Fragen Sie Ihre Minister, und wenn die nicht klipp und klar antworten, Ihre greisen, in den Ruhestand verabschiedeten Offiziere. Die werden nicht lügen, werden im Angesicht des Todes nicht die unmännische Sünde auf sich laden, die der alte General Pape vor ein paar Jahren Hochverrath in Reihe und Glied genannt haben soll. Fragen Sie den Fürsten Bismarck, Herrn Bronsart von Schellendorff, Aug in Auge sogar den Freiherrn von Stumm, ob die Stimmung nicht genau so ist, wie ich sie hier geschildert habe, ob nicht die Grundmauern des monarchischen Sinnes sacht schon zu wanken beginnen und nur die Heuchelei noch, der oft verhöhnte Cant, das Dekorum wahrt. Fragen Sie Ihre gekrönten Vettern, die Bundesfürsten, wie es in ihren Staaten aussieht und welche Erwägungen während der letzten Jahre in den zur Reichsgründung opferfroh vereinten Dynastien erwachsen sind. Wer Ihnen die Dinge anders darstellt, lügt in seinen Hals oder hat nie Gelegenheit gehabt, die Verhältnisse in der Nähe zu sehen. Und wenn Sie über Einzelheiten wahrhaftig unterrichtet sein wollen: lassen Sie sich von dem Rektor der Alma Mater erzählen, wie von den berliner akademischen Lehrern Ihr Wort beurtheilt worden ist, Schule, Universität und Theater hätten „Werkzeuge des Monarchen" zu sein; und fragen Sie auf Ehre und Gewissen den Grafen Bolko zu Hochberg, ob er wirklich glaube, Sie seien der Einzige, dessen Leitung und Weisung die Hofbühnen fördern könne. Rufen Sie die bewährtesten Vertreter der exakten Wissenschaften und des Heeres herbei und fordern Sie von ihnen hüllenlose, ungeschminkte Wahrheit. Versammeln Sie die vorragendsten Künstler um Ihren Thron und lassen Sie sie, als wären sie unter sich und unbelauscht, über die

Wirkung Ihres Einflusses auf die deutsche Kunstgestaltung sprechen. Wenn sich aus Alledem dann ergiebt, daß ich das reine Bild der Wahrheit wissentlich entstellt, ihre Züge bübisch verzerrt habe, dann wird es Zeit sein, den ungeduldigen Bütteln zu winken. . . Aber mir bangt — soll der Patriot sagen: leider? — nicht vor dem Nahen solcher Fährlichkeit.

. . . Zwei Männer, denen Genie und Erfahrung das tiefste Dunkel monarchischen Wesens erhellte, haben über die heute wohl wichtigste Königspflicht gute, einander ergänzende Worte gefunden. Bonaparte sagte: Un roi n'est pas dans la nature; il n'est que dans la civilisation. Il n'en est pas de nu; il ne saurait être qu' habillé. Und Bismarck fügte, ohne vielleicht Napoleons Wort zu kennen, die besser pointirte Lehre hinzu, ein moderner Monarch solle sich so selten wie möglich ohne ministerielle Bekleidungstücke zeigen. Thut er es, wie es sein Recht ist, dennoch, dann darf er sich über die Wirkung solchen Wagemuthes nicht wundern, dann muß er auf seine Rede großmüthig auch die Gegenrede dulden, muß der nackt Einherschreitende gestatten, daß hier und da ein Knabe ihm zuruft: Herr König, Ihr seid ja nackt! Solcher Ruf mag manchem schüchternen Gemüth skandalös scheinen; der Rufer darf sich aber mit Augustus trösten, der meinte, wenn eine Wahrheit skandalös sei, müsse man, um sie hören zu können, den Skandal eben mit in den Kauf nehmen. Do sich kein Besserer meldete, habe ich gewagt, die Wahrheit zu sagen, — und das Wagniß dünkt mich, offen gestanden, nicht einmal allzu groß. Die Zeiten sind ja längst vorbei, wo Karl der Zehnte Berryers Bedenken lächelnd mit dem Wort abwehren konnte: „Ich bedarf keiner Erfahrung. Sie halten mein Beginnen für tollkühn; aber Gott steht mir täglich durch Mittheilungen bei, über deren Ursprung ich mich nicht täuschen kann." Die Geschichte der Dynastien hat gelehrt, daß jeder Monarch der Erfahrung bedarf, und der Märchendichter hat gezeigt, wie solche Erfahrung die Befreiung aus dem Bannkreis des Schranzenthumes bringt. Wer Laboulayes Pfaden folgte, kann, auch Das nun lehrt die Erfahrung, heute im Deutschen Reich eines Majestätverbrechens angeklagt werden. Aber kann man einen Monarchen mehr ehren, das feste Vertrauen in seine reine, den edelsten Zielen zugewandte Absicht besser beweisen als dadurch, daß man offen den Glauben bekennt, er wolle die Wahrheit hören?

Daß sie, von keiner Schranke, keiner spanischen Wand, keiner Lakaienkunst gehemmt, Ihr Ohr erreichen, daß die gute Absicht wenigstens wohlwollend beurtheilt werden möge, wünscht aufrichtig und in Ergebenheit

M. H.

Literaturgeschichte.

Im Jahre 1721 sprach Professor Reimann in dem sechs Bände umfassenden „Versuch einer Einleitung in die historiam literariam“ die hübschen Worte: „Ich bin vom Geblüte ein Teutscher. Ich lebe und lehre unter denen Teutschen. Ich habe auch in meinem Herzen die gewisse Ueberzeugung, daß die Historia literaria derer Teutschen denen Teutschen am Meisten zu wissen nöthig sey.“ Seitdem ist auf allen Gebieten geschichtlicher Forschung Ungeheures geleistet worden. Die Literaturgeschichte ward erst zur Wissenschaft; ein neues gewaltiges Feld ward erschlossen; Tausende von fleißigen Handlangern bebauen es nach den Plänen ihrer Meister. Und verzweifelt fragt sich der neu in den Kreis aufgenommene Schüler, wie er vor dieser auf ihn eindringenden Stofffülle bestehen, die Arbeitleistungen von Generationen auch nur oberflächlich beherrschen soll. Käm der gute Reimann noch einmal zur Welt, er würde trotz seinem eifrigen Muth, der ihn sogar eine Historia literaria antediluviana schreiben ließ, entsetzt vor den himmelhohen Papierbergen zurückfahren, die sich ihm als Beiträge zu einer Historia literaria entgegenthürmten, und die „gewisse Ueberzeugung“, daß denen Teutschen nichts „"higer zu wissen sey als Literaturgeschichte, bliebe ihm wahrscheinlich in der Kehle stecken. Aber vielleicht würde er die alten Worte trauriger noch wiederholen können. Denn wenn er sich umschaute, könnte er keine rechte Freude haben. Was Mittel sein und bleiben soll, ist zum Zweck geworden. Die Geschichte ist in den Hintergrund getreten, die Philologie herrscht. Nicht als ob hier das alte Klagelied angestimmt und die philologische Forschung in Bausch und Bogen verdammt werden sollte. Wer einmal nach strengster Methode gearbeitet hat, kennt auch den Segen dieses Arbeitens. Aber immer wieder wird vergessen, daß nur der Geist lebendig macht, daß die Männer und Helden der Vorzeit erst dann aus ihren Särgen aufstehen, wenn mein lebendiger Odem sie getroffen, daß dieser ganze Philologenfleiß nur die Sandkörnchen herbeiträgt zu dem Erdkloß, aus dem der Geist Gottes, die göttliche Mitgabe, die das Genie empfangen, erst Menschen werden läßt. Die germanische Philologie hat ja gewiß Großes geleistet; aber es ist mit ihr Werk, daß heute eine unerhörte Urtheilslosigkeit, ein Fehlen oder Verschieben aller Maßstäbe eingetreten ist. Die Augen, die zu viel durchs Mikroskop geschaut, sie haben stets, wenn sie sich dem wachen Tage zuwenden, den sicheren Blick verloren für die Größenverhältnisse, jenes ruhige Unterscheidungvermögen, dessen Mangel sich in unserer literarischen Kritik so fühlbar macht. Eine ganze Armee gut gedrillter Unteroffiziere, — und nirgends ein Feldherr. Ganze Bibliotheken fleißiger Einzeluntersuchungen, — und nirgends ein gewaltiges Ganze. Nehmen wir an, ein gebildeter Mensch wünsche heute eine Geschichte der

deutschen Literatur zu besitzen: wo ist ein Werk, das man ihm freudigen Herzens empfehlen könnte wie auf benachbartem Gebiet etwa Ranke und Treitschke? Gewiß, Scherer und Julian Schmidt, deren Art sich den genannten Historikern vergleichen läßt, haben theilweise Treffliches geleistet. Scherer klar, fein, diplomatisch, etwas kühl, durchaus verläßlich, kurz, aus rankischem Holz und wie Ranke eine Schule bildend; Julian Schmidt kräftiger, wuchtiger, wärmer, oft übers Ziel schießend, durchaus unphilologisch, vom Journalismus ausgehend, kurz, sich Treitschke nähernd und wie Dieser ohne wissenschaftliche Schule. Beide genügen aber dem Ideal einer deutschen Literaturgeschichte, wie ich es mir heimlich zurechtgezimmert habe, mit ihren Versuchen nicht. Eben so wenig die heute nicht mehr ganz frischen Gervinus und Koberstein, so viel die Nachfolger dem liberalen Doktrinär und dem verkappten Romantiker auch zu danken haben. Wer also bleibt? Und giebt es da keine Antwort: in welcher Richtung soll die ersehnte Geschichte unserer Literatur dann liegen?

Hoffmann von Fallersleben, dessen hundertsten Geburtstag wir neulich gefeiert haben, sprach es einst aus, daß eine Wissenschaft ohne lebendigen Zusammenhang mit dem Volksbewußtsein ein totes glitzerndes Ding sei. Er war gewiß weder ein bedeutender Forscher noch ein großer Dichter, aber die starken Wirkungen, die er ausgeübt und die im umgekehrten Verhältniß zu seinen Leistungen stehen, beweisen am Besten, welchen feinen Instinkt er für Zeitbedürfnisse hatte. Auch in dem eben citirten Satz liegt nicht nur ein Körnchen, sondern ein ganzes Korn Wahrheit. Ob uns die Erfahrung lehrt, daß die größten Anstöße fast immer von Leuten ausgegangen sind, über die gerade Fachgenossen gelächelt haben; ob wir in den bedeutendsten Historikern klar den Zusammenhang ihrer Arbeiten mit den Bedürfnissen und der Sehnsucht ihres Volkes erkennen; ob der alte Ranke als Resultat seiner Beobachtungen aussprach, daß der Erfolg und das Bestehen eines Geschichtwerkes von seinem Stil abhänge: Das Alles sind nur andere Umschreibungen jener Forderung, die Hoffmann von Fallersleben in richtiger Witterung erhebt. Wohlgemerkt: nicht jenen sogenannten „populären" Werken will ich das Wort reden, wie sie von handfertigen Lohnschreibern jährlich zu Dutzenden hergestellt werden. Nichts ist billiger. Sondern ich meine Werke, getragen von einer Persönlichkeit, die im vollsten Leben ihrer Zeit steht, über ihr Fach hinaus sich den freien Blick und das wache Interesse bewahrt, unverlierbaren Heimathboden unter den Füßen hat, selbst begeistert und deshalb auch begeisternd ein Führer ist. In jedem großen Historiker walten starke sittliche Kräfte. In jedem großen Historiker steckt eine dichterische Potenz. Sie allein ist es, die uns bezwingt. Sucht der Philologe die äußere Wahrheit, so sucht der Historiker die innere. Was thuts, daß Treitschke hier und da sich verzeichnet hat, was thuts, daß man ihm nachweisen kann: hier

und da irrst Du? Lebt eine Gestalt der Geschichte bei ihm und durch ihn anders, als sie gelebt hat: sie lebt doch wenigstens. Der gute Luden hat die Empörung aller Philologen einst erregt, weil er Karl dem Großen einfach blaue Augen gab, — blaue Augen aus eigenster Machtvollkommenheit, denn Einhard weiß nichts davon. Nun möcht ich nicht behaupten, daß nach dieser Analogie unsere Historiker ihre Phantasie gerade weiter in Thätigkeit setzen und etwa frei nach den Denkmalen der Siegesallee die Helden und Fürsten zeichnen sollen, aber dieser kleine lebendige Zug, der Luden so oft unter die Nase gerieben wurde, ist doch wirklich so nebensächlich, daß er nichts wider ihn besagen will. Ja, ich bin manchmal so ketzerisch, daß ich glaube, er spreche sogar für ihn, denn er beweise, daß ihm aus seinen Studien die Gestalt Karls zum Greifen lebendig hervorgewachsen war. Und in diesem Sinne soll es verstanden werden, wenn ich sage: die Wissenschaft soll mehr zur Kunst werden. Auch die Stirn des Historikers soll gesalbt sein mit einem Tropfen jenes Oels, das Dichterstirnen salbt. In festeren Grenzen arbeitet seine Phantasie; aus hundert oder tausend überlieferten Zügen muß er, ordnend, ausscheidend, zusammenfassend, ein lebendiges Wesen schaffen, an das man glaubt. Kann er Das nicht, so ist er bei allem Fleiß und Quellenstudium, bei aller Detailforschung eben kein Historiker.

Ich will hier ein Wort von Georg Brandes citiren, das am Schluß der „Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts" zu finden ist. „Unpersönlich gesehen, gleicht die Literatur eines halben Jahrhunderts einem Chaos von Hunderttausenden von Werken in einer großen Anzahl Sprachen": so leitet er seine Bemerkung, die eine Vertheidigung ist, ein. Und mit einer scharfen Wendung gegen die Beurtheiler, die sein Verfahren an Prokrustes erinnerte, fährt er fort: „Der wahre Prokrustes, der hier gruppirt, in Gegensatz stellt, stilisirt, hervorhebt, in den Hintergrund rückt, ausstreckt und verkürzt, in volles Licht, in Halbdunkel oder in Schatten stellt, ist jene Macht, die man sonst Kunst zu nennen pflegt." Zugegeben, daß Brandes an Eigenmächtigkeit oft bis zur äußersten Grenze geht, aber dem selben Prinzip, dem er diese Vorwürfe verdankt, verdankt er auch seine außergewöhnlichen Siege, die nicht nur Dänemark, sondern Europa kennt. Das imperatorische Talent ist es, das da gesiegt hat, die Feldherrnkunst, die das Ganze einer großen Leitidee unterstellt, die eine unabsehbare Armee zu Regimentern und Bataillonen kommandirt und auch oft zur Verzweiflung der Unteroffiziere Regimenter auseinanderreißt um des großen Planes, des höheren Gesichtspunktes willen.

Es ist interessant, zu beobachten, wie alle die Literaturgeschichten, die Erfolg hatten, in scharfer Ausprägung solch eine Leitidee, ich möchte fast sagen: eine unliterarische Leitidee haben. Die schlechten lehren es fast noch

deutlicher als die guten. Da sind die von König und von Leixner. König mit seinem festen konservativ-christlichen, etwas antisemitischen Standpunkt hat in seinen Kreisen unglaublich starke Wirkungen ausgeübt; mehr als fünfundzwanzig Auflagen sind ins Volk gedrungen, haben das Interesse für deutsche Dichtung geweckt und gefördert, wecken und stärken es noch heute in ungeminderter Kraft. Leixner, schon weniger ausgeprägt, hat auch schwächer gewirkt: er hat mehr allgemeine moralische Salbaderei als den ganz genau bestimmten Standpunkt Königs. Die ältere Literaturgeschichte ist bodenlos miserabel, die neuere durchaus dilettantisch behandelt, der Gesichtskreis eng begrenzt, die Charakterisirungskunst schwach; und doch auch hier Erfolge, die nicht etwa nur den Bildern zu danken sind. Woher diese Erfolge? Und weiter: wie starken Einfluß hat Scherr gewonnen, der ganz demokratisch-liberale, dessen Werk für Fortgeschrittene doch kaum mehr zu lesen ist! Wie hat der reaktionären Neigungen unterworfene Vilmar gewirkt! Wie sein Gegensatz Gervinus! Wie Brandes! Und überall in diesen Werken über dem aesthetisch-literarischen ein anderer Standpunkt, ein religiöser, sittlicher, politischer, je nachdem. Mühsam nur können sich die Werke, die mehr oder minder frei davon sind, dagegen behaupten: Hettner, der treffliche, und Scherer, sie sind doch nur in die Kreise ihrer Schüler gedrungen, in die Kreise der Studirenden, der Fachleute. Es ist nicht damit gethan, wenn man sich darüber hinweghilft mit der Betrachtung, daß nur das Mittelmäßige zu jeder Zeit populär ist. Die Augen gilt es aufzumachen und Herz und Nieren zu prüfen, wo die Schuld liegt. Ob sie nicht eben so an den Gelehrten wie am Volk liegt; ob nicht ein Zuviel an Fachsimpelei auf dieser, geistiger Trägheit auf jener Seite zu einer schlimmen Entfremdung geführt hat, die beiden Theilen nur Schaden bringt; ob das Richtige nicht eine stete Wechselwirkung wäre: hier der von der Theilnahme seines Volkes begleitete Gelehrte, dort das von ihm geführte und begeisterte Volk. Das ist kein Idealbild in Gold und Blau; wir haben doch schon annähernde Erfüllungen gehabt. Aber natürlich: der Professorendünkel muß fallen, — und unsere Gelehrten müßten Deutsch schreiben lernen. So lange es noch möglich ist, daß Forscher ersten Ranges wie Bastian einen Stil schreiben, der an die schlimmsten Uebersetzungen aus dem Lateinischen gemahnt, so lange muß jede Hoffnung schwinden. Und Herman Grimm hatte ein gutes Recht zu seiner ironischen Bemerkung an seine Studenten, daß es einen Gelehrten nicht schände, wenn er einen guten deutschen Stil schreibe.

Daß uns eine Literaturgeschichte fehlt, die zugleich verläßlich und volksthümlich im besten Sinne ist, deren wirkende Kraft die Herzen bezwingt und erfüllt und die doch auch im Fachlichen allen Ansprüchen genügt, Das weiß ja Jeder, der nur einmal in dieses Gebiet hineingeschaut

hat. Wir haben die Sehnsucht danach, wie wir die Sehnsucht nach einer deutschen Geschichte, nach einem Buch über Goethe hatten. Das Buch über Goethe wollten uns Dutzende von Leuten geben; der erfolgreichste, Bielschowsky, versuchte, Lewes mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, und erzählte, wo die übrigen Biographen reflektirten. Dieses Prinzip, das ihm goldene Frucht getragen hat, wird wenigstens zum Theil auch mitbestimmend sein müssen für Den, der die Aufgabe übernimmt, dem deutschen Volke eine Geschichte seiner Dichtung zu geben.

In letzter Zeit ist nun ein neuer Versuch gemacht worden, der Lösung dieser Aufgabe näherzukommen. Friedrich Vogt und Max Koch, die beiden breslauer Professoren, haben sich dazu verbunden und mit frohen Hoffnungen sah man ihrer „Geschichte der deutschen Literatur“*) entgegen. Besonders auf die Darstellung des neueren Schriftthumes, die Max Koch übernommen hatte, durfte man gespannt sein. Denn Koch ist nicht nur moderner, sondern auch origineller als die meisten seiner Kollegen, ist ein Charakterkopf, der seinen Haß und seine Liebe hat. Und weiter schienen beide Gelehrte auf dem richtigen Wege zu sein in ihrem Streben, alle Resultate der neueren wissenschaftlichen Forschung in einer durchaus gemeinverständlichen Darstellung zu verwerthen; in ihrem Streben, den Blick über das rein Literarische hinaus zu erheben und die literargeschichtlichen Vorgänge auf dem Untergrund der politischen und kulturhistorischen Zustände zu entwerfen. Nun ist das Buch da, — und die frohen Hoffnungen waren verfrüht. Denn mir scheint, als wären zwar die nebensächlichen Fehler der anderen populären Werke vermieden, die hauptsächlichen aber genau so nachgemacht worden. Max Koch, Dem die schwerere Aufgabe zufiel, ist daran gescheitert. Die Darstellung der alten Literatur ist einfacher. Wer sich in sie vertiefen will, Dem mag noch immer der alte Vilmar dienen, dessen Darstellung bei allen Unrichtigkeiten so leicht nicht übertroffen werden wird. Aber für die neuere Literatur hatten wir wenig und haben viel erwartet. Vielleicht kann uns die Arbeit Max Kochs aber zum Segen werden, wenn man seine Fehler sich ansieht und davon lernt, ohne seine Vorzüge darüber zu vergessen.

Seine Leitidee, die das geistige Band abgiebt, ist in gewissem Sinne — und Das ist absolut kein Tadel — auch unliterarisch. Es ist, kurz gesagt, die nationale Idee. Ich wüßte keine bessere und größere in diesem Falle. Sie darf nicht den Blick trüben und ein parteipolitisches Programm werden; sie darf nicht kleinlich werden und die Urtheilsfähigkeit herabmindern. Es wird auch hier immer auf die Geister ankommen, die sie beherrscht. Wer Hoffmann von Fallersleben für einen großen Dichter hält, weil er „Deutsch-

*) Leipzig, Bibliographisches Institut.

land, Deutschland über Alles" geschrieben; wer Heinrich Heine für einen minderwerthigen Poeten hält, weil er den preußischen Adler verhöhnt; wer Wildenbruch und Dahn, deren Vaterlandsliebe in ihrer Ehrlichkeit gewiß erquicklich ist, deshalb auch schon zu poetischen Genies stempelt, Dem hat diese nationale Idee allerdings Scheuklappen angelegt wie die demokratisch-liberale dem braven Scherr, Der hat sie seiner eigenen Kleingeistigkeit und Beschränktheit angepaßt. Schon der Ausdruck „nationale Idee" giebt etwas viel zu Bewußtes, ist gewissermaßen pharisäerhaft. Das Nationale, wie ich es verstehe, ist etwas Angeborenes, ein Herzschlag, eine bestimmte Art des sittlichen Fühlens, ein in seinem besten und letzten Theil von uns Unabhängiges, das geheimnißvolle Band, mit dem wir unlösbar verknüpft sind unseren Vätern, der Vergangenheit, unserem Heimathboden, unserem Volk. Es ist da oder es ist nicht da. Es giebt einen festen, wurzelkräftigen Stand, und wie hoch ein Mensch sein Haupt erhebt, wie frei sein Blick, wie weit sein Horizont ist, Das hängt von seiner Intelligenz, seiner Begabung ab; das nationale Empfinden an sich macht ihn geistig weder größer noch kleiner. Der Eine spricht sichs zu und kämpft dafür und hat es nicht; der Andere spöttelt darüber und lehnt es ab und es sitzt doch tief in ihm und erfüllt ihn. Den Einen begleitet es in Philisterthum und Enge, dem Anderen folgt es auf Menschheithöhen und zu unsterblichen Zielen. Es steckt in den seichten Versen eines Hoffmann und in den schönen Liedern Uhlands, es schlägt aber auch durch in dem Gewaltigsten, was der Volksgeist durch Dichtermund geschaffen, in den ewigen Dokumenten der Nationen, die die Nationen selbst überleben: in der Bibel und unseren alten Epen, in den homerischen Gedichten und Dantes unsterblichem Poem, in Shakespeares Lebenswerk und Goethes Faust. Es ist ihm kein Ziel gesteckt weder nach oben noch nach unten. Und wenn ich sagte, ich wüßte mir keinen besseren Leitstern — gegen das Bewußte in dem Wort habe ich mich schon ausgesprochen —, so meine ich es erstens deshalb, weil ich in ihm keine Fessel sehe, die große Flüge verhindert, und zweitens deshalb, weil dieser nationale Pulsschlag einem Werke, auch dem Werke eines Geringeren, jene innere Einheit und Geschlossenheit giebt, die zum Siegen nothwendig ist. Innere Einheit, die keinen Widerspruch, nicht so einen logischen wie einen des Fühlens, in sich duldet, sie allein giebt auch die Macht zu Dem, was Herman Grimm den alles durchschlagenden „Küraſſierhieb" nennt; jene Macht, die uns gefangen nimmt, daß es aus dem fest geschlossenen Kreise kein Entrinnen mehr giebt, die uns fortreißt, bezwingt, uns freudige Sicherheit und Begeisterung einflößt. Nichts Anderes wollen und wünschen wir ja. Der Wege dazu mags mehrere geben: das Ziel ist das ewig-eine.

Max Koch nun faßt seine Leitidee meines Erachtens nicht tief genug; er bleibt hier und da am Stofflichen hängen und wird unfrei. Das ist der

erste Mangel seiner Arbeit. Der zweite: er versteht es nicht, zur rechten Zeit zu vergessen; er wagt es nicht, kühne Schritte zu thun, kleinere Geister zu übergehen; er häuft zu viel Material an, das Unterholz wuchert allzu üppig, nimmt Licht und Luft und das Ende ist eine Verwirrung des Lesers. Der dritte Mangel, eng dem zweiten verbündet: es fehlt dadurch an Raum, über führende Geister etwas Tüchtiges zu sagen; es fehlt ihm vielleicht auch die Kraft und Kunst, kurz, scharf, schneidig zu charakterisiren, seine Urtheile epigrammatisch zu prägen, daß sie haften bleiben; selbst da, wo sie originell sind, fehlt ihnen die zwingende Form. Und viertens endlich: die modernste Literatur hat Koch vielleicht doch zu wenig studirt, um ganz beschlagen zu sein und Schnitzer zu vermeiden. Alle diese Mängel trugen auch die früheren gemeinverständlichen Werke über deutsche Literatur. Sie hatten fast alle den weiteren einer mehr oder minder groben Unzuverlässigkeit im Einzelnen. Das ist in dem neueren Werke bis auf überall unterlaufende Ungenauigkeiten vermieden worden. So hat das Publikum ein gutes Nachschlagebuch, das gefällig belehrt, gesicherte Ergebnisse der Spezialforschung wiedergiebt, in allen Fragen nach dem mehr Thatsächlichen Vertrauen verdient und von unterrichteten Männern, die auch ein von dem gangbaren abweichendes Urtheil nicht scheuen, geschrieben ist. Aber Geschichte im höheren Sinne giebt dieses Buch nicht. Dazu fehlt es ihm an Größe und Kühnheit, dazu fehlt es ihm an Form. Und deshalb müssen wir weiter ausschauen nach Dem, der da kommen und von Koch lernen soll, wie es nicht gemacht werden darf.

Ich sagte zunächst, Koch hätte den Begriff National zu wenig tief gefaßt, er bleibe zu sehr hier und da am Stofflichen hängen, er werde unfrei dadurch und ungerecht. Sein aesthetisches Urtheil ist dann oft wunderlich. Heine dadurch abzuthun, daß man ihn Harry nennt, seine sittliche Anrüchigkeit hervorhebt, seine Deutschfeindlichkeit betont: Das geht nun schließlich doch nicht. Wenn Koch auch nur den Versuch gemacht hätte, seine Verse zu charakterisiren, dem Leser zu zeigen, wie Heine die lyrischen Formen ausgebildet, wie er in die Entwickelung deutscher Dichtung eingegriffen, welche Nachwirkungen er gehabt, wie sein Charakter sich gebildet, durch welche politischen, religiösen, nationalen, literarischen Faktoren er gerade diese Ausprägung erhalten hat! Aber nichts von Alledem. Der Kritiker irgend eines Generalanzeigers mit antisemitischer Tendenz würde eben so viel über Heine zu sagen wissen, wie der breslauer Universitätlehrer hier gesagt hat. Nicht eine Bemerkung, die packt. Und dabei ist gerade Heine der billigste Probirstein für einen Literarhistoriker. Mag man ihn in den Himmel oder in die Hölle versetzen: Das ist ja vollständig nebensächlich. Aber man muß dann beweisen, daß man eine blitzende Klinge führt und Funken schlagen kann. Und wie man hier stutzig wird, so wird man bald vor anderen Urtheilen

stutzig. Nicht so innere Widersprüche tauchen auf wie ein Mangel an Blick für Größenverhältnisse. Was nützt mir alles nationale Empfinden, wenn es die Talentunterschiede zwischen dem bänkelsängerischen Hoffmann von Fallersleben und dem knorrigen Arndt verwischt, wenn es, gerade als nationales Empfinden, sich nur zu einem mühsamen Lob für Wilhelm Raabe aufschwingt, harmlose Komiker wie Wilhelm Arent ernst nimmt und Hans Hoffmann vergißt? Wo ist da der Maßstab? Gewiß, es tauchen kräftige und gute Worte auf, Worte gegen den schlechten Einfluß Berlins als angehender Literaturcentrale und manche andere. Aber was dadurch gut gemacht wird, macht ein wilder Richard-Wagner-Fanatismus wieder schlecht. Hier ist der Punkt, wo diese „nationale Idee" eine dicke Binde um Kochs Augen schlingt, wo er ganz am Stofflichen klebt, wo er ungerechter wird, als er gegen Heine war. Ich frage mich vergebens, wie ein Goethereifer, der die offenen und versteckten Herrlichkeiten des Faust als ewig neue Offenbarungen genießt, an der klappernden Geschmacklosigkeit wagnerischer Verse, an dem Kunstmischmasch und Sprachsud sich ergötzen kann? Ich frage mich vergeblich, wie ein nationales Empfinden, dessen heiligstes Gut doch die deutsche Sprache sein muß, angezogen werden kann von dem „Dichter" Wagner, der dieser Sprache nach Arno Holzs richtigem Wort dreist ins Gesicht spie? Aber Koch schwärmt, wie seine Kollegen Muncker und Golther, für den dichterischen Genius Wagner. Und da hört mein Verständniß so völlig auf wie bei Friedrike Kempner. Ich möchte nicht mißverstanden werden: gewiß gehört Richard Wagner in die deutsche Literaturgeschichte. Aber er gehört nur hinein wie Bismarck oder Friedrich der Große; er gehört nur hinein, weil sein Genie gewaltige Wirkungen auf die Menge ausgeübt, mächtig eingewirkt hat aufs Volk und so indirekt selbstverständlich auch die Dichtung beeinflußte. Direkt nicht: die deutschen Dichter haben ihn nie für einen Poeten gehalten, seine Stabreimexperimente hat kein Mensch nachgemacht, kein irgendwie bedeutender, ja ich glaube, selbst kein unbedeutender Dichter der älteren oder jüngeren Generation steht oder stand unter seinem Einfluß. Nur hat er das nationale Element angefacht im Volk; nicht etwa allein, Das hat Bismarck noch besser besorgt, und dadurch geschah naturgemäß eine gewisse Rückwirkung auf die Poeten. Wenn man ihn so, als Zeit- und Kulturfaktor, betrachtet, dann wird eine Literaturgeschichte ihn nennen müssen; als Dichter war er, ist er und wird er sein völlig bedeutungslos für unsere Literatur. Und eben so schief faßt Koch Bismarck an. Auch er gehört in die Geschichte unserer Dichtung, aber nicht etwa seiner Briefe wegen, die bei aller realistischen Kraft, bei aller Markigkeit und Plastik doch eben nebensächlich sind, sondern seiner Lebensthat wegen, die, wie nach Goethe die Thaten Friedrichs, einen neuen Lebensinhalt für unsere Dichtung geschaffen, ohne die unsere junge Generation, die neue Entwickelung un-

seres Schriftthumes undenkbar ist. Aber Koch bespricht Bismarcks Briefe und Wagners „Dichtungen". Mit anderen Worten: die Weite des Blickes fehlt ihm und ein ursprünglich richtiges Empfinden ergreift das Nächste, Nebensächliche, um die Hauptsache zu übersehen. Heißt Das nicht, kurz ausgedrückt: der historische Sinn fehlt? Und weiter: wenn Das, was ich national nenne, nun gerade diesen historischen Sinn einschlösse, untrennbar mit ihm in der verecundia — in goethischer Auffassung — verknüpft wäre, was dann? Ist Max Koch dann im höchsten Sinn national und ursprünglich oder nur ein wackerer, ehrlich überzeugter Landsknecht für die nationale Sache? Ich möchte diese Frage offen lassen.

Ferner glaubte ich zu finden, daß ihm Kühnheit und Form fehle. Es liegt ja gewiß in der Menschen- und vor Allem in der Gelehrtennatur, möglichst Alles auszupacken, was man weiß. Aber das alte Wort: Weniger wäre mehr, hat noch immer Geltung. Max Koch hat den gröbsten Fehler moderner Literarhistoriker mitgemacht: er setzt sich, um das Bild zu brauchen, auf einen Berggipfel und in einer tollen Hörnerschlittenfahrt gehts dann zu Thal. Was mitgerafft werden kann, wird mitgerafft, tausend Namen purzeln in wüstem Kuddelmuddel durcheinander, jedem wird ein mehr oder minder freundliches Beiwort an den Kopf geworfen, und kommt man unten an, so ist man halb verrückt von all den Namen, hat keinen behalten, der geistige Gewinn ist gleich Null, — und nur der Herr Professor hat die Freude, „nichts ausgelassen zu haben." Ueber einen Menschen, den ein Schnellzug durch Deutschland führt und der nachher Deutschland „kennt", lachen wir. Aber Max Koch fordert seine Leser zu nichts Anderem auf; und die Mehrzahl aller Literarhistoriker macht es eben so. Was gehen den Leser die tausend Namen der kleinen Geister an, von denen er nie Etwas hören und lesen wird! Sie illustriren eine Zeit, gewiß. Aber nicht ihre Namen, sondern ihre Art. Und diese Art gilt es, zusammenzufassen. Nehmen wir die Epoche von 1850 bis 1880, die Blüthezeit der kleinen Talente. Da hat der Historiker zunächst die gemeinsamen Züge dieser Dichter zu suchen; von den drei Jahrzehnten ein Gemälde zu entwerfen, die Erschöpfung nach 1848, das langsame Erwachen des politischen Lebens, die immer mehr in den Vordergrund tretende Riesengestalt Bismarcks, den gewaltigen Umschwung zu zeichnen; parallell damit das Dichtergeschlecht zu charakterisiren, nachzuweisen, wie die Literatur, die in den dreißiger und vierziger Jahren der Politik voranmarschirte, ihr nun nachtastet; und nachdem eine erschöpfende Allgemeindarstellung des Charakters der Epoche und des Charakters der Dichtergeneration gegeben ist, dann auf diesem großen, hellen Grunde die bedeutendsten Persönlichkeiten hervortreten zu lassen, in denen, hier stärker, dort schwächer, diese allgemeinen Linien herrschen, die den besten und vollendetsten Ausdruck für die Sehnsucht, über-

haupt für den Geist der Zeit, gefunden haben, also Geibel in erster Linie. Hier wird eine lebensvolle Gestalt, ein ausführliches Gemälde zu entwerfen sein. Eben so in natürlichen Abstufungen von den zehn, zwanzig bedeutendsten mit ihm. Dann mit kühnem Ruck all die Hunderte kleinerer Poeten über Bord geworfen. Kennen wird sie der Historiker müssen, denn sie illustriren, wie gesagt, die Zeit, aber er wird sie nicht nennen. Denn ihr Bestes und Charakteristischstes wird er hineingewoben haben in die allgemeine Darstellung der Epoche und der in ihr wirkenden Kräfte und Strömungen. Aber Koch schüttet einen ganzen Ameisenhaufen aus; Das kribbelt in tausend unruhigen Punkten durcheinander, das Auge hat keinen Ruhepunkt, er selbst hat das Kommando, der Leser jede Uebersicht verloren und eine allgemeine Rathlosigkeit ist der unerwünschte Erfolg. Nichts Schlimmeres kann passiren, denn der Leser verliert dadurch Glauben und Vertrauen. Kommandire falsch, aber kommandire! Denn das Publikum will ein Kommando hören und folgt durch Dick und Dünn, wenn es einen wirklichen Feldherrn an der Spitze sieht. Koch kann nicht kommandiren, er bringt die Masse nicht in Schlachtordnung, er verliert die Schlacht. Das ist die Hauptsache; im Uebrigen darf ich mich kurz fassen. Die Kunst fehlt, wie gesagt, die faculté maîtresse eines Dichters herauszufinden und mit einem Wort den Leser gerade den Henkel in die Hand zu geben, ihm gerade jenes Stück Bindfaden zu präsentiren, von dem aus sich wie von selbst das ganze Knäuel aufwickelt. Man sieht, Alles geht schließlich auf ein Einziges hinaus und zurück. Ein Kardinalfehler, — und man braucht für die weiteren nicht zu sorgen. Da ist es fast nebensächlich, daß die jüngste Dichtung ein Kapitel bekommt, das neben thatsächlichen Unrichtigkeiten für Den, der jede einzelne Phase der Bewegung bis ins Speziellste beobachtet hat, einen halb dilettantischen Charakter trägt. Wenigstens merkt man sofort, daß Koch, so viel er auch gelesen hat, nicht den vollen Ueberblick besitzt und auch ganz zufällige Lecture in dieses Kapitel hineinstopft. Das ist, wie gesagt, nebensächlich; die thatsächlichen Unrichtigkeiten gehen nur den Autor an; ihm will ich sie gern sagen.

Hier handelt es sich ja nicht um Max Koch, sondern um Literaturgeschichte. Daß dabei auf ein spezielles Buch exemplifizirt wird, mag dem Autor unerwünscht sein. Zum Verständniß der vorgetragenen Anschauungen hielt ich es für vortheilhaft. Und so ständen wir denn wieder am Ausgangspunkt, müssen weiter warten und still sein. Ich habe nicht die gewisse Ueberzeugung des alten Reimann, daß Literaturgeschichte für uns das Nothwendigste sei. Wir sind kein literarisches Volk mehr, wie wir es waren, wie wir es sein werden. Und ich wünschte, offen gestanden, nicht, diese Zeit zu erleben, so sehr sich auch die vorbereitenden Anzeichen mehren, daß sie nicht mehr allzu fern ist. Etwas muß faul im Staat sein, wenn das Volk literarisch ist.

Unter Bismarck pfiffen wir auf die Poeten. Die Betroffenen mögen klagen; wenn sie etwas weiter sehen, werden sie das ihnen gefallene Loos vielleicht gern auf sich nehmen und ein Volk der That einem Volk der Träume vorziehen. Aber Das hindert ja nicht, daß wir daneben ruhig weiter nach dem Historiker ausspähen, der uns die Geschichte unserer neueren Dichtung schreibt.

Karl Busse.

Dämon Papst.

„Also Du willst mir Deine Seele nicht verkaufen?“ fragte der Teufel.

„Danke“, sagte der Schüler, „ich möchte sie lieber selbst behalten. Dir wird es wohl einerlei sein.“

„Aber es ist mir durchaus nicht einerlei; ich brauche sie dringend. Komm, ich will nobel sein: ich bot Dir zwanzig Jahre, Du sollst dreißig haben.“

Der Schüler schüttelte den Kopf.

„Vierzig.“

Abermaliges Kopfschütteln.

„Fünfzig.“

Wie vorher.

„Nun“, sagte der Teufel, „ich weiß, ich mache einen dummen Streich, aber ich kann es nicht übers Herz bringen, zuzusehen, wie ein geistvoller, hoffnungreicher Mensch sich wegwirft. Ich will Dir einen ganz anderen Vorschlag machen. Es soll jetzt zwischen uns kein Feilschen mehr geben. Ich werde Dich in den nächsten vierzig Jahren in der Welt in die Höhe bringen. Heute über vierzig Jahre kehre ich zurück und fordere meinen Lohn. Nicht etwa Deine Seele oder sonst Etwas, Das nicht vollkommen in Deiner Macht steht, zu gewähren. Wenn Du es mir giebst, sind wir quitt, wenn nicht, fliege ich mit Dir davon. Na, was sagst Du?“

Der Schüler besann sich einige Augenblicke; endlich sagte er: „Einverstanden.“

Kaum war der Teufel verschwunden — was allsogleich geschah —, als ein Bote auf einem schnaubenden Roß an dem Thor der Stadt erschien. Nachdem er den Schüler Gerbert gefunden hatte, übergab er ihm ein Handschreiben des Kaisers Otto, das seine Ernennung zum Abt von Bobbio enthielt, „in Anbetracht“, wie das Dokument besagte, „seiner außerordentlichen Gelehrsamkeit und Tugenden, schier wunderbar bei Einem, der so jung an Jahren sei.“ Solche Boten waren häufige Besucher während der glücklichen Laufbahn Gerberts. Er wurde Abt, Bischof, Erzbischof, Kardinal und bestieg schließlich den päpstlichen Stuhl im April des Jahres 999 als Silvester der Zweite.

Es herrschte damals allgemein der Glaube, daß die Welt im nächsten Jahre untergehen werde, und dieser Glaube wurde unterstützt durch die Wahl eines obersten Hirten, dessen Berühmtheit als Theologe zwar nicht unbeträchtlich

war, keineswegs aber seinem Ruf als Schwarzkünstler gleichkam. Doch die Welt ging während dieser dräuenden zwölf Monate ruhig ihren Gang und eines Morgens in dem ersten Jahre des elften Jahrhunderts saß Gerbert friedlich in seinem Bibliothekzimmer und las ein Magiebuch. Bände voll Algebra, Astrologie, Alchemie, aristotelischer Philosophie und anderer leichter Lecture standen in den Regalen. Auf einem Tische sah man eine verbesserte Uhr seiner Erfindung, — nächst seiner Einführung der arabischen Zahlen sein Hauptvermächtniß an die Nachwelt. Plötzlich rauschte ein Flügelschlag und Luzifer stand an seiner Seite.

„Es ist lange her", sagte der Böse, „seit ich das Vergnügen hatte, Dich zu sehen. Ich bin nun gekommen, Dich an den kleinen Kontrakt zu mahnen, den wir heute vor vierzig Jahren abschlossen."

„Du entsinnst Dich wohl, daß Du nichts verlangen darfst, was zu gewähren meine Macht überschreitet."

„Das will ich auch gar nicht", sagte Luzifer. „Im Gegentheil, ich bin im Begriff, eine Gunst zu erbitten, deren Verleihung allein bei Dir steht. Du bist Papst. Ich wünsche, daß Du mich zum Kardinal machst."

„Mit der Anwartschaft wohl, bei der nächsten Vakanz Papst zu werden?" erwiderte Gerbert.

„Einer Anwartschaft", sagte Luzifer, die sehr begründet ist, — bei meinem Reichthum, meiner Erfahrenheit in Ränken und dem jetzigen Stande des heiligen Kollegiums."

„Du würdest gewiß trachten, die Fundamente des Glaubens umzustürzen und durch einen Kurs von unerhörter Verworfenheit und Verruchtheit die heilige Sache verhaßt und verächtlich zu machen."

„Im Gegentheil", sagte der Böse, „ich würde die Ketzerei ausrotten und mit allem Wissen und Können, das ja unvermeidlich zu solchem Uebel führen muß, den Anfang machen. Ich würde nicht dulden, daß irgend Jemand lese, — außer dem Priester; und auch der nur das Brevier. Ich würde Eure Bücher bei der ersten schicklichen Gelegenheit zugleich mit Euren Knochen verbrennen. Ich würde eine strenge Schicklichkeit des Betragens beobachten und sorgsam darauf bedacht sein, kein Glied in der mächtigen Kette zu lockern, die ich für die Geister und die Gewissen der Menschheit geschmiedet habe."

„Wenn Dem also ist, so laß uns aufbrechen," sagte Gerbert.

„Wie? Du bist willens, mich in die Höllenregion zu begleiten?"

„Gewiß, eher, denn zum Mitschuldigen werden an der Verbrennung des Plato und Aristoteles, eher, denn die Finsterniß herbeiführen, gegen die ich mein Leben lang gekämpft habe."

„Gerbert," erwiderte der Teufel, „Du treibst Deinen Spott mit mir. Weißt Du nicht, daß kein guter Mensch mein Reich betreten darf? Daß, wenn so Etwas möglich wäre, mein Reich mir unerträglich werden müßte und ich gezwungen wäre, abzudanken?"

„Ich weiß es; und deshalb konnte ich Deinen Besuch gelassen erwarten."

„Gerbert", sagte der Teufel mit Thränen in den Augen, „ich frage Dich: ist Das anständig, ist Das ehrlich gehandelt? Ich mache mich anheischig, Deine Interessen in der Welt zu fördern, ich erfülle mein Versprechen, Du steigst durch meine Vermittelung zu einer Stellung auf, zu der Du ohne mich nie gelangt

wärest. Wie oft hatte ich bei der Wahl eines Papstes meine Hand im Spiele! Aber zum ersten Male habe ich dazu beigetragen, die Tiara Einem zu verleihen, der im Rufe der Tugend und Gelehrsamkeit stand. Du ziehst allen Vortheil aus meinem Beistand, — und nun willst Du mich um meinen rechtmäßigen Lohn prellen? Ich mache wieder die alte Erfahrung, daß die Gerechten weit schlauer und unzuverlässiger sind als die Sünder und mit ihnen viel schwerer ein Auskommen ist."

„Luzifer," antwortete Gerbert, „ich hatte immer im Sinn, Dich als Gentleman zu behandeln, in der Hoffnung, daß Du Dich auch als Solchen erweisen würdest. Ich will nicht danach fragen, ob es völlig in Einklang damit war, durch Androhung einer Strafe — die, wie Du sehr wohl wußtest, nicht vollstreckt werden konnte — mich zur Willfährigkeit für Deine Wünsche einzuschüchtern. Ich will diese kleine Unregelmäßigkeit übersehen und Dir sogar mehr gewähren, als Du verlangt hast. Du wünschtest, Kardinal zu werden: ich will Dich zum Papst machen."

„Ah!" rief Luzifer und eine innere Gluth leuchtete durch seine schwärzliche Haut, wie wenn verglimmende Asche zur Flamme angeblasen wird.

„Für zwölf Stunden," fuhr Gerbert fort; „nach Ablauf dieser Zeit wollen wir die Sache weiter erwägen; und wenn, wie ich voraussetze, Du nach Ablauf dieser Frist begieriger bist, Dich der päpstlichen Würde zu entäußern, als Du warst, sie Dir zu verschaffen, verspreche ich Dir die Gewährung jeder Gabe, sofern sie in meiner Macht und mit Moral und Religion in keinerlei Widerspruch steht."

„Abgemacht!" schrie der Dämon. Gerbert murmelte einige kabbalistische Worte, — und sogleich standen in dem Gemach zwei Päpste Silvester, völlig ununterscheidbar, außer an ihrer Kleidung und der Thatsache, daß der Eine auf seinem linken Fuße leicht hinkte.

„Du wirst die päpstlichen Gewänder in diesem Schrein finden," sagte Gerbert und zog sich mit seinem Magiebuch durch einen unsichtbaren Ausgang in ein geheimes Gemach zurück. Als die Thür sich hinter ihm schloß, lachte er und murmelte: „Armer Luzifer, — wieder angeführt."

Wenn Luzifer angeführt war, schien er es durchaus nicht zu merken. Er näherte sich einer großen Silberplatte, die als Spiegel diente, und betrachtete sich mit einigem Mißfallen.

„Ich sehe wirklich ohne meine Hörner nicht halb so gut aus," sprach er zu sich, „und ich bin gewiß, mein Schweif wird mir empfindlich fehlen. Doch Tiara und Schleppe entschädigten ihn bald reichlich für dieses Anhängsel und Luzifer war nun jeder Zoll ein Papst. Er war eben im Begriff, den Ceremonienmeister zu rufen, um ein Konsistorium zu versammeln, als die Thür aufgerissen wurde und sieben Kardinäle mit gezückten Dolchen herein stürzten. „Nieder mit dem Zauberer," riefen sie, während sie ihn ergriffen und knebelten.

„Tod dem Sarazenen!"

„Uebt Algebra und andere Teufelskünste!"

„Versteht Griechisch!"

„Spricht Arabisch!"

„Liest Hebräisch!"

„Verbrennt ihn!"

„Erwürgt ihn!“

„Laßt ihn von einem Allgemeinen Konzil absetzen!“ sagte ein ganz junger, unerfahrener Kardinal.

„Da sei Gott vor!“ sagte ein alter, wissender sottovoce.

Luzifer wehrte sich mächtig, aber die schwache Gestalt, zu der er für die nächsten Stunden verurteilt war, war schnell erschöpft. Er ward gefesselt und dem Hilflosen vergingen die Sinne.

„Brüder,“ sagte einer der älteren Kardinäle, „es ist von den Exorzisten überliefert, daß ein Zauberer, überhaupt Jeder, der im Bunde mit dem Bösen steht, gemeiniglich an seiner Person ein sichtbares Zeichen des höllischen Paktes trägt. Ich schlage vor, daß wir sofort nach dem Stigma suchen, dessen Entdeckung überdies dazu beitragen wird, unser Vorgehen in den Augen der Welt zu rechtfertigen.“

„Ich stimme dem Vorschlag unseres Bruders aus vollem Herzen bei,“ sagte ein Anderer; „um so mehr, als es uns wahrlich nicht fehlen kann, ein solches Zeichen zu entdecken, sofern wir nur wünschen, es zu finden.“

Die Untersuchung begann also und war noch nicht weit gediehen, als ein einstimmiger Aufschrei der sieben Kardinäle verrieth, daß ihre Forschung mehr zu Tage gefördert hatte, als sie je zu hoffen wagten. Der Heilige Vater hatte einen Pferdefuß! Während der nächsten fünf Minuten blieben die Kardinäle völlig betäubt, sprach- und bewegunglos vor Ueberraschung. Als sie allmählich ihre Denkfähigkeit wieder erlangten, wäre es für einen Beobachter unverkennbar gewesen, daß der Papst gewaltig in ihrer Achtung gestiegen war.

„Das ist eine Sache, die sehr reifliche Erwägung fordert,“ sagte Einer.

„Ich habe immer Bedenken gegen Uebereilung gehabt,“ sagte ein Anderer.

„Es steht geschrieben: Der Teufel glaubt,“ sagte ein Dritter. „Der Heilige Vater ist also in keinem Falle ein Haeretiker.“

„Brüder,“ sagte der Erste, „diese Sache bedarf in der That reiflicher Erwägung, wie unser Bruder weislich bemerkt. Ich schlage deshalb vor, daß wir, statt — wie wir es ursprünglich vorhatten — Seine Heiligkeit mit Kissen zu ersticken, ihn vorläufig in das nächste Gefängniß einsperren und, nachdem wir die Nacht in Betrachtung und Gebet verbracht haben, uns morgen wieder mit der Angelegenheit beschäftigen.“

„Den Palastoffizieren müssen wir sagen, Seine Heiligkeit habe sich zu Andachtübungen zurückgezogen und wolle unter keiner Bedingung gestört werden,“ fügte Einer hinzu.

„Ein frommer Betrug,“ sagte ein Anderer, „den keiner der Kirchenväter gezögert hätte, zu begehen.“

So ergriffen die Kardinäle denn den noch bewußtlosen Luzifer und trugen ihn sorgsam, beinahe zärtlich, in das für seine Gefangenschaft bestimmte Gemach. Jeder hätte gern sein Erwachen abgewartet, aber Jeder fühlte, daß die Augen der sechs Brüder auf ihm ruhten, und so zogen sie sich alle Sieben gleichzeitig zurück; Jeder nahm einen Schlüssel zur Zelle mit. Fast unmittelbar darauf kam Luzifer wieder zum Bewußtsein. Er hatte nur noch eine sehr verworrene Ahnung von den Umständen, die ihn in diese Klemme gebracht hatten, und konnte sich nur sagen, daß, wenn die Freuden der päpstlichen Würde so aussehen, er recht sehr gewünscht hätte, davon vorher unterrichtet zu werden.

Das Gefängniß war nicht nur vollkommen finster, sondern auch entsetzlich kalt und der beklagenswerthe Teufel hatte in seiner jetzigen Gestalt keinen latenten Vorrath an höllischer Hitze, die ihm nun sehr nützlich gewesen wäre. Seine Zähne klapperten, er bebte an allen Gliedern und fühlte sich von Hunger und Durst verzehrt. Es steckt viel Wahrscheinlichkeit in der Behauptung einiger seiner Biographen, daß er bei diesem Anlaß den Alkohol erfunden habe; möglich: doch was nützte ihm die Erfindung, da er nichts zu trinken hatte? So schlich die lange Januarnacht qualvoll dahin und Luzifer glaubte schon, vor Erschöpfung vergehen zu müssen, als ein Schlüssel sich kreischend im Schloß drehte und der erste Kardinal behutsam hereinglitt, eine Lampe, einen Laib Brot, Wein und ein halbes gebratenes Zicklein tragend.

„Ich hoffe," sagte er, sich artig verneigend, „daß mir ein etwa begangener Verstoß gegen die Etikette gnädig nachgesehen werden wird, mit Rücksicht auf die Ungewißheit einer Lage, in der ich leider nicht zu entscheiden vermag, ob Eure Heiligkeit oder Eure Höllische Majestät die geziemende Form der Anrede ist."

„Bub—ub—bub—bro," ächzte Luzifer, der noch den Knebel im Munde stecken hatte.

„Himmel! Ich erflehe von Eurer Höllischen Heiligkeit Vergebung! Welch ein beklagenswerthes Versehen!" rief der Kardinal, befreite Luzifer von dem Knebel und den Fesseln und breitete vor ihm die mitgebrachten Erfrischungen aus, über die der Teufel mit Heißhunger herfiel.

„Warum, zum Teufel, wenn ich mich so ausdrücken darf," fuhr der Kardinal fort, „hat uns Eure Heiligkeit nicht merken lassen, daß Eure Heiligkeit der Teufel seien? Keine Hand hätte sich dann gegen Eure Heiligkeit erhoben. Ich selbst habe mein Leben lang meinen Sinn auf eine solche Audienz gerichtet gehabt, die mir nun so unverhofft günstig zu Theil wird. Warum dieses Mißtrauen gegen Euren ergebenen Knecht, der Euch während all dieser Jahre treu und eifervoll gedient hat?" Luzifer wies auf den Knebel und die Fesseln.

„O, ich werde mir nie den Antheil vergeben," rief der Kardinal, „den ich an dieser unseligen Sache habe. Nächst der Sorge für die leibliche Stärkung Eurer Heiligkeit liegt mir jetzt nichts so sehr am Herzen wie der Wunsch, meiner Reue Ausdruck zu geben. Aber ich beschwöre Eure Majestät, eingedenk zu sein, daß ich glaubte, in Eurer Majestät Interesse zu handeln, wenn ich einem Zauberer das Handwerk legte, der gewöhnt war, Eure Majestät auf Botschaft auszuschicken, und dem es vielleicht gar einmal beifallen konnte, Eure Majestät in den Sack zu stecken und ins Meer zu werfen. Es ist höchst beklagenswerth, daß Eurer Majestät ergebene Diener so in die Irre geführt werden konnten."

„Staatsrücksichten", suggerirte Luzifer.

„Ich hoffe, daß sie nicht mehr wirksam sind," sagte der Kardinal. „Doch nun ist das Heilige Kollegium mit der ganzen Sache vollkommen vertraut, es ist also unnöthig, diesen Theil der Angelegenheit weiter in Betracht zu ziehen. Ich möchte nur demüthig um die Erlaubniß flehen, mit Eurer Majestät — oder vielleicht eher mit Eurer Heiligkeit, da es sich um geistliche Dinge handelt? — konferiren zu dürfen, und zwar über den wichtigen und heiklen Punkt, der Eurer Heiligkeit Nachfolger betrifft. Ich weiß nicht, wie lange Eure Heiligkeit den päpstlichen Stuhl einzunehmen sich vorgesetzt haben; aber natürlich leuchtet es

Eurer Heiligkeit ein, daß die öffentliche Meinung es nicht dulden wird, diesen Zeitraum länger auszudehnen, als das Pontifikat Sankt Peters gewährt hat. Eine Vakanz muß also eines Tages eintreten und ich möchte demuthvoll zu erwägen geben, daß das Amt unmöglich durch einen dem jetzigen Würdenträger kongenialeren Vertreter versehen werden könnte als durch mich."

Und der Kardinal hub an, verschiedene Details aus seinem Leben anzuführen, die seine Behauptung unterstützen konnten. Er war damit aber noch nicht weit gediehen, als sich wiederum ein Schlüssel im Schlüsselloch drehte, und er hatte eben noch Zeit, hastig zu flüstern: „Hüte Dich vor jedem Anderen," bevor er unter den Tisch schlüpfte. Ein zweiter Kardinal erschien; auch mit einer Lampe, Wein und kaltem Fleisch. Die vorhandene Lampe und die Ueberreste von Luzifers Mahlzeit verriethen, daß ihm irgend ein Kollege zuvorgekommen sei; und da er nicht wissen konnte, wie viele Andere im nächsten Augenblick noch folgen konnten, wandte er sich ungesäumt der Frage der Papstnachfolge zu und brachte seine Ansprüche in ähnlicher Weise wie der Erste vor. Während er Luzifer ernstlich vor dem ersten Kardinal warnte als vor Einem, der sehr wohl im Stande sei, selbst den Teufel hinters Licht zu führen, knirschte schon wieder ein Schlüssel und jagte ihn unter den Tisch, wo sich alsogleich einige Fingernägel in seine rechte Gesichtshälfte gruben. Der Schmerzensschrei, der diesem Zwischenfall unmittelbar folgte, wurde von Luzifer erfolgreich unter einem Hustenanfall erstickt.

Kardinal Nummer Drei, ein Franzose, brachte einen bayonner Schinken und zeigte den selben Aerger wie der Vorige darüber, daß er sich nicht als Ersten am Platze fand. So weit er seine Forderungen aussprechen konnte, waren sie gemäßigt, aber Niemand kann sagen, wo sie aufgehört hätten, wenn er nicht durch dieAnkunft des Kardinals Nummer Vier verscheucht worden wäre. Bis dahin hatte er nur eine unerschöpfliche Börse verlangt, die Macht, den Teufel ad libitum citiren zu dürfen, und einen unsichtbar machenden Ring, der ihm ungestörten Zutritt zu seiner Maitresse sichern könnte; die Schöne war zum Unglück nämlich eine verheirathete Frau.

Kardinal Nummer Vier verlangte hauptsächlich, in die Möglichkeit versetzt zu werden, Kardinal Nummer Fünf zu vergiften, und Kardinal Nummer Fünf brachte das selbe Anliegen in Bezug auf Kardinal Nummer Vier vor. Der Sechste, ein Engländer, verlangte die Anwartschaft auf die Erzbisthümer von Canterbury und York als Pfründen und unbegrenzte Freiheit, sich niemals dort aufzuhalten. Im Lauf seiner Auseinandersetzungen sprach er von Nonobstanz; Luzifer notirte sich den Ausdruck sofort.

Was der siebente Kardinal verlangt hätte, ist nicht bekannt, denn kaum hatte er den Mund geöffnet, als die zwölfte Stunde zu Ende ging und Luzifer, der mit seiner wahren Gestalt seine Kraft wieder erlangte, den Kirchenfürsten in die fernste Ecke des Saales schleuderte und mit einem einzigen Schlage seines Schweifes den Tisch entzwei hieb. Die zusammengekauerten, verwirrten und verschüchterten Kardinäle enthüllten sich einander und genossen gleichzeitig das Schauspiel, Seine Heiligkeit durch die Steinwölbung hinausfausen zu sehen, die seinem Ausgang nicht mehr Widerstand leistete als ein dünnes Häutchen und sich hinter ihm schloß, als ob nichts geschehen wäre. Als die Kardinäle sich von dem ersten Schrecken erholt hatten, stürzten Alle zur Thür, aber sie war von außen ver-

rammelt. Es gab keinen anderen Ausgang und keine Möglichkeit, Hilfe in Anspruch zu nehmen. In dieser Bedrängniß war das Verhalten der italienischen Kardinäle für ihre ultramontanen Kollegen ein leuchtendes Beispiel. „Bisogna pazienza," sagten sie mit Achselzucken und nichts konnte die Artigkeit der ersten beiden Kardinäle überbieten; und doch: fast noch höflicher waren gegen einander die Beiden, von denen Jeder vorher den Anderen zu vergiften gewünscht hatte. Man war darüber einig, der Franzose sei in hohem Maße von der guten Lebensart abgewichen, da er auf diesen Umstand, der ihm während seiner Anwesenheit unter dem Tisch bekannt geworden war, anspielte; und der Engländer fluchte so lästerlich über die Patsche, in die er gerathen sei, daß die Italiener im Stillen gelobten, kein seiner Nation Angehöriger solle jemals Papst werden. Dieser Grundsatz ist bis zum heutigen Tage — mit einer einzigen Ausnahme — in Geltung geblieben.

Luzifer hatte sich inzwischen zu Silvester begeben. Dieser war in vollem Ornat, mit den Insignien seiner Würde, an der, wie er bemerkte, sein Gast wohl schon genug haben werde.

„Das stimmt. Und doch fühle ich mich reichlich entschädigt für Alles, was ich ausgestanden habe, durch die Versicherung der Loyalität meiner Freunde und Bewunderer und durch die Ueberzeugung, daß es für mich überflüssig ist, den geistlichen Angelegenheiten irgend einen weiteren Aufwand persönlicher Fürsorge zuzuwenden. Ich fordere jetzt einen Lohn, der keineswegs mit Deinem Amt unverträglich sein kann, sintemalen er ein Werk der Barmherzigkeit ist. Ich bitte, daß die Kardinäle freigelassen werden und daß ihre Verschwörung gegen Dich, unter der nur ich zu leiden hatte, in Vergessenheit getaucht sei."

„Ich hoffte, Du würdest sie Alle mitnehmen", sagte Gerbert enttäuscht.

„Danke," erwiderte der Böse, „es dient weit mehr meinem Interesse, wenn ich sie da lasse, wo sie sind."

So wurde denn die Thür aufgeschlossen und die Kardinäle traten mit schafähnlichem Gesichtsausdruck und hängenden Köpfen heraus. Wenn sie in Wahrheit fortan weniger Unheil anrichteten, als Luzifer von ihnen erwartet hatte, war ihre völlige Fassungslosigkeit über das Geschehene daran schuldig, aber auch ihr Unvermögen, die Politik Gerberts zu ergründen, der sich fortan vor Aller Augen guten Werken widmete. Sie konnten nie ins Reine darüber kommen, ob sie mit dem Papst oder dem Teufel sprächen, und wagten sich deshalb häufig mit Vorschlägen hervor, die Gerbert als verwegen und skandalös zurückweisen mußte. Sie plagten ihn mit Anspielungen auf gewisse Vorkommnisse in ihrem Interview mit dem Teufel, mit dem sie ihn natürlich vertraut glaubten, und machten ihm durch unaufhörliches Augenzwinkern, Ziscbeln und Tuscheln — wobei sie auf seine Füße blickten — das Leben sauer. Um dieser Belästigung zu entgehen und unliebsame Gerüchte zum Schweigen zu bringen, die sich, Gott weiß, auf welche Weise, verbreitet hatten, ordnete Gerbert die Ceremonie des päpstlichen Fußkusses an, die sich, freilich in arg verstümmelter Form, bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Das Erstaunen der Kardinäle, als sie die Entdeckung machten, daß der Heilige Vater seinen Pferdefuß wieder verloren hatte, ist kaum zu beschreiben. Die Edlen sanken ins Grab, ohne das Geheimniß enträthselt zu haben.

London. Richard Garnett.

Die Renaissance-Ausstellung.

Daß es in Berlin eine Kunstgeschichtliche Gesellschaft giebt, wird erst durch die von ihr geschaffene Renaissance-Ausstellung wieder in die Erinnerung gerufen. Denn ihr Wirken verläuft durch lange Jahre so still, daß nicht einmal die Tante Voß, die sonst doch allen Vereinsbrüdern so geschäftig nachzuwedeln versteht, davon Kenntniß nimmt. In ihren jährlich etwa acht Sitzungen wird freilich auch nicht für prickelndes Amusement der Mitglieder gesorgt. Da werden sehr gründliche Vorträge über allerlei kunstgeschichtliche Themata gehalten, von chinesischem Porzellan bis herab zur Ikonographie des Mittelalters, gelehrte Bücher werden vorgelegt und über Kunstauktionen wird berichtet. Trotz dem wenig lockenden Programm ist es geglückt, die Kunstgeschichtliche Gesellschaft jetzt schon zehn Jahre zusammenzuhalten, und Alle, die wirkliche und lebendige Freude an alter Kunst haben, sind längst als Mitglieder geworben. Vor anderen Vereinigungen mit wissenschaftlichen Ansprüchen hat unsere Gesellschaft den Vortheil, außer den kunstgeschichtlichen Fachleuten auch noch den weiteren Kreis der Kunstfreunde und Kunstsammler zu umfassen. Das Verdienst um die Kunstgeschichtliche Gesellschaft haben die wenigen Gelehrten, denen die Hebung und umfassende Vermehrung der berliner Museen zu danken ist. Der Eine, der die neue Abtheilung der Renaissancesskulpturen den öffentlichen berliner Sammlungen beigefügt hat und der die Gemäldegalerie in wenigen Jahren mit den knappen preußischen Mitteln so hoch zu bringen verstand, hat auch die berliner Kunstfreunde zu eifrigerem Sammeln alter Kunstwerke veranlaßt. Den Plan, Ausstellungen von Kunstwerken aus berliner Privatbesitz, vor Allem aus dem Besitz ihrer Mitglieder, zu veranstalten, hat die Kunstgeschichtliche Gesellschaft von Anfang an in ihr Programm aufgenommen. Die Leihausstellungen des londoner Burlington fine arts club dienten wohl als Vorbild. Die Gesellschaft ist diesmal mit ihrer dritten Ausstellung vor die Oeffentlichkeit getreten. In den beiden früheren waren Kunstwerke des siebenzehnten und des achtzehnten Jahrhundert vorgeführt worden. Da ein Bischen Patriotismus auch der Kunstgeschichtlichen Gesellschaft wohl ansteht, so waren diese beiden Ausstellungen nach dem Großen Kurfürsten und nach Friedrich dem Großen benannt worden. Der diesjährigen fehlt die borussische Beziehung. Es fehlt ihr auch der einheitliche Charakter, den die früheren hatten. Abgesehen vom Mittelalter, das nur wenig in Betracht kam, wird italienische, deutsche und niederländische Renaissance vorgeführt. Und trotzdem ist diese Ausstellung im glücklichen Arrangement bemerkenswerther als die Vorgängerinnen. Eine vergleichende Bewerthung der Kunstwerke ist wohl unzulässig.

Die Sammlungen, aus denen die Ausstellung zusammengesetzt ist, sind beinahe sämmtlich erst in den letzten Jahrzehnten entstanden. Alten Kunstbesitz giebt es in Berlin kaum. Der kunstsammelnde reiche Adel fehlte hier immer; und ich fürchte, vom Grafen Pourtalès abgesehen, fehlt er auch noch heute. Im königlichen Besitz ist natürlich viel. Das Meiste davon aber ist in die staatlichen Sammlungen übergegangen. Bei der Gründung der Museen wurde durch einen Akt großmüthiger Entäußerung aus königlichem Privateigenthum namentlich an Bildern überwiesen, was nach damaligen Anschauungen für das Museum geeignet erschien. Man mag im Katalog der berliner Gemäldegalerie einmal nachzählen, wie oft die Herkunftnotiz „Aus den königlichen Schlössern" vorkommt. So sind es meist neue Menschen, die in Berlin sammeln. Bei den hohen Preisen, die für alte Kunstwerke jetzt verlangt werden, kann es nicht zweifelhaft sein, aus welchen Kreisen diese Leute stammen. Als ich während meiner berliner Anfänge noch in Gesellschaften ging (jetzt langweile ich mich lieber allein), hörte ich wohl von einem Manne, dessen Namen an der Fondsbörse den besten Klang hat, rühmen, daß er sein Geld für edle Zwecke ausgebe: er kaufe alte Bilder. Besonderen Edelmuth vermag ich darin nun nicht zu erkennen und ich möchte auch den veredelnden Einfluß eines Kunstwerkes auf den Besitzer rundweg leugnen. In einem Speisezimmer, das mit Stillleben von Heda und Frans Snyders geschmückt ist, wird das Trüffelpurée auch in der Gesinnung genossen, die Apostata geschildert hat; und wer in seinem Schlafzimmer einen zotigen Jan Steen und einen lüsternen Fragonard hängen hat, wird ganz gewiß nicht nur den Kunstwerth an diesen Bildern schätzen. Aber das Sammeln ist hier auch nicht stumpfes Protzen. Es ist nicht letzte Sensation des ganz Uebersättigten. Die Hoffnung, das Bild von Rembrandt auf der Auktion des Lord X. in London zu ersteigern, lockt nicht so, wie es lockt, die Primaballerina der pariser Oper zu erhandeln, weil Beides nur kaufen kann, wer etwa bei Rand Mines die großen Profite eingesackt hat. Nein, hier in Berlin wird doch in besserer Tendenz gesammelt. Ein Bischen Renommage mag mit unterlaufen. Den wichtigsten Anlaß aber zum Erwerb alter Kunstwerke giebt der Wunsch nach Dekorationstücken für die Wohnung, das Verlangen nach einer luxuriösen und kunstvollen Einrichtung. Die Kunsterzeugung der Gegenwart, namentlich die heimische, befriedigt dieses Bedürfniß nicht. Denn wer auf der Höhe der Kunstgeschichtlichen Gesellschaft steht, duldet keinen Nathan Sichel mehr über seinem Sofa. Dem, der in Berlin den Sinn für humorvolle Beziehungen noch nicht verloren hat, mag es darum als recht spitziger Witz des Zufalles erscheinen, daß gerade die Akademie der Künste den historischen Ausstellungen der Kunstgeschichtlichen Gesellschaft in übrigens stets bereiter Gastfreundschaft die Räume lieh. Mit gekniffenem Lächeln mag Mancher der Gastgeber die

Veranstaltung besucht und dabei nicht gerade freundlich der meist ausländischen Kunsthändler gedacht haben, denen die kaufkräftigsten hiesigen Kunden die märchenhaften Preise zahlen. Und — wie ärgerlich! — die Urheber der so gekauften Kunstwaare haben gar nichts mehr davon. Denn die Preise für alte Kunst sind hoch, so hoch, daß doch nur die Gesegneten der Thiergartenstraße dauernd Käufer bleiben können. So hoch aber auch, daß Fälschungen beträchtlichen Gewinn abwerfen. Daß trotz diesen kaufhemmenden Umständen der private Kunstbesitz in Berlin so rasch zusammengekommen ist, ist das Verdienst eines Mannes. Unsere Sammler sind meist vorsichtige Leute. Sie wissen ganz gut, daß hochbezahlte gute und echte Waare als ganz sichere Kapitalsanlage gelten kann, denn die Preise haben im Allgemeinen eine steigende Tendenz und sie werden bei Fortdauer unserer friedlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse noch weiter anziehen. Nicht nur gegen Fälschungen gilt es, sich zu schützen; wichtiger ist, den Urheber des Kunstwerkes zu bestimmen. Ob der Meister oder sein Schüler das Bild gemalt hat: die Antwort auf diese Frage kann den Preis im Verhältniß von 10 : 1 ändern. Diese Sicherheit giebt den hiesigen Sammlern wiederum der eine Mann, der mit seinem wissenschaftlichen Ruf und mit seiner Reputation als Galeriedirektor für seine Bestimmungen eintritt. Ich kenne natürlich die Selbstständigkeit vieler berliner Sammler. Mit der Lust am Besitz wachsen die Kenntnisse und entwickelt sich treffsichere Kennerschaft. Aber den Rath und die sichere Entscheidung immer erfragen zu können, giebt auch ihrem Sammeln verläßliche Ruhe. Und das Verdienst bleibt dem Rathgeber, daß er umfassendes und kluges Sammeln in Berlin so populär gemacht hat. Nicht, daß einem immerhin feineren Genuß die Mittel verschafft werden, macht das Verdienst aus, auch nicht nur, daß für die kunstwissenschaftliche Forschung vermehrtes Material nach Berlin gebracht wird. Kunstbesitz gilt im Leben des Einzelnen und des Volkes Etwas; er kann, mit freilich bedingter Verläßlichkeit, als Kulturmesser gelten. Immerhin bedeutet auch nur rechnerisch in einer ganz geschäftsmäßigen Bilanz der so rasch hier zusammengekommene Kunstreichthum eine Mehrung des nationalen Vermögens. Das Verdienst darum kann nicht gering geschätzt werden.

Die Ausstellung bringt vom privaten berliner Kunstbesitz nur Das zur Schau, was im Jahrhundert der Renaissance entstanden ist. So weit sich diese in Italien abgespielt hat, pflegt man die ganze Epoche nach den weltklugen und geschickten Medici zu nennen. Wer von der kunstgeschichtlichen Betrachtung kommt, mag bei der Bezeichnung bleiben und ihm können tiefer schürende Geister, deren Wirken die Volksgenossen mächtig erregte, weniger wichtig vorkommen. In dieser Ausstellung, die vom glücklichen Reichthum und von der lachenden Schönheit der Renaissancekunst so viel zeigt, braucht

man sich nicht zu erinnern, daß sie in das selbe Jahr fällt, das Italien die Erinnerung an die vierhundertjährige Wiederkehr des Tages gab, an dem dem kunstfeindlichen Bußprediger Savonarola in Florenz der Scheiterhaufen geschichtet wurde. Wenn, wie es ursprünglich geplant war, im vorigen Jahr die Ausstellung eingerichtet worden wäre, dann wäre sie sogar in das Jubiläumsjahr des berüchtigten Feuers gefallen, das Savonarola selbst auf öffentlichem florentiner Platz entzündet hat. Damals häufte er mit den „Werkzeugen des Luxus" auch manches kostbare Buch, manches erlesene Kunstwerk zum Holzstoß. Die Erinnerung darf uns nicht schrecken. Unsere Sitten sind milder geworden. Wir verbrennen den unbequemen Bußprediger nicht mehr; wir treffen ihn eben so sicher mit wirthschaftlicher Vernichtung. Savonarolas Feuer hat die italienische Kunst nicht auszuräuchern vermocht, hat sie nur wenig angeschwält. Auch seine finstere Lehre wurde überwunden. So brauchen wir für unsere Kunst zunächst nicht und auch späterhin nicht zu fürchten. Und die alten Kunstwerke werden gewiß zuletzt die Wuth der Zornigen und der Entfesselten reizen.

Ich bin in Ausstellungen ein schlechter Führer. Auch hier beim Schreiben merke ich es wieder. Der Aerger über das Eine, die Freude über das Andere nehmen mir die Zeit; meist aber hält Das mich auf, was mir beiläufig einfällt. Diese Ausstellung ist nur dem Besucher nützlich, der sehen gelernt hat. Einige Winke werden ihm genügen. Nicht, als ob ich mir anmaßte, mehr und besser zu sehen als er; aber die berufsmäßige Beschäftigung mit Ausstellungen allerlei Art giebt eine Erfahrung, die einige praktische Rathschläge zu ertheilen gestattet. Den Besucher wird beim Betreten des Uhrsaales der Akademie zunächst gewiß die gewaltige Rüstung schrecken. Wenn sie auch wirklich vom brandenburgischen Kurfürsten Joachim dem Zweiten getragen wurde, so wirkt sie in der Nachbarschaft so feiner Kunstwerke doch etwas gröblich. Auf dem Treppenpodest vor dem Eingang hätte sie sich famos gemacht. So sieht es aus, als hätte man eine Schildwache in den Salon geladen. Die Bilder der italienischen Schule werden dem Besucher, auch wenn er die bekanntesten Namen darunter findet, doch nicht die Größe der italienischen Malerei lebendig machen. In den niederländischen Bildern aber wird er diese eine nationale Schule der nordischen Renaissance in hervorragendsten Erzeugnissen vertreten finden. Vor dem Schrank mit den italienischen Majoliken wird er bei den figürlichen Darstellungen über die Mängel der Zeichnung hinwegkommen müssen, aber er wird rasch lernen, an der kunstschönen Form der Gefäße, am Zusammenklingen der Farben, an dem funkelnden Schimmer, den die Glasur ihnen giebt, sich zu freuen. Wer aber der Hebung des reichsten Schatzes der italienischen Renaissancekunst froh werden will, Der soll sich in die Betrachtung der Bronzen versenken, der großen und kleinen

Rundfiguren und mehr noch der Plaketten und Medaillen, — und er mag immer wieder dorthin zurückzukehren. Zeichnungen würden ihm den selben Genuß bringen. Die Ausstellung bringt sie nur nicht in gleicher Fülle. Die vorhandenen sind aus der Sammlung des Herrn Adolf von Beckerath. Die Besonderheit unserer größeren Sammler auszuspüren, gewährt noch nebenbei Vergnügen; die Beckeraths läßt sicher das feinste Erkennen alter Kunstwerke spüren. Beinahe möchte ich sagen: sie hat einen gelehrten Charakter. Aber darunter versteht man Langeweile und nüchternen Geschmack. Und gerade das Gegentheil will ich der Sammlung des Herrn von Beckerath zusprechen.

Ueber bleibende und gehende Erscheinungen des berliner Lebens ist in dieser Zeitschrift schon oft ein verständiges Urtheil gefällt worden. Ueber unsere Ausstellung wurde hier glücklich gesagt: „Ein feines Wunder in der märkischen Wüste unseres gewöhnlichen Kunstbetriebes." Ich eigne mir dies Urtheil gern an, denn es trifft das schnelle Wachsen und das durch die Energie scharfer Persönlichkeit Geschaffene gut; es läßt auch die Gefahr jähen Vergehens ahnen.

Der Bericht über solche Ausstellungen pflegt mit Wünschen und Fragen zu schließen; man möchte wissen, wie die Veranstaltung wirken und was von ihr bleiben wird. Ich halte einen solchen Ausblick für müssig. Die Renaissance-Ausstellung hat viel Edelmetall gegeben, das nicht Jeder verwerthen kann. Manchem aber mag es wohl glücken, aus den ungefügen Barren feine bequemer rollenden Scheidemünzen zu prägen. Dr. J. Relling.

Nietzsches Ahnen.

Sehr geehrter Herr Harden,

Die im letzten Maiheft der „Zukunft" erschienene Notiz über unsere Vorfahren ist von mehreren Lesern Ihrer Zeitschrift als eine Berichtigung oder Widerlegung eines Citates meines Bruders aufgefaßt worden, das in einem Artikel des Herrn J. Hofmiller in dem Heft vom vierzehnten Mai angeführt war: „Man hat mich gelehrt, die Herkunft meines Blutes und Namens auf polnische Edelleute zurückzuführen, welche Niëzky hießen und vor mehr als hundert Jahren ihre Heimath und ihren Adel aufgaben, unerträglichen religiösen Bedrückungen endlich weichend." Die erwähnten Leser nahmen nun an, daß mit diesen Kirchenbuchnotizen Etwas für die deutsche Abkunft meines Bruders bewiesen sei, was

nun freilich leider nicht der Fall ist, denn der Wechsel des Landes und Namens liegt vor dem Jahre 1709, wo jener Christoph Nietzsche zuerst in Bibra auftauchte.

Meinem Bruder waren die mitgetheilten Kirchenbuchnachrichten genau bekannt, da er im Sommer 1866 selbst in Bibra war, um in Kirchenbüchern und Archiven Nachforschungen anzustellen. Leider sind mir die Resultate nicht deutlich in der Erinnerung geblieben, da der Sommer 1866 ein sehr bewegter Kriegssommer war, außerdem in Naumburg die Cholera einzog und auch unseren Hauswirth als Opfer forderte, was uns veranlaßte, auf lange Zeit an verschiedene Orte zu verreisen. In dem Strom der großen Ereignisse verschwand der kleine Ausflug nach Bibra, für dessen Resultate ich mich auch nicht so lebhaft wie mein Bruder interessirte.

Die abgedruckten Kirchenbuchnachrichten sind also kein Beweis für unsere deutsche Abkunft, da sie gerade die Hauptfrage: woher dieser erste Christoph Nietzsche kommt, vollkommen unbeantwortet lassen. Im Gegentheil könnte der Umstand, daß unter den Pathen der vielen Kinder nicht ein einziger Anverwandter genannt wird, weder des Mannes noch der Frau, daß außerdem der Vatersname der Frau so beharrlich verschwiegen bleibt, eher zu der Vermuthung führen, daß sich in der Vergangenheit der Beiden ein Geheimniß verbirgt.

In den Aufzeichnungen des in der Biographie erwähnten, etwas zweifelhaften Dokumentes: „L'Origine de la famille seigneuriale de Niëtzky" trug jene Frau Margarethe Elisabeth einen äußerst zungenbrecherischen vornehmen polnischen Namen, den ein deutsches Ohr schlecht verstehen und eine deutsche Hand nicht gut nachschreiben kann. Ich konnte mir deshalb auch vorstellen, daß bei den Eintragungen in das Kirchenbuch der Geistliche auf die Wiedergabe dieses Namens verzichtete.

Bei dieser Gelegenheit muß ich einen Irrthum berichtigen. In jenem Dokument wurde erwähnt, daß im Jahre 1716 ein Mitglied der Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in den Grafenstand erhobenen Szlachzizenfamilie Niëtzky wegen religiös-politischer Verschwörung zum Tode verurtheilt worden, mit Frau und Kindern aber geflohen sei. Dieses Mitglied der Familie, das bei seiner Flucht den Namen Niëtzky in Nietzsche umwandelte, reklamiren wir als den vorhin erwähnten Christoph Nietzsche, unseren Ururgroßvater; ich habe aber für die Zeit der Flucht, wie ich eben aus einem alten Taschenbuch ersehe, eine falsche Jahreszahl in der Biographie angegeben; es muß 1706 heißen. Das würde auch, falls die Tradition auf Wahrheit beruht, viel wahrscheinlicher sein, da gerade in den Jahren von 1705 bis 1709 in Folge der Wiederwahl des Stanislaus Leszczynski zum polnischen König in Polen viel Unruhe herrschte und reichlich Anlaß zu Verschwörungen gegeben war.

Es war mir immer etwas unerklärlich, warum mein Bruder stets einen solchen Accent auf die polnische Abkunft gelegt hat; ich bin zu folgender Vermuthung gekommen: Schon als Kind hat sich mein Bruder fremd und unverstanden gefühlt, mit einer Welt in sich, die er zu den geheiligten Ueberlieferungen seiner Umgebung im Gegensatz fühlte. Es kamen ihm Zweifel an so manchen Idealen, die sein ehrfürchtiges Herz so dringend zu lieben und zu verehren wünschte. Dagegen fühlte er sich mit dem nietzschischen Familiengeist, der sich in einem strengen Wahrheitsinn, in der Liebe zu würdigen, höflichen Formen,

in heiterer Zufriedenheit und in einem Zug zu einsamer Unabhängigkeit zeigte, auf das Innigste verwandt. Wohin er auch auf seine Vorfahren blickte, überall fand er Züge des eigenen Wesens. Leute, denen, gerade wie ihm, die höchsten Anforderungen der christlichen Moral zur zweiten Natur geworden waren, die, gerade wie er, keine Kämpfe mit dem schwachen Fleisch zu bestehen hatten und sich deshalb auch durchaus nicht als Sünder fühlten, sondern das Glück genossen, das die wohlgerathenen Menschen an sich selbst empfinden. Auch mein Bruder war solch ein durch und durch geistig und körperlich wohlgerathener Mensch. Ein alter Freund unseres verstorbenen Vaters schrieb im Herbst 1868 an unsere liebe Mutter: „Mein Frauchen und ich haben uns herzlich gefreut, den kleinen braunen, rothbäckigen Fritz als Erwachsenen in blühender Jugendkraft wiederzusehen. Wie gleicht er in seinem liebenswürdigen, harmonischen Wesen, in der Vornehmheit der Gesinnung seinem herrlichen Vater, unserem theuren, von uns nie vergessenen Freund! Als er fortfuhr, sagten wir Beide: Unsere liebe Freundin kann stolz sein, einen solchen Sohn zu haben."

Mein Bruder empfand nun selbst, wie sehr er unseren Vorfahren glich, und doch zugleich, wie anders er war. Er forschte eifrig, ob Einer von ihnen auch so in sich mit Gedanken gegen Gedanken zu kämpfen gehabt hatte, aber nirgends fand er etwas Anderes als Ausgeglichenheit, Zufriedenheit und die Sicherheit der gewonnenen Ueberzeugung. Und hier kam ihm die Familientradition zu Hilfe. Dieser polnische Graf Niëtzky: wie mußte er um der Unterdrückung seines Glaubens willen gekämpft und gelitten haben! Vielleicht hatte er auch gezweifelt und schließlich in der Leidenschaft sich zu einer schlimmen That hinreißen lassen. Heimlich mußte er sein Land und seine Güter verlassen, um endlich in einfachen Verhältnissen, in einem stillen, seinem Glauben gemäßen Leben Ruhe zu finden. Dieser Vorfahr mit seinen etwas mythischen Erlebnissen war ganz nach meines Bruders Sinn, er schien ihm die Erklärung für seine inneren Kämpfe zu geben und deshalb liebte er ihn und glaubte an ihn. Es scheint mir aber, als ob die Tradition sich etwas geirrt hat, z. B. darin, daß unser Urgroßvater das älteste Kind dieser Ehe gewesen sein sollte, während er nach dem Kirchenbuch das zweitgeborene, in Wirklichkeit wahrscheinlich aber das dritte Kind war. Das älteste Kind (immer vorausgesetzt, daß die Familientradition auf Wahrheit beruht) scheint auf der Flucht gestorben zu sein.

Zum Schluß möchte ich noch etwas Ergötzliches erzählen. Im vorigen Sommer begegnete der Maler Herr Kurt Stöving (der ein ergreifendes Bild von meinem Bruder gemalt hat, das von einem liebenden Nietzsche-Verehrer dem Archiv gestiftet wurde) in der dresdener Ausstellung einem Paar, offenbar Geschwistern; der Herr glich in auffälligster Weise meinem Bruder, die Dame mir und Beide sprachen polnisch. Das scheint nun allerdings zu beweisen, daß wir, mögen wir herstammen, woher wir wollen, Etwas von dem polnischen Typus haben müssen, besonders mein Bruder, der früher so oft auf Reisen als Pole angeredet wurde.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihre

Weimar. Elisabeth Förster-Nietzsche.

Goluchowskis Politik.

Die österreichisch-ungarischen Delegationen sind doch eine herrliche Einrichtung. Wie schwachsinnig waren einst die Fürsten und Staatsmänner, die sich vor den Verfassungen und dem parlamentarischen System fürchteten und ihre absolute Herrschaft mit Waffengewalt aufrecht erhielten! Giebt es denn auf der Welt für die Machthaber bessere Zustände als die heute in Oesterreich-Ungarn herrschenden? Der Monarch und die parlamentarischen Regirungen brauchen sich nicht den Kopf zu zerbrechen, um zu ersinnen, wie sie das Geld für die Armee, die Kriegskosten und die diplomatischen Auslagen herbeischaffen sollen. Die Delegationen bieten ihnen eine wundervolle Abstimmungmaschine, die Alles votirt, was sie nur wünschen. Die gefügigsten Mameluken der ungarischen Regirung und pro forma zwei oder drei oppositionelle Führer erscheinen als Ausschuß des ungarischen Parlamentes und werben, mit der österreichischen Delegation wetteifernd, um die Gunst der Krone. Nachtragskredite von dreißig Millionen werden von den Delegationen im Handumdrehen bewilligt. Und wenn der Vermehrung der Flotte scheinbar gewisse Grenzen gezogen werden, so geschieht Das nur, um den Ungarn Sand in die Augen zu streuen. Mit der Hilfe von Nachtragskrediten wird eine Flotte geschaffen!

Unter solchen Umständen darf sich Graf Goluchowski Alles erlauben. Er hat seine günstige Lage diesmal auch in vollem Maß ausgebeutet. Er hat den Delegirten ein X für ein U gemacht, ihnen „Aufschlüsse“ gegeben, die den Zweck hatten, die Orientpolitik Oesterreich-Ungarns zu maskiren, nicht, sie aufzuklären. Graf Goluchowski ist ein scharfsinniger Diplomat; er arbeitet für die Zukunft und nicht, wie Kalnoky, nur für den nächsten Tag. Das Bündniß mit Italien will er im Interesse des monarchischen Prinzipes aufrechterhalten; er möchte den italienischen Thron durch das Bündniß moralisch stützen, denn der Zusammenbruch des einheitlichen Königreiches Italien würde für die italienischen Besitzungen Oesterreich-Ungarns gefährlich werden; eine föderative italienische Republick würde den Irredentisten Vorschub leisten und diese Länder in den Rahmen der Republik einzufügen versuchen. Graf Goluchowski hat schon vor Jahr und Tag eingesehen, daß der Ausbruch einer Revolution in Italien oder ein Attentat auf König Humbert Eventualitäten sind, mit denen man rechnen muß und deren Eintreten Oesterreich-Ungarn nicht unvorbereitet finden darf. Im Hinblick auf sie und nicht gegen die auf der Balkanhalbinsel drohenden Unruhen wurden die dreißig Millionen des Nachtragskredites zu kriegerischen Vorbereitungen verbraucht. Für etwa in den Balkanländern mögliche Unruhen ist durch das Arrangement gesorgt, das zwischen dem Zaren und dem Kaiser Franz Joseph in Petersburg vereinbart wurde. Daß zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn ein geheimer Vertrag besteht, ist unwahrscheinlich, — nicht, weil er dementirt worden ist, sondern, weil er überflüssig erscheint. Doch ist unzweifelhaft, daß zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland in Bezug auf die Balkanhalbinsel — für Fälle, wo der status quo nicht aufrecht erhalten werden könnte — eine entente cartographique besteht. So oft Rußland in eine Lage geräth, wo ihm das gute Einvernehmen mit Oesterreich-Ungarn dringend geboten erscheint, wird zwischen beiden Mächten eine entente verbale vereinbart, von der man zu sagen pflegt: „Il n'y a rien d'écrit.“ Auch zur Zeit des Drei-Kaiser-Einvernehmens, als Rußland den Krieg gegen die Türkei plante, kam es

zu einem ähnlichen Arrangement, wie es heute besteht. Auch damals mußte Rußland einen Zusammenstoß mit Oesterreich-Ungarn auf der Balkanhalbinsel um jeden Preis vermeiden; eben so jetzt, wo Rußland im fernen Osten engagirt ist.

Bekanntlich stellte Graf Andrassy die Sorge für die Erhaltung des Friedens über alle anderen Rücksichten; daneben aber war er bestrebt, die Thatsache, daß Rußland mit Oesterreich-Ungarn nicht anbinden will, zum Vortheil der Monarchie auszunutzen. So kamen die reichstadter Abmachungen zu Stande. Die Chauvinisten aller Parteien waren darüber empört. Ein Anhänger und Wortführer der äußersten Linken erklärte, daß Andrassy die Interessen Ungarns dem „wiener Hof" zu Liebe verrathen habe. Graf Andrassy mußte während seiner Anwesenheit in Budapest damals von allen Seiten bittere Vorwürfe hören. Die Monarchie, so hieß es allgemein, sollte Front gegen Rußland machen und offen die Türkei in Schutz nehmen. Darauf erwiederte Andrassy: „Wer wird sich unter das Dach eines Hauses stellen, das nach allen Seiten einzustürzen droht? . . . Was einen Krieg gegen Rußland betrifft, so kann ich nur mit einer Anekdote antworten. In der Schlacht bei Leipzig betrachtete Napoleon die heranrückenden russischen Schaaren durch das Fernrohr. Ein General rief: ‚Wir werden die Russen vernichten!' Napoleon ließ das Fernrohr sinken, erhob es dann wieder, und nachdem er lange hinausgeblickt hatte, ließ er es zum zweiten Male sinken und sagte entmuthigt: ‚Ils sont trop.'"

Auch in Reichstadt gab es keinen „geheimen Vertrag", nur eine entente verbale, über die ein Protokoll aufgenommen wurde, das die zwischen Andrassy und Gortschakow besprochenen Vereinbarungen, d. h. die Punktationen feststellte, die eventuell zur Grundlage des Friedensvertrages des siegreichen Zarenreiches mit der Türkei gemacht werden sollten. Man glaubte allgemein, der Krieg würde nur ein Spazirgang der russischen Truppen nach Konstantinopel sein. Ueber die reichstadter Abmachungen war nur bekannt, daß Rußland Konstantinopel nicht besetzen werde, daß Bosnien und die Herzegowina an Oesterreich-Ungarn fallen sollten und diese Monarchie auch Saloniki besetzen dürfe. Das aegäische Meer sollte unserem Handel geöffnet werden; wie das Schwarze Meer ein mare clausum Rußlands sein sollte, wäre das aegäische Meer dann ein österreichisches Meer geworden. Die übrigen Punkte der Abmachungen waren nicht bekannt und sind auch später ein Geheimniß geblieben; auch die erwähnten Punkte wurden nur offiziös angedeutet, um die Ungarn zu überzeugen, daß Rußland unter keinen Umständen Konstantinopel besetzen dürfe. Der Sieg Rußlands aber war nicht so einfach, wie man ihn sich vorgestellt hatte. Und nach den schweren Opfern, die der Krieg Rußland gekostet hatte, forderte die russische öffentliche Meinung die Herrschaft des russischen Einflusses auf der ganzen Balkanhalbinsel. Dieser Pression konnte und wollte vielleicht auch die russische Regirung nicht widerstehen. So kam es zum Frieden von San Stefano. Oesterreich-Ungarn war übervortheilt.

Aber der russisch türkische Krieg hatte auch erwiesen, daß Rußland militärisch unvorbereitet war und noch eines Jahrzehntes bedurfte, um sich eine Armee zu schaffen, die unserer gewachsen wäre. Graf Andrassy wurde von allen ungarischen Parteien bestürmt, er möge sich gegen Rußland wenden, es mit Waffengewalt aus der Balkanhalbinsel hinausdrängen und den Balkanländern die Lage zu schaffen suchen, die den Interessen Oesterreich-Ungarns am Meisten ent-

spreche. Auf die bitteren Vorwürfe der äußersten Linken, daß Andrassy den günstigen Augenblick zur Wahrung der ungarischen Interessen im Orient nicht benutze, antwortete er: „Ich will keinen Krieg gegen Rußland beginnen, der ein Jahrhundert dauern würde; denn in dem wahrscheinlichen Fall unseres Sieges wäre jeder Friedensschluß doch nur ein Waffenstillstand. Das besiegte Rußland würde stets von Neuem einen Krieg beginnen. Die Verantwortung dafür kann ich nicht übernehmen." Andrassy ließ sich von dem Grundprinzip seiner Friedenspolitik nicht abdrängen. Er hoffte, auf dem Berliner Kongreß für Rußlands Treubruch Genugthuung zu erhalten. Rußland mußte denn auch in Allem nachgeben und nur Deutschlands schützende Hand und Andrassys staatsmännische Mäßigung haben es vor noch schlimmeren Demüthigungen bewahrt. Unser Minister forderte nur die Occupation Bosniens und der Herzegowina und die Ermächtigung zu einem Vormarsch in der Richtung nach Saloniki, falls ein solcher nothwendig sein sollte. Andrassy erkannte, daß die Besetzung Salonikis nur im Einvernehmen mit Rußland den Interessen der Monarchie entspräche; der Vormarsch und die Besetzung von der Landseite hätte Oesterreich-Ungarn in Kämpfe mit den halbwilden Albanesen verwickelt, die, von Montenegro (d. h. von Rußland) aus unterstützt, uns fortwährend beunruhigen konnten. Saloniki sollte von der Meeresseite aus besetzt werden und die Besatzung ihre Hauptstütze in unserer Flotte finden. Aber zu diesem Zweck mußte erst eine ihrer Aufgabe gewachsene Flotte geschaffen werden.

Das früher von Andrassy offiziös lancirte Wort „au delà de Mitrovicza" wurde aus seinem Programm vorläufig gestrichen und bis zu günstigerer Zeit aufbewahrt; dieser Staatsmann wußte eben zu warten.

Als Goluchowski ans Ruder kam, brauchte Rußland wieder Oesterreich-Ungarns Freundschaft. Diesmal handelt es sich um die wichtigsten Interessen Rußlands im fernen Osten; und die Machtstellung Rußlands in Nordchina ist wohl mehr werth als sein Einfluß auf die Balkanstaaten, um so mehr, als dieser Einfluß durch die Orthodoxie für die Zukunft gesichert erscheint. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß während des petersburger Besuches die abgebrochenen reichstadter Abmachungen in irgend einer Form erneuert wurden. Vor Allem soll der status quo aufrecht erhalten werden. Das klingt recht schön, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß es den Fürsten und Regirungen der Balkanländer gelingen könnte, den Ausbruch der Unruhen zu verhindern, die daraus folgen müssen, daß den bulgarischen und serbischen Aspirationen nicht entsprochen werden kann. Was aus solchen Unruhen entstehen würde, kann heute Niemand voraussagen. Aber jedes Arrangement zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn sichert zweifellos zwei Dinge von großer Bedeutung: für Rußland den überwiegenden Einfluß auf die bulgarischen Häfen als Vorbereitung zum mare clausum im Interesse Rußlands; für Oesterreich-Ungarn den Einfluß auf die Gestaltung der Dinge in Makedonien, eventuell die vorherrschende Stellung im aegäischen Meer. Die Ungarn wehren sich zwar noch immer gegen jede Ausdehnung Oesterreich-Ungarns im Orient, aber die praktischen Juden, deren Einfluß auf die Ungarn durch die Presse immer beträchtlicher wird, dürften den Magyaren begreiflich machen, daß es für die Monarchie als Großmacht und für ihre Handelsinteressen eine Lebensfrage ist, ihren Bereich im Orient auszudehnen.

Budapest. Graf Nikolaus Bethlen.

Gurnes Verbrechen.

Der Mensch kommt schließlich immer auf den Hund, wenn er lange mit Seinesgleichen gelebt hat, sagte Gurne, als er sich das riesige Exemplar aus der Gattung canis familiaris anschaffte. Daneben zog er sich auch Schlangen, Vögel, Katzen, Laubfrösche. Das lebhafte Gethier wiegt sich, nickt, flüstert, kreischt, versucht Freundschaft zu schließen und verwundet sich tötlich. Und Gurne mit seinem sinnenden Satanskopf sitzt inmitten seiner lärmenden Freunde und lacht. Links von der Stube ist eine dunkle Kammer, rechts die Küche. Gurne ist nicht ganz mittellos. Er hat zwanzig Jahre lang die Rolle eines Heuchlers gespielt, der seinen Geist für ein gutes Einkommen alle Flaggen hissen ließ, die man von ihm gehißt haben wollte.

Aber bewußt that ers, — und Das änderte einigermaßen die Stellung, die er vor sich selbst einnahm. Es lag ein großer, von Dummköpfen nicht durchschauter Humor in ihm. Er stand über allen Parteien und deshalb benutzten ihn alle und er ließ sich klug benutzen. Schließlich fielen sie wie kläffende Köter über ihn her, weil sie sich genarrt sahen. Aber da hatte er sein Schäfchen schon im Trockenen und lachte sich in die Faust.

Trotzdem sie ihn moralisch zerfleischten und fortwährend an seiner „Entlarvung" arbeiteten, luden sie ihn ein und zogen an seiner Thürklingel. Er war ihnen wie ein illegitimes „Verhältniß", über das man wegwerfend spricht, nach dem man aber die Hände ausstreckt, um nicht in der Langeweile des legitimen zu verkommen. Früher war er einer und der anderen Einladung gefolgt; man sah seinen sinnenden Satanskopf dann und wann in der Ecke eines bekannten Salons auftauchen. Die Weiber waren vernarrt in ihn. Madame So und So, die trotz ihrem fünfzigstem Geburtstag bei einem jüngst gegebenen Fest als Nymphe erschienen war, lächelte ihm süß zu und flüsterte: „Für Sie könnte ich zum dritten Male meinem Mann durchbrennen." Und Frau U. raunte ihm zu, daß das Gesicht einer Frau zuerst altere und man danach sich keinen Begriff von ihrem Gesammtbilde machen könne . . . Gurne redete vom Wetter.

Er hatte die Welt zwischen seinen vier Wänden. Mehr hätte er draußen auch nicht gefunden. Wie der Gott-Vater in der Bibel steht er inmitten seiner Thiere und beobachtet sie und stellt Vergleiche an und zieht Schlüsse. Das Häuschen, das er bewohnt, gehört einer armen Schustersfamilie, die Frau bedient ihn, die Kinder fürchten ihn, — und Das ist ihm lieb, weil er gern ungestört ist. Sein großer Kopf mit den feuerblauen Augen und der dicken Querfalte durch die Stirne kommt ihm wie eine Erdkugel vor. Er fühlt alle fünf Welttheile in ihm, die Narrheiten von einigen Dutzend Millionen Menschen rebelliren in seinem Gehirn. Oft sitzt Gurne Nächte lang im Finstern, während seine Thiere um ihn her schlafen, und grübelt. Seine innere Wahrnehmung wird immer weitergreifend. Er erlangt eine Fülle des Wissens, die die Anderen erst durch mühsäliges Lernen sich erwerben. Er genießt alle Genüsse, die der arme Tropf ängstlich beim Zweiten sucht, durch die starke Gefühlskraft seiner Phantasie. Er braucht seinen Nerven nur zu befehlen und sie schwingen wie unter den Küssen junger Bacchantinnen. Er riecht grünende Gärten, wenn er will, und kühlt sich in Schneegründen ferner Gletscher . . . Er denkt bei sich: Lacht Ihr zu meiner Allmacht? Ist Vorstellung

nicht Alles? Ist nicht die Hauptsache das Ergebniß? Weil das Weib Euch zu einem Zustande der Freude verhilft, glaubt Ihr, das Weib zu lieben. Weil Ihr in Sicherheit leben wollt, schreit Ihr nach Ordnung und Sitte, nicht aus Verehrung für sie. Ihr habt Gegensätze erfunden, einen Anfang, ein Ende, Alt, Neu. Und es ist doch nur ein riesiger Kreis, aus dem es keinen Ausweg giebt. Der das Neueste zu erfinden glaubt, hat nur das Aelteste wiederentdeckt. Der „er selbst" sein will, vergißt, daß die Kultur von Jahrmillionen sein Gehirn gedüngt hat.

Gurnes Ausgänge beschränkten sich auf die Wege nach der Bibliothek, aus der er sich mitunter einen Band holte. In der letzten Zeit hatte er ein Buch zu schreiben begonnen, das er „Aus meinem Raritätenkabinet" benannte. Mit behaglichem Humor schilderte er darin Typen aus seinem Leben, die ihm irgendwie der Darstellung werth schienen. Er begann mit der Geschichte eines sieben Schuh hohen Baumwollenhändlers, der sich freiwillig von der heiß geliebten Frau schied, weil er sich ihr geistig nicht ebenbürtig fühlte, und schloß mit der Tochter eines Reformators, die so keusch war, daß sie sogar in Hosen schlief, um nie an ihre Nacktheit erinnert zu werden. Als das Buch fertig war, erwachte in Gurne die Lust, es drucken zu lassen. Es lag ihm weniger daran, sich in Druckerschwärze zu sehen, als zu beobachten, wie die Leute sein Werk aufnehmen würden. Der erste Verleger schrieb: „Nur ungern sende ich Ihnen das interessante Manuskript zurück. Mir hat es sehr gut gefallen — aber meiner Frau nicht." Der zweite sprach vom „Rahmen" seines Verlages, in den es nicht passe. Halt, dachte Gurne, dahinter steckt Etwas. Das lockt mich. Und er zog seinen besten Rock an und begab sich zu dem Verleger. Man hieß ihn warten, weil gerade der berühmte X. drinnen sei. Als Gurne in dem Zimmerchen des Sekretärs Platz genommen hatte, begann er ein Gespräch mit diesem. Er bekannte sich ihm als Verfasser eines Manuskriptes, das ihm unter einem Vorwand zurückgeschickt worden sei, der seine Neugier erweckt habe. „Verlegt etwa Herr Wurm nur Gebetbücher?" „Nein, mein Herr, im Gegentheil, und daran ist Ihr Erfolg gescheitert." „Wieso?" „Der literarische Beirath des Herrn hat Ihr Buch für zu zahm, für langweilig erklärt." „Donnerwetter", entfuhr es Gurne, „muß der Herr einen verhärteten Gaumen haben. Könnten Sie mir — im Vertrauen! — nicht seinen Namen verrathen?" In diesem Augenblick öffnete sich die Thür; ohne anzuklopfen, trat ein reizendes blondes Dämchen herein und schritt mit flüchtigem Kopfnicken an den Beiden vorbei ins Arbeitzimmer des Verlegers. „Das war er", flüsterte der Schreiber. „Wer wars?" „Der literarische Beirath, die Gattin des Herrn." Gurne bekam einen so heftigen Lachanfall, daß er schnell das Zimmer verließ. Er sandte zum dritten Male sein Manuskript aus. Abermals erhielt er es zurück. Später erfuhr er, daß er vor sieben Jahren einmal in einer Gesellschaft der Tante der Frau des Verlegers nicht genug Aufmerksamkeit erwiesen hatte.

Er freute sich wie ein Junge über diese Erfahrungen und schloß das Manuskript in einen Schrank. Dann ließ er einen Pfiff ertönen und alsbald versammelten sich seine Thiere um ihn. Er hatte für jedes ein Liebkosungwort, einen zärtlichen Blick. Sein sinnendes Satansgesicht strahlte tiefe Güte aus und das Viehzeug drängte sich ungestüm an ihn. Zu nichts über sich beten, ohne Zweiten leben können und das Lächeln dabei doch nicht verlernen: Das war Gurnes Lebensevangelium. Früher hatte er ein anderes besessen. Es lag

eine große Fähigkeit zur Weiterentwickelung in ihm. Er hatte in früheren Zeiten viele „Sünden" auf sein Haupt geladen. Er hatte sich aber nach keiner beschmutzt gefühlt. Er wußte wohl, daß erst dieses Gefühl die Sünde zur Sünde macht. Das Schamgefühl raubt dem Weibe die Unschuld, nicht seine Hingebung an den Mann. Wenn der Dieb frei und offen bekennen wollte: „Nun ja, ich habe genommen, weil Ihr mir nicht gabt, was ich brauchte", — man würde empört sein über seine Kühnheit, ihn aber nicht verächtlich finden. Erst sein Schuldbewußtsein, seine Unsicherheit stempeln ihn zum gemeinen Verbrecher.

Der Sommer war für Gurne wie eine lange, traurige Melodie. Nach dem Freudenrausch des Lenzes die plötzliche Ermattung in der Natur. Kein Jauchzen in den Wäldern, keine tanzenden, leichtfertigen Wölkchen am Himmel. Gelangweilt, heiß, einförmig blickte er auf die reifenden Felder, auf den grauen Staub der Straße. Gurne, der eine tiefe Fühlung mit der Natur besaß und das leiseste Steigen und Sinken der Temperatur vorher empfand, wurde dumpf und böse wie seine Thiere in den heißen Tagen. Nachts erwachte er einmal vor Gluth in seinem Bett. Er sandte seine Phantasie aus, ihm Kühlung zu bringen. Sie regte sich nicht. Ihre Flügel hingen lahm herab. Er ballte zornig seine Willenskraft zusammen. Da schrak sie auf und zeigte ihm ein brennendes, rothes, flackerndes Gesicht. Er fühlte Feuer durch seine Adern rauschen und erhob sich. Ihn lüstete es, irgend einen großen tollen Streich auszuführen. Aber er wußte nicht, welchen. Fox kroch aus seiner dunklen Ecke und schmiegte sich zitternd an sein Knie. Ueber den Himmel zuckte ein Blitz hin. Weshalb oben? dachte Gurne. Weshalb für die Erde keine Erleichterung? Da fiel ihm ein, daß, wo die Sterne standen, doch das Oben nicht war, daß dort eben so gut „Unten" war wie hier, daß es kein „Oben" gab. Einen Augenblick hängen seine Blicke sinnend am Himmelsgewölbe, dann fliegt ein heimliches Lächeln über sein Gesicht. Er nimmt ein Kistchen mit durchlochtem Boden, geht hinaus und füllt es mit Erde, in die er einige Körner Lupinensamen streut. Dann bohrt er in die beiden Seitenwände Oeffnungen und steckt ein Querholz durch. In seiner dunklen Kammer hängt er das Kistchen zwischen zwei Pfosten, die er sich für allerlei Experimente in den Boden eingerammt hat. Dann befestigt er unten einen Spiegel, in den er den vollen Strahl einer hellbrennenden Lampe fallen läßt. Der Samen hat nun Freiheit, seine Keime nach jeder ihm beliebigen Richtung zu treiben. Als braver Samen wird er jedoch sicherlich aufwärts streben. Gurne reibt sich die Hände, geht hinaus und verschließt die Kammer.

Die Luft in ihr war schwül und von heißer Feuchtigkeit. Das grelle Licht brannte unbarmherzig weiter und warf strahlende Reflexe auf das Kistchen.

Draußen war noch immer keine erlösende Wolke vor die Sonne getreten. Eines Morgens endlich erschien sie. Breit und schwarz, mit zackigen Rändern, wälzte sie sich heran und verhüllte das sengende Blau des Himmels. Ein heißer Wind trieb Staubwirbel auf. Gurne sah die Sträucher sich neigen; da fiel ihm sein Versuch ein. Er schloß die Kammer auf und trat vor das Kistchen. Die Erde oben war kahl geblieben. Zaudernd beugte er sich nieder und fühlte sein Herz aufklopfen. Ein schwanker, junger, grüner Arm langte nach dem Licht, das ihn trügerisch von unten lockte. . . .

Und Gurne sagte zum ersten Mal in seinem Leben zu sich: Schurke!

Maria Janitschek.

Börsenträume.

Das Vertrauen zu unseren Industriewerthen hat das Publikum auch für recht unsichere Berather vertrauensselig gestimmt. In Berlin tauchen jetzt Bankfirmen mit allen Merkmalen aus den Gründerjahren auf; sie empfehlen in gedruckten Rundschreiben ein Spezialpapier, das vielleicht nicht gerade gut, aber steigend war, — und von nun an gelten die Chefs solcher sonst ganz obskuren Häuser als ungemein erleuchtet und wohl gar als prophetisch begabt. Wie Falschspieler die Gründlinge zunächst gewinnen lassen, so hüten sich auch diese Herren möglichst, die neuen Kunden gleich anfangs zu schädigen; sie warten geduldig und erhalten außer neuen Kaufaufträgen auch die ihnen besonders wichtigen Baarmittel vieler Provinzialen. Man staunt, wenn man vernimmt, wie leichtherzig jetzt viele Geschäftsleute ihre alten Verbindungen aufgeben, um einen großen Theil ihres Vermögens neuen Börsenhäusern anzuvertrauen. Wäre über diesen dunklen Punkt eine statistische Aufnahme möglich, so würde sich Zweierlei herausstellen: die spottschlechten, aber ganz unwirksam bleibenden Auskünfte über diese neuen Sterne und das blinde Vertrauen des Publikums, ohne Unterschied der Rasse. Diese traurigen Thatsachen beweisen, welcher Rausch ganze Klassen unseres Volkes heute ergriffen hat und wie fest sie an die Möglichkeit glauben, ihrer Spielsucht noch lange fröhnen zu können. Kein Börsengesetz vermag da zu schützen; und doch tritt die eigenthümliche Kombination von Effektengeschäft und Wochenblättchen neuerdings wieder so ungenirt hervor, daß sie dem geübteren Auge sich kaum entziehen kann.

Das Publikum lebt in einem verhängnißvollen Irrthum: es bringt die überaus starke Beschäftigung unserer Hütten und Fabriken mit Verkaufspreisen zusammen, die noch beträchtlichen Nutzen lassen; und es vergißt, daß die günstige Lage des Marktes schon eskomptirt ist, d. h., daß die Kurse schon recht hoch gestiegen sind. Bei einem Papier, das nahe an 200 steht, kann eine geringere Dividende, die doch auch in Folge äußerer Zwischenfälle möglich ist, unversehens einen Kurssturz von 50 und mehr Prozent hervorrufen. Das wird dann dem Werk zur Last gelegt, während es doch nur dem Kurs gilt. Wer wird die innere Güte unserer ersten Fahrradfabriken anzweifeln? Und dennoch sind ihre Aktien zurückgegangen, weil der nasse Sommer die Radkäufer abschreckte; es wurden sogar mehr Arbeiter als sonst entlassen. In solchen Augenblicken kann der nur spekulative Besitzer natürlich nicht auf die stillen Abschreibungen oder die wirklichen Reserven sehen, sondern lediglich auf die nun nicht mehr berechtigte Kurshöhe.

Solche Schwankungen treffen aber immer nur einzelne Papiere; die Industrieberichte lauten im Allgemeinen höchst günstig. Und da fast jeder Wohlhabende mit Unternehmern oder Angestellten irgend eines Großbetriebes in Berührung kommt, werden durch die herrlich klingenden Reden natürlich die kühnsten Hoffnungen auf die lange Dauer des industriellen Aufschwunges gefördert. Da hört man von Fabriken, die gar nicht mehr reisen lassen, aus Furcht, noch mehr Aufträge zu bekommen, von neuen Etablissements, die mit ihrer Waare nicht herauskommen können — und deshalb sogar angezweifelt werden —, nur, weil irgend ein Einzeltheil kaum noch zu beziehen ist, und von ähnlichen Dingen. Ein tellergroßes Stück Stahlguß zu einem Zahnrad kann man, wie mir neulich ein Direktor sagte, nicht vor Ablauf eines halben Jahres bekommen. Diese Fülle von Aufträgen, die un-

bedingt zur Erweiterung der Anlagen führen muß, hat aber die hier schon einmal geschilderte Scheelsucht und Konkurrenzwuth nicht einzuschränken vermocht. Während sich in Frankreich mit den wachsenden Aufträgen auch die Preise heben, bleibt in Deutschland das Verhältniß äußerst unregelmäßig. Dem guten Vorbild unserer Kupferwerke, die sich zur rechten Zeit geeinigt haben, wird noch nicht nachgeahmt. Nicht jede Direktion ist so weise wie z. B. die in Heddernheim, die sich lieber einen Antheil an der von Felten & Guillaume gebildeten Vereinigung sichert, als daß sie selbst in Berlin zu bauen anfängt. Auch für die Konsumenten sind die Folgen solcher Schritte beachtenswerth. Die Preise werden nämlich nicht sehr steigen, wohl aber so stetig sein, daß sie in den Zeiten des allgemeinen Niederganges auch kaum allzu jäh fallen können. Uebrigens haben ja die großen Verbraucher von Kupfer bei ihren Werken schon lange Ausnahmebedingungen.

Die riesigen Aufträge, die unsere Hütten von der Marine und den Staatsbahnen erhalten haben, scheinen die leitenden Finanzkreise für Eisenaktien noch nicht besser zu stimmen. Die Großen halten die Kurse für hoch und beziehen sich dabei auf die Privatberichte ihrer Montanfreunde, nach denen Preiserhöhungen wohl möglich wären, wenn es nicht die außerhalb des Verbandes stehenden Werke gäbe. Dazu kommt noch die Arbeiterfrage, für die der Bankmann sich noch immer nicht recht interessirt, die aber von äußerster Wichtigkeit ist. Einstweilen richten sich auf diesem Gebiet die Lohnerhöhungen noch nicht nach dem gehobenen Betrieb, sondern danach, ob an einem Ort mehr oder weniger Hände zu haben sind. Und da vom Lande die Leute immer hastiger fortströmen, so sehen wir, daß die Löhne gerade da steigen, wo das Leben am Billigsten ist: auf dem Lande.

Ueber die Umbauten der Bahnhöfe allein könnte man jetzt ein ganzes Kapitel schreiben. Verfolgt man die Submissionen, so findet man schon in Bayern eine ganze Reihe wichtiger Städte. In Westdeutschland ist besonders auf Essen und Dortmund zu verweisen. Fast sämmtliche bedeutenden Bahnhöfe der alten Privatbahnen müssen umgebaut werden; die der ehemals Rheinischen Bahn sind meist nur zu klein, die der Bergisch-Märkischen Bahn klein und noch dazu schlecht. Hier ist viel Holz durch Stein zu ersetzen. Aus den Submissionen ist auch zu ersehen, welchen Werth die Behörden auf Elektrizität legen. Aber weder diese noch die andere Thatsache, daß in der letzten Zeit neue elektrische Gründungen bekannt geworden sind, hat den Kursen der elektrischen Werke genützt; sie sind vielmehr, auch in Folge der Geldsorgen der Börse, mehrfach zurückgegangen. Die Schuckert-Gesellschaft vergrößert ihr Aktienkapital, vorläufig ohne Angabe der Gründe, die ja auch bis zur Generalversammlung Zeit hat; an den Finanzirungen dieses Unternehmens haben einzelne Bankiers bekanntlich ihr Vermögen verdoppelt. Die selbe Gesellschaft entlastet jetzt ihren deutschen Trust, die Kontinentale in Nürnberg, von seinen italienischen Straßenbahnwerthen dadurch, daß sie in Mailand rasch eine solche Gesellschaft bildet. Ich sage: rasch; denn wenige Tage vorher hatten Ganz & Co. in Budapest im Verein mit der berliner Union und Loewe einen Trust in Rom zu Stande gebracht. Das geht jetzt sehr leicht, wenn nur erst ein einziges Geschäft vorliegt. So war es z. B. bei Lahmeyer in Frankfurt mit der Konzession für Sinaia in Rumänien, die dann die Breslauer Diskontobank — oder die Landaus — sofort veranlaßte, eine rumänische Elektrizitätgesellschaft zu gründen. Ganz & Co. hatten ein Unternehmen in Bologna; daraus entstand der

ganze italienische Trust, für den ja vorläufig auch nur ein paar Millionen eingezahlt werden. Die Freundschaft zwischen dem sonst mit allen Gruppen arbeitenden Ganz und der Union stammt aus der Zeit der Sehnsucht nach einer Umwandlung der wiener Trambahn; da aber Ganz und Loewe Juden sind, war ihre Ablehnung in Wien natürlich sicher. Und die Freundschaft zwischen Loewe und der Union besteht seit dem merkwürdigen Vertrag, nach dem Loewe für die Union Alles fabrizirt. Die Union, mit ihren sehr werthvollen amerikanischen Vertretern, hat nämlich eigentlich gar keine Fabrik. Wenn nicht alle Zeichen trügen, wird die Börse nächstens übrigens wieder Gerüchte von sehr großen Kombinationen hören, in denen auch der Name Siemens & Halske kaum fehlen wird. Auf die russischen Geschäfte Loewes und der Union, in denen die Dresdener Bank ihre Hand hatte, blicken die Fachkreise mit Neid; denn Rußland scheint unseren Elektrikern noch paradiesischer als Italien. Viel besprochen wurde die Aufhebung des wichtigen Patentes Bullier für Kalcium-Karbid Fabrikation. Die das Patent anfechtende Anstalt will nicht selbst fariziren, sondern den vermehrten Fabriken ihre Oefen verkaufen.

Daß es der preußischen Regirung gelingen könnte, die Industrie in der Provinz Posen wesentlich zu stärken, wird in Fachkreisen vielfach bezweifelt. Man zeigt einfach auf die Landkarte und sagt, der Vergleich zwischen der Bahndichtigkeit der übrigen Provinzen und dieses Distriktes müsse Jedem die Augen öffnen. Eine Industrie, meinen die Praktiker, läßt sich nicht im Handumdrehen schaffen. Und dennoch stehen Marienburg-Mlawka bei nur $2^1/_4$ Prozent Dividende 87 Prozent. Das veranlaßt die Interessenten der luxemburgischen Prinz Henri-Bahn, bei $4^1/_5$ Prozent Dividende einen Kurs von 112 als billig hinzustellen.

Wechselnden Erwägungen unterlagen diesmal Kohlenaktien, da das Publikum sich von der Vorstellung nicht frei machen kann, das Syndikat müsse die Preise erhöhen. Nun wird unsere Ruhrkohle zwar von zwei Seiten in großen Mengen gebraucht: von unserer rastlos arbeitenden Industrie und von den fremden Konsumenten, die sonst englische Kohlen nahmen; was aber nützen Preiserhöhungen, wenn das Syndikat gar keine disponiblen Mengen mehr hat? Wenn der Generaldirektor von Gelsenkirchen seine gewichtige Stimme gegen solche Steigerungen erhebt, will er nicht etwa, wie neulich so rührend geschildert wurde, die großgewerblichen Kunden vor Schaden bewahren, sondern er lehnt nur eine Maßregel ab, die den Zechen nach Lage der Dinge vor dem nächsten Jahr überhaupt keinen Nutzen bringen könnte. Wozu auch noch theure Sätze, die von Laienaugen als Mehrung des Profites angesehen und verdammt werden, in Wirklichkeit aber höchstens den so verhaßten Zwischenhändlern zu Gute kämen, denen bekanntlich vom Syndikat nicht allzu viel gegönnt wird? Wenn aber wirklich noch große Mengen disponibel wären — thatsächlich reißt man sich um die kleinsten Quantitäten —, d e von den höheren Preisen gleich Nutzen hätten, auch dann wäre es von dem Generaldirektor Kirdorf nur verständig und vorsichtig, daß er darauf hinweist, wie oft solche Improvisationen sich schon durch Rückschläge gerächt haben. Anders liegen die Verhältnisse für Cokes; da ist im letzten halben Jahr die Nachfrage schwächer geworden. Lohnerhöhungen sollen übrigens unter der Hand schon seit einiger Zeit bewilligt worden sein, von Fall zu Fall bei der Anstellung neuer Arbeiter. Vor einer Massenforderung fürchtet man sich kaum. In den steigenden Unkosten der letzten Monatsausweise sind die Spuren der Lohnerhöhungen bereits zu erkennen.

Pluto.

Notizbuch.

Während dieses Heft gedruckt wird, rüsten die Parteien noch zum zweiten Wahlgange, in dem sie fast die Hälfte aller Mandate zu erstreiten hoffen oder zu verlieren fürchten. Ueber das Gesammtergebniß der Reichstagswahlen wird deshalb erst in der nächsten Woche zu sprechen, der Stimmung des Volksorganismus, dem dieses Ergebniß entstammt, dann erst die Diagnose zu suchen sein. Mit Schlagwörtern wird diesmal noch weniger als gewöhnlich erreicht. Es handelt sich um Erscheinungen, die auch in manchem Nachbarlande die Regirungen schrecken, die Méline und Rudini gestürzt haben und die man nicht mit einem bequemen Sprüchlein abthun kann. Aengstlichen Seelen sei gleich aber gesagt, daß die Verbündeten Regirungen auch im nächsten Reichstag für Alles, was sie begehren, eine willfährige Mehrheit finden werden.

* * *

Ein Leser der „Zukunft" schreibt mir:

„Sehr geehrter Herr Harden, mit der im vorigen Heft erwähnten Begründung des Urtheils gegen die adlershofer Illuminatoren hat mir der Amtsrichter Dr. Bornhagen in Köpenick ganz aus der Seele gesprochen. Auch für mich hatte die Illumination am achtzehnten März etwas „unendlich Trauriges" an sich und ich bin dadurch, obwohl ich still in Berlin saß, in meinem Gefühl als Staatsbürger und königtreuer Mann auf das Tiefste belästigt, beunruhigt und gekränkt worden. Meine Empfindlichkeit geht aber, wie die eines großen Theiles meiner staaterhaltenden Mitbürger, noch viel weiter und ich fühle mich, wie ich offen gestehe, schon schwer verletzt, wenn an gewissen Festtagen einzelne Individuen ihre Dreistigkeit so weit treiben, im Dunkeln zu bleiben und nicht zu illuminiren. Das muß anders werden. Im Interesse des Deutschen Reiches muß die Pflicht, Feste zu feiern, unbedingt obligatorisch geregelt werden. Rußland ist uns darin, wie in den meisten Dingen — abgesehen von unserer großartigen auswärtigen Politik — voraus. Damit die russisch-kaisertreue Empfindung auch nicht im Geringsten gekränkt werden kann, wird dem Hausbesitzer dort amtlich genau vorgeschrieben, wie er es zu machen hat. Die Polizei verlangt zunächst von ihm, daß er zwei russische Nationalflaggen in normaler Frontbreite anschafft. Die weise Fürsorge der löblichen Behörde fordert sogar, daß die Flaggenhülsen schon während des Baues der Baupolizei vorgelegt werden, damit festgestellt werden kann, ob die Fahnen die richtige, der Vorschrift genügende Größe haben. Selbstverständlich erstreckt sich das polizeiliche Gebot auch auf die Illumination, die sich nach einem sinnreichen Rezept vollzieht. Vor jedem Haus haben an der äußersten Kante auf dem Trottoir, in Abständen von je einem Meter, große Fettflammen zu lodern, die sich aus blumentopfartigen Gefäßen mittlerer Größe speisen. Die Zahl der Flammen muß sich genau nach der Breite des Hauses richten; auch die Topfgröße muß entsprechend sein, auf daß kein Gefühl verletzt werde. Aber dieser geregelte Festschmuck befriedigt nicht nur das politische, das kaisertreue, sondern auch das künstlerische Gefühl: man bedenke nur die herrliche Wirkung solcher von Amtes wegen befohlenen Symmetrie! Doch auch die soziale Bedeutung der Sache ist nicht zu verkennen; überlegen Sie nur: der arme Hauseigenthümer kann selbst von dem reichsten Hoflieferanten nicht in den Schatten gestellt werden. Nicht wahr: Das sind doch idealere Zustände als die des faulen Westens einschließlich des Deutschen Reiches, wo man auf Schritt und Tritt schwer gekränkt wird?" Gewiß; aber es wird mit der Zeit auch bei uns besser werden. Segensreich ist ja schon die Einsicht, daß es besser werden muß. Und die hat mit seinem Urtheil Herr Doktor Bornhagen bewirkt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Dampfpflüge

bauen wir in den bewährtesten Constructionen von Mk. 28,000 an.

Strassenlocomotiven

und

Dampfstrassenwalzen

bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen praktischen Grössen und zu den mässigsten Preisen.

John Fowler & Co.

in Magdeburg.

Kgl. Soolbad Elmen

unw. Magdeburg. St. Elmen-Salze. Post- u. Telegr. **Gr.-Salze.** Schnellz.-St. **Schönebeck a. E.,** v. da Pferdeb. u. Droschk. n. **Elmen.** Frequenz: 1897: 4453. **Saison vom 15. Mai bis Ende September.**

Aeltestes Soolbad.

Erfolgr. Anwend. geg. **Gicht, Rheuma, Scrophulose, Nervosität, chron. Gelenkentzünd., Hämorrhoidalleid.,** alle Art. **Frauenkrankheit., Blutarmuth, Sterilität, Rachen-, Kehlkopf- u. Nasenkatarrhe. Soolwannen-, Soolschwimm-, Sooldampf-, Sooldunst- (Inhalat), Bromreiche Mutterlaug.-, Schwefel- u. Kohlensäure-Bäder. Trinkquelle.** Wandelbahn m. Trinkh. f. alle Mineralwass. Thierärztl. überw. **Molk.** Hochdr.-Wasserleit. **Ozonr. Luft** an d. ca. 2 km lg. Gradirwerk, namentl. f. **Reconval.** Ausg. Badepark, Fahrradb., Bade-Kap. v. 31 M. Milit.- u. Künstl.-Conc., Reunions, Theat., Lawn-Tennis-, Kinderspiel-Plätze etc. — **Prospekte u. Auskunft durch d. Kgl. Badeverwaltung.**

Patente besorgt u. verwertet gut und schnell

B. Reichhold Ingenieur. Auskunft kostenlos.

Berlin, Luisenstr. 24. Hamburg, Düsseldorf, London.

Königl. Bad Oeynhausen

Sommer- und Winterkurort. Station der Linien Berlin-Köln und Löhne-Hildesheim. Sommersaison v. 15. Mai bis Ende Sept. Winterkur vom 1. Oktober bis Mitte Mai. **Kurmittel:** Naturw. kohlensaure Thermalbäder; Soolbäder; Sool-Inhalatorium; Wellenbäder; Gradirluft; Medikomechan. Zanderinstitut; Röntgenkammer; Vorzügl. Molken- und Milchkuranstalt. **Indikationen:** Erkrankungen der Nerven, des Gehirns und Rückenmarks, Gicht, Muskel- u. Gelenk-Rheumatismus, Herzkrankheiten, Skrophulose, Anämie, chron. Gelenkentzündungen, Frauenkrankheiten u. s. w. — Große Kurkapelle, ausgedehnter Kurpark, Theater, Bälle, Konzerte. Allgem. Wasserleitung und Schwemmkanalisation. Prospekte und Beschreibung übersendet frei **die Kgl. Badeverwaltung**

Bilz 'Naturheilanstalt

Sanatorium I. Ranges, Dresden-Radebeul. 3 Aerzte.
Günstige Kurerfolge bei fast allen Krankheiten. Prosp. frei.

Naturheilkunde.

Bestes Buch der Naturheilkunde. 500 000 Expl. verkauft. 1900 Seiten, 550 Abbild. Geb. M. **12.50** durch **Bilz' Verlag, Leipzig** u. alle Buchhandl. Tausende Kranke verdanken dem Buche völlige Wiedergenesung.

Hoffmann-

Pianos

neukreuzs., Eisenbau, mit größt. Tonfülle, in schwarz od. Nußb., liefs. z. Fabrikpr. unt. 10jähr. Garantie, gegen Theilz. mtl. Mk. 20 ohne Preiserh., nach auswärts frk., Probe (Referenzen u. Katal. gratis)

Leipzigerstr. 50, Berlin.

17fach preisgekrönter original

Messers Samariter

per Liter Mk. 2

Magenliqueur

Postkistchen mit 2 Literflaschen zu Mark 5 franco gegen Nachnahme

Wiederverkäufer Rabatt

F. Messer, Liqueurf. Mainz

Glau's Muster-Naturheilanstalt

Johannisbad

Eisenach 32 Thüringen

den höchsten hygienischen Anforderungen entsprechend. Ausserordentl. Erfolge bei chron. Leiden, bes. **Frauenleiden** d. Thure-Brandt-Massage. **Aerzte und Aerztin** in der Anstalt. Illustr. Prosp. u. Kurberichte gratis d. d. Direktion

Johann Glau.

Wiesbaden

Dr. Lehr'sche Kuranstalt Bad Nerothal für Nerven- u. chron. Krankheiten. Alle physikalischen Heilmethoden (auch Thermalbäder). Civile Preise. Prospect franco.

Interessante Neuheit!

RADLE MIT MUSIK

Schönstes Vergnügen auf

Ausflügen.

Gleichmässiges Tempofahren nach dem Rhythmus der Melodien.

Fahrrad-Musik-Apparat

„Troubadour"

ist an jedem Rade anbringbar, hat auswechselbare Notenscheiben, spielt automatisch 500 Stücke, leicht an- und abstellbar. Preis 54 M rk.

Fabrik pat. Fahrrad-Musikwerke

Rubert & Co., Hamburg,

Wiederverkäufern Rabatt.

Umtausch gestattet. Silber M. 18.— Stahl M. 14.—

Gebr.

Levi

Hofuhrmacher

Stuttgart

Königsstr. 60

versenden diese reizende Damen-Stahluhr komplet mit Brosche und Etui für M. 14.—, die gleiche in echt Silber mit Brosche und Etui M. 18.— franko gegen Nachnahme.

Preislisten über Uhren aller Art gratis.

Auskünfte, Beobachtungen, Ermittelungen, Beschaffung von Beweis- resp. Entlastungsmaterial i. Civil-, Criminal- und Patentangelegenheiten.

Technikum Hildburghausen. Getrennte Fachschule für Maschinen- & Elektrotechniker, Baugewerk & Bahnmeister etc.

Nachhilfecurse ● Rathke, Herzogl. Direktor.

Dampfpflüge

bauen wir in den bewährtesten Constructionen von Mk. 28,000 an.

Strassenlocomotiven

und

Dampfstrassenwalzen

bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen praktischen Grössen und zu den mässigsten Preisen.

John Fowler & Co.

in Magdeburg.

Cabinet-Comet
Graeger-Sect
Gold & Silber
Zu beziehen durch die Weinhandlungen
Carl Graeger
Sect-Kellerei
Hochheim a/M.

Fort mit den Hosenträgern!

Zur Ansicht erhält jeder frco. geg. frco.-Rücksendg. 1 Gesundheits-Spiralhosenhalter. Bequem, stets passend, gesunde Haltg., keine Athemnoth, kein Druck, kein Schmerz, kein Knopf. Preis 1,25 M. Briefm. 3513M. p Nachn.) S. Schwarz, Berlin C. Neue Jakobstr 9. Verlr. ges.

Bilz' Naturheilanstalt

Sanatorium I. Ranges, Dresden-Radebeul. 3 Aerzte. Günstige Kurerfolge bei fast allen Krankheiten. Prosp. frei.

Naturheilkunde.

Bestes Buch der Naturheilkunde. 500 000 Expl. verkauft. 1900 Seiten, 550 Abbild. Geb. M. 12.50 durch Bilz' Verlag, Leipzig u. alle Buchhandl. Tausende Kranke verdanken dem Buche völlige Wiedergenesung.

Sanatorium Dr. Hans Lehrecke

Königliches Bad Rehburg (Hannover).

Heilanstalt für Hals- u. Lungenleidende, sowie für Reconvalescenten und Erholungsbedürftige. — Prospecte gratis.

Näh. im Prosp.

Dr. Emmerich's Heilanstalt

für **Nerven-** und **Morphium-** und dergl. **Kranke**

Entziehungskuren ohne Qualen und Zwang

Baden-Baden.

Siehe Dr. E., Die Heilung d. chronischen Morph. ohne Zwang und Qualen. Verlag H. STEINITZ, Berlin. II. verm. u. verb. Auflage.

Dirig. Arzt: Dr. Emmerich. II. Arzt: Dr Leibold.

Glau's Muster-Naturheilanstalt

Johannisbad Eisenach 32 Thüringen

den höchsten hygienischen Anforderungen entsprechend. Ausserordentl. Erfolge bei chron. Leiden, bes. **Frauenleiden** d. Thure-Brandt-Massage. **Aerzte und Aerztin** in der Anstalt. Illustr. Prosp. u. Kurberichte gratis d. d. Direktion *Johann Glau.*

17fach preisgekrönter original Messer's Samariter per Liter Mk 2. Magenliqueur

Postkistchen mit 2 Literflaschen zu Mark 5 franco gegen Nachnahme

Wiederverkäufer Rabatt

F. Messer, Liqueurf. Mainz

Hoffmann-

Pianos

neukreuzs., Eisenbau, mit größt. Tonfülle, in schwarz od. Nußb., lief. z. Fabrikpr. unt. 10jähr. Garantie, gegen Theilz. mtl. Mk. 20 ohne Preiserh., nach auswärts frt., Probe (Referenzen u. Katal. gratis)

Leipzigerstr. 50, Berlin.

Preislisten über Neuheiten in

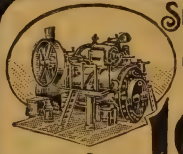
Postkarten-, Briefm.- u. Liebigbilder-Albums

versenden gratis

BAUMBACH & Co G.m.b.H

LEIPZIG.

Bestellungen
auf die
Einbanddecke
zum XXIII. Bande der „Zukunft"
(Nr. 27—39. III. Quartal des VI. Jahrgangs),
elegant und dauerhaft in Halbfranz, Seitendecken in Leinwand, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark **1.50** werden **von jeder Buchhandlung** entgegengenommen.



Sparsamste Betriebsmaschinen für Industrie u. Landwirthschaft

LOCOMOBILEN

von 4 bis 200 Pferdekr. mit ausziehb. Röhrenkessel

PREUSS. GOLDENE u. Sächsische Staats-Medaille.

Bedeutendste Locomobilfabrik Deutschlands.

R. Wolf

MAGDEBURG-BUCKAU

ARTHUR KOPPEL Feldbahnfabrik

BERLIN N.W.

BOCHUM HAMBURG

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109775087